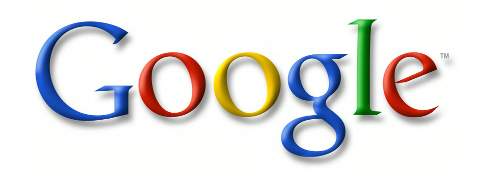
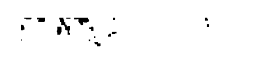
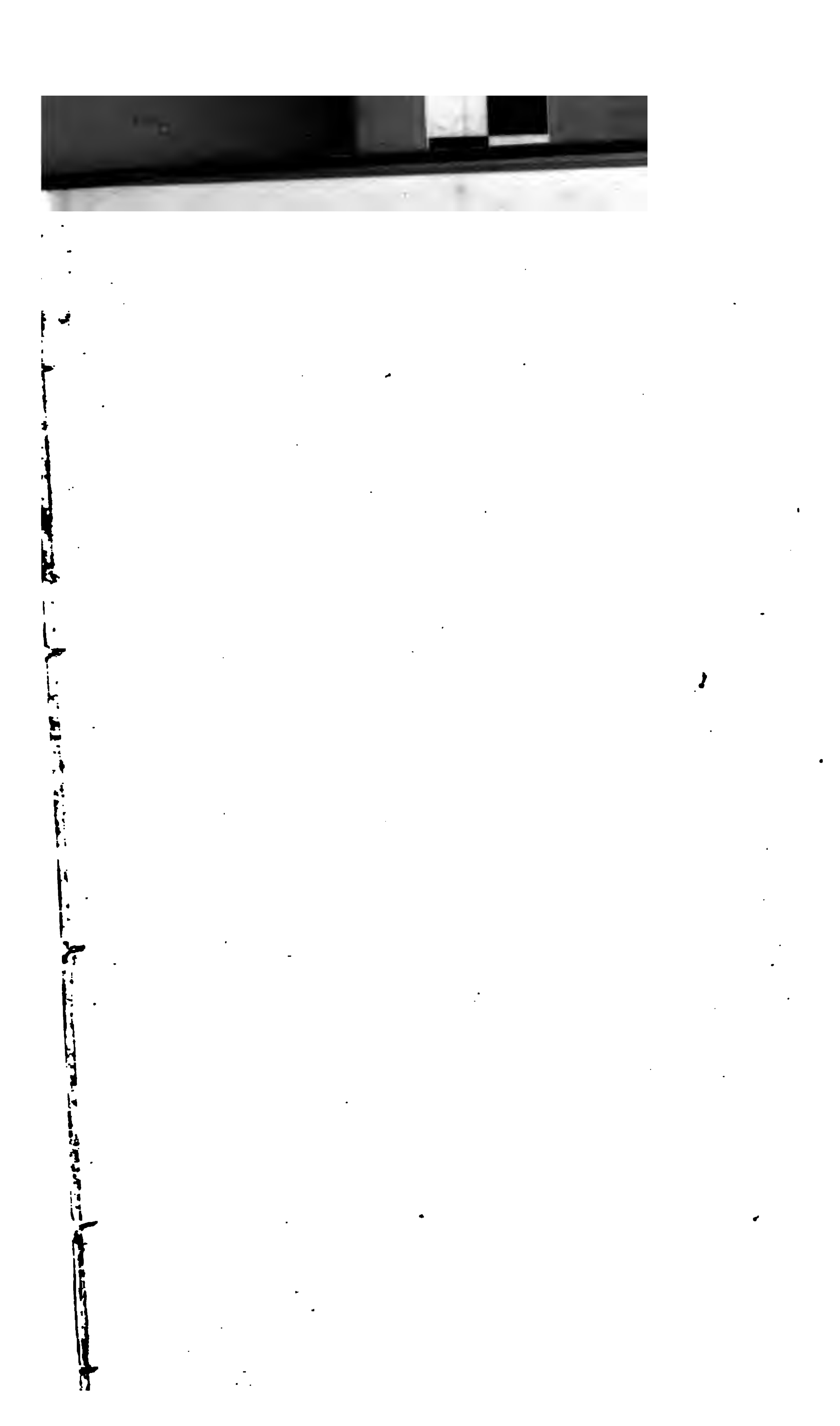












Feiertagsbelustigungen der Neger in Sierra Leone.



Evangelisches
Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben
im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft
von
Dr. Hermann Gundert.

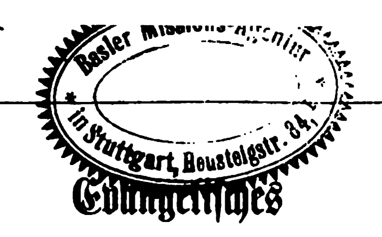
Neunter Jahrgang. 1865.

Basel,
im Verlag des Missions-Comptoirs.
In Commission
bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaiers Verlag (C. Detloff) in Basel.

Druck von C. Schultze.



Feiertagsbelustigungen der Neger in Sierra Leone.



Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Hermann Gundert.

Neunter Jahrgang. 1865.

Basel,

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission

bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaiers Verlag (C. Detloff) in Basel

[illegible]

Inhalt.

Illustrationen.

Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.



Die Sklaverei der Neger
in Nordamerika.

Was auch immer das Ende des amerikanischen Krieges sein mag, wir können die Wiedererwählung des Präsidenten Lincoln (8. November 1864) nur mit Dank begrüßen, sofern sie uns dafür bürgt, daß die bisher gewonnenen Resultate nicht leichtsinnig aufgegeben werden. Wir wiederholen es (vgl. Miss. Mag. 1863, S. 258 ff.), der Krieg hat bereits die Befreiung vieler Neger herbeigeführt, während er in jedem Fall die Emancipation der übrigen vorbereitet. Besehen wir uns nun näher den Zustand der Sklaverei in dem neuen Lichte, das die letzten Jahre darüber verbreitet haben.

Vor dem Ausbruch des gegenwärtigen Kampfes waren der Mittel, über das Loos der Sklaven in's Klare zu kommen, nur wenige, und zudem konnte in den meisten Fällen ihre Zuverlässigkeit in Zweifel gezogen werden. Auf der einen Seite hatte man die Darstellungen der Sklavenhalter und ihrer Freunde, die, wenn auch noch so aufrichtig gemeint, doch immer nur einen Theil der Wahrheit enthielten. Ist es doch in allen Ländern so, daß die besten Brodherren stets die Bereitwilligsten sind, sich über die Lage ihrer Untergebenen auszusprechen, gewöhnlich aber auch die Unwissendsten in Betreff aller in ihrem Geschäftszweig stattfindenden Mißbräuche. Wie viel mehr nun muß dieß der Fall sein bei der Sklaverei, wo jeder denkbare Uebelstand in der Art der Arbeit hundertfach erschwert werden kann durch die unbeschränkte Gewalt des Arbeitgebers und das Dunkel, in das er sein Verfahren zu hüllen vermag. Natürlich treten da nur Solche an das Licht der Oeffentlichkeit, die es nicht zu scheuen brauchen oder wenigstens glauben, sie haben keine Ursache, es zu scheuen, — Leute, die

vergleichungsweise im Lichte wandelnd, keine Ahnung haben von den Werken der Finsterniß, von denen sie umgeben sind. Zudem übt der Sklavenbesitz eine isolirende Macht. Die besten Herren so gut wie die schlechtesten, möchten am liebsten keine Nachbarn haben, da jede Berührung mit andern Pflanzungen leicht der Autorität des Sklavenhalters schadet.

Schien aber das Urtheil der Pflanzer und ihrer Freunde und Gäste dieser „patriarchalischen Einrichtung" zu günstig, so setzte man auf der andern Seite bei den Schilderungen ihrer Gegner leicht allzu grelle Farben voraus. Zudem beschränkte sich das Urtheil Solcher, die eine mehr als nur oberflächliche Kenntniß der Verhältnisse hatten, wie z. B. flüchtige Sklaven, auf die Pflanzungen, denen sie einst angehörten, und ihre Aussagen konnten durch Leidenschaft und Bitterkeit entstellt sein. Beinahe dieselben Einwendungen ließen sich gegen das Zeugniß von Weißen erheben, die nach längerem Aufenthalt in den Sklavenstaaten dieselben wieder verlassen hatten, entweder der Gewalt oder ihren eigenen Gefühlen nachgebend.

Ganz anders ist das geworden seit dem Ausbruch des Kriegs. Innerhalb all' der Staaten, welche die Heere der Union ganz oder auch nur theilweise überfluthеten, hat die Sklaverei jetzt keine Geheimnisse mehr. In all' ihren verschiedenen Gestalten — auf den Baumwollenpflanzungen der Uplands sowohl, als der See-Inseln, auf den Zuckerpflanzungen Louisiana's, auf den Reisfeldern Süd-Karolina's und Georgia's und bei der Einsammlung des Terpentins in Nord-Karolina — liegt sie bloß und aufgedeckt vor Jedermanns Augen da, und was ihren Blicken etwa entgeht, das hören die Soldaten von den Schwarzen. Zu dem Zeugniß einer halben Million schon jetzt befreiter Sklaven kommt das vieler Weißen, vor deren Mund nun kein Schloß mehr liegt, über den Werth des „patriarchalischen Systems".

Natürlich sind der Unterschiede und Schattirungen in den Zuständen der Neger unzählige. Nirgends fehlt es an freundlichen Herren; doch ist das Loos der Sklaven zwischen Virginien und Louisiana im Ganzen ein zunehmend schwereres, je weiter man nach Süden und nach Westen vordringt. Es ist ein häßliches, grauenerregendes Gemälde, das sich da vor unsern Augen entrollt und das Schlimmste, was vereinzelte Stimmen seither über amerikanische Sklaverei gesagt, mehr als bestätigt. Gewiß die Wirklichkeit ist viel schrecklicher als die Schilderungen, die in die Ferne drangen; und Hunderte und

Tausende von Demokraten, die sich laut zu der Beibehaltung der Sklaverei bekannten, sind nach kurzem Aufenthalt im Süden zu feurigen Abolitionisten geworden.

Die Sklavengesetze waren längst bekannt. Man wußte, daß sie den Schwarzen nicht als Person, sondern als Sache behandeln, daß sie für ihn keine geordnete Ehe zulassen, weil sie keine Strafe enthalten für die frevelhaftesten Angriffe eines Herrn auf die Tugend seiner Sklavin, und keine Schranke gegen das Zerreißen der Familienbande eines Mannes und seine anderweitige Ausnützung; daß sie ihm keine Eigenthumsrechte einräumen, seinen Unterricht verbieten und sein Zeugniß einem Weißen gegenüber für ungültig erklären, obgleich sie auf seine Ermordung oder barbarische Mißhandlung eine Strafe setzen; — aber, hieß es, so lautet nur der Buchstabe, im Leben gestaltet sich das Verhältniß der Sklaven ganz anders. Hier hatte Jemand einen wohlgenährten Sklaven gesehen, hier andere singen und lachen hören, — Beweise genug, daß die Sklaven nicht übermäßig angestrengt und recht guten Muthes sind. Dort hatte eine Dame den Putz einiger Negerinnen bemerkt, folglich müssen die Sklaven Geld in Menge haben. Und ist es nicht Allen, welche Zeugen von der Rückkehr eines Sklavenhalters waren, in frischer Erinnerung, wie vergnügt seine Leute schienen? Demnach hängen die Sklaven mit großer Liebe an ihren Herrn. Mit einem Wort: liegt es denn nicht im Interesse jedes Sklavenbesitzers, sein Eigenthum möglichst zu schonen?

Die schlimmste Seite der Sklaverei ist entschieden die *sittliche*. Wenn kein einziger äußerer Uebelstand daran haftete, wenn jeder Sklave vollauf zu essen und zu trinken, gute Wohnung, Kleidung, mäßige Arbeit und in kranken Tagen sorgfältige Pflege hätte, wäre sie dennoch verabscheuungswürdig, und es bliebe immerhin verwerflich, daß ein Mann nicht Mann, ein Gatte nicht Gatte, ein Vater nicht Vater sein darf. Dennoch ist's der Mühe werth, von der Art *körperlicher Pflege*, die den Sklaven zu Theil wurde, sich genauer zu überzeugen, um so mehr, da dieser Punkt auch seine sittliche Bedeutung hat. Die Einreihung der Neger in die Armee hat gezeigt, daß das Knallen der Peitsche des Aufsehers, wenn er die Sklaven zur Arbeit ruft, nicht wie Einige behaupten wollten, nur eine unschuldige Musik zu ihrer Anspornung ist. Dazu hat sie zu tiefe Furchen gezogen auf der Haut von Tausenden, die bei der Musterung angenommen, und von viel Mehreren noch, die zurückgewiesen wurden.

Berichtet doch ein Wundarzt aus einem in Tennessee stehenden Michigan-Regiment, daß unter 600 Neger-Rekruten, die er zu mustern hatte, Einer unter fünf die Spuren schwerer Hiebe trug, deren Narben man mit einem und oft mit zwei Fingern nicht bedecken konnte, während er in einem einzigen Fall mehr als 1000 Striemen von sechs bis acht Zoll Länge fand. Und das zu einer Zeit, in der es unter den Farbigen schon ziemlich bekannt sein mußte, welcherlei Gebrechen sie vom Militärdienste ausschließen. Frühere Berichte stellen das Verhältniß noch weit ungünstiger. Aus Louisiana meldete ein Offizier, daß unter fünfzehn nicht Einer frei sei von Narben, und daß mehr als die Hälfte zurückgewiesen werden müssen wegen Untüchtigkeit durch Peitschenhiebe und den Biß der Hunde; und ein Wundarzt berichtet, daß unter 700 Rekruten mehr als die Hälfte die Spuren verschiedener Mißhandlungen tragen, die Einen nur von Peitschenhieben, Andere aber auch von Messerstichen, Schußwunden oder Keulenschlägen, die ihre Knochen zersplitterten; Etlichen waren, um ihre Flucht zu verhindern, die Sehnen abgeschnitten worden. General Saxton endlich bezeugte aus Süd-Karolina, Georgia und Florida der Kommission für befreite Sklaven, daß unter den Negern kaum Einer zu finden sei, dessen Rücken nicht mit Narben bedeckt wäre. — Hierin scheinen Osten und Westen einander ziemlich gleich. Es werden uns aber noch ausgedachtere Beispiele „väterlicher Züchtigung" berichtet. Zu Zeiten wird ein Sklave in ein Loch im Boden gesteckt, in welchem gerade Raum ist für seinen Körper, und über ihm die Thüre geschlossen; in dieser Lage konnte er zwei bis drei Wochen, ja einen ganzen Monat gelassen werden, wenn ihn der Tod nicht früher erlöste. Die Feder sträubt sich, eine andere Strafe zu beschreiben, die schon wiederholt angewendet worden sein soll, und die darin besteht, Menschen in lebendige Abtritte zu verwandeln, mit künstlichen Mitteln zur Vermehrung der Exkremente. Eine der Frauen in Port-Royal hatte (nach Nordhoff) eine so unmenschliche Behandlung erfahren, daß sich davon nicht schreiben läßt; nicht nur ihr Rücken, sondern auch ihre Brust trugen die Spuren unbarmherziger Peitschenhiebe. Aus der Nähe von Port-Royal berichtet auch ein schwarzer Augen- und Ohrenzeuge, der später keine Ruhe mehr hatte, bis er, einer sehr vortheilhaften Stellung entsagend, in die Armee eingetreten war: wie er einst durch ein furchtbares Geschrei in den Hof der Pflanzung gelockt, dort eine junge Sklavin auf dem Boden liegend fand, Hände und Füße an

Pfosten gebunden, während ihr Gebieter auf ihr stand und sie mit einem Lederstrang so furchtbar schlug, daß jeder Hieb das Fleisch aufriß oder wenigstens schwellen machte. Wurde der Jammer der Armen zu laut, so gab ihr Peiniger mit seinen schweren Stiefeln ihr einen Stoß ins Gesicht. Dann ließ er ein Licht und Siegellack holen und goß die brennenden Tropfen in die Wunden. Ueber dieser Beschäftigung erholte er sich von seiner Erschöpfung so, daß er gleich darauf durch Schläge mit seiner Reitpeitsche das Siegellack wieder abklopfte. Zwei erwachsene Töchter des Hauses sahen vom Fenster aus diesem Schauspiel zu; und das Vergehen der Sklavin war, daß sie — die Waffeln zum Frühstück verbrannt hatte! Und ein farbiger Prediger schreibt: „Ich kenne einen Geistlichen in Alabama, der an einem Sonntagsmorgen seinem Sklaven 407 Streiche mit einem Geschirrriemen gab, an denen derselbe starb. Als jener dann drei Stunden später seiner Gemeinde predigte, sagte er, der Neger habe sich ihm so leidenschaftlich widersetzt, daß er aus Zorn gestorben sei. Sein Vergehen war, daß er die Mähne von seines Herrn Pferde nicht gekämmt hatte."

Das sind Zeugnisse von Farbigen. Wir können aber auch das eines Weißen anführen, das uns die „patriarchalische Einrichtung" von ihrer frommen Seite zeigt: „Einer meiner Freunde," erzählt William Taylor in seiner Schrift über die Ursachen und wahrscheinlichen Wirkungen des Kriegs, „sah im Shenandoah-Thale in Virginien, im Hofe eines Nachbarhauses, eine farbige Frau bei den Händen an einen Balken aufgehängt. Fast ganz nackt, war sie so lange gepeitscht worden, bis sie nicht mehr laut stöhnen konnte, noch immer aber stak in ihrem Munde als Knebel ein Welschkornkolben. So ließ man sie hängen, bis ihr Herr sein Frühstück eingenommen und Familienandacht gehalten hatte. Vergeblich trat mein Freund ein und bat, sie herabzunehmen, noch vor der Morgenandacht..... Ich kenne diese fromme (?) Familie wohl, und ihre drei Kinder, William, Arthur und Adeline werden im Alter von fünf bis zehn Jahren dadurch an's Regieren gewöhnt, daß sie jenes arme Weib nach Belieben schlagen dürfen. Sie war auch so mit Striemen und Narben bedeckt, daß ihr Anblick unnatürlich abstoßend war."

So sah es in den östlichen Küstenstrichen aus. Aber mit dem gefürchteten Südwesten erst betreten wir das Land der Messerstiche, Keulenschläge, Hundebisse, Schußwunden und Lähmungen, von denen

unser Regimentswundarzt berichtet. So schrecklich auch seine Mittheilungen lauten, hat er es indeß nur mit Männern und mit Lebenden zu thun. Andere, geplagtere Geschöpfe, die auf Erden nicht mehr zeugen können, sind schon vor einem höhern Richterstuhl erschienen. Mr. Aughey, beim Ausbruch des Kriegs Prediger in Mississippi und Verfasser des „eisernen Feuerofens", läßt uns einige Blicke thun in ihre überstaudenen Qualen. — „Herr P. ließ eine Negerin zu Tode peitschen, während ich bei einer Presbyterialsitzung in seinem Hause war. — Frau F. peitschte eine halbe Stunde von meinem Wohnort einen Knaben zu Tod. — Herr C. strafte seine Sklaven dadurch, daß er ihnen mit seinem Taschenmesser die Fußsohlen aufschlitzte. Derselbe 'Patriarch' legte einst einen seiner Sklaven in eine Baumwollenpresse und drehte die Schraube so lange, bis er den Geist aufgab. 'Er habe ihn nur ängsten wollen, aber den Spaß zu weit getrieben,' sagte er hernach." — Die Gesetze, die in jedem Staate gegen die Ermordung oder Mißhandlung der Sklaven bestehen, werden demnach kaum genauer beachtet, als Gesetze der Wölfe gegen die Erwürgung der Schafe beachtet würden, wenn kein Schaf als Zeuge auftreten dürfte. Dann und wann nur geschieht es auch in diesem finstern Südwesten, daß ein besonders barbarischer Akt von Grausamkeit selbst die weiße Bevölkerung empört und der Uebelthäter gelyncht oder sein Haus niedergebrannt wird. Jene Frau F. wurde von der Todtenschau des „Todschlags durch grausame Behandlung" angeklagt, aber nicht weiter gegen sie verfahren.

Im eigentlichen Süden ist die Peitsche täglich ein wesentlicher Bestandtheil des ganzen Systems. Jede Nacht werden die Neger auf den großen Pflanzungen, wo ihrer Hunderte arbeiten, vor den Richterstuhl gebracht, auf dem der Aufseher thront. Ist er mit ihrer Arbeit nicht zufrieden oder sind sie mit ihrer Aufgabe nicht fertig geworden, so werden sie an einen Pfosten gebunden und gepeitscht. Von den Aufsehern aber sagt Aughey: „Ich habe nicht einen einzigen frommen gesehen. Sie sind im Allgemeinen schlimmer als die Pflanzer selbst, grausam, ausschweifend, ruchlos. Immer führen sie eine Peitsche, eine Drehpistole und ein Bowie-Messer bei sich." Die Furcht vor diesen Handhabern südstaatlicher Gerechtigkeit ist natürlich groß, und Aughey ist ein Fall bekannt, daß eine Frau an der Staupsäule aus Schrecken gebar.

Dem Belieben des Aufsehers ist es auch überlassen, wie weit er

die Sklaven entkleiden will. In Louisiana geschieht das bei Frauen vor der Geißelung oft bis zur völligen Nacktheit, und zwar nicht blos bei Schwarzen. „Da ist ein Mädchen," sagte einst Oberst H., ein Gemeindeglied in Aughey's Kirche, „deren sonnverbranntes Gesicht nicht sehr weiß ist, wenn ich sie aber entblöße, um sie zu peitschen, so finde ich ihre Hautfarbe so hell wie die meiner Frau." Also auch weiße Negerinnen werden dort bis auf die Haut entkleidet und gepeitscht.

Die Anhänglichkeit der Sklaven an ihre Herren läßt sich darnach bemessen; sie ist so groß, daß man nach Aughey's Angabe jede Nacht das dumpfe Gebelle der Bluthunde in den Mississippiwäldern hört. Wehe aber den eingefangenen Flüchtlingen! In Alabama geschah es einmal, daß ein Herr seinen entlaufenen Neger auf dem Heimweg mit einer schweren Peitsche so schlug, daß dieser zusammenbrach und nach einigen Stunden verschied. Die ganze Nachbarschaft aber bezeugte dem patriarchalischen Gebieter ihre Theilnahme, daß er einen so brauchbaren Diener verloren, und sah darin eine Warnung für „Niggers", bei ihrer Arbeit zu Hause zu bleiben.

Möchte aber noch immer Jemand sagen, die Neger seien nun einmal träge Gesellen und werden nur deßwegen gestraft, weil sie nicht arbeiten, wie sie sollten, so können wir uns nur freuen, daß die Peitsche mit allen Qualen der Sklaverei das nicht erreicht, was Menschen, welche befreite Schwarze als Menschen zu behandeln wissen, von ihnen erlangen. Zudem bezeugen die Berichte der bundesstaatlichen Regimentswundärzte, daß Viele, außer den Spuren körperlicher Mißhandlung, auch an Brüchen leiden, die anerkanntermaßen von Ueberarbeitung herrühren. Dieß kommt vielleicht am häufigsten vor in den Zuckerpflanzungen Louisiana's. Dort zählte Aughey an einem schönen Sonntagsmorgen siebenundzwanzig Zuckersiedereien in voller Thätigkeit. Die Sklaven mußten achtzehn Stunden des Tags arbeiten und durften in der Siedezeit auch Sonntags nicht rasten. Aber auch wo die Arbeit an und für sich nicht so schwer war und, wie z. B. auf den See-Inseln Süd-Karolina's, nur von Tagesanbruch bis Abends fünf Uhr dauerte, wurde sie dadurch erschwert, daß sie durch keine Ruhestunde unterbrochen war, in der die Arbeiter die Haue weglegen oder im Baumwollesammeln inne halten durften, um eine kleine Mahlzeit zu sich zu nehmen. Nur zwischen die Arbeit hinein konnten sie etwas essen, und wer am meisten darunter litt, das waren natürlich die Schwächsten, die Frauen und Kinder.

Auf diesen See-Inseln war es Sitte, von den Frauen bis zum Tage ihrer Entbindung Feldarbeit zu fordern, und wenn das Kind vierzehn Tage alt war, wurde die Mutter mit der Hacke wieder an die Arbeit geschickt. Die einzige Erleichterung, die ihnen auf den meisten großen Pflanzungen wurde, bestand darin, daß im Schatten einzelner, in entsprechender Entfernung von einander zu diesem Zweck gepflanzter Palmen, alte Frauen die Kleinen hüteten, bis zu bestimmten Stunden die Mütter kamen, um sie zu stillen.

Die Sklaven werden aber im Allgemeinen gut genährt? Es ist kein Zweifel, daß die Haussklaven reicher Familien in Hülle und Fülle leben, und das Gleiche gilt mehr oder weniger von allen Stadtsklaven. Ganz anders aber die Masse der südlichen Feldsklaven. Auf den See-Inseln erhielten sie von ihren Herren wöchentlich nur eine Metze Welschkorn, zu dem die gütigeren zur Zeit der härtesten Arbeit zwei- oder dreimal wöchentlich noch etwas Schinken, Zucker und Salz hinzuthaten. Frisches Fleisch kosteten sie vielleicht zwei- oder dreimal des Jahres. Davon allein können die Neger natürlich nicht leben: daher haben sie fast überall ein kleines Stück Land, das sie, wenn die Arbeit ihres Herrn gethan ist, für ihren eigenen Gebrauch bebauen. In den bessern Gegenden kann man da fast um jede Hütte her auch einen muntern Haufen Hühner und Tauben sehen; doch werden diese meist zum Verkauf, nicht zum eigenen Gebrauch groß gezogen, und die Erlaubniß dazu ist bloße Vergünstigung. Am meisten wird im Osten über ungenügende Nahrung geklagt; die härtere Arbeit des Westens erfordert natürlich auch reichlichere Speise. Und wer unter allem Mangel am meisten leidet, das sind wieder die Kinder. Gar manche der mageren elenden Geschöpfchen sind schon verschmachtet, weil die arme abgearbeitete Mutter keine Nahrung für sie hatte, und in den meisten Fällen leiden sie an der unnatürlichen Lust nach Sandessen. Doch genug von den physischen Wirkungen der Sklaverei. Betrachten wir nun ihre *sittlichen* Folgen.

Ist es nicht eine Schmach, daß Männer und Frauen, die sich Christen nennen, andere zu ihrem Hause gehörige Männer und Frauen wie Thiere dahinleben lassen, unbekümmert, ob ein Mann zwei oder drei Weiber hat, unbekümmert, ob eine junge Sklavin verheirathet ist, oder nicht, wenn sie nur Kinder gebiert. Daß zwischen Weißen und

Schwarzen keine rechtmäßige Verbindung stattfinden kann, ist in den Südstaaten eine angenommene Sache; die Zahl der hellfarbigen Neger aber beweist, daß der Abscheu der Weißen vor der Vermischung mit schwarzem Blut sich nur am Traualtar kund giebt. In Port-Royal bilden „gelbe Neger" einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung. In allen den neuerrichteten Schulen sieht man Kinder mit blauen Augen und hellem, meistens blondem Haar. Aus den in Hilton Head aufgefundenen Registern aller dort eingeschifften Sklaven ergiebt sich, daß die meisten derselben gemischter Abkunft waren. Diese Schiffsladungen aber waren größtentheils für den gefürchteten Süden bestimmt. Weiße Väter verkauften also ihre eigenen Kinder in eine härtere Sklaverei als die sie umgebende! Und Thatsache ist, daß im Süden und Südwesten, theils in Folge solcher Sendungen, theils in Folge der dort noch allgemeineren Sittenlosigkeit, die Zahl der „weißen" und „gelben" Neger noch bedeutender ist als im Osten. Aughey selbst predigte einst einer Negergemeinde, in der ihm gar manche blaue Augen und rothe Haare auffielen, und von der ein Drittheil so weiß war wie er selbst. Der schon mehrmals erwähnte Regimentswundarzt erzählt von drei Rekruten, deren Abstammung von Negern sich ihm bei der genauesten Musterung auch nicht durch das leiseste Merkmal verrieth; und General Neal Dow sah in der Gegend von Louisiana, aus der er schrieb, nur wenige Sklaven von ungemischter Abkunft. Viele Pflanzer haben Familien von weißen und andere von farbigen Kindern, die Ersteren zuweilen unter der Pflege der Letzteren. — Wir wollen die sittlichen Abgründe der Blutschande und anderer Greuel nicht ganz aufdecken, die sich vor dem tiefer blickenden Auge hier aufthun. Genug: die Keuschheit einer Sklavin hat keinerlei gesetzlichen Schutz, und manche von ihnen, so weiß wie ihre kaukasischen Schwestern, ist Jahr aus Jahr ein den rohen Händen eines grausamen ausschweifenden Aufsehers preisgegeben, der von Peitsche, Drehpistole und Messer freien Gebrauch macht und sie, ohne daß eine Seele unter dem Himmel sich ihrer erbarmte (wie das in allen südlichen Städten wieder und wieder geschieht), als öffentliche Dirne verkaufen oder vermiethen kann.

Man hat die Sklaven als Thiere behandelt; wer sollte sich wundern, wenn Viele von ihnen thierisch geworden sind? Die farbigen Zeugen, welche hierüber schon vernommen wurden, sprachen sich sehr offenherzig aus. Neid, Eifersucht, Eigennutz, Feigheit, Lügenhaftigkeit, Untreue kleben ihren Aussagen nach den meisten ihrer Stammgenossen

an. Für Diebstahl halten sie nämlich nur das, was sie andern Sklaven entwenden; ihren Herren, die ihnen Alles nehmen, ihrerseits auch zu „nehmen“ so viel sie können, ist allgemeiner Grundsatz. Auch herzlos und grausam zeigen sich Viele, seit man angefangen hat, sie zu Werkzeugen der Grausamkeit ihrer Herren zu machen und Strafen, oft sogar tödtliche Strafen, durch sie vollziehen zu lassen. Bei all' ihrer Empfänglichkeit für religiöse Eindrücke ist ihre Religion sehr oft bloße Gefühlssache, so daß auch manche „fromme“ Sklaven kein Bedenken tragen, von ihren Herren zu „nehmen“.

Vergessen wir dabei jedoch nicht, daß sie aller Mittel beraubt sind, in der Erkenntniß Fortschritte zu machen, da in Mississippi z. B. Jeder, der es versuchen wollte, einen Sklaven lesen oder schreiben zu lehren, vor Gericht gefordert würde, und ein (weißer) Vater schon mit zwanzig Peitschenhieben bestraft wurde, weil er seinen Sohn unterrichtete. Von den 8000 Negern, die mit Port-Royal der Regierung der Vereinigten Staaten in die Hände fielen, konnten auch nur ein Paar ältere Männer lesen. Lediglich Sache der einzelnen Pflanzer ist es, ob und wie weit sie ihre Sklaven, denen das Gesetz alle Mittel zum Selbstunterricht verwehrt, in der Religion unterweisen lassen wollen; und jeder Geistliche, der nicht gesunde Sklavendoktrin predigt, darf seiner Vertreibung oder der Lynchjustiz gewärtig sein. „Ich habe auch nicht Ein Beispiel von Sklaverei gesehen, das mir nicht sündhaft schien; mir scheint sie für Weiße und Schwarze gleichermaßen ein wirklicher Fluch;“ das ist das Resultat von Aughey's elfjährigem Aufenthalt in acht verschiedenen Sklavenstaaten.

Nur einen Zug noch haben wir diesem Gemälde beizufügen. So schlimm die Sklaverei schon an sich ist, ist sie im Verlauf der Zeit noch schlimmer geworden. Ihr innerstes Wesen offenbart sich natürlich am meisten in dem Staat, der als ihr Vorkämpfer aufgetreten ist und schon vor dreißig Jahren sich gern der Aufsicht der Regierung von Washington entzogen hätte — in Süd-Karolina, mit seiner die Weißen um 120,000 Seelen übertreffenden Negerbevölkerung.

Dort hat die Sklaverei von Jahr zu Jahr dunklere Schatten über das Leben der Geknechteten geworfen; dort erklären alle älteren Männer einstimmig, sie sei in ihrer Jugend milde gewesen, verglichen mit jetzt. Und ihr Anblick bekräftigt ihre Aussage; denn sie alle sahen noch frischer und intelligenter aus als die jüngere Generation, deren dumpfe Niedergeschlagenheit laut von den Wirkungen der neueren Praxis zeugt.

Was übrigens von Süd-Karolina zu sagen ist, gilt für den ganzen Süden. Ueberall ist seit einem Vierteljahrhundert die Sklaverei aus einer bloßen Gewohnheit mehr und mehr zum System und Prinzip geworden. Ihr Geldwerth wurde auf's einzelste hinaus berechnet; man wußte auf's genaueste, was von einem Manne in jedem besondern Arbeitszweig zu erzielen sei, wie lange er beim Baumwolle-, Reis- oder Zuckerbau ausdauern werde; man erwog, ob es vortheilhafter sei, mit seiner Kraft hauszuhalten oder sie schnell aufzubrauchen; und je nach dem Ergebniß dieser Ueberlegung wurden Nahrung, Kleidung und Wohnung bestimmt.

Mag man nun von den Südstaaten denken wie man will, sie selbst haben es bei der Gründung ihrer Konföderation durch den Mund ihres Vicepräsidenten ausgesprochen, daß ihre Musterrepublik sich „auf die große Wahrheit gründe, daß der Neger dem weißen Manne nicht gleich sei, daher die Unterordnung unter die höhere Rasse durch Sklaverei für ihn die einzig naturgemäße sittliche Stellung sei".

Jetzt scheint die Noth sie zu neuen Maßregeln zu treiben. Am 17. Oktober 1864 kamen die Gouverneure von fünf Südstaaten in Augusta (Georgien) zusammen, um sich zu berathen, was nun zu thun sei; und wunderbar ist ihr Beschluß ausgefallen. „Eine Aenderung der Politik in Bezug auf die Neger ist so nöthig geworden, daß wir hinfort den Behörden die Verwendung derselben zu Kriegszwecken empfehlen." Auch im Süden hat man sich also überzeugt, daß der Neger ein guter Soldat werden und um der Freiheit willen sich anstrengen kann; und wenn nun dort selbst den Schwarzen die Hand geboten wird, durch eigene Anstrengung freie Männer zu werden, so darf man wohl Lincoln loben, daß er durch seine Rekrutirung von Negern den Südländern zu diesem neuen Gedanken verholfen hat. Präsident Jefferson Davis hat freilich — außer im äußersten Nothfall — den Rath der fünf Gouverneure abgewiesen, indem er die Sklaven zunächst nur Pionierdienste verrichten lassen will (7. Nov.); aber in Mobile wird er bereits ausgeführt. Neger stehen dort Negern gegenüber, und es ist nun abzuwarten, wie sie es im Kampfe halten werden. Das gewisseste Resultat des fürchterlichen Kriegs aber scheint bereits erreicht, daß die Sklaverei, wie sie war, hinfort in Amerika unmöglich ist, da beide Parteien nun in ihrer Zerstörung wetteifern. Danken wir Gott für dieses Ergebniß!

Die Mission vor dem Richterstuhl der Immanenz.*)

Es wird der Mission im unten genannten Buche ein Spiegel vorgehalten, der ihr nur gar nicht schmeichelt. Ob die Missionsleute in denselben hineinblicken sollen, darüber kann wohl keine Frage aufkommen; denn sicherlich werden wir von einer scharfen Beurtheilung mehr Nutzen ziehen, als von unkritischen Lobeserhebungen. Dennoch war der Zweifel berechtigt, wie weit eine Zeitschrift, die sich die Mittheilung von Thatsachen aus dem Missionsgebiet zur Aufgabe stellt, auf Apologetik und Polemik sich einzulassen habe. Die Missionsgesellschaften und ihre Stationen vermehren sich allenthalben in dem Maaße, daß auch ein gewiegter Missionsschriftsteller — geschweige denn ein Anfänger — Mühe hat, in dem Chaos von Orts- und Personennamen recht zu Hause zu werden. Die Biographien und Monographien aus den einzelnen Missionsgebieten, von den monatlichen und jährlichen Berichten zu schweigen, nehmen allgemach einen solchen Raum ein, daß der Berichterstatter mit dem Lesen wie mit der Auswahl in immer größere Noth geräth; denn seine Zeitschrift hat ihre bestimmte Bogenzahl, und seine Leser wollen Geschichte, nicht Raisonnements.

Dazu hat sich die Basler Gesellschaft zur Pflicht gemacht, einer unfruchtbaren Polemik möglichst aus dem Wege zu gehen. Als vor vierzehn Jahren der sel. Dr. Graul die Missionen Canara's und Malabar's durchreiste und seine Urtheile über dieselben veröffentlichte, fühlten sich die dortigen Missionare herausgefordert, der nach ihrer Ansicht ungerechten Kritik durch eine Reihe von eingehenden Briefen — aus Miss. Möglings Feder — entgegenzutreten. Die Kommittee aber hielt es für gerathener, dieselben zurückzubehalten, so sehr sie mit ihrem Inhalt übereinstimmte; einmal, um dem unlieblichen Zank unter Missionsfreunden nicht weitere Nahrung zu geben — denn die Briefe waren etwas pikant —; dann aber auch, weil sie lieber das Urtheil der Geschichte darüber abwarten wollte, was besser sei — streng kirch-

*) Vergl. das Buch: Pietismus und Christenthum im Spiegel der äußern Mission. Von J. F. Langhans, Pfarrer bei Bern. Erster Theil. Leipzig 1864.

liche oder freiere Vereinsthätigkeit, Schonung der indischen Kaste oder ihre Ausschließung, eine exclusive oder eine brüderliche Stellung zu andern Gesellschaften. Wir glauben, daß die Mission fortlebt, ob sie auf solche Angriffe schweigt oder antwortet.

Dazu kommt, daß es einen besondern Entschluß erfordert, sich mit dem vorliegenden Buche eingehend zu beschäftigen. Das Monatsblatt der Norddeutschen Gesellschaft (Okt. 1864) und Pfarrer Löfflad in den Berichten der rheinischen Mission (Okt. 1864) beurtheilen dasselbe in einer Kürze, welche nachzuahmen uns kaum zweckdienlich erscheint. Entweder über das Ganze schweigen, oder auf das Einzelne eingehen, — eine andere Wahl gab es für uns nicht. Wollte man es aber gründlich widerlegen, so müßte man, wie aus der unten beschriebenen Eigenthümlichkeit dieser Schrift sich ergibt, mindestens ein eben so großes Werk schreiben.

Dazu nun hat Schreiber dieses keine Zeit. Er versucht daher, einen Mittelweg einzuschlagen, indem er keine der Hauptsachen unbesprochen zu lassen gedenkt, der Ermüdung aber, welche eine Schutzrede leicht herbeiführt, durch gelegentliche Einreihung von missionsgeschichtlichen Thatsachen zu begegnen bemüht ist.

Unser Kritiker ist kein Scharmützler. Er führt einen Kampf auf Leben und Tod mit dem, was er Pietismus nennt, und in der Mission erkennt er dessen verwundbare Achillesferse (S. 14). Wie reizend, wenn man gerade in dem, worin der hinsterbende Pietismus sein letztes Lebenszeichen findet, ihm seinen Tod beweisen kann! Denn todt ist er, manstodt; seine vollkommene Unfähigkeit, ein Salz der Erde zu sein, ist erwiesen (359); Christus ist nicht in ihm. Die nothwendige Consequenz des Pietismus ist der Tod, und zwar der Tod in atomistischer Selbstauflösung (323). Das ergiebt sich ganz schlagend aus der konstruirenden Methode des Kritikers, wonach er zuerst beweist, wie nach der Dialektik der Immanenz die Sachen stehen müssen, und nachträglich seinen Fund mit dem „eigenen hundertfachen Geständniß“ (324) des armen Verurtheilten besiegelt.

Und wirklich, das Buch ist geistreich gedacht und geschrieben. Es reißt den Leser auch der gegnerischen Seite mit sich fort, bis er sich am Ende fast schämt, noch ein Pietist zu sein, oder wenigstens sich gesteht: ja, es giebt schöne Kräfte, herrliche Gaben im feindlichen Lager, und wir könnten einen solchen Mann wohl brauchen, so scharf, so durchgreifend, nimmer verlegen um den rechten Ausdruck, voll Haß

gegen alle Halbheit und Vermittlung. Wirklich groß steht er vor dir da, wenn er im Prophetenton über das abgeschwächte, morsche Christenthum der Zeit klagt, und statt Systeme ausdecken zu wollen, nur von neuer That auf dem Boden der Religion eine Reform für alle Lebensgebiete erwartet. Aber nicht nur zum gewaltigen Hiebe holt er mit seinem scharfen Schwerte aus, er kann auch damit sticheln, kitzeln und treffen, so leicht oder so tief er will. Meisterhaft ist besonders seine Persifflirung der pietistischen Phraseologie (310); — die Reisephrasen, Wetterphrasen, Gesundheitsphrasen, Geschäftsphrasen, sie werden alle mit vielem Witz und unläugbarer Wahrheit verhöhnt. Wie treffend wird die Gehorsamsphrase mit ihren sauersüßen Wenn und Aber, ihren halbverdeckten Vorbehalten geschildert; und über die Gebets-, Segnungs- und Demuthsphraseologie ist so viel Wahres gesagt, daß kein ehrlicher Christenmensch die Predigt lesen kann, ohne an seine Brust zu schlagen. „Im Namen des Herrn, mit Gottes Hilfe," wie oft sind diese und andere Worte, Seufzer und Gebete ernstlich gemeint, wie oft ein bloßes Geschwätz! „Namentlich ist," heißt es 318, „unter ihnen (den Missionsleuten) beliebt, sich bei jeder Gelegenheit als unnütze Knechte zu bezeichnen. Nun ich denke, diese Schrift, welche von manchen derselben etwas Aehnliches behauptet, wird ihnen zugleich die beste Gelegenheit bieten, zu beweisen, ob jene Demuthsbezeugungen aufrichtig waren" u. s. w. Die Pille wird in keine Oblate gehüllt; von der Hand der edlen Gräfin Gasparin, welche Langhans zu einem Beistand aufruft, nimmt sie sich leichter; aber bei all' dem muß eingestanden werden, sie ist gut zusammengesetzt und könnte ihre Wirkung nur verfehlen, wenn der Patient, wie der Arzt behauptet, bereits todt ist.

Den Kritiker Arzt zu nennen, erfordert freilich eine Erklärung. Er ist kein Arzt in dem Sinne, als ob es ihm um Heilung zu thun wäre. Vielmehr kündigt er dem Pietismus sein Todesurtheil an und vollstreckt dasselbe unverzüglich und unerbittlich mit allen Waffen, die ihm zu Gebot stehen. Einmal zwar läßt er sich nach G. Sand's stolzem Wort: „Begreifen heißt Verzeihen" (425), zu einer gewissen Entschuldigung der Missionare herbei. Und in einer etwas deklamatorischen Wendung giebt er der Hoffnung Raum: „je schärfer der Kampf, desto sicherer schließlich der Friede unter den christlichen Parteien" (18). Im Ganzen aber paßt zu seiner Schrift ihr Motto: Wer freimüthig tadelt, befördert den Frieden (Clem. Al.), gerade wie eine Faust auf

ein Auge: denn indem er „im wichtigsten Theil" seiner Kritik, seinen Standpunkt als den der Immanenz bezeichnet (K. 3) und die transcendente Weltanschauung — genauer das bibelglaubige Christenthum — des Dualismus und Fanatismus beschuldigt (246), es für antichristlich, jüdisch und muhammedanisch erklärt (245), zeigt er deutlich, daß er unter Frieden eine Ruhe versteht, wie die, welche im September 1831 aus Warschau berichtet wurde. Wenn der Pietismus vernichtet ist, wird Langhans mit den Ueberwundenen milde fahren.

Alle diese Friedensaussichten täuschen uns daher nicht. Dennoch sind wir verpflichtet und geneigt, die Wahrheit auch vom Gegner anzunehmen. Wahr ist's einmal, unser Glaube ist nicht so über allen Zweifel, über allen Klein- und Unglauben erhaben, daß auch der Gegner ihn während des Bekämpfens ehren müßte; wahr ist (97), daß Christus noch immer zu wenig gepredigt wird, daß viele Missionare gewisse Dogmen zu einseitig kultiviren, es sich mit der Erklärung der geoffenbarten Wahrheit zu leicht machen, daß sie die Einigkeit des Geistes zu wenig festhalten (115), daß manche Taktlosigkeiten vorkommen (129), daß von einigen Missionaren der Werth gründlicher und fortwährender Bildung leider noch verkannt wird (346), obwohl gerade über diesen Punkt immer weniger Meinungsverschiedenheit herrscht. Berechtigt ist die Polemik gegen ein Gefühlschristenthum, das die einfache Prüfung des Herzens vermittelst der Früchte durch irgendwelche Ueberschwenglichkeiten ersetzen will (295). Sehr richtig finden wir die Bemerkung, wie der Pietist oft ohne alles Recht sich ein mitleidiges Herabsehen auf die bürgerliche Ehrenhaftigkeit der Weltkinder erlaubt (358), statt sich an allem, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob 2c. und fände sich's bei dem elendesten Heiden, ein Muster und frischen Sporn zu nehmen. Viel zu stark wird von manchen Seiten her die Missionspflicht betont (360); sie ist, wie die Sachen stehen, nicht das sicherste Lebenszeichen eines Christen (373). Es gibt Leute, die sie als ein Werk betreiben, ja als ein Lieblingswerk, und haben doch den Glauben nicht, der sich durch Liebe, Demuth und Wahrheit im nächsten Kreise wirksam erweist. Es ist betrübt, wenn die Gläubigen durch prüfungsloses Anhangen an einen Mann, durch maaßloses Erheben irgend eines Werkzeugs sich selbst das Zeugniß ausstellen, daß sie noch fleischlich sind (1Kor. 3f). Was der sel. Clarkson vom Stand des Missionars rühmt (387), übersteigt doch alles Maaß, und muß, wie Langhans (397) verlangt,

gegen alle Halbheit und Vermittlung. Wirklich groß steht er vor dir da, wenn er im Prophetenton über das abgeschwächte, morsche Christenthum der Zeit klagt, und statt Systeme aushecken zu wollen, nur von neuer That auf dem Boden der Religion eine Reform für alle Lebensgebiete erwartet. Aber nicht nur zum gewaltigen Hiebe holt er mit seinem scharfen Schwerte aus, er kann auch damit sticheln, kitzeln und treffen, so leicht oder so tief er will. Meisterhaft ist besonders seine Persifflirung der pietistischen Phraseologie (310); — die Reisephrasen, Wetterphrasen, Gesundheitsphrasen, Geschäftsphrasen, sie werden alle mit vielem Witz und unläugbarer Wahrheit verhöhnt. Wie treffend wird die Gehorsamsphrase mit ihren sauersüßen Wenn und Aber, ihren halbverdeckten Vorbehalten geschildert; und über die Gebets-, Segnungs- und Demuthsphraseologie ist so viel Wahres gesagt, daß kein ehrlicher Christenmensch die Predigt lesen kann, ohne an seine Brust zu schlagen. „Im Namen des Herrn, mit Gottes Hilfe," wie oft sind diese und andere Worte, Seufzer und Gebete ernstlich gemeint, wie oft ein bloßes Geschwätz! „Namentlich ist," heißt es 318, „unter ihnen (den Missionsleuten) beliebt, sich bei jeder Gelegenheit als unnütze Knechte zu bezeichnen. Nun ich denke, diese Schrift, welche von manchen derselben etwas Aehnliches behauptet, wird ihnen zugleich die beste Gelegenheit bieten, zu beweisen, ob jene Demuthsbezeugungen aufrichtig waren" u. s. w. Die Pille wird in keine Oblate gehüllt; von der Hand der edlen Gräfin Gasparin, welche Langhans zu einem Beistand aufruft, nimmt sie sich leichter; aber bei all' dem muß eingestanden werden, sie ist gut zusammengesetzt und könnte ihre Wirkung nur verfehlen, wenn der Patient, wie der Arzt behauptet, bereits todt ist.

Den Kritiker Arzt zu nennen, erfordert freilich eine Erklärung. Er ist kein Arzt in dem Sinne, als ob es ihm um Heilung zu thun wäre. Vielmehr kündigt er dem Pietismus sein Todesurtheil an und vollstreckt dasselbe unverzüglich und unerbittlich mit allen Waffen, die ihm zu Gebot stehen. Einmal zwar läßt er sich nach G. Sand's stolzem Wort: „Begreifen heißt Verzeihen" (425), zu einer gewissen Entschuldigung der Missionare herbei. Und in einer etwas deklamatorischen Wendung giebt er der Hoffnung Raum: „je schärfer der Kampf, desto sicherer schließlich der Friede unter den christlichen Parteien" (18). Im Ganzen aber paßt zu seiner Schrift ihr Motto: Wer freimüthig tadelt, befördert den Frieden (Clem. Al.), gerade wie eine Faust auf

ein Auge: denn indem er „im wichtigsten Theil" seiner Kritik, seinen Standpunkt als den der Immanenz bezeichnet (K. 3) und die transcendente Weltanschauung — genauer das bibelglaubige Christenthum — des Dualismus und Fanatismus beschuldigt (246), es für antichristlich, jüdisch und muhammedanisch erklärt (245), zeigt er deutlich, daß er unter Frieden eine Ruhe versteht, wie die, welche im September 1831 aus Warschau berichtet wurde. Wenn der Pietismus vernichtet ist, wird Langhans mit den Ueberwundenen milde fahren.

Alle diese Friedensaussichten täuschen uns daher nicht. Dennoch sind wir verpflichtet und geneigt, die Wahrheit auch vom Gegner anzunehmen. Wahr ist's einmal, unser Glaube ist nicht so über allen Zweifel, über allen Klein- und Unglauben erhaben, daß auch der Gegner ihn während des Bekämpfens ehren müßte; wahr ist (97), daß Christus noch immer zu wenig gepredigt wird, daß viele Missionare gewisse Dogmen zu einseitig kultiviren, es sich mit der Erklärung der geoffenbarten Wahrheit zu leicht machen, daß sie die Einigkeit des Geistes zu wenig festhalten (115), daß manche Taktlosigkeiten vorkommen (129), daß von einigen Missionaren der Werth gründlicher und fortwährender Bildung leider noch verkannt wird (346), obwohl gerade über diesen Punkt immer weniger Meinungsverschiedenheit herrscht. Berechtigt ist die Polemik gegen ein Gefühlschristenthum, das die einfache Prüfung des Herzens vermittelst der Früchte durch irgendwelche Ueberschwenglichkeiten ersetzen will (295). Sehr richtig finden wir die Bemerkung, wie der Pietist oft ohne alles Recht sich ein mitleidiges Herabsehen auf die bürgerliche Ehrenhaftigkeit der Weltkinder erlaubt (358), statt sich an allem, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob 2c. und fände sich's bei dem elendesten Heiden, ein Muster und frischen Sporn zu nehmen. Viel zu stark wird von manchen Seiten her die Missionspflicht betont (360); sie ist, wie die Sachen stehen, nicht das sicherste Lebenszeichen eines Christen (373). Es gibt Leute, die sie als ein Werk betreiben, ja als ein Lieblingswerk, und haben doch den Glauben nicht, der sich durch Liebe, Demuth und Wahrheit im nächsten Kreise wirksam erweist. Es ist betrübt, wenn die Gläubigen durch prüfungsloses Anhangen an einen Mann, durch maaßloses Erheben irgend eines Werkzeugs sich selbst das Zeugniß ausstellen, daß sie noch fleischlich sind (1 Kor. 3 f). Was der sel. Clarkson vom Stand des Missionars rühmt (387), übersteigt doch alles Maaß, und muß, wie Langhans (397) verlangt,

unbedingt verworfen werden. Nachdem die freischottischen Brüder in ihrem wackern Dr. Duff einen „prince of Missionaries“, einen Missionarfürsten entdeckt haben, geht nachgerade eine englische Gesellschaft um die andere darauf aus, unter ihren Arbeitern — und zwar nicht blos den verstorbenen — auch einen solchen zu finden, gewiß nicht zum Nutzen des Werks noch zur Ehre Christi. Denn das hat doch — abgesehen von der Schrift — die tägliche Erfahrung schon hinlänglich bewiesen, daß kein Mensch, und wäre er der heiligste, das Loben gut erträgt; und es verräth eine tiefe Schwäche des Glaubens, wenn man meint, einer Sache, die auf dem klaren Befehl und den sichern Verheißungen Christi beruht, durch das Herausstreichen einiger Sündernamen irgend nachhelfen zu sollen. In diesem Allen, sowie in vielen seiner Klagen gegen das stolze selbstsüchtige England (434), stimmen wir dem Kritiker bei. Der Opiumkrieg bleibt ein Schandfleck, der sich nur durch das Aufgeben des Opiummonopols in Indien auslöschen läßt. Die Eroberung Indiens, die Kolonisation Australiens, wie früher die Amerika's, sind das Ergebniß von Schritten, über die der Christ nur Ein Urtheil haben kann; und es ist bedauerlich, wenn die Größe seiner Nation irgend einen englischen oder amerikanischen Christen über solche Gemeinsünden leicht hinwegsehen läßt. Zeigt doch der Herr in unsern Tagen durch sein schweres Gericht in Amerika, wie von dem Essen der Väter den Kindern die Zähne stumpf werden, und daß Seine Mühlen zwar langsam mahlen, mahlen aber trefflich klein. So wird auch England keinen Grund haben, sich zu rühmen, als werde es den Folgen seiner Sünden entrinnen.

Alles das steht freilich bei Langhans in Verbindungen, aus denen sich das richtige Maaß des Wahren nur schwer herauslösen läßt. Von der Gräfin Gasparin und ähnlichen Händen ließen wir uns daher dergleichen Arzneien lieber reichen; fühlen wir doch bei ihr, daß auch das Schärfste mit Liebe und Demuth gesagt ist, mit der Absicht zu bessern, nicht zu verderben, und in der Erkenntniß, daß rügen leichter ist, als selbst das Rechte thun. Bei unserm Kritiker dagegen bewirkt schon die schwülstige Deklamation, daß wir ihm kein rechtes Vertrauen schenken. Denn er wird doch nicht im Ernst uns glauben machen wollen, daß die Neuseeländer nicht fünfe zählen können (123), oder die gleichmüthigen Hindu's ein „vor jedem fremden Gesicht unwillkührlich erzitterndes Volk“ sind (209), — das Wort mag höchstens von

Bengalen gelten —, oder daß Gastfreundschaft heiligste Pflicht sein kann, wo die Kaste herrscht, so daß „auch der wildeste Paria seinem Feinde ein Nachtlager nicht abschlagen würde" (126). Doch wird von Indien noch speziell die Rede sein. Es ist klar genug, daß der Kritiker sich von einer so fremden Welt keine Anschauung zu bilden vermocht hat. — „Ueberall — auch unter den Eskimo's, Hindu's und Chinesen wird das Christenthum (von den Missionaren) nicht als die Botschaft der Liebe aufgefaßt (188), vielmehr jedes fremde Volks- und Gewissensrecht mit Füßen getreten." Nun missioniren aber unter den Eskimo's fast ausschließlich die Sendboten der Brüdergemeinde, welche so hoch über die andern Missionare erhoben werden, daß Langhans „eine Sünde gegen den heil. Geist zu begehen glaubte, wollte er sie mit jenen auf eine Linie stellen" (22), und sich gerade über „die 20,000 Eskimo's, welche durch die Aufopferung der Herrnhuter zu christlichen Gefühlen emporgehoben worden", aufrichtig freut (25). Leider gibt die Brüdergemeinde für Grönland und Labrador nur 3068 Seelen, als in ihrer Pflege stehend, an. Doch man überzeugt sich bald, daß hier gerade eine große Zahl ebenso schön lautet, wie anderwärts eine möglichst verkleinerte. Und auf den Wohlklang kommt es beim Standpunkt der Immanenz mehr an, als auf den genauen Sachverhalt. Wir sehen, die Worte sind nicht so streng zu nehmen, der Kritiker liebt einmal den oratorischen Schwung. So werden auch die oben so bemitleideten Chinesen ein andermal (174) als von den Missionaren besser behandelt geschildert, und „es läßt sich an dem gründlichen und umsichtigen Verfahren von Männern wie Morrison, Milne, Lechler, Winnes u. a. wenig aussetzen". Deklamation ist es, wenn die Mission verantwortlich gemacht wird für die ganze Zerrissenheit des christlichen Gemeindelebens (127), und zum Auszug aus ihr als aus dem „Babel" aufgefordert wird, in welchem „Götzendiener des Buchstabens sich ihr stärkstes und stolzestes Bollwerk gegen den lebendigen Christus meinen errichtet zu haben" (128). Wir lächeln, wenn wir hören, wie der Missionsfanatismus an Lieblosigkeit hinter dem muhammedanischen keineswegs zurückstehe (132), ja wie durch den Muhammedanismus im Orient dem Christenthum mehr Bahn gebrochen werde, als durch alle pietistischen Missionare zusammengenommen (137). Wir spüren dabei in allen Gliedern, der gute Schweizer hat sich noch nie auf muhammedanischen Boden versetzt; er hat noch nie den Ruf zum heiligen Krieg, zum Schlachten der Ungläubigen vernommen,

noch nie erfahren, was das Appelliren an's Schwert bedeutet, sonst wäre ihm erträglich wohl in seiner Studirstube, ob auch der Jubel oder der Unmuth der Altgläubigen um ihn her alles Maaß überstiege. Weiß er doch, daß die Letztern mit all' ihrem Fanatismus ihm nie die Haut ritzen; und sollte er, wenn nicht dem Christenthum, doch der Civilisation, die in seinem Gefolge Europa beglückte, die Ehre nicht anthun, mit solchen Vergleichungen zurückzuhalten?

Ich beherbergte einmal in Talatscheri einen Prinzen von der Insel Johanna, der von Dr. Wilson in Bombay an mich empfohlen war. Der junge Mann war begeistert für europäische Bildung und sprach ein ordentliches Englisch. Im Verlauf des Gesprächs wurden einige Traditionen des Korans berührt, bei denen sich die Folgerung eines historischen Lapsus fast von selbst ergab. Da wurde er sehr bewegt und theilte mir mit bedeutungsvoller Geberde ein naturhistorisches Factum mit: „Wenn wir mit euch sprechen und sagen: euer Glaube sei falsch, so bleibet ihr kühl; wenn ihr aber nur andeutet, im Islam sei etwas nicht richtig, siehe, so brennt es bei uns hier im Bauche. Das müßt ihr immer bedenken."

Ein Madras-Offizier, Millingen, ritt einst quer durch Arabien. Einmal wurde er über seinen Glauben befragt und gab vorsichtig die nöthigste Auskunft. „Aber wie schön wäre es, wenn wir das einmal offen besprechen könnten?" meinten die beiden gastfreundlichen Scheichs. „Wir wollen morgen darüber zusammensitzen und brüderlich reden; ihr bringt eure Gründe mit und wir die unsrigen." Gut. Millingen findet sich ein mit der Bibel und antwortet bedächtig auf die vorgelegten Fragen. Das Gespräch wird lebhafter, und Millingen läßt merken, daß er nicht an die göttliche Sendung Muhammeds glaube. Sogleich blitzen die Dolche — Millingen springt auf und zieht mit beiden Händen zwei Terzerole aus den Taschen. „Meint ihr, ich kenne euch nicht? da hab' ich zwei Gründe für euch mitgebracht." Die Araber lachten laut auf: „da der kennt uns, laßt's gut sein," und die Disputation hatte ein friedliches Ende gefunden.

Also, die Beredsamkeit des Kritikers in allen Ehren! Mit den Thatsachen schaltet sie etwas frei, weil es ihr im Grunde um Agitation, nicht um Aufklärung zu thun ist, und überschießt damit ihr Ziel. Wir könnten nun auf die merkwürdige Methode übergehen, wonach Langhans sich den Pietismus, den er bekämpfen will, zuerst konstruirt, d. h. aus dem eigenen Denken heraus beweist, der Pietismus

müsse dieß und das sein. Also zuerst dualistisch, wonach der Glaube an den Satan so gesteigert werde, daß damit der Pietist „den altpersischen Dualismus weit überbiete" (87); daher komme sein Dogmatismus und seine Streitsucht. Dann sei er transcendent und daher taktlos oder, gerade herausgesagt, fanatisch, während doch nur „Immanenz Liebe ist; Liebe aber wird weise machen". Weil er nur Einzelbekehrung will, muß er in ein widerliches Gefühlswesen, in abstrakten Subjektivismus fallen, und das Leben des Bekehrten für einen abgeschlossenen fertigen Zustand halten. Die Kehrseite aber des so eifrig gepflegten Gefühlslebens wird die nichtswürdige, heuchlerische Phraseologie sein; und durch dasselbe verfällt er auch der Gemeindelosigkeit und dem Tod. Endlich ist er beständig in ängstlicher Weltflucht begriffen, ist seinem Prinzip nach bildungsfeindlich, werkheilig und versinkt damit in Selbstvergötterung und alle Arten von Weltdienst. „Das ganze Gebiet des Sittlichen und Moralischen ist dem Pietismus ein schlechthin verschlossenes" (356), womit natürlich nicht behauptet werden soll, daß alle Pietisten so schlecht seien, wie sich's von Rechtswegen versteht.

Doch gerade dieser Konstruktion „nach dialektischem Prozeß" haben wir — dem Urtheil unserer Leser nach — wohl schon zu viel Raum vergönnt. Wir fragen lieber, was denn alles zu dem Pietismus gehört, den der Kritiker vernichtet? Pietismus ist Alles, was Heidenbekehrung treibt, mit drei Ausnahmen: erstens der großen Männer Egede, Eliot, Coke, Judson, Williams ꝛc.; zweitens der liebevollen Brüdergemeinde; drittens der Arbeiter unter wilden Volksstämmen. Das heißt: Langhans läßt den Pietismus, der sich auf die Bekehrung der Ungebildeten beschränkt, gewähren, nimmt sich aber der Brahmanen, Buddhisten, Muhammedaner an gegen die unberechtigten Angriffe schwacher Pietisten. Wenn jedoch bedeutende Männer auch unter diesen etwas ausrichten sollten, so scheint es, läßt er es ihnen hingehen. Werden wir durch diesen Gewaltstreich unserer berühmtesten Leiter und lang geliebter Brüder beraubt, so ist andrerseits auch der Schein von Mäßigung anzuerkennen, welcher Langhans abhielt, die wirklichen Skandale in der Mission, den Abfall oder grobe Vergehungen Einzelner, uns Allen zur Last zu legen.

Besehen wir uns diesen Pietismus! Zum ersten Male finden sich hier Leute und Richtungen unter Einen Namen gestellt, welche sich über die ihnen zugemuthete Zusammengehörigkeit baß verwundern

werden. Die Reformirten der niederländischen Missions-Gesellschaft, welche nach neuestem Beschluß allen Symbolzwang verworfen haben und also, wie einst Halle, rationalistische Missionare aussenden mögen, sind hier der Hauptsache nach eins mit den Sekten und Gesellschaften, welche eben um jener wachsenden Laxheit willen sich von der Kirche getrennt haben. In England befehden sich — abgesehen von der bunten Reihe von Dissidenten — Hochkirche, Breitkirche und Niederkirche; thut nichts, sie treiben Alle Mission, sie sind Alle Pietisten. Schottland theilt sich in drei oder vier Zweige von presbyterianischer Kirchenverfassung; hier sind's die Kirchen selbst, welche Mission treiben — auch sie sind Pietisten. Die lutherische Mission mag sich gegen den Vorwurf des Pietismus wehren wie sie will, sie muß Eines sein, mit den gemiedenen Subjectivisten. Auch Socinianer missioniren in Indien (Madras); werden sie wohl gleichfalls zum Pietismus gerechnet? Nun können wir im Ganzen diese Zusammenordnung nur als eine glückliche Vorbedeutung begrüßen; es mag uns hie und da weh thun, auch für die Fehler Anderer verantwortlich gemacht zu werden; doch trägt sich die Last leichter in so großer und meistentheils willkommener Gesellschaft. Nur begreifen wir nicht, welche Gegner der Kritiker diesem „Pietismus" gegenüberstellt? Hat nicht jede Form des Christenthums den Trieb in sich, ihr Gebiet auszubreiten? Hängt nicht der ehrliche Colenso noch immer an seiner Missionsaufgabe, hält Missionsstunden in England und möchte auch unter seinen Anhängern das Missionsinteresse beleben? Gehört er auf unsere Seite oder zur Gegenpartei?

Immanenz ist das Losungswort, das uns entgegengehalten wird. Aber trotz der (129) gegebenen Erläuterung verstehen wir den ganzen Sinn des Wortes nicht, da dort mit „hauptsächlich jenseitig" und „gewisse Jenseitigkeit" ein unphilosophisches Spiel getrieben wird. Immanenz ist dann auch (131) als Liebe definirt. Abgesehen von dem greifbaren Beweis, wie viel Lieblosigkeit sich mit einem großen Quantum von Immanenz verträgt, genügt diese Erklärung wohl, den Verdacht, als ob etwa Hegelianismus hinter Immanenz verborgen wäre, gründlich zu zerstreuen. Denn nach Hegel hat die Liebe viel mehr mit der Freiheit zu thun, als mit der Immanenz. Freilich sind Zeloten (wie W. Hoffmann) die wahre Bedeutung von Fragen (wie die über reine Immanenz) „auch nicht von ferne zu erfassen im Stande" (369). Weil aber Immanenz Liebe ist, sollte sie sich zu

uns herablassen und ihr Panier ehrlich entfalten. Einerseits nämlich könnte es scheinen, als wollte unser Kritiker sich mit dem Parsismus und mit dem Islam, welche er ja jedenfalls über den Pietismus stellt, befreunden, dem Buddhismus um der lieben Immanenz willen die Hand reichen, sich etwa auch mit dem modernen Materialismus verständigen und so eine neue Mission der Humanität beginnen? Andrerseits will er aber zu den „ächten Freunden Christi" gehören, die „der Mutterkirche treu" geblieben sind (366). In welchem Namen kommt er doch zu uns? Steht er etwa mit Keim an, hält Christus für einen Menschen, aber doch für wirklich auferstanden, und darum das Evangelium für bestimmt zum Siege über die Welt? Irgendwo verlautet (Basl. Volksbote 1864, S. 278), der Kritiker halte die Verhandlungen über den vergangenen Christus für unnütz, über den gegenwärtigen (geistig gegenwärtigen, da er leiblich nicht auferstanden) seien wir (Pietisten und Langhans) einig. Dürfte man fragen: wie steht's um den zukünftigen Christus? Nun der zweite Theil wird uns darüber vielleicht Aufschluß geben; wir können ihn ruhig erwarten. Doch wenn der Kritiker meint, er habe in seinem ersten Theil eine Seite scharf und klar dargestellt (21), so giebt uns derselbe vielmehr den Eindruck, er sei, trotz der vielfachen Schärfe, in der Hauptsache dennoch „trübe und verschwommen" geblieben. Wir treiben Mission unter allen möglichen Völkern und Zungen auf Grund des im Evangelium geoffenbarten Gotteswillens; wir treiben sie, jeder auf seine Weise, mit viel Unklarheit und Schwachheit, aber gestützt auf klare Befehle und starke Verheißungen. Gesetzt, unser Thun wäre durchaus verfehlt, ist unser Streben ein berechtigtes und lobenswerthes? Sollte der Gegner uns das nicht vor Allem sagen? Er ist seiner Sache so gewiß, daß er fast die ganze übrige Christenheit in eine Masse der Fäulniß zusammenwerfen kann; sollte er uns nicht kurz und bündig angeben, welches denn sein Standpunkt ist, in welchem Zeichen er siegen will?

So wie wir seine Schrift ansehen, besteht sie aus einem bunten Gemengsel der verschiedensten Thatsachen und Entstellungen von Thatsachen, alle berechnet, die Missionsbestrebungen der einzelnen Kirchenparteien und die Aeußerungen des Restes von Geisteseinheit, der sie belebt, in Mißkredit zu bringen. Diese Masse wird nun in ein gewisses System gebracht, welches nothwendig herbeiführt, daß die Fehler und Eigenheiten eines Theils auch den andern treffen. Wenn z. B. Märklin seiner Zeit am schwäbischen Pietismus auch eine Scheu

vor der Ehe zu tadeln findet (332), so ist diese hinfort zu den Charakterzügen des neugewonnenen, weltumfassenden Pietismus zu rechnen, das gläubige England oder Amerika mag sich dagegen sträuben, wie es will; der Makel klebt konsequenter Weise auch ihnen an. Wenn England tüchtig gescholten wird, so geschieht das nur um seiner Bibelgläubigkeit und Missionsbestrebungen willen; gelingt es dem verhältnißmäßig kleinen Häuflein der dortigen Gläubigen nicht, im Ministerium und Parlament das Rechte durchzusetzen, so werden wir Mitpietisten auch dafür mitverantwortlich gemacht (450—54). Die Schrift ist wesentlich agitatorisch, ihre wissenschaftliche und religiöse Einkleidung bloße Nebensache. Zur Aufklärung über historische Thatsachen kann sie nichts beitragen, wohl aber zu Pöbelaufläufen mit Katzenmusik und Fenstereinwerfen. Die meisten Leser des Buchs werden sich auch um die philosophischen Einleitungen und Deduktionen so wenig kümmern als um die frommen Deklamationen, mit welchen gewöhnlich ein Kapitel schließt. Sie halten sich an den Kern, auf welchen der Verfasser am meisten Mühe verwendet hat, an all' die Lächerlichkeiten und Abscheulichkeiten, welche ohne strenge Unterscheidung von den Pietisten erzählt werden. Und diesen Kern müssen wir uns nun besehen.

Zuerst stößt uns hier die Frage auf, woher hat der Kritiker seine Thatsachen? Darauf antwortet er (S. 17), er habe „aus einem sehr umfassenden Material eine maßvolle, auf die verschiedenen Zeitschriften und Jahrgänge der Mission möglichst gleichmäßig vertheilte Auswahl" getroffen. Das Material aber, das er den Citaten zufolge benützt hat, beschränkt sich, außer einigen Sammelwerken — in deutscher Sprache — auf die Basler und Calwer Blätter, die Goßner'sche Biene und das lutherische Missionsblatt; wozu französischerseits das Journal des Missions évangéliques etwa mit den feuille mensuelle und feuille du Canton de Vaud kommen; während von allen englischen Zeitschriften nur die der kirchlichen Missionsgesellschaft und vier Jahrgänge der News of the Churches zu Rathe gezogen sind. Von den Blättern der Ausbreitungsgesellschaft, der englischen Methodisten, Independenten, Baptisten, der vier oder fünf presbyterianischen Gesellschaften, die in China und Indien arbeiten, der amerikanischen Baptisten, Methodisten und Kongregationalisten ist keines benützt, außer man wolle die Jahresberichte der amerikanischen Episkopalen, Baptisten und Methodisten, sämmtlich für's Jahr 1860, als genügende Vertreter einiger dieser Missionen ansehen. Nun kann man keinem Manne übel

nehmen, wenn er diese ganze, so weit ausgebreitete Literatur nicht mehr bewältigt. Wie aber im vorliegenden Falle von einer auf die verschiedenen Zeitschriften gleichmäßig vertheilten Auswahl die Rede sein kann, begreift ein vorsichtiger Leser mit nichten. Wenn nun dennoch (S. 20) behauptet wird, eine „independentische, baptistische, methodistische, anglikanische Mission" trage so gut wie die lutherische „jene auszeichnenden Charaktermerkmale an der Stirn, welche beim ersten Anblick als pietistische zu bezeichnen Niemand anstehe", und „wo ganze Kirchen, wie die englisch-schottische, an jenem Werke sich betheiligen, haben sie es doch nur auf dem Punkte ihrer Entwicklung gethan, wo sie sich mit jenem eigenthümlichen Geiste des Pietismus oder Methodismus zu tränken begonnen haben", so fehlt für diese ganze Behauptung der Beweisboden, den man doch billiger Weise erwarten dürfte.

Der Kritiker fängt mit einer großen Voraussetzung der Einheit aller Missionsbestrebungen an: „die äußere Mission ist unbestritten ein Werk des Pietismus;" was er aber von Thatsachen anführt, beschränkt sich auf einen kleinen Bruchtheil des besprochenen Missionsgebiets. Das sieht einmal nicht nach Kritik aus. Es ist aber nicht gleichgiltig, diese Unterscheidung in's Auge zu fassen. Zwar hilft sie den Baslern und Leipzigern nichts; sie sind und bleiben verurtheilt; sie öffnet aber doch einem wohlmeinenden Leser den tröstlichen Ausweg, zu denken: „Wenn diese Missionen nichts geleistet haben, deren Humbug, Streitsucht, Taktlosigkeit, Gefühlswesen, Weltflucht und Weltdienst hier in so grellen Farben gemalt sind, so dürfte es doch in andern besser bestellt sein. Wie, wenn die Freischotten mit ihren englischen Erziehungsanstalten in Kalkutta, Madras, Bombay u. s. w. das Rechte getroffen hätten? oder ihre Brüder, die United Presbyterians, mit der (auch ärztlichen) Mission in Radschputana? oder der amerikanische Board mit seinem Dörfersystem um Ahmednagar her? oder die irischen Presbyterianer unter den Dhedს von Gudscharat? oder auch die strengkirchliche Ausbreitungsgesellschaft, gestützt auf drei Bischöfe und ein schönes Kollegium in Kalkutta? Vielleicht ist am Ende der Pietismus verfehlt; aber empfiehlt sich dann nicht der strenge Baptismus, der doch unter den Barmanen und Karenen so Schönes zu Wege gebracht hat? oder wäre am Ende der weitherzigere Geist der General-Baptists in Orissa und ihre Predigtmethode vorzuziehen?" Kurz wenn der Kritiker sich geschmeichelt hat, seinen Gegnern den allei-

nigen Ausweg persönlicher Verketzerung übrig zu lassen, so hat er sich darin gründlich getäuscht.

Es scheint ein unwissenschaftliches Verfahren, von der Einheit verschiedener Phänomene auszugehen und dann zu schließen: was von dem einen gilt, paßt auch auf das andere. Der feine Döllinger hätte unsern Kritiker eine bessere Methode lehren können. Wenn der die Nichtigkeit des Protestantismus beweisen will, geht er unermüdet dessen Gebiete der Reihe nach durch, zählt die auf jedem gefundenen Schwächen auf und addirt endlich zusammen, bis er sein Facit hat, und der vorurtheilslose Leser sich am Ende selbst fragt: wenn es so steht, warum bin ich noch Protestant? Unser Kritiker aber vernichtet zwar nach Kräften die Basler und Leipziger Mission, zwingt dann aber die Missionsfreunde nicht im mindesten, sich der „Immanenz" oder dem „geistig auferstandenen Christus" oder auch dem Materialismus zuzuwenden, sondern läßt ihnen, was wenigstens China betrifft, den Ausweg nach Barmen und Berlin offen, geschweige denn die weitern Wege zur Brüdergemeinde, zu verschiedenen Kreisen in Holland, England u. s. w. Gewiß die Analyse, die Beobachtung ist seine Stärke nicht. Er kann reden, aber weder hören noch schließen.

Und nun kommen wir auf den demüthigendsten Theil unserer Antikritik. Es sind das die „reichlichen Citate," aus denen „das hundertfache Geständniß des Pietismus" (324) sich ergeben soll. Langhans hofft, „man werde ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit seinen Quellen stets gewissenhaft verfahren sei." Nicht ohne eine gewisse Sorge machte ich mich an die schwere Aufgabe, der natürlich kein gewöhnlicher Leser sich unterzieht, die hauptsächlichsten Citate zu vergleichen. Von allen konnte nicht die Rede sein, schon weil mir einige von Langhans' Quellen — besonders die ältern — nicht zu Gebot standen; sodann, weil die Korrektur seiner Schrift viel zu wünschen übrig läßt.*) Manchmal lassen sich falsche Citate leicht herstellen, wie S. 61, 1. wo statt Intell. 1857, p. 140 natürlich 240 zu lesen ist. Wenn man aber bei der Vergleichung dann findet, wie sich der englische Text zu der deutschen Uebersetzung verhält, könnte

*) S. 100 steht z. B. Miss. Gleaner p. 31 ohne die Angabe des Jahrgangs. S. 101 wird Miss. Mag. II. 12 citirt, ohne daß sich Entsprechendes fände. Was soll gar S. 103 Miss. Mag. 1842 p. 388? So sind S. 114, 1. 183, 4. 383, 4 ꝛc. unfindbare Citate.

man oft wünschen, es möchte statt des Copisten lieber der Setzer sich versehen haben. So in der letzten Stelle, S. 61, 1, wo nach Langhans die Missionskonferenz in Benares „feierlich erklärt, daß sie trotz aller Fehler der eingebornen Christen glaube: es möchten dennoch **einige wenige** unter denselben gefunden werden, welche mit vorgerückten europäischen Christen einen günstigen Vergleich aushalten könnten." Die Konferenz war (nach Intell.| 1857, p. 240) der Ansicht: es dürfte noch vieles im Charakter der eingebornen Christen besser werden; während Einige meinten, dieselben werden von den Missionaren meist zu hart beurtheilt, ihre Vorzüge und die Schwierigkeiten und Versuchungen ihrer Lage nicht gehörig gewürdigt. Erklärt wird nun: „man möchte den Bekehrten mehr Männlichkeit und Unabhängigkeit des Charakters, eine gehobenere Geistesstimmung, erweitertere christliche Einsicht und Aufopferung wünschen; obgleich einige Wenige in allen diesen Punkten mit vorgerückten europäischen Christen einen günstigen Vergleich aushalten könnten." Es ist dieß noch ein ganz unverfängliches Beispiel von der Art, wie die Citate übersetzt, präparirt und gebraucht werden; doch merkt der Einsichtige, daß die ausgelassenen Worte etwas bedeuten. Denn daß andrerseits mancher Hindu-Christ neben einem guten Rest von angeborner Menschenfurcht und Kriecherei doch in kindlichem Glauben und geduldigem Tragen und Leiden, in einfältigem Gehorsam und anspruchsloser Verträglichkeit, es auch trefflichen Europäern zuvorthun kann, ist durch dieselben nicht ausgeschlossen.*) Nun solche limitirende Worte, solche Vor- und Nachsätze, irgend welche Rücksichten auf Lokalitäten und Zeitunterschiede existiren für Langhans nicht. Alles Einzelne muß ein Allgemeines sein, alles Geschehene ein Ewiges. Sein Hauptfehler im Citiren ist, um es kurz zu sagen, ein bald bewußtes, bald unbewußtes Generalisiren, wodurch alle Schranken des Raums und der Zeit, so wie der Personen und Verhältnisse nach Belieben niedergerissen werden,

---

*) Ein anderes Beispiel! „Miss. Weitbrecht versichert: hinter europäischen Christen stehen sie (die hiesigen) weit zurück" (S. 58). Wir schlagen nach und finden im Miss. Mag. 1841: „Hinter den gläubigen Christen Europas stehen sie weit zurück; aber ihr Leben mit dem der Heiden verglichen zeigt einen überraschenden Unterschied, sie sind redlich und lügen nicht" rc. Doch wann hat W. das geschrieben? Im J. 1830 oder 1831 nach seiner Ankunft in Burdwan, nicht etwa am Schlusse seiner Laufbahn († 1852)?, was den Werth dieses Citats für Angriff und Vertheidigung auf ein Minimum reducirt.

um die gewünschten Federstriche zu der Karrikatur des Gesammtpietismus zu gewinnen. Es ist das gerade Gegentheil vom Verfahren irgend eines naturwissenschaftlichen Beobachters oder historischen Forschers.

Dieses Resultat ließe sich nun durch eine fortlaufende Beleuchtung der Citate beweisen. Allein wer würde eine solche lesen? Es scheint gerathener, die einzelnen Punkte so zu gruppiren, daß wir neben der abwehrenden Vertheidigung gegen verdrehte Citate und erbettelte Schlüsse auch zu positiven Mittheilungen Raum gewinnen.

---

1. Die Mission in China.

Langhans zieht S. 72 den Schluß, daß die bekehrten Christen in Indien, China u. s. w. außerdem, daß ihre Anzahl eine äußerst geringfügige ist, etwas ganz Anderes sind, als man in Europa gemeiniglich unter Christen versteht. „Die Mission hat, mit einem jährlichen Budget von einer Million Franken für China, in numerischer Beziehung beinahe nichts, in sittlicher weniger als nichts geleistet."

Wir wählen zuerst die chinesische Mission, als die weit leichter zu übersehende. Bis zum Jahr 1842 war sie nur eine vorbereitende, da in jenem Jahre erst fünf Hafenstädte den Missionaren geöffnet wurden; im Jahr 1847 langten dort die ersten zwei Basler Arbeiter an. Die Frage ist nun: was hat die Mission dort geleistet? Langhans citirt (31) Burkhardt: „Die Erfolge äußerlich gering und innerlich nicht hoch genug anzuschlagen;" vielleicht eine unwillkührliche Persiflage für den wirklichen Text Burkhardts: „dürfen auch nach der innern Seite hin nicht zu hoch angeschlagen werden." Näher bestimmt Burkhardt im Jahr 1860 die Zahl der bekehrten Chinesen auf „nicht allzuviel über 1000"; Langhans (56) beruft sich auf ihn, indem er „höchstens 1000 eingeborne Christen" setzt. Der Unterschied ist ja unbedeutend, doch bezeichnend für die Art, wie frei mit den Citaten geschaltet wird. Lechler berechnet in seinen acht Vorträgen über China (Basel 1861, S. 204) die Zahl der chinesischen Protestanten auf „nicht viel über 2000", wovon etwa 200 auf die Basler Mission kommen, ungeachtet sie schon einen bedeutenden Ableger nach Demerara hatte abgeben müssen. Er bemerkt aber prophetisch: „Die Zahlen können schnell anwachsen" und beruft sich auf die vielversprechende Bewegung

im Tschonglok-Kreis, welche auch in den letzten Jahren 138 Seelen zu den Basler Gemeinden hinzu gefügt hat. In diesem Sinne können wir uns der möglichsten Verkleinerung der Zahl von Seiten des Kritikers nur freuen, indem sich dadurch der Fortschritt von Jahr zu Jahr nur um so auffallender herausstellen wird.

Was aber den innern Werth der chinesischen Christen betrifft, so tadelt Langhans mit vollem Rechte (56) „die von eitelster Selbstverblendung erfüllten Berichte Gaehans" (Gützlaff's), von welchem urtheilsfähige Personen — leider erst bei seinem Besuche in Deutschland (1850) — geradezu den Eindruck bekamen, er müsse an einer Geistesstörung leiden. Wie Lechler über ihn urtheilt — bei möglichster Milde — siehe in seinen Vorträgen S. 192.

Aber warum theilt Langhans von den übrigen Missionen keine Thatsachen mit, auf welche sich das oben angeführte Gesammturtheil stützen könnte: Die chinesische Mission habe in sittlicher Hinsicht „weniger als nichts" geleistet? Haben doch die Missionare im Ganzen, während Gützlaff's diplomatischer Wirksamkeit, sich von ihm und seinem Thun konstant fern gehalten und mit nüchterner Selbstbeschränkung ihre unscheinbare Arbeit fortgeführt. Langhans aber erwähnt nur, was die Basler, Lechler und Winnes, von der Noth berichten, die sie mit ihren kleinen Gemeinden hatten, bis in den letzten Jahren nach vielen Sichtungen der letzte Gützlaff'sche Bekehrte ausgeschieden war. Da mußte freilich Lechler klagen (NB. im Oktober 1855), seine Christen theilen sich in bewußte Heuchler und in ehrliche, doch „weniger zu dem Heiland als zu dem Einen wahren Gott" Bekehrte, die „mehr noch auf alttestamentlichem Standpunkt stehen", „Viele gefördert in Erkenntniß, auch bemüht, in der Furcht Gottes zu wandeln;" „aber das eigentliche Lebensprincip: die Liebe, die einen begnadigten Sünder mit dem Heiland verbindet, das mangelt sehr." Langhans macht aus der zweiten Klasse (60): „todte Gesetzeschristen, denen das eigentliche Leben, die Liebe fehlt." Der Missionar hat aber den glimmenden Funken nicht auslöschen wollen, und darum nicht „todt" gesagt, was der Kritiker frischweg tödtet. Es handelt sich von einem Anfang, von einer Gemeinde, zu der vor acht Jahren der Grund gelegt worden war.

Was die Klage über die Wirkung der spanischen Thaler bei den neubekehrten Chinesen betrifft, welche Langhans (60) dem Missionar Winnes in den Mund legt, so ist dieselbe, wenn man den Bericht

des Missionars, dem sie entnommen sein soll, vergleicht, gar nicht vorhanden. Es ist in dem Bericht von der schweren Prüfung die Rede, durch welche die Gemeinde in Lilong während des Kriegs und der durch denselben herbeigeführten Abwesenheit des Missionars hindurchgieng. In dieser ist die Gemeinde so wenig schlecht bestanden, daß sie vielmehr geläutert und in hohem Grad bewährt aus derselben hervorgieng. Sie hätte sich auflösen können, die Gemeindeglieder hätten durch die weit feindseliger gewordene Haltung der heidnischen Umgebung sich zum Abfall können bestimmen lassen. Hätten sie die spanischen Thaler des Missionars in die Gemeinde gebracht, so wären sie, da diese wegen der Unterbrechung des Verkehrs nicht mehr fließen konnten, ohne Zweifel aus derselben ausgetreten. Wirklich befürchteten damals manche Freunde der Basler Mission in Lilong, die junge von den Drangsalen des Kriegs schwer heimgesuchte Gemeinde könnte leicht schwach werden in der Stunde der Versuchung und in Trümmer gehen. Aber keine dieser nur gar nicht fern liegenden Befürchtungen ist eingetreten. Die Gemeinde, obwohl längere Zeit in jeder Beziehung auf sich allein angewiesen und in großer Bedrängniß, namentlich ganz nicht wissend, ob und wann es den Missionaren möglich sei, nach Lilong zurückzukehren, blieb ihrem Bekenntniß treu. Dieser Gemeinde traut es der Psychologe von Waldau zu, daß sie die spanischen Thaler bestimmt hätten, das Christenthum anzunehmen. Und doch ist diese Vermuthung gewiß weit weniger berechtigt, als die Frage, ob ein so leichtfertiger Kritiker, wie unser Waldauer Philosoph, eine solche Probe gleich gut bestanden hätte, wie die Gemeinde in Lilong.

Wie aber, sagt denn Winnes nichts von spanischen Thalern? Er schreibt: „Aber ich kann mir eben auch nicht verbergen, daß manche unserer Armen nicht das Evangelium zur Annahme des Christenthums veranlaßt hat, sondern eben ihre Armuth als solche." Also nicht die spanischen Thaler, die sie empfangen haben, die der Missionar weder geben durfte noch gegeben hat, wie nachgewiesen werden kann; sondern ihre Armuth, in der bisweilen die Heiden-Christen den Heiden gegenüber hervorheben konnten (siehe die unmittelbar vorangehende Seite), daß das Christenthum billiger sei als das Heidenthum, weil man kein Goldpapier, keine Wachslichter, keinen Weihrauch zu kaufen habe; die Armuth als solche hat Manche zur Annahme des Christenthums veranlaßt. Dann fährt Winnes fort: „Denn man kann an manchen Armen" (ganz allgemein gesagt, Christen und Heiden zusammenfassend)

„so wenig bemerken, daß das Evangelium für sie ein Trost und ein Balsam sei; ein spanischer Thaler thut bessere Dienste, als das Evangelium. Es kommt mir vor, und ich glaube, es ist keine Täuschung, daß sich während drei Jahren die äußere physische Existenz nicht blos unserer Christen, sondern der Hakka's im Sinon-Kreis überhaupt, so weit er mir bekannt ist, verschlimmert hat." Wie kann Langhans nun Missionar Winnes sagen lassen: „Daß die Armen, aus denen fast ausschließlich die Christengemeinden bestehen, nicht als Arme im Geiste, sondern um der spanischen Thaler willen Christen wurden?" Sind „manche Arme" die Armen schlechthin? Folgt daraus, daß manchem Armen, so lang er in der Noth ist, ein Thaler ein besserer Trost ist, als eine Predigt, daß derjenige Arme, welcher einmal einen Thaler zum Geschenk bekommen hat, als er ein Christ wurde, um der Thaler willen ein Christ geworden ist? Sind, wenn in Lilong manche Arme in der Hoffnung, daß in Verbindung mit der Christengemeinde ihre zeitliche Noth sich mindern werde, zur Gemeinde übertraten, die meisten oder gar alle Christen in Lilong aus Eigennutz Christen geworden? In der That, mit solcher Logik kann man alles Mögliche und selbst das Unmögliche beweisen.

Wäre nun aber auch die ganze Gemeinde zu Lilong vor neun Jahren nicht werth gewesen, den Namen einer Christengemeinde zu tragen, wie sie es nach dem Obengesagten, trotz ihrer mehr blos intellektuellen als innerlich durchgreifenden Neubelebung bis zum damaligen Augenblick, wirklich doch war; mußte es so bleiben und ist sie im gegenwärtigen Augenblick noch ganz unverändert dieselbe? Warum reißt Herr Langhans willkührlich Einen Moment aus der damaligen Sichtungszeit jener Gemeinde heraus und geht über den weiteren Entwicklungsgang dieser Gemeinde mit Stillschweigen weg? Mußte er, wenn er historisch treu verfahren wollte, nicht die ganze Geschichte der Basler Mission verfolgen, die Zeitverhältnisse, die Lage, die Charaktere und Schreibweise der Berichterstatter studieren und in Betracht ziehen? Durfte er die Geschichte der Entstehung der Gemeinde im Tschonglokkreis unberücksichtigt lassen, die ohne Zuthun eines Europäers durch den Dienst des Nationalgehilfen Tschonghin, im Innern des Landes, in einer Zeit völliger Absperrung von dem Verkehr mit den Missionaren gegründet worden ist, welche in jener Zeit nicht die geringste Geldunterstützung von der Mission erhielt, ihre gottesdienstlichen Auslagen selbst bestritt, Versammlungslokale aus eigenen Mitteln einrichtete

und nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Missionare Winnes und Lechler troß der zeitweiligen Untreue des Erstlings Tschonghin dennoch unter dem Segen ihres unsichtbaren Haupts stets weiter sich ausbreitet und unverkennbar an Bestand gewinnt?

Oder wenn man auf ein eingehenderes Studium der Geschichte der Basler Stationen sich nicht einlassen wollte, warum nicht den Schwerpunkt der chinesischen Mission da suchen, wo er nach dem einstimmigen Urtheil der Missionare sich findet? In Amoy zählte man schon im Jahre 1861 im Ganzen 623 Kommunikanten (Calw. Handbuch 1862). Jetzt sind ihrer 830, und davon haben die 310, welche zu der (amer.) holländischen Kirche gehören, sich zu zwei unabhängigen Gemeinden organisirt, welche nicht nur ihre eigenen Pastoren unterhalten, sondern in einem Jahre etwa 1000 Dollar zu verschiedenen Wohlthätigkeitszwecken beitragen. Der Berner Martig hat schon 1861 (Miss. Mag. 1863, S. 485 ff.) seine Eindrücke von Amoy geschildert; er wunderte sich über die gebildeteren Christen, die eifrig lesenden Frauen, das fröhliche Geben, die eifrige Heidenpredigt der Gemeindeglieder. Jetzt kommt eine Nachricht um die andere, wie sich dort die Gemeinden, besonders der Londoner, auf dem Lande verbreiten, bis in diesem Jahr ein ganzes Dorf Liongbunsu — mit Ausnahme zweier Personen — das Christenthum angenommen hat. Hat Langhans von dem Märtyrer Tsche in Pollo nichts vernommen, von welchem Schiffsprediger Kreyher (Preußische Expedition nach Ostasien 1859—1862, S. 335) erzählt? Und wie oft berichteten Winnes und Lechler von Verfolgungen in Lilong und Tschonglok und durften sich freuen über die Festigkeit des kleinen Häufleins! Dr. Legge kam 1843 nach Hongkong mit drei chinesischen Bekehrten von Malakka. Am 1. Januar 1864 hat er deren in Hongkong 300 gezählt, wozu noch 200 im Kreis Kweitschau kamen. War diese zwanzigjährige Arbeit wohl eine vergebliche? — Für alles das scheint der Kritiker kein Auge zu haben, immer bemüht, aus seinem Material die schwarzen Seiten herauszulesen und in dieselben noch schwärzere Linien hineinzuzeichnen. Er führt keine andern, als die erwähnten Citate an, um daraus den Schluß zu ziehen, „die Mission habe in sittlicher Beziehung weniger als nichts geleistet." Da könnte ihn der Parsi beschämen, von welchem Kreyher erzählt (S. 327), daß er nicht nur 100 Dollar an das Berliner Rettungshaus für ausgesetzte Mädchen schenkte, sondern statt Dank dafür entgegenzunehmen, den Missionaren herzlich

dankte für ihren anerkennenswerthen Dienst. Hält aber Langhans diesen für unzurechnungsfähig, woher erklärt er die großen Beiträge, welche die europäischen Kaufleute in China für die dortigen Missionen steuern (wie denn Dr. Legge im Jahr 1863 von Hongkong allein 3756 Dollar Beiträge erhielt, laut der Londoner Jahresrechnung)? Wer würde auch ein Unternehmen unterstützen, von dessen Nutzlosigkeit er sich so leicht durch den Augenschein überzeugen kann?

2. Indien und seine Eroberer.

Der Kritiker behauptet, die Entwürdigung des indischen Nationalcharakters, wie sie von den Missionaren so furchtbar geschildert werde, beruhe auf argen, handgreiflichen Uebertreibungen, ja geradezu auf Verläumbdung, wenn nicht auf absichtlicher Entstellung (79). Er führt als Beispiel solcher Uebertreibung Intell. 1860 S. 71 ff. an, wo ich nur finden kann, daß bei den Ostbengalen fatalistische Gedankenlosigkeit, Gewohnheitsmoral, die Abwesenheit eines geistlichen Elements in ihrer Religion, und die Unbeweglichkeit und Kriecherei asiatischer Gesellschaft im Allgemeinen als Haupthindernisse des Christenthums beklagt werden. Was daran Furchtbares oder Uebertriebenes sein soll, vermag ich nicht zu entdecken. Freilich verträgt sich das Bild nicht mit dem des „Feuer und Geist sprühenden indischen Lebens", das sich Langhans entworfen hat (106), nicht mit dem „ungeheuren, alle Schranken der Endlichkeit überfliegenden Schwung der indischen Religionen, dem genialen, bis in alle Tiefen menschlicher Spekulation hinabreichenden Scharfsinn der dortigen Systeme." Aber warum nicht die Zeiten unterscheiden? Daß die Indier in Poesie und Philosophie einst Schönes geleistet haben, wird von den Missionaren nicht bestritten, wenn sie auch nach genauerer Erforschung der alten Literatur obigem Urtheil in seiner Ueberschwenglichkeit nicht beistimmen können. Warum aber hört man nie von neueren Dichtern oder Philosophen? Warum besteht denn dort alles Wissen — und es giebt Kolosse von Gelehrsamkeit — im Wiederkäuen des Alten? Oder wie kommt eine Handvoll Abenteurer dazu, das ungeheure Land zu erobern? Warum hat es schon den Muhammedanern nicht zu widerstehen vermocht? Die einfache Antwort lautet: weil jenes ursprüngliche Leben nach dem endlichen Sieg des Brahmanismus und der starren Kastensatzung über den Buddhismus schon seit tausend Jahren verknöchert und abgestorben war.

Langhans erklärt sich die Eroberung Indiens nur durch eine unvergleichliche Teufelei seitens der frommen Engländer (436 ff.), ganz vergessend, daß nach der Dialektik der Geschichte immer zwei Parteien dazu gehören, um einen Sieg zu Stande zu bringen. Daß die Hindu's noch immer ihre schönen Seiten haben, daß sich, zwar zertheilt und erstarrt, doch alle Elemente dort vorfinden, aus denen, wenn der Hauch des Christenthums drein bläst, ein ganzes, neues Volk von eigenthümlichem, vielversprechendem Charakter erstehen kann, das haben die Missionare von jeher erkannt und bekannt. Aber daß eine große Nation kaum tiefer sinken kann, als es bei Indien bis ins letzte Jahrhundert der Fall war, das ist eine von jedem Geschichtschreiber anerkannte Thatsache. Es fehlte nicht mehr und nicht weniger als alle zusammenhaltende Kraft. Große Männer standen je und je auf (ich erinnere nur an Nanaka, den Stifter der Sikhs), aber keiner vermochte einen großen Kreis zu bewältigen; die Masse blieb starr und todt. Wer etwas Rechtes wußte oder konnte, stiftete damit noch am liebsten einen wunderlichen Geheimbund; die besten Kräfte zogen sich in die Familie zurück. Noch während des letzten Sipahi-Kriegs wunderte sich einmal ein Korrespondent im englischen Lager: „Wie wäre es, wenn jetzt die Hindu's alle uns verließen? Kein Scharmützel, geschweige denn ein Treffen wäre mehr nöthig — wir Weiße kämen alle um, wenn die Bevölkerung sich allenthalben auf ein paar Meilen von uns zurückzöge." Aber die Bedienten, die Pferdknechte, die Lastträger, die Wagentreiber, die Proviantlieferanten, und wer alles zu dem ganzen ungeheuren Troß eines indischen Heerlagers gehört, sie dienten ruhig fort, keiner dachte weiter als an „seine Welt", wie der Hindu es nennt, d. h. an Weib und Kinder.

Wozu nackte Schilderungen der in Indien herrschenden Sünden nützen sollen, sehe ich nicht ein; wie Col. Edwards und Bischof Heber, (Langhans 79), fand auch ich das Volk im Ganzen gutmüthig und sehr empfänglich für Liebe; und, wie die meisten zurückgekehrten Missionare, wundere ich mich manchmal, wenn man den Unterschied zwischen Heiden und europäischen Namenchristen so stark betont. Dennoch ist ein bedeutender Unterschied nicht zu verkennen. Auf einer Lüge ertappt zu werden, berührt die meisten Europäer ganz anders als den Hindu; sogar ein Radscha kann es als ein Kompliment für seine List ansehen, wenn man ihn einer Unwahrheit zeiht. Auch sehr treue, ja wahrhaft aufopfernde Knechte werden es mit ihrer Marktrechnung nicht genau

nehmen; sie gestehen selbst, es bestehe da einmal ein gewohnheitlicher Aufschlag. So innig oft das Familienleben ist, die Eigenthumsverhältnisse erlauben keine Gemüthlichkeit; die Reibungen über Gut und Geld und die daraus stammende Proceßsucht übersteigen alles, was man in dieser Beziehung in Europa findet. Auch gilt ein Menschenleben dort viel weniger als hier. Wie viele verlassene, verhungernde Kinder, nach denen Niemand sieht! Dort liegt ein Leichnam — oder ist's nur ein Sterbender? — an der Landstraße; er scheint arm; wer schaut auch nach ihm? Dagegen bei uns: welche Schreibereien um ein einziges hilfloses Würmlein! welche Aufregung über einen Unglücksfall! welche Theilnahme bei einem Verbrechen! Sind wir darum besser? Die Individuen kaum, aber das Niveau der öffentlichen Sittlichkeit, der ganze Ton der Gesellschaft ist ein unvergleichbar höherer, und das haben wir dem Christenthum zu danken.

Im letzten Oktober wurde ein Parsi-Weib auf einer Straße von Bombay entbunden, Niemand nahm sich ihrer an, nicht einmal die vorbeieilenden Parsi-Frauen. Es stellte sich heraus, daß ihre Religion Allen, außer den Hebammen, verbietet, Gebärende zu berühren. Eine Europäerin kam des Wegs, rief einem Cabriolet und ließ sie nach Hause führen! (Times of India.) Gilt das noch bei den aufgeklärten, wahrhaft philanthropischen Parsi's, wie vielmehr bei den Knechten der Kaste! Es ist die Religion, welche hier den Fortschritt hindert. Um so dankbarer erkennen wir daher an, daß viele Hindu's und Muhammedaner besser sind als ihre Religionen, was sich von keinem Christen sagen läßt.

Wie schauerlich ist nur der Aberglaube, der jährlich Tausende von Kranken am Gangesufer dem Tod überliefert. Ihre Verwandten füllen ihnen den Mund mit Gangesschlamm, bis sie ersticken. Das ist auf Spaziergängen um Kalkutta und von dem Verdeck der Dampfer des heiligen Flusses noch täglich zu sehen (Friend of India, Sept. 1864).

Langhans erklärt, was Miss. W a r d von dem U m b r i n g e n d e r K i n d e r sagt, für eine „seiner hundert Verläumdungen, womit er die gewaltsame Einführung des Christenthums in Indien bevorworten wollte, da seine Bemühungen, es auf friedlichem Wege zu verbreiten, fruchtlos geblieben wären" (35). Hat er W a r d gelesen? Es könnte so scheinen nach dem Citat S. 35, 4. Doch schon die Jahreszahl 1787 macht uns irre; nein, er hat nur aus dem veralteten Bohlen geschöpft (36, 1). W a r d, geb. 1769, war ein Redakteur

demokratischer Zeitschriften, der nach seiner Bekehrung durch Baptisten im Jahr 1799 mit Marshman nach Indien kam, und mit Mühe Erlaubniß zum Bleiben — auf dänischem Boden — erhielt. Er richtete die Presse in Serampur ein und druckte darauf, wie die ersten Uebersetzungen des Neuen Testaments in Sanskrit, Hindustani u. s. w., so 1806 den ersten Band seines Sammelwerks über indische Geschichte und Gebräuche, und den Traktat eines bekehrten Muhammedaners über den Koran. Da damals gerade die Empörung in Vellore ausbrach, befahl die erschreckte Regierung sofort, die Heidenpredigt gänzlich aufzuheben und die Presse nach Kalkutta zu versetzen, wo sie allein streng überwacht werden könne; denn jeder Angriff auf den Glauben der Eingebornen verbiete sich durch den ihrer Religion zugesagten Schutz von selbst (7. Sept. 1807). Wie die Mission allein durch den Heldenmuth und die Klugheit des dänischen Gouverneurs, so wie durch die größte Vorsicht der Missionare am Leben erhalten wurde, wird bald in einer Geschichte der Serampur-Mission, welche vom jüngern Marshman aus den Quellen zusammengestellt ist, eine ausführlichere Darstellung finden. Hier weisen wir nur die tolle Verdächtigung, als habe Ward das Christenthum gewaltsam einzuführen gewünscht, mit Verachtung zurück. Wer die Feindschaft gegen die Mission kennt, welche damals die höchsten Kreise in England und Indien gleichermaßen nährten, und welche einen Missionar um den andern aus dem Lande verbannte, kann sich des Lächelns über die Möglichkeit einer solchen Beschuldigung nicht erwehren. Sie ist der vollendetste Anachronismus, ganz abgesehen von dem vollkommenen Widerspruch gegen den Grundsatz der Einzelbekehrung, welchen Langhans richtig das Grundprinzip der Baptisten nennt (251).

In jener Zeit der ausgesprochenen Missionsfeindschaft hat doch die Serampur-Mission (durch ihren Freund, den Richter Udny) so viel Einfluß geübt, daß zuerst 1802 die Kinderopfer bei Gangasagar von Lord Wellesley verboten wurden. Es war dieß der erste jener „civilisatorischen Fortschritte," an welchen Langhans (35) den Missionaren jeden Antheil abspricht, so deutlich er sich nachweisen läßt. Es zeigt sich daran, daß die Mission, obwohl vorerst nur halb geduldet oder eigentlich ignorirt, doch schon eine Wirkung zum Besten Indiens auszuüben vermochte. Auf diese Art von Maßregeln, auf das Aufheben der Sati (Wittwenverbrennungen), das der Verbindung zwischen Dschagannath und Regierung und ähnlicher Greuel, beschränkte sich

jene ganze „gewaltsame Einführung des Christenthums," welche die Missionare bevorwortet haben sollen. Im J. 1810 hat Ward sein Werk über Indien durch einen zweiten Theil abgeschlossen: noch heute eine werthvolle Arbeit, in welcher das Hindu-Leben nach allen seinen Seiten treu geschildert wird, wenn auch die guten Seiten des indischen Charakters etwas zurücktreten gegen die unläugbaren Schattenseiten. Das Buch hat ungemein gut gewirkt in jenen Zeiten „brahmisirter" Staatsmänner, die alles Altindische um so blinder anstaunten, je religionsloser sie selbst waren. Auf jene Kämpfe der Jahre 1808 und 1813 gehen die witzigen Schmähartikel Sydney Smith's und Anderer im Edinb. Review zurück, welche Langhans (39, 3) noch für heutige Verhältnisse als Quelle anzuführen wagt.

Daß übrigens Missionare bei den Maßregeln gegen die Ermordung weiblicher Kinder sich betheiligt hätten, ist nie behauptet worden. Die Kompagniebeamten tragen dafür die alleinige Verantwortlichkeit. So sehr Langhans das Bestehen oder doch die Ausdehnung dieser Unsitte in Zweifel zieht (35), so uralt ist ihre Konstatirung. Sie findet sich schon in Ritters Erdkunde, wenn ich mich recht erinnere, mit allen nöthigen Beweisen; und Ritters Citaten darf man trauen. Gouverneur Duncan fand 1789, daß die Radschputen ihre Töchter tödten, und daß dieser Gebrauch in Gudscharat und Katsch gewöhnlich sei. Ebenso berichtet Lord Teignmouth (schon 1794 in Asiat. Researches IV.), daß bei den Radschkumärs (s. v. a. Radschput) selten mehr als eine Tochter am Leben gelassen werde, alles wegen der einmal für nöthig erachteten kostspieligen Hochzeiten. Die Parlamentpapiere von 1824 enthüllen ein schauerliches Gemälde, wie trotz aller Bemühungen Walker's die Unsitte nicht weichen wollte. Die Regierung hat darüber mit den einzelnen Fürsten eine Reihe von Verträgen geschlossen; dennoch zählte man noch 1840 z. B. unter 2287 Jahreja-Familien in Katsch neben 2625 Knaben nur 335 Mädchen. Am meisten Erfolg haben noch im Pandschab die Bemühungen der Lawrence gehabt.

Der Kritiker meint aus Benfey nachweisen zu können (80 f.), daß der Verbrechen in Indien weniger seien als in England. Es beruht das auf gründlicher Selbsttäuschung. Der verurtheilten Verbrechen mögen weniger sein, denn wo 2—3 Europäer eine Million von Eingebornen zu regieren haben, kommen natürlich viele Verbrechen gar nicht zur Kenntniß der Polizei. Sobann sind Zeugen für die

Wahrheit schwerer aufzutreiben als für die Lüge, und endlich sind die eingebornen Beamten fast ohne Unterschied bestechlich, wenn auch in sehr verschiedenem Grade. Der Hindu-Richter, der nur von einer der streitenden Parteien Geschenke annimmt, gilt schon für redlich. Von einer Volksstimme, die sich bei größern Verbrechen erhöbe, ist uns nur selten ein Laut in's Ohr gedrungen; der europäische Richter bleibt daher rein auf sich selbst angewiesen, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. — Dennoch möchte ich die Hindu's für kein verbrecherisches Volk halten; nur verhalten sie sich apathisch gegen das Verbrechen; nimmt es riesenmäßige Dimensionen an, so kann es auch vergöttert werden. Im Ganzen verfolgt der Hindu sein Ziel lieber mit zuwartender Schlauheit als mit Gewaltthat. Wenn daher in Malabar die verurtheilten Mordthaten im Jahre 1847 sich auf 31, vier Jahre später auf 28 beliefen, so daß auf 50,000 Einwohner eine Mordthat kam, so hängt das mit örtlichen Eigenthümlichkeiten zusammen, die in den meisten andern Provinzen fehlen. Wie schwer aber in Indien dem Verbrechen, namentlich wenn es einen religiösen Anstrich annimmt, auf die Spur zu kommen ist, zeigt die späte Entdeckung des fürchterlichen Bundes der Thag. Wie viele Tausende von Menschen sind durch diesen Geheimbund gemordet und beraubt worden, und doch giengen Menschenalter darüber hin, bis man den Grund ihres Verschwindens entdeckte. Die einfache Erklärung dieser mysteriösen Thatsache fand sich endlich in den Statuten des Bundes, wornach keine Europäer angegriffen werden durften.

Es ist eine traurige Geschichte um jene Eroberung Indiens; mit Recht heißt sie Layard eine Kette von Verbrechen. Aber wozu erschöpft Langhans an ihrer Darstellung seine grellsten Farben, als um sie „dem bibelgläubigen, sabbathfeiernden, missionstreibenden England" (436) aufzubürden? Wie verhält es sich damit in Wirklichkeit? Indien wurde erobert auf der Grenze zweier Perioden: des Merkantilsystems und der Freigeisterei. Wer redete damals auf der Fahrt in's gesegnete Land des Pagodabaums von Bibel oder Christus? Stehende Redensart war: daß der Kadet oder Schreiber (so hießen die angehenden Offiziere der Kompagnie) am Kap seine Religion lasse, um sie bei der Heimkehr mit seinen Schätzen dort wieder aufzunehmen, ehe er im altväterischen England lande. Burke sagte: Die Europäer werden auf dem Wege nach Indien „enttauft (unbaptized)." Von den brahmanisirten Engländern jener Tage wird sich in der Geschichte

der Serampur-Mission Manches beibringen lassen, das an's Unglaubliche grenzt. Natürlich lebten sie mit eingebornen Weibern; die höchstbesoldeten hielten ein Serail. Engländer haben sich nicht gescheut, offen Götzen anzubeten, ihnen Tempel zu bauen, Brahmanen als Hauspriester anzunehmen u. s. w. Freilich den Hindu's ihr Land und Gold abzunehmen, bedachten sich die Wenigsten; an ihrer Religion zu rütteln, galt für den entsetzlichsten Frevel. Doch ist darüber schon früher das Nöthigste gesagt worden (Miss. Mag. 1864, S. 148 ff). Nicht heuchlerisch fromme Engländer, sondern entsittlichte und entchristlichte haben Indien erobert.

Ich habe dort kurz angeführt, wie jeder civilisatorische Fortschritt in Indien von Wilberforce und seinen evangelischen Freunden in England, sowie von den gehaßten Missionaren, die, wie Carey 1793 auf einem dänischen Schiffe, sich nach Indien einzuschmuggeln wußten, in stetem Kampfe der ungläubigen Partei, die am Ruder saß, abgerungen wurde. Dennoch macht Langhans die Missionare (451) für alles, was die Herrscher thaten, in hohem Grade verantwortlich, während er ihnen andrerseits jeden Antheil an jenen civilisatorischen Fortschritten abspricht. „Englische Missionsfreunde und englische Politik spielen unter derselben Decke (452); englische Politik und englische Mission können nicht von einander getrennt werden" (453). Zum Glück läßt sich ihre Trennung jedem einigermaßen aufmerksamen Heiden deutlich machen, denn ob die Herrscher das Christenthum ehren oder hassen, bleibt den Scharfsichtigen nicht verborgen. Das muß uns trösten, wenn Langhans auch meint, die protestantische Mission sei „ein passives Werkzeug politischer Raubgier und Habsucht" (455).

Seine Unwissenheit in diesen Dingen verräth sich in der ganzen Deklamation, worin er den Missionaren vorwirft, „für geistige und materielle Hebung der Heiden nicht geschrieben, gesammelt, agitirt und petitionirt zu haben" (451); ebenso nichts für die Bekehrung „der englischen Erzheiden in fremden Landen" gethan zu haben (431). Was sagen wir dazu? Wäre auch kein Heide getauft worden, die Christianisirung der nach Indien verpflanzten Engländer ist jedenfalls in hohem Grade gelungen, wie die oberflächlichste Vergleichung anglo-indischer Zustände mit den im niederländischen Indien noch bestehenden zeigen kann. Das nützt uns freilich bei Langhans nichts; vermöge seines so breiten Standpunkts kann er die Pietisten anklagen, daß sie Christen Erzheiden bleiben lassen (431), und wieder, daß sie aus tau-

send Christen etwas „Aergeres als Heiden" machen (366). Doch unsern Lesern läßt sich das Nöthigste leicht erzählen.

Von dem edlen Wilberforce weiß Langhans nur, daß er für Westindien gearbeitet hat (451); was er und seine Freunde bei Erneuerung des Kompagnie-Privilegiums (1793 und 1813) für Ostindien gethan haben, blieb ihm verborgen. Schon 1793 verlangte er im Parlament, daß für die Protestanten in Indien Religionsunterricht beschafft, für den Fortschritt der Hindu's in wissenschaftlicher und sittlicher Beziehung gesorgt werden müsse. Im Ministerium drang er durch, aber die „old Indians", die Herren im India-Haus, wehrten sich mit Macht. Unterhaus und Oberhaus, leider auch die Bischöfe, stimmten dagegen, und zwanzig Jahre länger herrschte die missions- und fortschrittsfeindliche Partei in Indien. Das war die Zeit der weltlichen, oft liederlichen Kaplane, von denen Langhans ein Stücklein erzählt, ohne es zu wissen. Es ist das wirklich ein ergötzliches Beispiel seiner ungemeinen Lesefertigkeit. Orlich soll nämlich „des fast unglaublichen Falls erwähnen, daß ein Missionar 16,000 Thaler per Jahr erspart habe" (400). Nun sagt Orlich (II. S. 276): „Kiernander, ein alter dänischer Missionar, erzählt 1797 in seinem Journal von den englischen Geistlichen Blanchard, Owen und Johnson, welche damals mit ihren kleinen Ersparnissen sich zur Heimreise anschickten. Sie hatten nach seinen Angaben jährlich 2500 Pfund Sterling (über 16,000 Thaler!) verdient." Nicht ohne Perfidie macht Langhans aus „verdient" — „erspart". Im Calcutta Review (Sept. 1860, S. 177) wird das erklärt, indem damals für eine Hochzeit wohl 20 Mohar, für eine Taufe nicht unter 5 bezahlt wurde (1 Mohar beträg 40 Frk.). Aber was haben jene mit dem Strome schwimmenden Kaplane mit den Missionaren zu thun?

Nun, Wilberforce war nicht entmuthigt, er stand mit andern Erzpietisten, wie Simeon, Stephen, Grant, &c. zusammen und suchte glaubige Kaplane nach Ostindien zu bringen. Martyn, Corrie und andere wurden ausgesandt, so sehr auch die Direktoren der Kompagnie und die Presse darüber bangten und spotteten. Im Jahre 1813 agitirte Wilberforce mit vermehrten Kräften für seine Lieblingssache und drang mit einer schwachen Mehrheit (von zweiundzwanzig Stimmen) durch, trotz der heftigsten Opposition der alten Angloindier. Ein Bischofssitz wurde errichtet und Mission auf britischem Boden ermöglicht. Nun erst (1814) konnten Rhenius und andere

Missionare im Dienste englischer Gesellschaften nach Ostindien gelangen. Wie es diese mit dem Glauben unter den Europäern in Indien bestellt fanden, liest sich jetzt fast wie eine Mähre. Aber das Evangelium wurde gepredigt, in Madras, Kalkutta, Bombay, bald auch auf den Civil- und Militärstationen im Innern, und ein neues Leben erwachte unter den verheidnischten Europäern. Newlights (Neulichter) hieß man die Erweckten und konnte z. B. in der Madras-Präsidentschaft noch in den zwanziger Jahren sie an den Fingern zählen. Doch bald nicht mehr. Im Jahre 1833 wirkte die evangelische Partei noch weitere Zugeständnisse aus; nun durften auch kontinentale und amerikanische Gesellschaften den heiligen Boden betreten, die Kaplane und Bischöfe wurden vermehrt, koloniale und pastorale Hilfsgesellschaften sandten Prediger auf vernachlässigte Außenstationen, Stadtmissionare und Armeemissionare rückten nach, und Indien wurde mit jenem Netz von pietistischen Agenten überzogen, das unsern Kritiker so gründlich anekelt. „Sporadisch und versuchsweise," giebt er (431) zu, sei auch für die Engländer in Indien etwas gethan worden. Das erste ist freilich wahr, denn Engländer finden sich nur sporadisch in Indien; das letztere ist unrichtig, denn die Versuche sind wohl organisirte Unternehmungen geworden.

Im Jahre 1836 landete ich in Madras, wo kaum erst der edle Bischof Corrie eingezogen war. Man sammelte damals Bittschriften gegen den unziemlichen Bund der Regierung mit dem Götzendienst. Ich kannte selbst englische Beamte, die am Festtag eines Götzen auf schöngeschmücktem Elephanten unter toller Musik vor den Tempel ziehen mußten, um dem Gott die Geschenke der Kompagnie zu übergeben und den Segen der Brahmanen dafür entgegenzunehmen. Ein muhammedanischer Tahsildar (Oberamtmann) in Tinnevelly zeigte uns damals die amtlichen Befehle, welche er vom Kollektor erhielt, so und so viele Hunderte von Menschen aufzutreiben, um die Götzenwagen zu ziehen u. s. w. Wie ergrimmte der ehrliche Mann über solche unabweisbare Zumuthungen! Wie ärgerten sich die Artillerie-Offiziere, welche an den Festtagen die Prozession der Götzen salutiren mußten; wie bangten fromme (farbige) Musikanten und Trommler der Armee, welche bei solchen Gelegenheiten aufzuspielen hatten! Der Gouverneur war aber bitterböse über den Bischof und seine Anhänger, und wies die Petition ungnädig ab. Sir Peregrine Maitland wurde kommandirender General der Präsidentschaft, der nächste am Gouverneur; doch gab er lieber

sein einträgliches Amt auf, als daß er die üblichen Befehle zur Götzenverherrlichung unterzeichnet hätte. Richter Nelson in Calicut und andere Beamte weigerten sich gleichfalls, sich der bisherigen Konnivenz mit dem Götzendienst zu fügen. Durch solche Kämpfe wurde ausgewirkt, daß die liebe alte Gewohnheit endlich abgeschafft wurde.

Es war interessant, zu jener Zeit einen Gerichtshof zu besuchen. Da hatte der europäische Richter den muhammedanischen Kadi und den Gerichtbrahmanen neben sich, und ließ sie auf Koran und Gangeswasser Eide abnehmen. Die Beamten mußten jährlich für Gangeswasser schöne Rechnungen bezahlen; auch die Tänzerinnen (d. h. Courtisanen) der Pagoden standen unter ihrer Aufsicht. Derselbe Gouverneur ließ es einen Richter schwer entgelten, als er auf die unnatürliche Sterblichkeit unter den alten Tänzerinnen hinwies; junge wurden beständig eingeführt; er hatte gewagt eine Untersuchung vorzuschlagen, was denn aus den alten werde. Wie mannigfach waren die Kämpfe der beiden Parteien! Aber der Gang der Dinge ließ sich nicht mehr aufhalten. Die heidnischen Eide wurden abgeschafft, das Band mit dem Götzenwesen trotz längerem Widerstreben gelöst, bis im Jahre 1864 endlich auch die letzten Tempelgüter aus der Aufsicht der Regierungsbeamten in die der heidnischen Tempelkorporationen übergiengen. Aehnlicher Weise wurde im Jahre 1844 die Sklaverei aufgehoben unter vielfachen Kämpfen mit den Advokaten des Stillstandes. Langhans lerne erst, was die Serampurer und ihre Freunde (Richter Udny seit 1805 rc.) vorgearbeitet haben, ehe der edle Lord Bentinck, den er wegen seiner Absetzung des tollen Kurg-Königs ohne Grund verdächtigt (437), die Wittenverbrennungen auf seine eigene Verantwortlichkeit abzuschaffen wagte. Das Parlament wenigstens hat an diesem civilisatorischen Fortschritt keinen Theil (35).

Langhans verwirft die Ansicht, als ob in der indischen Regierung sich der Fluch schließlich in Segen verwandelt habe (441). Allein darüber ist er von seinem französischen Gewährsmann falsch berichtet. Die Behauptung, bis zum Jahre 1856 sei in Indien von keiner Verwaltung die Rede gewesen, sondern nur von systematischer Aussaugung (441), verräth gründliche Unkenntniß. Die Verwaltung der Kompagnie war im letzten Menschenalter eine in vielen Stücken musterhafte zu nennen. In ihren Spitzen hat sie Staatsmänner und organisirende Talente aufzuweisen wie keine andere, und ihre Offiziere waren im Durchschnitt eben so tüchtig als gewissenhaft. Die Beschul-

digung, daß englische Beamte, ohne zu bezahlen, aus den Hütten der Eingebornen wegtragen, was sie bedürfen, ist gewiß unrichtig. (Langhans citirt dafür Miss. Rec. 1856, S. 365, ein unfindbares Citat, denn S. 332 hört der Jahrgang auf. Jedenfalls enthält es etwas anderes, als was Langhans hineingelesen hat.) Für die Dienerschaft der Beamten, für die zahllosen Unterbeamten, lauter Eingeborne, wird Niemand garantiren wollen. Aber das sind die Nachwirkungen Jahrtausende langer Despotie. Wenn ein Land wie Indien vor dem Aufstand jährlich 27—30 Millionen Pfund Sterling einnimmt und ausgibt, so kann das nicht Aussaugung genannt werden. England hatte damals ein doppelt so starkes Budget. Das Verhältniß ist seither ein anderes geworden (40 Millionen in Indien, 70 in England), und doch durch gleichmäßigere Vertheilung der Steuern (besonders Erhebung einer Einkommensteuer) ein wesentlich vortheilhafteres für die niedern Klassen. Uebelstände giebt es freilich noch viele und große, aber wo fehlen sie? Daß die „geringste Ermäßigung der Steuern immer beharrlichst verweigert wurde" (442), ist eine wahrhaft unsinnige Anklage, die sich nicht gegen „steinkalte Politik", sondern gegen die grenzenlose Unwissenheit der Kollektoren hätte richten sollen. Ich kann ihn versichern, daß nicht nur in Nothjahren, sondern bei sehr partieller Mißernte kluge Ermäßigungen eintraten.

Daß die alte Aristokratie durch die Engländer große Beeinträchtigung erlitten hat, ist nicht zu läugnen. Hier ein Beispiel. Der alte Kuver-Sing, früher ein beliebter Gastwirth englischer Offiziere, mit denen er in seinem Gebiet fleißig jagen gieng, wurde innig befreundet mit einem Militärarzt, der ihn behandelt hatte. Der Arzt fragte ihn einmal, was er von der englischen Herrschaft denke, er scheine so aufgeklärt und liebe die Europäer mehr als andere Große. Der Radscha meinte: das sei ein Mißverständniß, er gehe gerne mit einzelnen Engländern um, weil sie nicht lügen und auf der Jagd den Freund nicht verlassen, wie seine Landsleute nur zu leicht thun; ihre Herrschaft aber hasse er. — Warum wohl? — „Nun, da ist mein Koch, der hat Land gekauft, welches an das meine stößt. Der Kerl beklagt sich über die Grenze, die ich zog; natürlich lasse ich ihn tüchtig züchtigen (durch das Gefolge). Er reicht eine Klage ein, und ich werde auf's Amt beschieden. Wie sollte ich hingehen? Meine Familie wäre damit entehrt; habe ich nicht, ehe die Engländer kamen, Macht gehabt, fünf solcher Knechte vor dem Frühstück an die nächsten Bäume aufzuknüpfen,

und hat kein Hahn darnach gekräht? Nun aber wird mir Exekution angedroht; ich muß also mich stellen, so hart es mich ankommt. Da steht dann ein unbärtiger, rothhaariger Junge; er bietet mir keinen Stuhl an, bis ihn sein Munschi darauf aufmerksam macht, und nun soll ich Rede und Antwort stehen, — das Herz brennt mir im Leibe, — und am Ende entscheidet der Junge für den Koch, und ich muß Strafe zahlen und mir mein Land noch beschneiden lassen. Nein, wenn es einmal losgeht (und damit strich er seinen grauen Bart), so hau' ich auch drein." — Er hat sein Wort gehalten wie ein Ehrenmann und ist im Aufruhr umgekommen, von vielen Briten herzlich beklagt.

Wer sollte nicht für die Tausende von edlen Familien fühlen, welche in dem großen Umschwung der Zeit von der frühern Höhe herabgesunken sind und die harte Lektion der Gleichheit lernen müssen? Aber die Millionen der Unterdrückten, welche in demselben Maße zur Freiheit und Menschenwürde emporgehoben werden, verdienen doch dieselbe Sympathie, die wir jenen zollen. Wie haben sich doch die Verhältnisse geändert! Man bedenke nur die ungekannte Wohlthat allgemeinen Friedens in dem nie zuvor geeinten Lande, das Steigen der Güterpreise und des Arbeitswerths, die Kanalisirung der Flußdelta's, die Oeffnung der ausgedehntesten Verkehrsstraßen, dabei Gleichheit vor dem Gesetz, freieste Presse, Zutritt auch der niedern Kasten zu den gebotenen Bildungsmitteln und Aemtern. Im Mahrattaland pflügen nun Bauern mit silbernen Pflugschaaren; die Kaufleute in Bombay wissen kaum, was sie mit ihren Millionen anfangen sollen. (Wie S. 404 Bensey das höchste dortige Vermögen auf 200 Pfund Sterling Rente berechnen kann, ist rein unerklärlich; er wird eine Durchschnittssumme gemeint haben.) Und die niedern Klassen wissen einigermaßen, was sie der Kompagnie zu danken haben; freilich mehr die Alten, welche noch andere Zeiten erlebt haben als das junge Geschlecht, das nachgerade anmaßend wird. (Langhans erzählt selbst, wie unverschämt die eingebornen Zeitungen die Regierung durchzuhecheln wagen, 234.) In mehr als einem Staat, z. B. Travancor, fragen die Bauern: wann kommen auch die Engländer und erleichtern unser Joch? Auf Tippu's Zeiten sieht jedenfalls kein Malabare wie auf ein „verlorenes Paradies" zurück; nicht einmal auf die frühere Herrschaft seiner zahlreichen Radscha's. Ob afghanische und mongolische Despoten ein besseres Andenken zurückgelassen haben (441), bezweifle ich; erklären könnte ich es mir im Nothfall aus der wunderbaren Geschichtlosigkeit der Hindu's,

wonach sie, dem Vertreter der Immanenz nicht unähnlich, allerhand Zeiten und Erinnerungen gern in einander rühren. Welches Andenken aber englische Häuptlinge hinterlassen haben, erhellt schon aus der bekannten Thatsache, daß die Statuen von Gouverneuren und Heerführern noch jetzt fleißig mit Blumenopfern geehrt werden, während der kühne Nicholson es sogar erlebte, daß sich eine Secte zu seiner Anbetung bildete. Oder woher käme der ungeheure Einfluß eines Sir J. Lawrence, um den sich am 18. October 1864 freiwillig 600 Fürsten des Nordwestens schaarten, um den Mann, der ihnen Frieden und Wohlstand gebracht, durch ihre begeisterten Huldigungen zu ehren? Das ist derselbe Mann, der wie kein anderer die „Religionsfeigheit" der früheren Regierung getadelt hat, soweit er davon entfernt ist, mit Staatsgewalt bekehren, d. h. Heuchler machen zu wollen.

Wie aber erklärt sich dann der Sipahi-Aufruhr, welchen Langhans von dem Fanatismus der Missionare herbeigeführt werden läßt (232). Er bedenkt nicht, daß diese mit der stolzen bengalischen Armee in keine Berührung kamen, die Madras-Armee aber, welche den Missionaren nicht so hermetisch verschlossen blieb und Christen in ihren Reihen zählt, durchaus treu geblieben ist. Kuver-Sing hat (siehe oben) diesen Aufstand so ziemlich erklärt. Kaye, sein Geschichtschreiber, weist dann im Einzelnen nach, wie einerseits die bengalische Armee verhätschelt ward, während andrerseits das Annexionssystem Lord Dalhousie's, der den eingebornen Fürsten das Adoptionsrecht nahm, dieselben empörte, und namentlich den Nana Saheb zu Verschwörungen trieb. Wer aber meinte, dann sollten doch die niedern Klassen für die Kompagnie aufgetreten sein, verkennt die Apathie des indischen Volks, das, fröhlich oder seufzend, jedenfalls ungefragt jedem Herrscher sich beugt, den ihm das Schicksal zu setzen scheint. Zudem versteht sich von selbst, daß auch ihm die Eingriffe in alte Gewohnheiten, die Nichtbeachtung der Kaste, die vielen Reformen in Gesetzgebung und Erziehung nur mundeten, soweit ihr Vortheil handgreiflich war. Ein Paria freut sich, wenn er auf der Schulbank neben Sudra's sitzen darf; es ist ihm aber unbegreiflich, wenn einem Schuhmacherjungen gestattet wird, sich neben ihn zu setzen. „Aber der Hauptfehler scheint die systematische Niederhaltung des eingebornen Adels gewesen zu sein; denn kein Republikaner hätte demokratischer verfahren können als das konservative England in Indien." (Allg. Ztg. 1864, Beil. 318.)

Daß das Alles für die Hindu's eine Religionsfrage ist, wird

nicht geläugnet. Wie sollte der Orientale ein Regierungssystem des Westens von der Religion seiner Verwalter zu unterscheiden vermögen? Essen, Kleidung, Sitte und Brauch, Gesetz und Politik — Alles ist ihm Religion. Ein Europäer mag Atheist oder brahmanisirt sein, sein ganzes abendländisches Wesen, sein Essen mit beiden Händen, sein Gehen neben der Frau — statt vor ihr, sein Tanzen mit ihr, die Art seiner Körperreinigung, seine Ansicht von Recht und Pflicht, sein Leben mit Weib und Kind bleibt doch für den Heiden oder Muhammedaner ein gewisses Etwas, das er Christenthum nennt. Und in diesem Sinne war die Revolution von 1857 allerdings ein Religionskrieg, der letzte Versuch der veralteten Machtelemente, sich des fremden Herrschers zu entledigen. Er ist mißlungen — und wir sagen Gott Dank dafür im Interesse Indiens. Mißlungen aber ist er nicht blos durch die Tapferkeit der Engländer, sondern, — was nie vergessen werden sollte, durch die treue Anhänglichkeit des kaum erst gewonnenen Pandschabs. Es gehört die bekannte Sophistik unseres Agitators dazu, wenn er die Freude der Christen über diesen Sieg benützt, um die Missionare zu beschuldigen, die Gewalt, das Schwert, sei ihr letztes Auskunftsmittel! (236 f.)

---

3. Die englisch-kirchliche Mission.

Wirklich unedel geht der Kritiker mit der englisch-kirchlichen Mission um. Er behauptet (432): „Viele jener hochheiligen Gesellschaften sind in Wahrheit ganz gemeine Handelsgesellschaften mit religiösem Aushängeschild und einigem gutmüthigem religiösen Gefolge.“ Also viele jener Gesellschaften! Welche ist wohl die erste? Nun die erste und einzige, denn außer ihr wird keine angeführt, ist die englisch-kirchliche. Und die Beweise sind folgende: Jene Gesellschaft hatte im Jahr 1841 sich an der Expedition zur Eröffnung der Nigerstraße in's Innere Afrika's betheiligt; durch die ungesunde Jahreszeit aber erlitten die Schiffe solche Verluste, daß man von ähnlichen Unternehmungen lange abstand. Im Juli 1854 aber fuhr der, seither (1864) zum ersten Negerbischof geweihte, Prediger Crowther, welcher als Katechist auch die frühere Reise mitgemacht hatte, mit einem Dampfschiff der Regierung den Fluß hinauf und konnte im November berichten, wie trotz des längern Aufenthalts im Strome kein Europäer gestorben und der Wunsch nach Missionsniederlassungen dort ein ziemlich allgemeiner

sei. Die kirchliche Gesellschaft fand sich durch die günstigen Aussichten bewogen, auf diesem Wege in's Innere Afrika's vorzudringen, um daselbst für Christenthum und Bildung zu wirken. Philanthropische Kaufleute waren auch bereit, etwas zu wagen. Aller rechtmäßige Handel aber war in dem zu öffnenden Gebiete durch den Sklavenhandel unmöglich gemacht. Also wandten sich die „Freunde Afrika's", Sir Acland, Burton, Laird 2c., denen sich die Vertreter der kirchlichen und der wesleyanischen Missionsgesellschaften anschlossen, an Lord Palmerston; nicht um zu einer kostspieligen Unternehmung, wie die im Jahre 1841 war, aufzufordern, sondern nur mit der Bitte, jährlich ein kleines Dampfboot den Strom hinaufzuschicken, das den Auswanderern von Sierra Leone, die dort sich niederlassen wollten, einen Halt böte, und zugleich dem Sklavenhandel so wirksam entgegenzutreten, wie das vor dem russischen Kriege der Fall gewesen war. Die Regierung, wir fügen das bei, gieng auf diese Vorstellung ein; Herr Laird besorgte die Ausrüstung des Dampfers; schwarze Missionare erhielten auf demselben freie Passage, und die Folge dieses Zusammenwirkens verschiedener Kräfte ist die Errichtung der Missionsstationen Akassa, Onitscha, Gbegbe, welche alle von Negermissionaren bedient werden.

So stellt sich die Sache nach dem von Langhans citirten Ch. Miss. Record 1856, S. 181—184. Und er wagt zu behaupten, das Memorial thue der Mission „auch nicht mit einer Silbe" Erwähnung, während es sich auf's weitläufigste „über die Handelsverhältnisse Afrika's verbreite" und entsprechende Maßregeln zur „Hebung des Handels" verlange. Daß das unglückliche Westafrika gemeint ist, daß dem Sklavenhandel zu Leibe gegangen werden sollte, daß die Gesellschaft ausdrücklich hinweist „auf die ungeheure geistliche Verwahrlosung, der aufgeholfen werden sollte, und auf den Zutritt zu vielnamigen Völkern, welche bisher von christlichem Unterricht ausgeschlossen waren" (S. 181), daß das Memorial diese verschiedenen Punkte aufzählte (S. 183), das alles sieht Langhans nicht oder will es nicht sehen. Die Mission muß einmal nur „die dienende Magd englischer Spekulation" sein, und „so manche Blätter namentlich der englisch-kirchlichen Gesellschaft" müssen „stellenweise viel eher Handels- als Missionszeitungen gleichen" (430). Langhans weise einmal solche Stellen auf, und in mehr als einem Blatt!

Von Handel ist allerdings hier viel die Rede, und zwar wie sich's

gebührt, wo Kaufleute mitreden und wo eine Regierung zu Ausgaben veranlaßt werden soll. Aber auch nur hier. Langhans fährt fort: „Nach dem eigenen Geständniß des offiziellen Blattes der englisch-kirchlichen Gesellschaft wird die Nigermission ausdrücklich zu dem Zweck unternommen, den Handelsbeziehungen mit jenen Völkern eine solidere Basis zu geben," und verweist auf Intell. 1857, S. 198. Darnach meint der Leser, diese Handelsbeziehungen gehen die kirchliche Gesellschaft an, während wir an jener Stelle finden, daß die „Freunde Afrika's", voraus Herr Laird, die kirchliche Gesellschaft zu Hilfe riefen, in der Ueberzeugung, daß ohne Hebung des Volkscharakters sich kein glückversprechender Verkehr mit den Negern eröffnen lasse, und daher ihren Missionaren freie Passage auf dem Nigerdampfboot anboten. Crowther wurde beauftragt, die ersten Arbeiter zu begleiten und Niederlassungen zu gründen, und schon liegen acht Jahre dortiger Missionsarbeit hinter uns. Man sollte meinen, Langhans werde sich überzeugt haben, wie es seither mit den Handelsbeziehungen gegangen sein mag. Die kirchliche Gesellschaft veröffentlicht ja ihre Berichte; freut er sich etwa über die schönen Anfänge der schwarzen Prediger, über ihre Ausdauer und die ansehnlichen Früchte ihrer Geduldsarbeit? Oder sieht er nach den Handelsbeziehungen? — welcher Missionar hätte sich etwa mit denselben befaßt? Oder nach dem Resultat der Rechnungen? Jedes Jahr stellt sich in der Rechnung die Nigermission ein, das letztemal mit einer Ausgabe von 1358 Pfund Sterling. Der Kritiker hat dieselben eingesehen, freilich nur um sich über die „ekelhafte Gründlichkeit" der Kontribuenten-Verzeichnisse und die beigegebenen Testamentsformulare zu ereifern (377), als ob eine Gesellschaft sich in solchen Aeußerlichkeiten über den allgemeinen Brauch hinwegsetzen könnte. Nun, die Krämer Englands sehen diese Rechnungen sorgfältig prüfend durch; sie geben gerne und reichlich, wollen aber alljährlich wissen, was mit dem Gelde geschah. Glaubt Langhans wohl selbst, daß die kirchliche Gesellschaft auch schon einige Einkünfte von jenen Gegenden gezogen habe? Er spüre sie aus! Doch was kümmert ihn der weitere Verlauf jener Mission? Sie hat durch die entstellte Erzählung von ihrer Gründung die nöthigen Dienste gethan: es ist einmal bewiesen, daß die englisch-kirchliche Gesellschaft eine ganz gemeine Handelsgesellschaft ist; und weiter bewiesen, daß viele andere Gesellschaften nicht mehr und nicht weniger sind. Die Leistungskraft dieser zwei Citate ist eine wahrhaft riesenmäßige.

Wir hören aber noch mehr von dieser englisch-kirchlichen Gesellschaft. An ihren Jahresfesten soll das Schaugepränge so übertrieben sein, daß dieselben selbst von Freunden „eher religiöse Spektakelstücke als heilige Aussaaten heiliger Samenkörner" genannt wurden. Dafür verweist Langhans (267) auf unser Missionsmagazin 1859, S. 327. Sehen wir, ob er das Deutsche besser lesen kann als das Englische. Dr. Ostertag sagt dort: „Allerdings waren diese englischen Festversammlungen früher mit ihren glänzenden Reden nicht selten eher religiöse Spektakelstücke; aber wenn wir überhaupt in dieser Beziehung neuerdings einen wesentlichen Fortschritt zu ernsterer Weihe unzweifelhaft wahrnehmen, so müssen wir hinzufügen, daß die Versammlungen der kirchlichen Missionsgesellschaft darin zu jeder Zeit in rühmlichster Weise vorangiengen." Und dann fährt er fort zu erzählen, wie in jener Maiversammlung 1859 der Bischof von Carlisle mit ergreifendem Ernste zu tiefer Selbstdemüthigung und Buße für die nationalen Sünden und Versäumnisse des britischen Volkes aufforderte. — Wie blind macht doch der Zorn unsern Kritiker! Nicht nur tadelt er ohne Grund die kirchliche Gesellschaft, er läßt auch ihren Freund sie bemäkeln gerade da, wo er sie ausdrücklich vom Tadel ausnimmt.

Aber sieht nicht die englisch-kirchliche Gesellschaft „mit souveräner Verachtung auf Alles hernieder, was nicht sie ist?" (381) Beweist nicht die Thatsache, daß alle in ihren Dienst tretenden Geistlichen andrer Konfessionen auf's neue ordinirt werden müssen, ihren „dogmenwüthigen Fanatismus?" (116.) Der Schotte Aikman, der diese bedauerliche Thatsache anführt, erklärt sie auch durch die Rücksichtnahme, welche der Gesellschaft durch die Ernennung so vieler Bischöfe für Kolonialgebiete auferlegt wurde, nachdem sie ein Menschenalter hindurch mit dem Dienst von lutherisch ordinirten Deutschen sich völlig zufrieden gezeigt hatte. Und alten Missionaren, wie dem Berner Schaffter (in Indien von 1827—61) wurde diese Reordination nicht zugemuthet. Die bedauerliche Ausscheidung des trefflichen Rhenius ward herbeigeführt durch Fehler auf beiden Seiten, jedenfalls nicht durch „dogmatische Streitigkeiten" (116). Man bedenke zur Entschuldigung der Gesellschaft, daß sie sich nur auf die evangelische Partei in der evangelischen Kirche stützt, zu welcher höchstens ein Fünftel der Geistlichkeit gehören mag, und daß sie auf die hochkirchlichen und puseyitischen Gegner, welche ihr keine Blöße nachsehen, Rücksicht nehmen muß. Die Gesellschaft aber ist immer dieselbe geblieben, fern von

allem Fanatismus; ihre Kommittee zusammengesetzt aus den freisinnigsten Männern der Kirche, wie denn der Vorsitzer der Liverpool-Konferenz, General Alexander, und andere allianzlich gesinnte Männer je und je darin saßen; und ihre Arbeiter brüderlich verbunden mit denen anderer Kirchen, ohne irgend welche Spur von „souveräner Verachtung". Schon das Titelblatt des Miss. Register, welches „die hauptsächlichsten Erlebnisse der verschiedenen Missionsgesellschaften und weitläufiger die Operationen der kirchlichen Gesellschaft" erzählte, konnte dem Kritiker, der so viele Jahrgänge desselben in Händen hatte, über die freiere Art der kirchlichen Gesellschaft die Augen öffnen. Hat er wirklich nichts gesehen? Hie und da scheint er die Ausbreitungsgesellschaft, in der freilich ein hochkirchlicherer Geist lebt, mit der kirchlichen Gesellschaft verwechselt zu haben.*) Uebergriffe auf fremde Missionsgebiete sind mir wenigstens nur von jener, nirgends von der kirchlichen Gesellschaft bekannt. Wie sehr erinnert doch die Verdammung dieser Gesellschaft durch unsern Kritiker an das Urtheil des des Blinden über die Farbe!

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Das Pfarrhaus im Harz. Erzählung von A. V. Berlin bei G. Neumann. 1865.

Eine Erzählung aus norddeutschem Stillleben, in welches die Mission hereinragt durch ein indisches Missionskind, das die Mutter der bewährten Freundin im Pfarrhaus zur Erziehung anvertraut. Was in demselben alles vorgeht, bis die heranwachsenden Töchter zurechtgebracht sind und jede mit einem passenden Beruf ausgestattet ist, wird in anmuthiger, besonders für Jungfrauen lehrreicher Weise geschildert. Briefe von Indien, welche zwischen die Erlebnisse im Pfarrhause hineinfallen, halten nebenbei das Interesse für die Mission rege. Das Missionskind wird zur Waise, in Folge eines Vorfalls, für dessen Beschreibung die Ermordung des amerikanischen Miss. Janvier auf der Mela von Anandpur (im letzten Frühjahr) die Züge geliehen hat. Später gelobt sie sich dem HErrn zum Dienst unter den Heiden; es zeigt sich aber, daß Er sie dort nicht brauchen will, während doch durch sie für andere Kräfte der Anstoß zum Eintritt in den Missionsdienst gegeben wird. Je mehr die Romantik in der Mission schon geschadet hat, desto dankbarer ist

*) So S. 50. „In ähnlicher Weise — wird — namentlich von der englisch-kirchlichen Gesellschaft bekehrt", eine durchaus unbewiesene Behauptung.

anzuerkennen, daß hier die Pflicht und die Arbeit der Mission in nüchterner Weise abgehandelt sind. In der Zeichnung der indischen Coulissen findet der kundige Leser einige Mängel, die ihn doch nur wenig stören. (Kokospalmenwälder z. B., so dicht, daß sie keinen Sonnenstrahl durchlassen, werden sich kaum am Fuß des Himalaja finden; die Gebetsmühlen werden tibetische, nicht hindustanische Buchstaben tragen sollen; die indischen Sprachproben, und namentlich das muhammedanische Credo in dem Gedicht S. 186, dürften korrecter geschrieben sein.) Daß einem Missionar, sei's auch ein englischer, 12 Diener gegeben werden, ist wohl auch des Guten zu viel und erklärt sich um so weniger, als die heidnischen Knechte, welche ihre Religion von mannigfacheren Beschäftigungen abhielt, allgemach durch christliche ersetzt sein sollen. Doch freuen wir uns lieber des vielen Guten, das unserer Lesewelt in dem netten Büchlein geboten wird.

Die Mission an den Jünglingen. Eine Monographie über Jünglingsvereine von J. Hesekiel, Reiseprediger. Berlin 1864.

Ein werthvolles Büchlein, welches auch für die Heidenmission seine Bedeutung hat. Denn einmal ist unzweifelhaft, daß die Mittheilungen aus der Heidenmission auf manchen Punkten, wie im Wupperthal, den ersten Anstoß zu Bestrebungen der innern Mission gegeben haben. Und dann kann der Verfasser mit Recht behaupten, daß die Jünglingsvereine den Missionsanstalten eine gute Anzahl von Zöglingen zuführen. Je besser jene geleitet werden, desto dienlicher könnten sie den Missionsanstalten werden, sowohl durch Ermuthigung und Heranbildung tüchtiger Kräfte, als auch durch Prüfung und Abmahnung der Unberufenen, die von unklarem Drang geleitet, sich und Andern oft nur Noth bereiten. Es bleibt einmal eine schwierige Frage: wie gewinnt man die besten Kräfte für den Dienst am Reich? und jeder treue Arbeiter an demselben mag zu ihrer Lösung einen Beitrag liefern. D. Herausg.

Christian Gottlob Barth, Doktor der Theologie, nach seinem Leben und Wirken gezeichnet von Karl Werner, Pfarrer in Fellbach. **Erster Band.** Calw, in der Vereinsbuchhandlung. Stuttgart, in Commission bei J. F. Steinkopf. 1865.

Was der selige Dr. Barth für die Förderung des Reiches Gottes überhaupt, und insonderheit für die Sache der Mission zu leisten gewürdigt war, das ist in den weitesten Kreisen bekannt genug. Sein Name wird nicht blos in allen evangelischen Ländern Europa's, sondern bis hinaus auf die fernsten Inseln des Meeres mit Liebe und Verehrung genannt. Der Wunsch nun, ein möglichst klares, lebendiges und vollständiges Bild seiner ganzen Persönlichkeit, sowie seines reichen

Lebens und Wirkens zu erhalten, war naheliegend und wohlberechtigt. Diesem Bedürfniß ist einer der intimsten, langjährigen Freunde des Entschlafenen, K. Werner, mit treuer Liebe entgegengekommen, indem er uns zunächst in dem vorliegenden ersten Bande in fünf Abschnitten Barths Herkunft, sodann die Kindheit und Jugendjahre, die Universitätszeit, die Vikariatszeit und endlich die Reise nach Norddeutschland und Holland schildert.

Diese ersten 25 Jahre des entschlafenen Freundes sind insofern nicht nur überaus anziehend und fesselnd, sondern auch unendlich lehrreich und anregend, als man darin schon alle die reichen Anlagen und die ganze eigenthümliche Ausrüstung zu seiner nachmaligen ausgedehnten Wirksamkeit, alle Keime und Triebkräfte, welche hernach so reiche Früchte getrieben, und endlich alle von Gott geordneten äußeren Einflüsse und Anregungen, unter denen sein Leben und Wirken gerade diese eigenthümliche Gestalt erhielt, erkennen kann. Man sieht Schritt für Schritt, wie der Selige das geworden ist, was er wurde. Zu den schönsten und erbaulichsten Zügen gehört schon, was wir über seine „Herkunft" erfahren. Was für heilige, kräftige Wurzeln sind das, aus denen er hervorwuchs! Welche Lebenskräfte haben auf seine früheste Kindheit gewirkt! Voll des lebendigsten Interesses entfalten sich darauf vor uns die Jahre seiner Kindheit und Jugend. Seine Universitätszeit läßt uns dann das mächtige Gähren und Kochen, das unwiderstehliche Schaffen und Wirken eines Geistes erkennen, der sich schon so frühe berufen fühlt, in die wichtigsten Fragen seiner Zeit und seines Vaterlandes anregend, kämpfend, gestaltend einzugreifen. In den 2½ Jahren seines Vikariatslebens treten uns die ersten Zeichen seiner ungewöhnlich reichen praktischen Begabung entgegen: seine Predigergabe, sein herzgewinnender, die verschiedenartigsten, oft gegensätzlichen Elemente versöhnender und in Liebe und Wahrheit zusammenfassender Sinn, seine unvergleichliche Volksthümlichkeit, sein heiliger Eifer für die Sache des Herrn, die edle Geisteszucht zugleich, unter der er bis an sein Ende stand. Auf seiner halbjährigen Reise endlich nehmen wir die unermüdliche Bienennatur wahr, die ihm in so hohem Maaße eigen war, und mit der er schon damals einen unerschöpflichen Schatz für sein zukünftiges Leben und Wirken zu sammeln wußte.

Die Schwierigkeit der Aufgabe, ein solches Leben zu zeichnen, ist wahrlich nicht gering; aber der Herr ließ es dem theuern Biographen, dem wir im Geiste dankbar die Hand dafür drücken, gelingen, den — wie wir glauben — richtigen Takt zu finden, indem er in nüchterner Einfalt, ohne Prunk und Effekthascherei, das Bild dieses Lebens vor uns aufrollt und meist den Mann, den er malen soll, sich selbst zeichnen läßt. Der Herr vergönne ihm, das angefangene Werk, dessen Ausführung freilich von nun an immer schwieriger werden wird, in gleichem Geiste zu vollenden. A. O.



Ein Howa-Häuptling.

Nach einer Photographie von Miss. Ellis.

Madagaskar.

Erste Abtheilung.

Land und Leute.

Mitgetheilt von Chr. Fr. Eppler.

Neben dem streng in sich geschlossenen Afrika mit seiner eigenthümlichen Welt, zu welcher erst in unserer Zeit der Zutritt sich allmählig öffnet, liegt eine einzige größere Insel, welche einigermaßen die Brücke bildet zwischen dem starren Afrika und der reichbewegten Inselwelt, die sich vom Süden Asiens hinüberzieht bis in die Nähe Amerika's. Das schöne Madagaskar ist im Laufe der Jahrhunderte ein weströstlicher — nicht Divan, sondern — Tummelplatz geworden, auf welchem sich in wunderlicher Mischung asiatische Elemente mit afrikanischem Leben vermählt haben, während nun auch das Christenthum und die abendländische Kultur und Unkultur dort eingerückt sind, um einen zukunftschwangern Kampf zu wagen. Schon vor ihren europäischen Entdeckern, den Portugiesen, haben Araber und Aethiopier mit dieser „Königin des indischen Oceans" Handel getrieben. Von Lorenz Almeida an bis herab auf William Ellis*) und die bekannte Wiener Touristin, die uns ihre „Reise nach Madagaskar" mit ihren zum Theil abenteuerlichen Erlebnissen beschrieben, ist sie von den verschiedensten Menschenkindern und im verschiedensten

*) Zu dieser Darstellung benützte Hauptquellen: History of Madagascar by W. Ellis. II Vol. London and Paris. — Three visits to Madagascar during the years 1853—56. By W. Ellis. London 1858. — A history of the island of Madagascar. By Samuel Copland. London 1822. Vgl. auch: Südafrika und Madagaskar, geschildert durch die neuern Entdeckungsreisenden, namentlich Livingstone und Ellis. Leipzig. Carl B. Lorck. 1860.

Interesse besucht worden. Die Indienfahrer legten an ihren Buchten an, um frischen Vorrath und süßes Wasser einzunehmen, die Kaufleute der Erde suchten ihren Naturreichthum, die Sklavenhändler dort „Leiber und Seelen der Menschen" auszubeuten. Der Pirate lauerte hier auf seinen Seeraub, der Naturforscher durchstreifte ihre Thäler und Höhen in dem friedlichen Interesse der Wissenschaft, und sammelte eine reiche Ernte unter ihrer großartigen, theilweise ganz eigenthümlichen Thier- und Pflanzenwelt. Und die ländergierigen Reiche Frankreich und England wachen heute noch eifersüchtig über dieser reichen Insel, und ringen, wenn nicht nachgerade um ihren Besitz, so doch jedes um den größtmöglichen Einfluß.

Höher noch geht das Interesse, das der Freund des Reiches Gottes seit vierzig Jahren an den Geschicken dieser Insel nimmt. Welchem evangelischen Christen wäre in dieser Beziehung der Name Madagaskar nicht lieb und theuer geworden? Wem wäre er nicht je und je durch's Herz gegangen, bald in staunender Freude über das Gotteswerk, das der heilige Geist durchs Evangelium an Tausenden von Madagassen still, aber sicher gewirkt, bald in tiefer Trauer über die wiederholten Verfolgungsstürme, welche gleich den Orkanen, die auf ihrem Meere wüthen, die aufblühende Christengemeinde zu erdrücken und wegzufegen drohten? Oder wer hätte die dort still aufkeimende Saat des Wortes Gottes in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts unter dem bildungsdurstigen Radama I nicht mit steigender Freude begleitet? Wer nicht den heldenmüthigen Opfertod so vieler madagassischer Christen unter der blutdürstigen Königin Ranavalona wenigstens angestaunt? wer nicht die außerordentliche Ausbreitung des Christenthums gerade während dieser Bluttaufe bewundert? Und noch kann es nicht vergessen sein, in welch freudige Bewegung die ganze Missionsgemeinde gerieth, als im Jahr 1861 die Kunde wie ein nachterleuchtender Blitz durch die Christenheit lief: „Die grausame Ranavalona ist todt und ihr den Christen gewogener Sohn hat als Radama II den Thron von Madagaskar bestiegen!" Welche Hoffnungen für die Wiedergeburt des begabten Inselvolkes knüpften sich an diese folgenschweren Ereignisse! Sie sind freilich schnell wieder in Frage gestellt worden durch den verhängnißvollen Tod dieses Königes (1863). Die Königin Wittwe, von einem ihrer Minister zu seinen übrigen Frauen noch hinzugeheirathet, ist entschiedene Heidin, und viel mehr französischem, als englischem Einflusse offen; der Mini-

ster ist bereits wieder gestürzt und die Verschwörungen häufen sich. Je ungewisser die Zukunft Madagaskars, um so näher muß uns das Bedürfniß liegen, im Buche seiner Vergangenheit zu forschen, um festen Hoffnungsmuth für seine Zukunft zu schöpfen. Schlagen wir denn seine einzelnen Blätter auf und lernen wir vor Allem die Insel selber kennen.

---

1. Die Insel.

Madagaskar gehört zu den kontinentalen oder langgestreckten Eilanden, wie wir diese in der Nähe der Kontinente finden. Vom Festlande Afrika durch den 75 Meilen breiten Kanal von Mozambique geschieden, erstreckt sie sich in einer Länge von nahezu 200 geographischen Meilen (von 12°—25° 40′ südlicher Breite). Ungefähr in der Mitte hat sie die größeste Breite. Dort dehnt sie sich durch sieben Grade östlicher Länge. Nächst Neu-Guinea die größte Insel der Erde, umfaßt sie einen Flächenraum von 10,500 Quadratmeilen, ist somit größer als Frankreich, beinahe noch einmal so groß als England. Zu Afrika, von dem sie nur wie ein abgesprengtes Stück erscheint, nimmt sie eine ähnliche Lage ein, wie England zum übrigen Europa, weßhalb man sie auch schon das Großbritanien Afrika's genannt hat. Am Eingange des indischen Meeres beherrscht sie die Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung, den bereits genannten Kanal von Mozambique und gewissermaßen auch den Hafen von Aden. Sie selber, in ihrem Baue einfach, aber erhaben, stellt sich vom Meere aus dem Auge als ein gewaltiges Amphitheater mit grünen Riesenstufen dar. In ihrer Mitte nämlich der ganzen Länge nach von einem Centralgebirge durchzogen, dessen einzelne Höhen bis zu 12,000 Fuß aufragen sollen, zerfällt die Insel in eine östliche und westliche Abdachung. Im Westen in großen Terrassen zum Meere niedersteigend, deren Seiten mit prachtvollen Waldungen sich kleiden, fällt sie dagegen im Osten mehr steil und mauerartig ab, nur schmale Terrassenebenen bildend. Rings um die Insel läuft wie ein breiter Saum die fruchtbare, aber in der Regenzeit ungesunde Küstenebene, die Heimath des tödtlichen Faulfiebers, im Osten nur 6—10, im Westen 15—30 Stunden breit, an einzelnen Orten noch weiter sich nach innen dehnend, mit Moorgrund, üppigen Matten und Reisfeldern bedeckt. Da und dort auch strecken sich die Wälder bis zum

Küstensaume herab, mit tropischer Pracht den Ankömmling gleich in ihre Schatten ladend. Das Innere der Insel selbst ist mit großen Hochflächen durchzogen, auf denen theils weithin der Reis wogt, theils in ungebundenster Freiheit mächtige Viehheerden weiden, theils aber auch eine geisterhafte Stille herrscht. Auch an Seen fehlt es dem Hochlande nicht, die sich durch ihre Größe und Schönheit auszeichnen und treffliche Fische bergen. Die Ostküste insbesondere ist meilenweit mit Strandseen durchsät, die, unter sich in Verbindung stehend, dem Gestade entlang eine Binnenschifffahrt gestatten.

Indem jenes langgezogene Gebirge der Mitte nach verschiedenen Richtungen wieder bald größere, bald kleinere Seitengebirge sendet, wird die Physiognomie der Insel außerordentlich mannigfaltig und thälerreich. Wir machen hier nur auf drei dieser Verzweigungen aufmerksam. Im nördlichen Theile der Insel löst sich vom Hauptzuge ein Zweig, der nach Südosten streichend, im Kap Baldrick bei der Antongilbai endigt. Ferner zweigt sich in der Provinz Betsileo das sogenannte Ambohitsmenegebirge (d. i. die rothen Berge) ab, von welchem Namen jedoch nach Ellis' Bericht die Kinder des Landes nichts wissen wollen. Dieser Gebirgszug endet an der Südostspitze bei Fort Dauphin. Die wichtigste Verzweigung aber findet sich im Herzen der Insel. Hier entfaltet sie sich zu einem Alpenkranze, der unter verschiedenen Namen das Hochland Ankova, das Land der Hova's, des jetzt mächtigsten Stammes, umschließt. Alle diese Berge sind mehr oder minder mit Höhlen durchrissen, die neben den undurchdringlichen Wäldern den Kriegerschaaren, Räubern und andern Verbrechern zum unerreichbaren Verstecke dienen, aber auch in der Verfolgungszeit nicht wenigen Christen eine sichere Bergung boten, bis das Ungewitter vorübergieng. Von diesen Höhen rinnen und rollen eine Menge Bäche und Flüsse durch die Thaltiefen nach allen Richtungen hin zum Meere nieder mit bald größerer, bald geringerer Stromentwicklung. Einzelne derselben sind schiffbar. Doch verhindert die — Afrika ähnliche — Gestaltung der langen Insel im Allgemeinen die Bildung großer Ströme. Auch die Küstenentwicklung ist nicht bedeutend, doch fehlt es an schönen Buchten und Baien nicht. Nennen wir einige der wichtigsten Flüsse mit ihren Becken, auf der Westküste im Süden beginnend. Hier begegnen uns der Onilahy, in die bedeutende St. Augustinbai mündend, der Toliar mit der Bucht gleichen Namens, der St. Vincentfluß beim Kap St. Vincent ins Meer fal-

lend. Die kleinern stillschweigend überschreitend, nennen wir weiter den Paracellas und den aus dem Hochlande kommenden Mantao. Die Nordwestküste vom Kap Andrew an ist die buchtenreichste der ganzen Insel. Die Boyanna-, Bembatuka-, Madschambo-, Narinda-, Pasandavabai sind die wichtigsten. Ueber eine schmale Landenge gelangen wir zu der Diego Suarezbai im Osten mit fünf verschiedenen Hafenbecken und gutem Ankergrunde. Am Port Luquez und einer Menge Flüßchen vorüber kommen wir zur schönsten Bai der ganzen Ostküste, zur Antongilbai, die tief ins Land einschneidet und mehrere Flüsse in ihr Becken lockt, und von welcher südlich die ungesunde Insel St. Marie liegt. Wichtiger doch sind die bescheidenern Häfen Fenerive, Foule Point und Tamatave als Pforten des Handels mit dem Ausland, zumal mit der 200 Stunden ostwärts gelegenen englischen Insel Mauritius, und der näheren Insel Bourbon, die den Franzosen gehört. Von Tamatave an begegnen wir noch einigen bedeutenderen Küstenflüssen, wie dem Hivondrona, Manguru und Manangara. Tief im Süden bemerken wir noch die St. Luciabai unfern des geschichtlich bedeutsamen Fort Dauphin. Selbst heiße Quellen fehlen der Insel nicht, wie die Natur auf ihr auch vulkanische Werkstätten wenigstens gehabt hat. Erdbeben sind nicht unbekannt.

Da die Insel beinahe ganz innerhalb der Tropenzone gelegen, — nur im Süden reicht sie über den Wendekreis des Steinbocks hinaus — so ist ihr Klima im Ganzen tropischer Art. Dennoch findet bei der mannigfaltigen Naturbeschaffenheit der Insel auch in diesem Stück eine große Verschiedenheit statt. Während in den Niederungen und an der Küste die Hitze oft unerträglich groß, wird es nach den höheren Regionen angenehm mild und auf dem Hochlande herrscht stärkende Alpenluft. Ja die Spitzen der höchsten Berge lassen sich zuweilen in dem uns bekannteren Gewande des Eises und Schnees erblicken. Vom April bis Oktober liegt dort nicht selten ein Reif. Ellis war ganz überrascht von dem Abstande, der in dieser Beziehung zwischen der Küste und der hochgelegenen Hauptstadt Tanararivo stattfindet. „Die Morgen und Abende," schreibt er im August, „waren hier angenehm kühl, das Thermometer zeigte des Morgens um 8 Uhr 56° Fahrenheit (13° Reaumur)." Wie auf dem Meere in diesen Gegenden die Passate, so herrschen auf dem Lande noch theilweise die Monsune, deren Großartigkeit und gewaltige Wirkungen unsern Lesern aus früheren Schilderungen erinnerlich. Nur ist ihr Auftreten, da

wir uns auf der südlichen Hemisphäre befinden, nach dem Gesetze des Kreislaufs der Luftströmung, dem im Norden des Aequators gerade entgegengesetzt. Dort schafft der Südwestmonsun die Regenzeit vom April bis Oktober, hier der Nordwestmonsun vom Oktober bis April; dort der aus Nordost kommende die trockene Jahreshälfte, hier der Südostmonsun. In Madagaskar ist somit vom April bis Oktober wie die kühlste so die schönste Jahreszeit. Ein fast beständig klarer, wolkenloser Himmel lacht mit seinem tiefen Blau nieder, und leuchtet auch des Nachts in erhöhtem Sternenglanze. An der Küste wird die Hitze durch starke Seebrisen gemildert, die regelmäßig von Morgens 9 Uhr bis Abends nach 7 Uhr wehen. Selbst an Regenschauern fehlt es dort in dieser Zeit nicht. Die Regenperiode aber setzt Ende Oktobers ein und dauert bis Ausgang Aprils. Sie wird durch eine der erhabensten Naturerscheinungen wohl einen Monat voraus verkündigt: es ist ein wunderbares friedliches Spiel des Blitzes am Horizont in der Abendzeit. Der Regen selber ist von Windstößen, Stürmen und oft gewaltigen Orkanen begleitet. Nicht selten entlädt die Wolkenmasse auch grandiosen Hagel, die Hütten und Pflanzungen der Insulaner zerbreschend. Die Tausende von Bächen und Flüssen schwellen an, treten weit über ihre Ufer, führen Geröll und Schlamm, halbzersetzte Pflanzenstoffe und Thierleichen mit sich, Alles am niedrigen Seegestade absetzend. In Verbindung mit dem Sande, welchen die Meerfluth anschwemmt, bilden sich Dämme und Barren, vor welchen sich das Wasser staut und in Sümpfe wandelt. Unter der tropischen Sonne, welche die Hitze im Januar und Februar auf den höchsten Grad steigert, geräth Alles in Gährung und die Fieberdünste steigen auf. In der schwülen und feuchtheißen Tropengluth athmet der Bewohner das Miasma ein, und der Tod hält seine Ernte. Viele der Küstenbewohner eilen deßhalb in das Innere, da das Fieber nur sechs bis acht Meilen landeinwärts reicht. Aber auch der Hochländer entgeht diesem Feinde nicht, wenn er zur Fieberzeit an die Küste herabkommt. Die größesten Verheerungen jedoch hat diese Todessichel von jeher unter den dort wohnenden Europäern angerichtet, so daß man die östlichen Gestade mit Recht einen Kirchhof der Weißen genannt hat, der sich vom Fort Dauphin bis zur Antongilbai erstreckt. Besser kann es in dieser Beziehung nur werden, wenn einmal die Madagassen sich dazu verstehen, die vor den Flußmündungen gelagerten Barren, welche überdieß die Einfahrt der Schiffe hin-

dern, energisch zu entfernen, und Trockenlegungen in großem Maßstabe vorzunehmen. Die nördlichen und westlichen Gestade sind weniger ungesund, die Wälder treten mehr in das Innere zurück und die frische Seeluft hat freien Zutritt.

Abgesehen von der eben geschilderten Schattenseite bietet Madagaskar Alles dar, was Aug' und Herz erfreuen kann. Die Natur scheint ihr Aeußerstes gethan und ihre Reichthümer in verschwenderischer Fülle ausgegossen zu haben. Der europäische Reisende, der bis dahin das Zaubergemälde der Tropenländer noch nicht gesehen, ist in Staunen verloren, wenn er die wellenförmig sich hebenden weiten Ebenen durchwandert, die in ewigem Grün prangen, oder wenn er vor den Riesenwäldern steht, die sich mit ihren mannigfaltigen Tropenbäumen an den Bergen emporlagern und mit den üppigsten Schlinggewächsen und Schmarotzerpflanzen durchwoben, ein undurchdringliches Dickicht bilden, dessen erhabenes Dunkel noch an Schauer gewinnt durch die fremdartigen Gestalten und Laute der Thierwelt und das Donnerrauschen der Wasserfälle, das aus der Ferne schon sein Ohr trifft. Kein Wunder, wenn die ersten Besucher der Insel uns ein Gemälde von ihr entwerfen, das in die kühnsten Farben getaucht ist, wenn sie sie als eine Welt im Kleinen, als ein wahres Paradies schildern, das alle Länder der Erde weit übertreffe. Schon im Jahre 1771 schrieb der berühmte Botaniker Commerson: „Welch ein wunderbares Land ist dieses Madagaskar! Ganze Akademien, nicht vereinzelte Reisende müssen kommen, um seinen Pflanzenreichthum zu erforschen. Ich kann den Naturforschern die Versicherung geben, daß Madagaskar recht eigentlich für sie das gelobte Land ist. Die Natur scheint sich dorthin wie in ein ganz besonderes Heiligthum zurückgezogen zu haben, um nach andern Mustern zu arbeiten, als man sie sonst findet. Bei jedem Schritt stößt man auf ungewohnte, wunderbare Formen. Der nordische Dioskorides (Linné) fände hier allein Stoff zu zehn Ausgaben seines Systems und hätte auch dann erst einen Zipfel des Schleiers gelüftet." — Wir könnten in der That eine „Naturgeschichte der drei Reiche" schreiben und dürfen doch nur das Allerwichtigste nennen.

Einen Begriff von dem ungeheuren P f l a n z e n r e i c h t h u m Madagaskars giebt die Thatsache, daß von den 400 Pflanzen, welche die Botaniker Hilsenberg und Boyer zu Anfang der zwanziger Jahre dort sammelten, einhundert noch nicht beschriebene Species waren und

zweihundert neue Varietäten. Den Uebergang von der afrikanischen Flora zur madagassischen bildet der auf der Westküste vorkommende Baobab oder wie wir ihn nennen, der Affenbrodbaum, ein Riese unter seinem Geschlecht, dessen Stamm einen Umfang von 17 Klaftern und einen Durchmesser von 26 Fuß erreichen kann und dessen Aeste dicker sind als hundertjährige Eichen in unsern Wäldern. Wir gehen an den Maulbeerbäumen, Tamarinden, Cypressen, Akazien, deren es herrliche Arten giebt, an der Arekapalme, dem Sagobaum, dem Bambus, den Mangroves, dem Ebenholz, Rosenholz, den Farb- und Tischlerhölzern der Wälder vorüber und bewundern die anmuthige Schönheit der großen, glänzendgrünen Blätter der Farrenkräuter, deren Pracht und Größe unwillkürlich das Auge fesseln. Aus den Bastfasern der Rofiapalme weben die Eingebornen ein dauerhaftes gedrungenes Tuch, das zu Decken und fast zum ausschließlichen Kleide der arbeitenden Klassen dient. Die Kokospalme ist vor bald zweihundert Jahren eingeführt worden, auch der Brodfruchtbaum; Bataten und Bananen kennt man auf Madagaskar seit undenklichen Zeiten. Auch durch die Missionare sind manche nützliche Gewächse, wie der Quitten- und Granatapfelbaum, der Weinstock, Orangen und Mandeln vom Kaplande herüber verpflanzt worden. Zwölf verschiedene Baumarten liefern Oel, vier Gummi. Dahin gehört der Azoina, dessen Harz den Bewohnern den Leim ersetzt, und seinen Stamm höhlen sie zu Kanoes aus. Die Bignonien liefern Wurfspeere und Lanzen, und der Zozoro ersetzt den Papyrus. Auf weite Strecken hin erblicken wir den wunderbaren „Baum der Reisenden" (traveller's tree, Urania speciosa), so genannt nicht sowohl wegen seines Reiseschattens, den er mit seiner glänzendgrünen Fächerkrone gewährt, als vielmehr weil er auch in der trockensten Jahreszeit durch sein reines, frisches Wasser, das sich am Stielende der Blätter sammelt, die frische Wasserquelle ersetzt. Ellis kam diese Eigenschaft etwas fabelhaft vor, er wurde aber zur Genüge überzeugt, als einer seiner Träger die betreffende Stelle mit einem Speere anbohrte, das herausströmende Wasser in einen Krug strömen ließ und Alle des kühlen süßen Trankes genossen. Seine Blätter dienen als Packtuch und Dachdecken, werden zu Tischtuch, Schüsseln, Löffeln und Trinkgeschirren, das Holz zum Häuserbau, die Stengel der Blätter zu Zwischenwänden und die breitgeschlagene Rinde zu Stubenböden verwendet. — Der Kaffeebaum liefert eine bessere Bohne als selbst die Insel Bourbon. Citronen,

deren Madagaskar zwei eigenthümliche Arten aufweist, Oliven, Pfirsiche gedeihen vortrefflich. An Gewürzpflanzen ist Ueberfluß. Wir nennen den weißen Pfeffer, Muskatnuß, Capsicum, Cardamum, Ingwer. Arzneipflanzen giebt es die Menge. Daß ein so üppiger Boden auch Giftgewächse hervortreibt, versteht sich von selbst. Das berühmteste und berüchtigste dieser Art ist die Tangena. Wir werden auf sie zurückkommen. Tabak, Indigo, Baumwolle, Pfeilwurz gedeihen im Flachlande wie auf den Hochebenen. Von Reis, der Hauptspeise der Madagassen, finden sich elf Spielarten vor, in trockenen wie in nassen Lagen gedeihend. Maniok, Melonen, Ananas, Limonen, Gurken, Bohnen, Erdnüsse, Kohlarten, Zwiebeln und Kürbisse sind reichlich vorhanden. Hanf, Yams und Mais werden viel gebaut. Das Zuckerrohr erreicht eine Höhe von 15 — 18 Fuß. Gardenien, Eugenien, Betonien u. A. bilden den Schmuck der Gärten; die Euphorbien prangen als Hecken und Zäune. Die eßbare Tapia dient zur Nahrung der Seidenwürmer. Besonders überrascht war Ellis von den vielen prächtigen Orchideen, darunter das seltene Angræcum sesquipedale, dessen schneeweiße Blüthe 1½ Fuß erreicht. Er hatte mehrere mit nach England gebracht, und eine solche Blüthe prangte im Brautbouquet der königlichen Prinzessin bei ihrer Vermählung mit dem Kronprinzen von Preußen. Bei weitem sein herrlichster Fund aber war das Spitzenblatt oder Wasseryam (ouvirandra fenestralis, ouvi = Yam, rano = Wasser), eine der merkwürdigsten Erscheinungen im ganzen Pflanzenreiche, eigenthümlich schön im Bau wie in der Farbe. Das Blatt, alle Farben durchlaufend, vom blassen Gelb bis zum dunkeln Olivengrün, gleicht einem gekreuzten Gitter oder einer fein gearbeiteten Spitze. Sie wächst ganz unter der Oberfläche des Wassers.

Auch das Thierreich hat seine Eigenthümlichkeiten. Zwar Elephanten, Löwen und Tiger fehlen. Dagegen wimmelt es von wildem Rindvieh, Hunden und Katzen, und das wilde Schwein ist so zahlreich, daß die Insel nach ihnen geradezu den Namen Nossinbambo (Eiland der Wildschweine) führt. Das Hornvieh ist kleiner als das unsrige, von dem es sich überdieß durch einen hinter dem Halse sitzenden Höcker unterscheidet, welcher das delikateste Stück Fleisch ist. Der Aye-Aye oder das Fingerthier (Cheiromys madagascariensis) kommt nur auf Madagaskar vor; im Museum in Paris befindet sich das einzige Gerippe von einem solchen. Sein buschiger Schwanz ist so

lang als sein ganzer Körper. Mit dem langen Mittelfinger holt es Würmer und Insekten aus den Baumritzen. Oken zählt es zu den Nachtaffen. Die Insulaner betrachten es mit einer Art abergläubischer Scheu. Ihm verwandt sind die Maki's, die großen weißen und schwarzen Nachtaffen, die, wie andere, ihr Futter mit der Hand zum Munde führen, und im Walde ein Geräusch hören lassen, als ob geschossen oder gerufen würde. Der Tenbrac gleicht dem Stachelschwein, schläft sieben Monate unter der Erde, wird fett und giebt eine vortreffliche Speise. Affen und Eichhörnchen treiben ihr possirlich Spiel in den Wäldern. Hausgeflügel gibts genug. An Singvögeln scheint die Insel weniger reich zu sein. Ellis sah einige Vögel mit prächtigem Gefieder, Fasanen, Perlhühner, blaue Tauben mit rothem Kamme, Kakadu's, Papagaien, Kolibri's. Von Wasservögeln und Strandläufern wimmelt es. Die ziemlich großen Schlangen scheinen ungefährlich zu sein. Dagegen sind die Krokodile der Schrecken des Landes. Sie werden göttlich verehrt, ihre Eier verspeist. Die Heuschreckenschwärme sind noch eine besondere Landplage, und sie zu sammeln, ist ein lohnendes Geschäft der Bewohner.

Die Gebirge Madagaskars, im Ganzen noch wenig durchsucht und ausgebeutet, enthalten Gold und Silber, Kupfer und Blei, besonders aber Eisen, das dem schwedischen nicht nachsteht. In den Centralprovinzen findet sichs da und dort sogar an der Oberfläche, und einer der Berge ist so reich an Erzstufen, daß er der Eisenberg genannt wird. Die Bergkrystalle sind von besonderer Schönheit. Dieß das Land. Und welches sind nun seine Bewohner?

---

2. Die Madagassen.

Wie die Physiognomie der Insel uns die manchfaltigsten und verschiedensten Züge darstellt, so nicht minder die ihres Bewohners, des Menschen. Man möchte fast sagen, alle Züge im Bilde der Menschheit kehren hier wieder. Und in der That, die Madagassen oder Malagaschen gehören ihren Ursprüngen nach den verschiedensten Völkerfamilien an, haben sich aber im Laufe der Jahrhunderte zu einem Mischvolke gestaltet mit unzähligen feinen Uebergängen und Schattirungen. Doch lassen sich vier Haupttypen unterscheiden: im Süden der Insel der kafferische, im Westen der negerartige, im Norden der arabische, im Innern und im Osten der malayische, was mit Ellis

Eintheilung der Hauptsache nach übereinkommt. Er nimmt zum Eintheilungsgrunde die Gesichtsfarbe und das Haar, und so ergeben sich ihm vier Klassen: Schwarze und Olivenfarbige, Woll- und Schlichthaarige, und zwar in folgender Vertheilung: 1) Schwarze mit krausem oder wolligem Haar, 2) Schwarze mit schlichtem Haar, 3) Olivenfarbige mit schlichtem Haar und 4) Olivenfarbige mit gelocktem oder krausem Haar. Doch, sagt er, treffe sich gewöhnlich das schlichte Haar bei den Olivenfarbigen und das krause oder wollige bei den Schwarzen. Jene sind von feinem, diese von gedrungenerem und kräftigerem Körperbau. Im Durchschnitt geht der Menschenschlag nicht über Mittelstatur hinaus, doch weisen einzelne Stämme auch athletische Gestalten auf. „Die Madagassen," schreibt Ellis, „schienen mir ihrer Körperbeschaffenheit nach im Allgemeinen wohlgebildet, nur der kurze Nacken zeigt vielleicht ein kleines Mißverhältniß. Die Brust indessen ist wohlgebaut, der Rumpf breit, die Glieder muskulös und der Gang fest. Kaum sah ich eine mißgestaltete Person im Lande."

Noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war die Gesammtbevölkerung der Insel in nicht weniger denn fünfzig verschiedene Stämme getheilt, deren jeder seinen eigenen Häuptling hatte und von den übrigen durchaus unabhängig war. Jeder dieser Häuptlinge übte absolute Macht über das Leben, das Eigenthum und die Dienste seiner Unterthanen. Mit dem Vater Radama's I beginnt aber die Periode der Centralisation und Stammvermischung. Jene Beiden, Vater und Sohn, suchten durch ihre Eroberungskriege sich womöglich die ganze Bevölkerung zu unterwerfen und unter ihrem Königsscepter zu vereinigen, was ihnen auch in ziemlicher Ausdehnung gelang. Doch giebt es heute noch unabhängige Stämme, wie im südöstlichen Anosy. Vor Allem muß uns auffallen, wie verhältnißmäßig gering die reiche Insel bevölkert ist. Man schätzt die Einwohnerzahl auf vier bis sechs Millionen, wobei das weibliche Geschlecht bedeutend überwiegt. Die vielen verlassenen Dörfer, die weithin mit Gras und Gebüsch überwachsenen Flächen, die sich noch deutlich als einst wohlbebaute Reisfelder erkennen lassen, weisen auf eine dichtere Bevölkerung in früherer Zeit hin. Ihr Herabsinken auf die gegenwärtige Zahl erklärt sich aus den immer wiederkehrenden blutigen Befehdungen der einzelnen Stämme, aus dem ausgedehnten Sklavenhandel, dem Kindermord und dem Gottesgericht der Tangena, welche Geißeln bis auf Radama I in unbeschränktester Weise auf der Insel gewüthet hatten. Ellis war erstaunt über die

wenigen Kinder in den Familien; selten traf er mehr als zwei bis drei, in vielen gar keine. Lernen wir die jetzt noch bedeutendsten Stämme kennen.

Die westliche Abdachung der Insel nehmen hauptsächlich die Sakalava's ein, im vorigen Jahrhundert das mächtigste Volk auf Madagaskar. Sie theilen sich in Süd- und Nord-Sakalava's, diese die Küstenprovinzen Iboina und Ambongo, jene das ehemalige Königreich Menabe bewohnend, und sind theilweise noch Nomaden. Noch weiter nach Süden wohnt ein aus Sakalava's und Betsileo's gemischtes Volk. Die nach dem Innern zu wohnenden Stämme, die Bezanozano im Süden und die Antsianaka im Norden in der gleichnamigen Provinz, sind die negerähnlichsten Stämme. Alle diese zusammen bilden die schwarze Bevölkerung. Die Sakalava's, sicherlich ein Mischvolk von Afrikanern und Malayen, sind die hübschesten Leute auf Madagaskar, schlank und kräftig gebaut, mit regelmäßigem Gesicht, und offenen Zügen, schwarzem, feurigem Auge; von wohlgeformten aber muskelstarken Gliedern schreiten sie kräftig und rasch einher. Obwohl im Kriege kühn und unternehmend, sind sie doch sonst träge, da ihnen die gütige Natur ihren Lebensunterhalt ohne viel Anstrengung gewährt. Die Betsileo's und die Hova's bewohnen die Centralprovinzen. Die Hauptprovinz der Hova's ist Ankova, die wieder in mehrere Bezirke zerfällt. Von diesen ist Imerina, das Stammland des jetzigen Herrscherhauses, zu nennen. Jene, die Betsileo's, die sich selbst die Unüberwindlichen nennen, gehören sicher zu den ältesten malayischen Bewohnern des Landes. Sie treiben mit Vorliebe den Ackerbau. Die Hova's haben sich ihre Provinz Ankova erobert, die von den eigentlichen Urbewohnern der Insel, von den negerähnlichen Wasimba's, soll besetzt gewesen sein. Diese werden als ein Zwergvolk geschildert, wovon sich nur noch spärliche Reste vorfinden. Der Name Hova wird oft für alle olivenfarbigen Leute der Insel gebraucht, aber auch die vielen Schwarzen, die in Ankova wohnen, werden unter dem gleichen Namen mitbefaßt. Jetzt sind sie der inselbeherrschende Stamm. Nach allen Anzeichen sind sie ein Stamm der großen malayischen Rasse, die sich über den indischen Ocean verbreitet und den polynesischen Archipel bevölkert hat. Wann aber ihre Vorfahren nach Madagaskar gekommen, ist bis dahin noch ein ungelöstes Räthsel. Jedenfalls seit Jahrhunderten (vor 1100 nach Christo) eingewandert, — sie sagen, auf einer großen Flotte — sind sie mit dem Anbruch unsers

Jahrhunderts das Geschichtsvolk der Insel, die Angelsachsen Madagaskars geworden. Unter ihnen hat die Mission hauptsächlich ihr Werk gehabt und ihre Erfolge; mit ihnen wird sich deßhalb zumeist unsere spätere Darstellung zu befassen haben. Ellis sagt von ihnen: „Sie sind ein schönes Volk, und haben oft eine hohe Stirne mit bemerkenswerther Entwicklung der intellektuellen und moralischen Organe. Der Vorderkopf ist immer wohlgestaltet, die Augen nie groß und vorstehend, aber klar und glänzend; die Brauen gut gezeichnet, ohne schwerfällig zu sein; die Nase häufig eine Adlernase, oder gerade, nie dick und fleischig aufgelaufen; die Lippen mäßig vorstehend, selten groß und rund. In vielen ihrer Gesichter liegt ein nachdenklicher, doch halb melancholischer und halb verlegener Ausdruck, als Anzeige eines scharfen, aber in seiner Entfaltung gehemmten Denkvermögens, und einer ernsten, aber unbefriedigten Gemüthsanlage." Auffallend ist, wie oft ihre Züge an europäische Gesichtsbildung erinnern. An der Küste wird die Vermischung europäischer Ansiedler mit den Landesbewohnern jedenfalls nicht übersehen werden dürfen. Und hier haben wir noch die Betanimena's und Betsimisaraka's zu nennen, welche der Ostküste entlang in den Provinzen Ivongo, Mahavelona, Tamatawe rc. wohnen.*) Sie bilden das eigentliche Arbeiter- und Sklavenvolk der Insel, robuste, kräftige, zum Theil athletische Gestalten. Die Frauen zeichnen sich durch große weiße Zähne aus, haben rabenschwarzes gekräuseltes Haar, das sie an den Schläfen in runden Flechten tragen, und nach hinten in einer Art Zopf zusammenbinden, während es bei den Mädchen aufgelöst über die Schultern herabfällt. Doch dürfe man an das schöne Geschlecht Madagaskars nicht den Maßstab europäischer Schönheit legen. Ellis hat uns von beiden Geschlechtern selbstaufgenommene Photographieen gebracht. — Die Hova's, die Besieger und Herren der Insel, zeichnen sich durch ihre Intelligenz, Lebhaftigkeit und ihren Unternehmungs- und Kriegergeist vor Andern aus und üben überall die Vorrechte der Sieger. „Man kann diese Köpfe von Hova's und Betsimisaraka's nicht ansehen, ohne zu fühlen, daß, wenn beide Stämme in Zusammenstoß geriethen, jene gewiß die Sieger und Herrscher bleiben mußten." (Grube.)

Die Sprache der Hova's ist für Madagaskar, was das Hoch-

---

*) Man rechnet etwa 750,000 Hova's, 1,200,000 Sakalawa's, 1,500,000 Betsileo's und 1,000,000 Betanimena's.

deutsche für uns. Erst durch die Missionare wurde sie zur Schriftsprache erhoben. Sie hat einen großen Wortvorrath, wenige Nasenlaute und klingt dem Ohr des Europäers sehr angenehm. Weniger angenehm sind dagegen seinem Gedächtniß die unendlich langen Wörter, in denen gleich einer Kette eine Silbe an der andern hängt. Darin unterscheidet sich das Malagasy wesentlich von dem Malayischen, aus dessen einfachen Wurzeln es einen überaus kunstvollen grammatischen Bau aufgeführt hat. Mit wenigen Ausnahmen besteht jede Silbe aus einem Konsonanten und einem Vokal, was der Sprache allerdings eine besondere Weichheit und Wohlklang giebt, z. B. Fa-ha-si-na-re-ta-na (Glückseligkeit), Roambinifolo (zwölf). Mit großer Leichtigkeit bildet sie neue Wörter durch Zusammensetzung und Ableitung. Sie ist reich an Bildern, Sprüchwörtern, Fabeln, Legenden und Liedern, die sich von Geschlecht auf Geschlecht durch mündliche Ueberlieferung erhalten haben. Ellis war ganz „überrascht von der vollkommenen Identität des Malagasy mit der Sprache der östlichen Polynesier" in den Namen für viele Gegenstände, wie Kokospalme, Pandanus, Blume und Körpertheile, Zahlwörter u. s. w. Humboldt schrieb ihm darüber (1834): „Es ist kein Zweifel, daß das Malagasy zur Familie der malayischen Sprachen gehört, und die größeste Verwandtschaft hat mit den Sprachen, die auf Java, Sumatra und dem ganzen indischen Archipel gesprochen werden. Aber es bleibt gänzlich räthselhaft, wann und wie diese malayische Bevölkerung ihren Weg nach Madagaskar gefunden." Gewiß ist, daß im Gefolge der Malayen auch Chinesen und Javaner nach Madagaskar kamen (Waiz). Auch die Araber hatten sich frühe in der östlichen Küstenprovinz Matitanana des Handels wegen niedergelassen. Ihre mit den Töchtern des Landes erzeugten Nachkommen heißen noch heute Z a f i n d r a m i n a, d. i. Abkömmlinge der Mutter Muhammeds, auch Zafi Ibrahim (Abraham's) genannt. Die ganze Insel zerfällt jetzt in 22 Provinzen.

Was die K l e i d u n g der Madagassen betrifft, so ist sie im Ganzen äußerst einfach. Die weiße Lamba, eine Art Schawl, wird von allen Klassen getragen. Bei den Männern über die linke, bei den Frauen über die rechte Schulter geworfen, hängt sie lose bis über die Kniee herab, an den Enden verschiedenfarbig eingefaßt, oft auch farbig gestreift, bei den Vornehmen mit Goldspitzen besetzt. Die arbeitenden Klassen heften vielfach nur eine Binde um die Lenden. Die Frauen tragen noch eine Jacke oder ein Mieder mit und ohne Aermel. Alle

Kleidungsstücke sind entweder aus Baumwolle, oder Hanf oder Seide oder aus Rofiatuch, Alles gewöhnlich von den Eingebornen selbst gewoben und gefärbt; doch verwenden sie auch ausländische Zeuge. Nur die königliche Lamba ist von feinem scharlachrothem Tuche. Scharlach ist die Hoffarbe in Madagaskar, und außer der Königsfamilie darf diese Farbe Niemand tragen. Auch die europäische Mode hat auf der Insel Eingang gefunden, und die Tracht bietet zuweilen ein recht kunterbuntes Gemische dar. Die Kopfbedeckung ist auch neueren Ursprungs, und findet sich mehr an der Küste und in der Hauptstadt. Aehnlich verhält sichs mit der Fußbekleidung. Sie binden eine Art Sandalen von Ochsenhaut nur dann um, wenn sie über allzurauhe Pfade gehen. Die Madagassen lieben allerlei Schmucksachen. Die Frauen tragen Hals- und Armbänder und Fingerringe je nach Stand und Vermögen von Gold, Silber, Elfenbein, Muscheln und Korallen, und auch die Männer gefallen sich bisweilen in solchem Schmuck. Bei festlichen Anlässen erscheinen beide Geschlechter besonders aufgeputzt.

Die Wohnungen sind in den verschiedenen Provinzen verschieden. Von der einfachsten, mit Baumzweigen bedeckten Erdhütte, die oft nicht einmal ihre Bewohner vor Wind und Wetter schützt, bis zum netteingerichteten, fast europäisch gebauten Hause giebt es manchfaltige Variationen in der Bauart. Die meisten sind einstöckig, mit niedrigem Eingange bald auf der Nordwest-, bald auf der Südwestseite, das Fenster jedesmal auf der entgegengesetzten. Die Thüre, aus dünnem Flechtwerk, oft auch blos aus einem Bündel Dornen oder Gesträuch bestehend, wird nur angelehnt. Der Boden im Innern des Hauses ist meist mit Matten bedeckt, die, aus Baumsplint geflochten, auch zum Lager dienen. Mitunter nicht wenig schmutzig, würden wir sie auch sonst nicht sehr comfortabel finden. Ellis führt uns in dieselben ein und lehrt sie uns näher kennen. Er schreibt:

„Indem ich in das Haus eintrat, in welchem ich die Nacht zu verbringen hatte, sah ich mich in einer ächten madagassischen Bauernhütte. Das Innere derselben, nicht über zwanzig Fuß in's Gevierte, war durch eine Binsenwand in zwei Abtheilungen oder Kammern getheilt. Die erste, zu welcher die Thüre führte, war zu einem Kuh- und Schafstall hergerichtet, in welchem ich längere Zeit ein Schaf blöken hörte, und überdieß noch zu einem Enten- und Hühnerstalle. Die zweite innere Abtheilung war Wohn-, Arbeits-, Eß- und Schlafzimmer und Küche zugleich. Als ich hier eintrat, überwachte der

und Erdenluft der Insel zugeführt. Von den Ausländern oft übel genug behandelt, sind sie nicht selten grausam und verrätherisch geworden. Dennoch ist Gastfreundschaft eine ihrer ersten Tugenden, die sie in verschwenderischer Weise auch gegen Fremde üben, so daß man über ihre maßlose Freigebigkeit nur staunen muß. Wir werden Beispiele derselben kennen lernen. Ihrer ganzen Naturanlage nach gehören die Madagassen zu den begabteren Völkern der Erde. Ihre geistigen Fähigkeiten, obwohl durch ihre übergroße Sinnlichkeit geschwächt, durch den ausgedehnten Spuck des Zauberwesens und Aberglaubens niedergehalten und verdunkelt, sind dennoch, wie die letzten vierzig Jahre beweisen, schöner Entwicklung fähig, — wären nur jene Zauberbande erst alle gelöst. Ihre Gedanken, wenn sie sich einmal ihrer Denkfaulheit entledigen, treten klar, bestimmt und in logischer Folge hervor. Bilderreich, wie alle Südvölker, entfalten ihre Redner in der Beweisführung eine nicht geringe Kraft. Die wenigen Beispiele, die uns von ihrer Poesie und Beredtsamkeit vorliegen, verrathen eine reiche Phantasie. Als einmal ihre Sprache in Schrift verfaßt war (Radama erst führte die lateinische Schrift ein, während früher die arabische vorherrschte), lernten Tausende in kurzer Zeit fließend lesen und korrekt schreiben. Ja dieses schlichte Mittel war es, durch welches sich, wie wohl auf keinem andern Missionsfelde in solcher Ausdehnung, das Christenthum auf der Insel verbreitete gerade in der Zeit der Verfolgung. Trotz Heidenthum und Despotismus der Herrscher finden sich noch schöne Züge in dem Nationalcharakter der Insulaner. Einzelne haben wir schon gelegentlich kennen gelernt. So ist durch Herkommen und Gesetz dafür gesorgt, daß, wenn ein Zweig der Familie verarmt, der andere für sein Fortkommen sorgt; wenn einer als Sklave verkauft wird, so legen die Verwandten, falls ihnen solches möglich ist, die zum Freikauf nöthige Summe zusammen; wenn einer stirbt, so begraben sie ihn und sorgen für die Hinterbliebenen. Wer die Pflichten gegen die Verwandten vernachläßigt, den trifft nicht selten der Abscheu des Volks. Sich zu besuchen, einander in der Noth beizuspringen, zu borgen und zu leihen, Gutes mit Gutem zu vergelten, den Freund zu erfreuen, dankbar zu sein, sind ausgebildetere Tugenden als manchmal in der Christenheit. Es giebt Beispiele treuer, dauernder und gesegneter Freundschaften. Einer der merkwürdigsten Bräuche ist die innige Verbrüderung von zwei, selten von drei oder vier Personen. Indem sie sich auf der Brust ritzen, das heraus-

fließende Blut vermischen und trinken, schwören sie sich gegenseitig Hülfe und Treue bis zum Tode. Jedoch ist dadurch nicht, wie man auch schon hat behaupten wollen, aller Unterschied von Mein und Dein aufgehoben. Wer aber den Bluteid bricht, ist ein Kind des Todes. Man könnte dieß die Freimaurerei Madagaskars nennen. Nur ist sie kein Geheimbund. — Groß ist ferner ihre Liebe zum Vaterland, und mit seltenen Ausnahmen verlassen sie es unter tiefem Schmerze. Manche erliegen dem Heimweh. Kehren sie von fremdem Lande zur Heimath oder von einem Kriegszuge glücklich zurück, da malt sich auf allen Gesichtern unendliche Freude, singend und springend eilen sie den Ihrigen entgegen. Aber eben so groß und herzzerreißend sind die Aeußerungen des Jammers derer, denen ein Vater, Bruder, Gatte oder Verwandter gefallen. Hier kommt aber auch die Herzlosigkeit des Naturmenschen zu Tage. Unbekümmert um ihr Leid, weinen die Fröhlichen nicht mit den Weinenden.

Leider fehlt es auch sonst nicht an großen Untugenden und Lastern. Von Natur eitel, selbstgefällig, unentschlossen und indolent, sind die Madagassen doch wieder großer Anstrengungen fähig, wenn ihr Ehrgeiz gestachelt wird, oder die Noth der Umstände sie treibt. Ehrgeiz und Herrschsucht eignen besonders den Hova's. Schwelgerei und Trunksucht sind Nationallaster, welchen Radama I durch strenge Gesetze, nicht aber durch sein Beispiel Einhalt zu thun strebte. Zweizüngigkeit, Verstellung und Lüge sind bei ihnen Tugenden. Eine Hauptanklage gegen die Christen war später auch die, daß sie sich ein Gewissen machen, zu lügen und die Feinde des Landes zu hintergehen. Leichtigkeit zu täuschen, zu betrügen und zu prahlen, werden von den Eltern bei ihren Kindern als Zeichen großer Begabung betrachtet. Wenn sie von Jemand etwas zu erlangen wünschen, so führen sie so süße und glatte Rede, daß man glaubt, ein Geschlecht von Fuchsschwänzern oder Höflingen vor sich zu haben. Fleischeslust, Unzucht und Ehebruch gehen hoch im Schwange, und werden nicht für Laster gehalten. Daß die Frauen der Christen gegen die Landessitte keusch seien, war wieder eine Anklage. Ehebruch ist nur unter gewissen Umständen strafbar. Bei beiden Geschlechtern ist eine keusche Jugend seltene Ausnahme. Vielweiberei herrscht mehr unter den Reichen und Vornehmen, die so viel Frauen haben dürfen, als sie ernähren können. Der Landesherrscher hat gewöhnlich zwölf. Die ehelichen Bande, auf diese Weise an sich schon locker, werden unter den

nichtigsten Vorwänden wieder gelöst. Daß es da an Familienzwisten nicht fehlt, ist von selbst klar. Gegen den Herrscher, der über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen in willkürlichster Weise verfügt, hält sie Furcht in Unterwürfigkeit. Das menschliche Gefühl tief empörend sind die öffentlichen Hinrichtungen. Die unglücklichen Opfer der Gottesurtheile und des Giftwassers werden in barbarischer Weise hinweggeschleift, ihre Leiber schrecklich verstümmelt, oder in Gegenwart der Menge über einen Abgrund hinabgestürzt. Mit kaltem Blute scheint diese Zeuge zu sein, während die Kinder sich das Vergnügen machen, Steine auf die Leichname zu werfen, die von den Hunden in Stücke zerrissen werden. Auch in ihren Kriegen tritt diese ihre natürliche Grausamkeit schaudererregend zu Tage. Die aufgespießten Köpfe der Besiegten, die verbrannten Dörfer und versengten Reisfelder, die als Sklaven weggeschleppten Frauen und Kinder sind Zeugen dafür. Werfen wir jedoch an diesem Orte noch einen Blick auf ihre Beschäftigungen in Friedenszeiten.

Wie der Naturreichthum der Insel ihre Bewohner einerseits zu einem sorgenlosen und trägen Leben einlädt, so lockt er sie doch auch wieder andererseits zur Thätigkeit verschiedener Art an. Fisch- und Alligatorsfang, Jagd, Ackerbau, Viehzucht und Handel, und zwar, wie bei allen Naturvölkern, Tauschhandel, sind hier die Hauptbeschäftigungen. Doch ist auch der goldene Handwerkerstand vertreten. Wie die Insel durch ihr Eisen, so ist sie auch durch ihre, freilich sehr einfachen und ursprünglichen Eisenschmelzen und ihre Schmiede berühmt. Durch Handwerkermissionare wurden die Gewerbe und ihre Arbeiten vermehrt und erhöht. Der Reisbau und der des Maniok nehmen bei den Madagassen die erste Stelle ein. Sie sind eigentliche Reisesser und ohne Reis können sie sich keine Mahlzeit denken, zu der jedoch gewöhnlich nichts getrunken wird. Doch bereiten sie sich eine Art Honigwein, trinken den Saft des Zuckerrohrs und der Madagaskartraube (Buddleia-madag.). Die Neuzeit hat auch europäische Weine und andere geistige Getränke eingeführt. — Der Reichthum eines Mannes wird nach seinen Viehheerden und Sklaven geschätzt. Spinnen, Weben und Färben, Korb- und Mattenflechten sind Beschäftigungen der Frauen. Das Waschen fällt den Haussklaven zu, die man damit an den Quellen und Bächen beschäftigt sieht. Haben sie ihre Wäsche mit einem glatten Steine weich geklopft und ausgewunden, so breiten sie dieselbe in den Sonnenschein zum Trocknen. Ihre

Märkte, die sie sehr lieben als öffentliche Sammelplätze, zeigen am Besten, was auf der Insel produzirt wird. Es ist da alles Mögliche zu haben, die Sklaven nicht zu vergessen: einheimische Zeuge und Lamba's, Matten, Körbe, Strohhüte, Spaten, Hacken, Feilen, Aexte, Nägel, Gold- und Silberwaaren, Salz und Tabak, Ochsen und Schafe und allerlei Geflügel, auch Gebackenes und Gesottenes — Alles auf dem Boden ausgebreitet. Was aber den Transport der Güter betrifft, so ist das äußerst mühereich und beschwerlich. „Die einzigen Straßen in Madagaskar," schreibt Ellis, „sind die vom nackten Fuß der Eingebornen und vom Hufe der Bullochsen getretenen. Keiner Fuhrwerke oder Packochsen bedienen sich die Madagassen, und alle Güter werden, außer dem beschränkten Gebrauche von Kähnen auf Seen und Flüssen, auf den Schultern der Männer von einem Theile des Landes zum andern befördert." Gegen das Anlegen von guten Straßen sträubte sich der sonst die Europäer nachahmende Radama aus strategischen Gründen. Er pflegte nämlich zu sagen: Fremde Heere fürchte er nicht. Er habe zwei Generale, Haso (der Wald) und Taso (das Fieber), die würden schon mit ihnen fertig werden. Jagd ist ein Hauptvergnügen der Madagassen, und bei den großartigen Königsjagden erdröhnt in wörtlichem Sinne die Erde von ihren Hallohs und Hurrahs. Hinwiederum müßig zu liegen und zu rauchen, besonders Hanf zu rauchen bis zum Wahnsinn, ist für sie ein besonderes Vergnügen. Stier- und Hahnengefechte sind beliebt. An den Spitzen mit Eisen beschlagene Bambusrohre gegen eine Scheibe zu werfen, sich gegenseitig durch einen Fußstoß rückwärts die Fußsohlen zu treffen, wobei es oft übel abläuft, sind von Jugend auf leidenschaftlich geübte Spiele. Ein natürliches, aber grausames Scheibenschießen findet sich auf der Insel, nämlich um einen kleinen Preis Steine aus einer gegebenen Entfernung nach dem Kopf eines in die Erde gegrabenen Vogels zu werfen. Außer diesen ist noch eine Art Bretspiel zu nennen und das Kartenspiel, das die Insulaner den Europäern verdanken. — Die Madagassen sind große Liebhaber von Gesang und Musik, die bei öffentlichen Anlässen und häuslichen Freuden nie fehlen. Des Abends tönt uns aus den meisten Hütten Gesang entgegen, und in den Mondscheinnächten vergnügen sich die Dorfbewohner stundenweise im Freien mit Gesang und Tanz und Spiel. Die Frauen suchen ihre Männer auf dem Schlachtfelde mit ihren Kriegsgesängen zur Tapferkeit zu entflammen. Der Hof hält sich eine

eigene Truppe von Sängerinnen. Abgesehen von sehr primitiven Pfeifen haben die Madagassen zwei ihnen eigenthümliche Instrumente, denen die Neuzeit unsere europäischen hinzugefügt hat. Jene sind die **Waliha**, eine Art Zither, aus Bambusrohr gefertigt, und die **Lokanga**, ein länglichtes, besaitetes Stück Holz, das am Anfange über einer gehöhlten Calabasse befestigt ist. Die Trommel darf überdieß nirgends fehlen.

Sollen wir hier noch ein Wort von den verschiedenen Ständen sagen, so zerfallen die Bewohner in Adelige, die Königsfamilie voran, in Bürgerliche und Sklaven. War früher in Kriegszeiten Alles Soldat, so kommt jetzt auch noch ein eigener Militärstand hinzu. Die Richter, gewöhnlich dem ersten Stande angehörig, sind die ersten Beamten des Landes, sie sind auch die Boten des Königs an das Volk, sie bringen wichtige Angelegenheiten vor des Königs Entscheid. Erst unter der Königin Ranavalona wurden die wichtigsten Gesetze schriftlich fixirt. Bis dahin entschied man nach Brauch und Herkommen. Außerdem hat der König noch besondere Couriere. Auch seine Steuereinnehmer sind nicht zu vergessen. Jedes Dorf hat seinen Häuptling und seine Aeltesten nach ihrem Sprüchwort: „Elend ist das Land ohne Aelteste." Bei wichtigen Lebensfragen hält der König große Volksversammlungen ab, genannt Kabar. Alle seine Militär- und Civilbeamten werden nach dreizehn Ehrenklassen oder Rangstufen geordnet, je nach Verdienst und königlicher Zuneigung. — So hätten wir die Außenseite madagassischen Lebens kennen gelernt. Wenden wir uns jetzt seiner Innenseite zu.

---

3. Religion und Sitte.

Die Madagassen sind schon dargestellt worden als ein Volk, das weder Götzen noch Priester, noch Opfer, weder nationale Heiligthümer noch religiöse Gebräuche habe und somit als eine tabula rasa für die Aufnahme des Evangeliums besonders günstig gestellt sei. Allein näher betrachtet, verhält sich die Sache doch etwas anders. Es ist wahr, einen altehrwürdigen Priesterstand, einen sinnereizenden Kultus in feierlich hehren Tempelhallen haben sie nicht. Aber mit der übrigen Menschheit die gleichen Hoffnungen und Befürchtungen, die gleichen Freuden und Sorgen theilend, rangen auch sie nach einem Etwas, wodurch sie die schreienden Bedürfnisse des Geistes stillen, die Fieber-

gluth einer irregeleiteten Einbildungskraft sänftigen, Schutz vor den unheimlich räthselhaften Uebeln des Lebens und Beruhigung beim Blick in eine dunkle Zukunft finden möchten. Das Hereinwirken unsichtbarer Mächte in den Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens wohl ahnend und gewahrend, dabei aber vom Lichte göttlicher Offenbarung verlassen, sind sie der dunkeln Nacht der Zauberei (odi) verfallen, und in die Unfehlbarkeit der Zauberkunst (sikidy) haben sie ein unbegrenztes Vertrauen. Dabei haben sie ihre Götzen, und wenn auch keine eigentlichen Priester, so doch Götzenbewahrer, Zauberer und Beschwörer (Mpiasa). Sie haben ferner den Glauben an die Geister und Erscheinungen ihrer Ahnen, und die Ueberlieferungen der Väter halten sie in dieser Hinsicht mit unglaublicher Zähigkeit fest, — ein Haupthinderniß für die Mission. Die Zauberkunst, sagen sie, sei ihren Vorfahren auf übernatürliche Weise mitgetheilt worden. Durch sie erlangt man Glück und entfernt das Unglück. Sie ist der Arzt in Krankheiten, der Rath bei Geschäfts- und Reiseunternehmungen. Aus seinen Zaubertafeln enthüllt der Wahrsager das vorbestimmte Geschick des Menschen, stellt ihm die Nativität aus den Mondsphasen, bezeichnet die Glück- und Unglückstage, welch letzterer es in jedem Mondsmonat nicht weniger als sechzehn giebt.

Was die Idee eines höchsten Wesens betrifft, so geht sie ihnen nicht ganz ab. Sie reden von Gott und beten zu ihm. An der Küste nennen sie ihn Zanahary, im Innern Andriamanitra. Aber ihre Vorstellungen von ihm sind äußerst vag und unklar. Und wenn auch Missionar Jones in Imerina aus dem Munde alter Männer vernommen, daß sie nach den Ueberlieferungen ihrer Väter etwas von dem Dasein und den Eigenschaften des einen wahren Gottes wissen, der nicht schlafe, Alles sehe, die Bosheit strafe, das Gute belohne, Alles regiere und bewirke, was die Menschen unternehmen, — so lebt eben dieser Glaube nicht durchweg im Volke. Wenn man dieses darüber fragt, so bekommt man nicht selten die Antwort: „Wir wissen das nicht,“ oder „wir denken über diese Dinge nicht.“ Ja, wenn man länger unter ihnen lebt, so wird man gewahr, daß sie alles Wunderbare und über ihre Fassungskraft Hinausgehende mit den obengenannten Gottesnamen bezeichnen, wie z. B. Ellis' photographischen Apparat und seine Lichtbilder. Von den vier Gottheiten, welche die vier Himmelsgegenden beherrschen, weiß man nur da und dort an der Küste etwas, im Innern nichts. Dort ist der König der sicht-

bare Gott, und Radama I gefiel sich darin. Sonst hat das Volk seine Götter, darunter 12—15 Hauptgötzen, die es seine „Helfer" nennt, Helfer in jeglicher Noth. Ueberdieß hat jede Provinz noch ihre besondern Gottheiten, und jedes Haus hat seine Penaten. Außerdem werden von den meisten Personen noch Krokodilszähne getragen, schützende Amulette im Leben und im Sterben. Die Gestalt ihrer Götzen, nur einen halben bis einen Fuß lang, ähnelt der Menschen- oder Thiergestalt, und bisweilen ist's nur ein formloser Block. Solche ungestalte Götter traf Ellis in den meisten Dörfern in der Mitte derselben auf einem freien Raume. Auch fielen ihm dort zwei erhöhte Basaltsteine auf. Er erfuhr, auf dem einen werde das Opfer verbrannt, und vor dem andern werden Gebete dargebracht. Das Haus des Götzen, in welchem zugleich der Götzenhalter wohnt, von einem Hain umgeben, unterscheidet sich sonst von den übrigen Hütten nicht. Nur ein an der Spitze strohumwundener Pfahl, wie wir sie zu Zeiten vor unsern Weinbergen sehen, macht es kenntlich und hält die Unberufenen ab. Wer immer ein Anliegen hat, naht mit seiner Bitte und seinem Opfer durch den Götzenhalter dem Gott. Ist diesem die Bitte genehm, so macht jener eine rasche Bewegung abermals mit einem Strohwisch. Bei Prozessionen wird der Gott unter geisterhaftem Schweigen der Menge vorangetragen in einem mit rothem Tuch verhüllten Tabernakel; denn das Volk darf von der Gottheit nichts schauen. Bei öffentlichen Kalamitäten wird der Götze auch durch die Menge hingetragen, welche rechts und links mit Honigwasser besprengt wird, während der Götzenträger ruft: „Faßt Muth und fürchtet euch nicht; denn ich bin eures Lebens Schutz und lasse die Plage nicht zu euch nahen. Faßt daher Muth in Betreff eurer Kinder und Weiber, eures Eigenthums und eurer Personen, denn ihr besitzet ja mich!" Orte und Sitze besonderer Uebel und böser Einflüsse werden gleichfalls besprengt, um das Uebel zu vertreiben. Bei Krankheiten und andern Uebeln werden Kleinigkeiten, z. B. eine Blume, ein Geldstück, nach vorgeschriebener Richtung hingeworfen, um so das Uebel sympathetisch zu entfernen. Wie ist sich der Aberglaube doch überall so ähnlich! Die Dörfer, welche das Glück haben, einen solchen Gott zu beherbergen, tragen den Charakter besonderer Heiligkeit. Vor gewissen Thieren und Dingen hat der Götze eine besondere Aversion (fady), und diese dürfen durchaus nicht in seinen geheiligten Umkreis kommen. Wie aber jeder sein besonderes Fady hat, was an das Tapu der Südsee-

insulaner mahnt, so hat auch jeder seine besondere Sphäre, in welcher er sich schützend und segnend oder unheilbringend erweist. Der Eine bewahrt die Reisfelder vor Heuschrecken und bösem Thau, wenn sein Weihwasser sie besprengt hat, der Andere hält Sturm und Blitz, ein Dritter die Quellen, ein Vierter die Krankheiten in seiner Hand und so fort. Ihnen werden theils gesetzliche, theils freiwillige Opfer gebracht, je nach dem Vermögen der Leute — Ochsen, Schafe, Vögel oder Geld. Das Opferfleisch wird je zuweilen unter die Opfernden vertheilt, das Hauptstück fällt dem Götzenhalter zu. In Ankova bekommen die Götzen nur das Haupt, das Blut und das Fett. In der südwestlichen Provinz werden sogar, wie man jetzt gewiß weiß, je am Freitag Menschenopfer gebracht. Die Betsimisaraka trinken nichts, sie haben denn zuvor ihrem Gott zur Sühne einige Tropfen auf den Boden gegossen.

Ein besonderer Kult ist der Ahnen- oder Geisterdienst, gefeiert bei den Gräbern der Wasimba's, die sie als die Urbewohner der Insel betrachten. Daß je und je ihre Geister erscheinen, ist allgemeiner Glaube, sowie daß sie Segen oder Fluch zuzuwenden vermögen. Ihre Gräber werden mit Ehrfurcht und ängstlicher Scheu betrachtet. Wer sie verletzt oder einen Zweig dort abbricht, den trifft ihre Rache durch Krankheit und Tod. An sie wenden sich kinderlose Eltern um Kinder. Ihnen werden noch lieber und reichlicher Opfer gebracht als den Göttern. Das Opferblut und Fett wird an die Steine des Altars gebracht, und die Häupter der geopferten Thiere auf Pfählen aufgespießt. Einmal machten die Missionare mit ihren Schülern einen Ausflug zu einem solchen Wasimbagrabe. Einer ihrer Schüler war kurz vorher krank gewesen, angeblich in Folge des Schreckens, den ihm die Erscheinung eines fürchterlichen Wasimba eingejagt. Um sie von der Nichtigkeit ihres Geisterglaubens zu überführen, schnitten die Missionare einen Zweig von dem Baume in der Nähe des Altars ab und nahmen einen Stein von dem letztern hinweg. „Berührt es nicht," riefen die erschrockenen Schüler, „der Wasimba wird gewiß in Wuth gerathen, und ihr werdet krank werden und sterben." Einige der Muthigeren wurden jedoch vermocht, beides in die Stadt zu tragen, während die Andern sie versicherten: „Ihr werdet krank werden, der Wasimba wird in der Nacht kommen und euch weg in die Region der Geister führen." Einige Tage wurden sie nun wiederholt gefragt, ob sie den Wasimbá gesehen hätten. „Nein," erwiederten sie, „und da wir wohl geblieben

sind, so sind wir überzeugt, daß unsere Befürchtungen grundlos sind. Der Wasimba hat keine Macht, uns etwas zu Leide zu thun, es ist eine sinnlose Einbildung." — „Aber," fuhren die Missionare fort, „was sagen eure Eltern dazu? überzeugt es sie nicht auch?" — „Nein," sagten sie, „unsre Eltern sagen, ihr weißen Leute hättet starke und wirksame Zaubermittel, denen die Wasimba nicht widerstehen könnten."

Furcht ist überhaupt der Grundton im Leben der Madagassen. In dieses furchtumfangene Leben wird das Kind hineingeboren und es bleibt ein Sklave dieser Furcht bis zu seinem Verscheiden. Doch weiß sich der Madagasse auch dafür zu entschädigen. Ist die Geburt eines Kindes, wenn es nicht an einem unglücklichen Tage und zumal nicht von Mitternacht bis zum Hahnenschrei das Licht der Welt erblickt, im Allgemeinen ein Gegenstand der Freude für Eltern und Verwandte, so auch die Losung zu ungemessener Zügellosigkeit, insonderheit wenn das Kind vornehmer Abkunft ist. So war, als Radama I eine Tochter geboren wurde, die ganze Hauptstadt ein großes Freudenhaus, wo Scham und Zucht in allen Straßen und Gäßchen mit Füßen getreten wurde. Das Gesetz ist für einige Zeit außer Kraft, und ein Jeder thut ungestraft, was ihn schlecht däucht, so daß der englische Resident Hastie dem Könige erklärte: wenn bei einem ähnlichen Anlaß dieser Gräuel wieder erlaubt werde, so würde er ihn öffentlich in der Zeitung vor aller Welt an den Pranger stellen. Das wirkte. Denn auf einen guten Ruf bei der civilisirten Welt hielt Radama außerordentlich viel. Der erste Gang des Vaters nach der Geburt seines Kindes ist zum Beschwörer, daß er ihm die Nativität stelle. Ist diese glücklich, dann erst überlassen sich die Eltern voller Freude. Die Verwandten kommen mit Geschenken und gratuliren. Zuweilen wird ein Ochse geschlachtet und unter die Freundschaft vertheilt. War der Tag der Geburt ein unglücklicher, so kann vielleicht das Unglück noch durch ein Opfer abgewendet werden; wenn nicht, so muß das Kind sogleich erstickt oder an einem abgelegenen Orte lebendig begraben, oder am engen Eingang zum Dorfe oder zu einer Viehheerde ausgesetzt werden, damit es die Hufen des Viehes zertreten. Man denke sich den Jammer der Mutter. Dieß traurige Loos trifft nicht nur, wie in andern heidnischen Ländern, das weibliche, sondern auch das männliche Geschlecht. Zuweilen wird jedoch so ein Kind vom Vieh geschont und im Jubel tragen es die Eltern nach Hause. Mit großer Zärtlichkeit wird es auferzogen. Die Mutter säugt es, bis es selbst zu seiner Nahrung

herbeispringen kann. Sie trägt es, mit ihrer Lamba umschlungen, auf dem Rücken, der Vater später auf den Schultern. Die Erziehung ist bald lar, bald despotisch. Der Vater kann sein ungehorsames Kind in die Sklaverei verkaufen. Die Eltern verloben ihre Kinder außerordentlich frühe, ehe diese selbst die Bedeutung der Sache verstehen, was, weil meist von Liebe und Zuneigung da nicht die Rede sein kann, gegenseitige Untreue und Ehescheidung zur Folge hat. Oefters jedoch treffen die Kinder ihre eigene Wahl, da auf Madagaskar die Geschlechter frei verkehren. Mit 12—14 Jahren verheirathen sie sich, bleiben entweder im Hause der Eltern oder fangen eine eigene Haushaltung an. An einem glücklichen Tage versammeln sich die Verwandten im Hause des Bräutigams, begleiten ihn zur bestimmten Stunde ins Haus der Braut, die ihn als ihren künftigen Gemahl empfängt, die Hochzeitgaben werden gewechselt, von den Eltern Segenswünsche über das Paar gesprochen, daß sie reich werden mögen an Kindern, Heerden und Sklaven. Hierauf läßt man sich zum Mahle nieder. Dann zieht man in das Haus des Bräutigams, wo sich die Scene wiederholt. Wohnt das Eine der Verlobten unten am Hügel des Dorfes, so wird es im Zuge hinaufgetragen in das andere Elternhaus, dem Beamten dort die Hasina (die Gabe an die Regierung) abgegeben, was dem Akt gesetzliche Bedeutung gibt, und dann die Hochzeit ähnlich vollzogen. Die verheiratheten Frauen tragen nur dann ein Halsband von Silberringen oder andern Kügelchen, wenn ihre Männer abwesend sind im Kriege oder auf Reisen. Dieß der einzige Unterschied von den Ledigen. Oft sucht sich der Mann einen zweiten Gegenstand seiner Liebe und erklärt dann eines schönen Morgens seiner Gattin höchst naiv: Sie bekomme jetzt eine jüngere Schwester! Sie sträubt sich dagegen, gibt sich aber in den meisten Fällen durch die Liebeserklärungen des Mannes und durch ein Pfand wieder zufrieden. Die zweite heißt dann „die kleine Frau". Die Kinder der verschiedenen Frauen sind oft der Gegenstand heimlichen Hasses und offenen Haders. Will sich ein Mann von einer Frau trennen, so erklärt er ihr einfach, ihrer Dienste jetzt nicht mehr zu bedürfen! Nach zwölf Tagen kann sich die Geschiedene wieder verheirathen, wenn ihr Mann dieß nicht verhindert. Thut er dieß, so fällt sie als eine Verstoßene dem traurigsten Loose anheim. Heirathet eine Wittwe, ehe ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes verflossen ist, so wird sie der Gegenstand allgemeiner Verachtung. Ein Freier darf keine Sklavin

heirathen, wohl aber, wenn er sie frei kauft. Wird er ein Sklave, so theilt das Weib sein Loos. Heirathen unter Verwandten sind bis in das sechste Glied verboten, besonders mit Rücksicht auf das weibliche Geschlecht. Das Königshaus und die Adeligen führen ihre Genealogie auf weiblicher Linie fort. Die Königin allein kann sich vermählen mit wem sie will; ihre Kinder sind legitim.

Ehe das männliche Geschlecht in die Dienste des Herrschers treten kann, seien es Civil- oder Militärdienste, oder bevor es sich häuslich niederläßt, muß es beschnitten sein. Somit ist die Handlung weniger eine religiöse oder sanitarische, wenn gleich diese Momente nicht ausgeschlossen sind, als vielmehr ein politischer Akt, durch welchen die männliche Bevölkerung dem jeweiligen Herrscher zur Verfügung gestellt wird. Er selbst oder sein Stellvertreter ist auch bei der Ceremonie anwesend und empfängt die Hasina. Ihr Vollzug und die Zeit derselben (gewöhnlich alle drei Jahre) hängt von seiner Bestimmung ab. Verschiedene Vorbereitungen gehen der Handlung voran, wie Fasten; Ochsenschlachten, Schmausereien, Vertheilung von Geschenken an die anwesende Menge, Gesang, Tanz und Trommelschlag begleiten sie. Ist der Tag festgesetzt, so versammeln sich die verschiedenen Glieder derselben Familie in einem und demselben Hause, das ausgeräumt und mit frischen Matten belegt ist. Die Bezirkshäuptlinge und die Familienhäupter sowie die Frauen erscheinen in ihrem schönsten Schmucke. In geweihter Kalabasse wird an der Quelle heiliges Wasser geholt, mit welchem hernach die Beschnittenen gewaschen werden. Wenn es dreimal um das Haus herumgetragen ist, treten sie selbst in dasselbe ein. Ein makelloses Schaf wird geschlachtet und unter die Anwesenden vertheilt. Die Frau, die so glücklich ist, ein Stückchen davon zu erhalten, hat Hoffnung, Mutter zu werden. Durch das vergossene Blut aber werden die zu Beschneidenden geführt. Ueberhaupt des Dings ist viel, das dabei geübt wird. Gesang und Tanz währt durch die ganze dem Festtage vorangehende Nacht. Am Morgen werden Bananen als Opfer gebracht. Der öffentliche Sprecher ermahnt das Volk zu ernstem Betragen während der Handlung. Nach der Beschneidung sagt der Vater zum Sohne: „Du bist ein Mann geworden, mögest Du beim Könige und Volk beliebt sein u. s. w.,“ während die Mütter, auf der Erde kriechend, Staub und Asche auf ihre Häupter werfen zum deutlichen Zeichen, daß ihnen nun ihre Kinder nicht mehr angehören. Die Ceremonie wird geschlossen mit

Vertheilung einer Anzahl von Ochsen. Im Jahr 1825 dauerte die Beschneidung in der Provinz Ankova vom Juni bis August mit einem ungeheuren Aufwande von Ochsen und Schafen und andern Lebensmitteln, so daß Mangel, Diebstahl und Mord die traurigen Folgen waren. Wann dieser Ritus auf Madagaskar aufgekommen, ob ihn die ältesten Einwanderer mitgebracht oder erst die Araber, ist ungewiß.

Eben so alt ist auf der Insel die Haussklaverei, die vorhanden war, längst ehe der auswärtige Sklavenhandel begann, auf den wir noch besonders zurückkommen werden. Die Reichen erkennt man an vielen Sklaven. Die Adeligen haben deren nicht selten 200—300. Befinden sie sich bei weitem nicht in so harter und grausamer Lage wie die Sklaven in den Südstaaten Nordamerika's, so leiden sie doch auch physisch und moralisch an den unvermeidlichen Folgen des fluchwürdigen Systems. Traurig genug schon ist die Verschleppung aus der Heimath in die verschiedensten Gegenden der Insel, wie dieß den Kriegsgefangenen geschieht, traurig genug die Zertrennung der Familienglieder, die Auflösung der Ehen. Sklaverei ist nächst der Hinrichtung die schwerste Strafe. Wird Einer durch den Spruch des Richters in sie verfällt, so theilen Weib und Kinder sein Loos, und seiner Habe geht er verlustig. In der Hand einer willkürlichen Regierung kann sie die eigentliche Geißel des Landes werden. Doch ist zu unterscheiden zwischen zeitweiser und ewiger Sklaverei. Bei ersterer ist Freikauf möglich, bei letzterer nicht. Hier sind die Kinder geborene Sklaven, und, wie ihre Eltern, ewiges Eigenthum des Besitzers, wenn er sie nicht verkaufen will, was ihm freisteht. Als Preis eines männlichen Sklaven nennt Ellis 70—100 Thaler, weibliche Sklaven kosten 20—40, jüngere Leute nur 10 Thaler. Man denke sich so ein junges Blut, dem in der Brust die gleichen Jugendgefühle wallen wie einem andern, aber niederkämpfen muß er sie durch den vernichtenden Gedanken einer traurigen Wirklichkeit, nie sein eigener Herr werden zu können, sondern bis ihn der Tod erlöst, Sklave eines Andern sein zu müssen. Aller Lebensmuth ist da gebrochen. „Ich war oft überrascht," schreibt Ellis, „von der Gleichgültigkeit der Sklaven gegen Dinge, die für Andere Gegenstand eifrigen Strebens und augenscheinlicher Befriedigung sind. Gab ich einem als Belohnung für erwiesene Dienstleistungen etwa ein Kleidungsstück oder Geld, so hielt er es kaum der Mühe werth, es anzunehmen, und als ich meine Verwunderung hierüber ausdrückte, erklärte mir meine Umgebung:

'Es ist von keinem Nutzen für ihn, wenn man ihm etwas gibt. Ist es ein Geschenk, sein Herr wird es nehmen, wenn er heimkommt; ist es Geld, seinem Herrn muß er es geben.' Nichts ist sein, als was er ißt und trinkt. Daher scheint die beste Belohnung, die einem Sklaven werden kann, wenn man ihm den Zugang zur Küche verschafft." Der Herr kann seine Sklaven gütig behandeln oder grausam. Er kann sie schlagen, peitschen, in Ketten werfen lassen. Das Gottesurtheil der Taugena jedoch hängt vom Richter, das Todesurtheil vom Könige ab. Ellis sah Knaben mit eisernem Halsband und Mädchen mit zusammengenagelten, zwei Fuß langen und einen Fuß breiten Bretterstücken um den Hals ihre Arbeit verrichten. Christen wurden in der Verfolgungszeit zu besonders harter Sklavenarbeit verdammt. Die ehelichen Bande sind hier noch lockerer als bei den Freien. Gehören Mann und Weib verschiedenen Herren an, und es wechselt der eine oder der andere den Ort auf größere Entfernung hin, so hat nicht selten die lokale Trennung auch die eheliche zur Folge. Oft lassen sie aber auch von einander durch ein gegenseitiges stilles Einverständniß. Das Loos einer Sklavenmutter ist nicht beneidenswerth. Trotz ihrer Kinderschaar hat sie in den meisten Fällen ihre tägliche Aufgabe zu erfüllen. Die Kinder liegen und kriechen am Boden oder hängen ihr auf dem Rücken. Ja so groß ist die Macht der Gewohnheit, daß während sie eine Last auf dem Kopfe trägt, oder Wasser holt und sonstige häusliche Arbeiten verrichtet, das Kleine auf dem Rücken sie nicht einmal sonderlich zu inkommodiren scheint. Doch ist das Joch der Sklaverei zuweilen auch weniger drückend. Oft erscheinen die Sklaven als Glieder einer großen Familie und es sind schon Fälle vorgekommen, wo sie, weil freundlich behandelt, ihren Sklavenstand der angebotenen Freiheit vorzogen. Je und je erhalten sie auch ein Stück Land, auf dem sie ihren Reis pflanzen, mit dem sie sich und ihre Familie durchbringen. Wird ein Mann durch das Zutrauen seines Herrn zum Handel verwendet, so erhält er einen Antheil am Gewinn zur Belohnung seines Fleißes und seiner Treue. Eine besondere Klasse von Sklaven sind die in königlichen Diensten verwendeten als Holzfäller, Kohlenbrenner, Eisenarbeiter, Gerber, Seifensieder rc. Ihre Dienste werden nicht belohnt, dagegen sind sie von den Abgaben frei. Keiner derselben darf bei Todesstrafe seinen Beruf oder Posten verlassen. „Das Verhältniß der Sklaven zur ganzen Bevölkerung muß groß sein," schreibt Ellis, „da die Kinder aller

Sklaven von Geburt an solche sind, und außer der natürlichen Vermehrung der Sklavenpopulation viele Freigeborne es werden in Folge von Schulden, Verbrechen oder Kriegsgefangenschaft. Die Hova's sind in den letzten Jahren von ihren Militärexpeditionen in entfernte Theile der Insel mit einer ungeheuren Anzahl von Gefangenen zurückgekehrt, oft mit Hunderten und Tausenden, meist Frauen, Jünglingen und Kindern, die gewöhnlich als Sklaven verkauft und so über das ganze Land zerstreut werden.

Eine andere Landplage sind die Gottesurtheile, durch welche die Schuld oder Unschuld Angeklagter an den Tag gebracht werden soll. Ein glühendes Eisen über die Zunge gehen zu lassen, oder aus einem siedenden Topfe mit nacktem Arme einen Kieselstein heraufzuholen, sind verhältnißmäßig noch leichte Proben. Der eigentliche Schrecken des Landes, der seinen dunkeln Schatten in seiner ganzen Dichtigkeit und Breite über die herrliche Insel legt, ist die schauerliche Tangena-Probe. Die Verheerungen, die einst die Inquisition in christlichen Ländern angerichtet, die vollbringt sie auf Madagaskar. Auch der Unschuldigste ist nicht sicher vor ihr. Er darf nur einen Feind haben, der sein Unglück will, der nach seiner Habe trachtet — er klagt ihn einfach als einen Bezauberten oder Behexten an, und das genügt, um ihn vor Gericht zu stellen. Sie übt eine um so größere Macht, als der Glaube an ihre Unfehlbarkeit in den Gemüthern der Madagassen unerschütterlich fest sitzt. Hab und Gut des Gerichteten, wenn er mit Tod abgeht, fällt den Richtern und Zauberpriestern anheim. Seine Wohnung wird von der Erde wegrasirt. Bisweilen verhängt sie in großartigem Maßstabe der Landesfürst als Oberpriester — wie einst der Papst das Interdikt — über ganze Dörfer und Distrikte als Landesreinigung, durch welche die Bösen ausgeschieden werden sollten. Man glaubt, daß etwa ein Zehntheil der Bevölkerung der Tangenaprobe sich unterziehen muß, — Mancher zwei-, drei- und mehrmals im Leben, — und von dieser unterliege wohl der fünfte Theil dem Tode. Ueberhaupt kennzeichnet sich das ganze System durch die herzloseste Grausamkeit. So wachte, um ein Beispiel anzuführen, im Jahr 1831 einer der Beamten gerade bei der Leiche seines Vaters, als es plötzlich an die Thüre klopft. Man will ihn zur Tangenaprobe abholen. Er bittet nur so lange um Verzug — denn entziehen darf

man sich derselben nicht, sonst ist man zum Voraus verdächtig — nur so lange, bis er seinen Vater begraben habe. Nein, es hilft nichts. Sogleich muß er sich stellen.

Aber worin besteht denn diese Tangena-Probe? Es müssen die Angeklagten den Absud der Tangenanuß trinken, welcher Absud in kleineren Dosen Erbrechen, in größeren sogar den Tod bewirkt. Es ist diese giftige Nuß von der Größe einer Roßkastanie, und der Strauch (Tanghinia veneniflua), welcher sie trägt, ist auf der ganzen Insel verbreitet. Daß aber bei der Bereitung dieses Gifttranks die größte Willkür herrscht, bestimmt durch Bestechung und andere Umstände, bedarf nicht wohl des Erweises. Ja bereits Todterklärte werden, besonders wenn dieß Sklaven sind, die man als Habe schätzt, durch einen Gegentrank wieder ins Leben gerufen, müssen aber dann für immer an entferntere Orte hin verkauft werden. Doch das Einnehmen des verhängnißvollen Tranks ist nicht so einfach. Ist der Tag festgesetzt, an welchem ihn der oder jener zu nehmen hat, so versammeln sich die Leute schon vor demselben, um die Anklagen zu vernehmen. Ein mutterloses Lamm wird, gewöhnlich von Aussätzigen, in die Mitte geführt und verstümmelt, der Kopf vor den Schwanz, der Schwanz an die Stelle des Kopfes gelegt und so fort, und unter Androhung gleichen Looses fürchterliche Flüche gegen diejenigen ausgesprochen, die aus Bosheit und Feindschaft Klagen vorbringen, oder aus Freundschaft das vorgebliche Verbrechen verheimlichen. Dann treten die Ankläger auf und bringen ihre Klagen vor. Nun werden Leute ausgewählt, die auf die Angeklagten ein wachsames Auge haben und in der Abenddämmerung umhergehen und ankündigen müssen: „Haltet die Nacht hindurch die Kohlen auf dem Herde brennend, denn das Schicksal ist für Alle gleich und zürnt uns nicht.“ Des Morgens mit dem Hahnenschrei klopfen die Richter an des Angeklagten Thür, rufen dreimal seinen Namen. Hat er den Ruf vernommen, so steht er auf, bläst die Kohlen auf dem Herde an und öffnet die Thüre. Die Richter fragen: „Wie kommt's, daß die Leute dich der Bezauberung anklagen? Welches Eigenthum hast du und was hast du deinen Kindern gegeben? Sage die Wahrheit und lüge nicht, denn das Gericht ist gekommen.“ Seine Verwandten werden gerufen, den Grund und Boden desselben zu bewachen, denn kein Vogel oder Hund, auch kein fremder Mensch darf jetzt ihn betreten. Mit Tagesanbruch wird der Beschuldigte verhüllten Hauptes zu dem vom Zauberpriester bestimm-

ten Exekutionsplatze geführt. Zwei Hühner müssen die vorläufige Tangenaprobe bestehen. Ein schlimmes Vorzeichen, wenn beide sterben; stirbt nur eines, so ist die Probe zulässig, bleiben beide lebendig, so fängt sie von vorne an. Nun muß der Angeklagte eine große Portion Reis essen, drei Stücke von einer Vogelhaut verschlucken mit je drei Löffeln Reis. Jetzt erst folgt der Tangenatrank, während über ihm unter Handauflegung unendlich lange, wiederkehrende Gebete oder Flüche gesprochen werden. Hierauf muß er Reiswasser trinken. Nun allgemeines Harren. Gibt er nämlich die drei Stück der Vogelhaut wieder, so ist er unschuldig, wo nicht, wird er, falls er nicht bereits dieser scheußlichen Tortur erlegen, vollends zu Tode geschlagen, davongeschleppt, dem Wilde preisgegeben, das oft schon über ihn herfällt, ehe die Schatten der Nacht die grauenhafte Scene mit ihrem Schleier decken, oder er wird zuweilen auch lebendig begraben. Alles Volk flieht, selbst die Verwandten vermeiden jetzt jede weitere Berührung mit dem Geächteten; sie müssen überdieß eine Entsühnungsprobe bestehen und die Kosten zahlen. Der aus der Probe rein Hervorgegangene muß eine Zeitlang in einem besondern Hause leben; stirbt er binnen zwölf Tagen nicht, so wird er vollkommen rein (madio) gesprochen und an dem vom Zauberpriester bestimmten Tage in Procession und unter Gesang heimgeführt, und ein Mahl beschließt das Ganze. Wann kommt der Tag, da dieser Zauberbann völlig gebrochen wird?

In dieses furchtbewegte Leben bringen die **Neujahrsfeierlichkeiten**, die allgemeinsten und populärsten unter allen madagassischen Festlichkeiten, wieder eine flüchtige, aber nur um so lärmendere Heiterkeit. Der König und die Häuptlinge des Landes empfangen in dieser Zeit Huldigungen und Geschenke. Die Festlichkeiten beginnen am Abend des alten Jahres mit einer allgemeinen Lustration, Kleider und Matten werden gewaschen, Groß und Klein badet. Der König, indem er einen Hahn opfert, dankt für die Gaben des zur Neige gehenden Jahres und bittet um die Segnungen des neuen. Das Land strahlt im Fackelschein. Jedes Dorf und jede Hütte ist illuminirt. Sobald der König aus dem Bade steigt, werden die Kanonen gelöst. „Glücklich, glücklich," ruft er, „wir haben das Ende des Jahres erreicht!" und alle Anwesenden erwiedern: „Erreiche ein hohes Alter!" Das Festmahl wird servirt. Was aber so im Palaste geschieht, das wiederholt sich bei jedem Häuptlinge, ja bei jedem Hausvater. Aber auch

hier unterbricht die Trauer die allgemeine Fröhlichkeit. Nach dem Bade folgt überall ein Weinen und Wehklagen über die im Laufe des Jahres von hinnen geschiedenen Verwandten und Freunde. Am Neujahrsmorgen dagegen erscheint Alles im schönsten Festschmucke. Nachdem am Vorabend noch nach ausschließlichem Rechte der Ochse des Königs geschlachtet worden, wird jetzt Stadt und Land ein großes Schlachthaus. Man sagt, daß bei dieser Gelegenheit wohl 10—15,000 Ochsen ihr Leben lassen müssen. Wohlhabende Familien schlachten allein 10—12, weniger bemittelte drei, und die Armen legen zusammen, um wenigstens einen zur Schlachtung und zum gemeinschaftlichen Genuß zu haben. Alles wird aufgewendet, sollte man auch hernach lange darben müssen. Am königlichen Hofe wird voraus eine gefleckte Kuh geschlachtet. Der König nimmt ein Stück von ihr in Empfang, berührt damit Gesicht, Zunge und rechtes Knie und sagt: „Wir haben die Segnungen des Jahres gekostet, mögen wir uns ihrer stets erfreuen und sie bis ans Ende des Jahres genießen." — Einzelne Stücke werden von dem geschlachteten Vieh auf die Seite gethan und für das nächste Neujahrsmahl reservirt. Dieß wird Tschaka genannt und darf bei keinem Neujahrsmahle fehlen. Man ißt dieselben als Zeichen der Freundschaft und auch der Gast muß daran theilnehmen. Ellis wohnte im Juni 1854 einem solchen Schmause im Hause des Gouverneurs von Tamatave bei, bei dem er mit Musik und Trommelklang empfangen wurde und bei welchem es europäisch-madagassisch hergieng. Vor den Königsgräbern werden überdieß Feuer angezündet und einzelne Stücke Fleisch als eine Art Brandopfer den königlichen Vorfahren darin verbrannt. Den ganzen ersten Monat des Jahres, der der heilige heißt, werden gegenseitige Besuche gemacht, oft auf große Entfernungen hin, und Geschenke entgegengenommen.

Wir kommen in unserer Schilderung des madagassischen Lebens an das Ende. Trotz aller Glückwünsche sieht auch dort so Mancher den Ausgang des begonnenen Jahres nicht mehr. Krankheit und Tod sind auch dort geschäftig. Wir verweilen nicht bei den verschiedenen Heilversuchen und Beschwörungen der verschiedenen Krankheiten von Seiten der Zauberpriester. Dagegen bemerken wir gerne, daß der Kranke im Allgemeinen mit viel Hingabe und Sorgfalt von den Seinen gepflegt wird, die auch gerne die Opfer an die Zauberpriester bringen, wobei Gebete an Gott, an die Wasimba's, und an die Manen der Vorfahren gerichtet werden. Zu dieser Zärtlichkeit gehört freilich auch,

daß man vor dem Kranken den Tod nicht erwähne, was man bei ihrer dunkeln Aussicht ins Jenseits eher begreift, als bei Christen, die eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens haben könnten. Wird es aber dem Kranken von selbst klar, daß die unvermeidliche Stunde naht, so ordnet er seine irdischen Angelegenheiten und empfiehlt seine Kinder, falls er welche hat, den überlebenden Verwandten. Ist der Tod eingetreten, so darf vor Sonnenuntergang keine Klage laut werden, dann geschieht dieß aber auch in ergreifendster Weise. Die Verwandten werfen Asche aufs Haupt, gehen im schlechtesten Gewand umher, die Frauen mit aufgelösten Haaren. Das Haus füllt sich mit Theilnehmenden und selbst draußen sitzen sie umher. Hat sich der erste Trauerausbruch gelegt, so wird für die Todtenkleider und für den Sarg gesorgt, und ein Ochse zur Vertheilung geschlachtet. Das Trauerhaus wird mit reinlichen Matten belegt, der Todte von Klageweibern beweint und alle Arbeit ruht bis nach dem Begräbniß. Das Todtenmahl findet in einem andern Hause statt. Während der Todte zu Grabe getragen wird, singen Frauen einen Grabgesang. Um der raschen Verwesung vorzubeugen, werden Kohlen auf den Leichnam gestreut. Ist er versenkt, so wird er mit Erde bedeckt und die Tragbahre bleibt als unrein neben dem Grabe stehen. Zu jedem Begräbniß wird eine neue verfertigt. Den Gliedern der Königsfamilie und den Adeligen wird überdieß eine Menge solcher Gegenstände mit ins Grab gegeben, an denen ihr Herz im Leben besonders gehangen. Durch die Hauptstraße der Hauptstadt, weil heilig geachtet, darf kein Todter geführt werden, und den königlichen Hof darf vor acht Tagen Keiner betreten, der einem Leichenbegängnisse beigewohnt. Nach dem Begräbniß findet eine Reinigung statt, des Leibes durch Baden, der Kleider durch Waschen. Die Trauerzeit dauert gewöhnlich ein Jahr, bei Söhnen und Töchtern ein halbes. Die Leidtragenden enthalten sich während dieser Zeit des Tanzes und öffentlicher Lustbarkeiten, tragen keinen Schmuck, salben das Haar nicht mit Fett, kehren den Spiegel gegen die Wand und sitzen auf keinen Stuhl. Während der Landestrauer um den König ruht, außer der Feldarbeit, jegliches Geschäft.

Bald nach der Bestattung werden, je nach Werth und Vermögen des Verstorbenen, eine Anzahl Ochsen geschlachtet und vertheilt. Der Trauerführer wird mit Geld belohnt. Das älteste Glied der Familie hält eine Art Gedächtnißrede auf den Dahingeschiedenen. Sind die

Begräbnißgebräuche recht beobachtet worden, so hat dieser Hoffnung, daß sein Geist nicht in Gesellschaft böser Geister oder des unheimlichen Katzen- und Eulengeschlechts, dieser Wesen böser Vorbedeutung, leben muß, sondern in einen Stand der Ruhe oder Freude gelangt. Auf die Gräber, die meist Familiengräber sind und von vielen schon zu Lebzeiten gebaut oder zugerichtet werden, verwenden die Madagassen überhaupt viel Arbeit. Am liebsten haben sie dieselben an freien und erhöhten Plätzen, unfern der Wege, oft dem Hause gegenüber, in der Mitte der Stadt oder des Dorfes oder in ihrem Umkreise. Ist die Grabhöhle ausgegraben, die gewöhnlich zehn bis zwölf Fuß ins Gevierte hat, so wird sie mit Quadersteinen ausgemauert, — oft ist das Grab ein großer ausgehöhlter Fels, — und über ihm werden einzelne Steinplatten terassenförmig übereinander gelegt, so daß es ein pyramidales Aussehen gewinnt. Zuweilen erheben sich auch noch etliche Säulen auf dem äußeren Steinkranze. Manche dieser Mausoleen hält Ellis für die ältesten Denkmäler der Insel. Von dem Grabmal eines Hovahäuptlings berichtet er: „Es hatte einen Raum von dreißig Fuß ins Gevierte, umschlossen mit einer vier bis fünf Fuß hohen Steinmauer. Die Innenseite war bis zur Höhe der Mauer mit Erde aufgefüllt, und in der Mitte erhob sich ein kleineres Steingebäude. Das Grabmahl stand auf der Spitze eines kreisförmigen, das Dorf überragenden Hügels, umgeben von einem Amphitheater waldiger Berge. Dieser Punkt, den der Häuptling, wahrscheinlich Besitzer des untenliegenden Dorfes, sich zu seinem Ruheplatz erkoren, hatte etwas besonders Ansprechendes für mich durch seine stille Einsamkeit und Lieblichkeit. Die Hovahäuptlinge verrathen eine große Besorgtheit um ihre Gräber. Man erzählte mir von einem letzthin in der Hauptstadt verstorbenen ersten Beamten, er habe kurz vor seinem Tode seinen Sohn gebeten, sie möchten doch nach seiner Beisetzung die große Steinplatte, welche die Pforte zum Grabe bildet, gelegentlich entfernen und die Sonne auf ihn hineinscheinen lassen!" Weniger ansprechend möchte für uns der Anblick sein, den die rings um das Grab auf Stangen übereinander aufgesteckten Ochsenhäupter mit ihren Hörnern gewähren, und die ein Zeichen von dem Reichthum der Familie sein sollen und von dem Werthe, den die Hinterlassenen dem Dahingeschiedenen beimaßen. Die Hörner aber an den vier Ecken des Grabes oder rings um dasselbe als eine Art Gehege aufzupflanzen, gilt bei ihnen als ein ganz besonderer Grabesschmuck. Die Gebeine der Aussätzigen

dürfen erst, nachdem sie ein Jahr in anderer Erde geruht, in das Familiengrab gesammelt werden. Auch den Manen der im Kriege Gefallenen, deren Gebeine nicht aufgefunden und in ihre Heimathgruft konnten gesammelt werden, werden da und dort Denksteine errichtet, damit sie nicht unstät und flüchtig sein, oder bei den unheimlichen Vögeln des Waldes hausen müssen, oder gar beunruhigend in die Wohnungen der Ihrigen kommen.

Die Frage liegt hier sehr nahe, ob die Madagassen nur deßhalb solche Sorgfalt auf ihre Gräber verwenden, um im Andenken der Nachwelt fortzuleben? Gewiß das vor Allem, da ihr Leben fast ausschließlich ein diesseitiges ist. Allein wenn gleich der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele hier sehr abgeblaßt erscheint, so gilt doch auch vom Madagassen, was der Dichter vom Menschen überhaupt sagt: „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf." Darauf weist uns schon der Ahnenkultus, der Glaube an das Erscheinen von Geistern und anderes bereits Besprochene hin. Wohl können sie sich die Seele nicht recht als ein besonderes, vom Körper getrenntes Wesen denken; daher mag die Meinung kommen, der abgeschiedene Geist, sich in seinen Leib zurücksehnend, umschwebe sein Grab, wie sie auch wieder an Erscheinungen glauben, die Jemand den nahen Tod ankündigen, was wir übrigens auch bei erleuchteteren Völkern treffen. Wohl heißt es wieder, die entkörperte Seele, ein bloßer Hauch, verschwinde in der Luft, und dennoch wandern die Geister in der Nacht um und umschweben die Richtstätten der Verbrecher. Nach dem Tode Radama's I soll er in einer gewissen Nacht in dem Garten vor seinem Landsitze gesehen worden sein. Er war in eine der Uniformen gekleidet, die man ihm mit ins Grab gegeben, sitzend auf seinem Leibroß, das seinem Grabe gegenüber war getödtet worden. Die Palastbewahrer, die ihn in solcher Gestalt sahen, waren so erschreckt, daß sie flohen, als gälte es ihr Leben, und berichteten es der Königin. Diese sandte ihren ersten Minister und einige Priester mit den Götzen und dem Sikidy hin, um an Ort und Stelle einen Ochsen zu opfern und Radama's Geist zu befragen, warum er umgehe. Als wir dieß lasen, fiel uns unwillkührlich die erste Scene im Hamlet ein. Nach dem gebrachten Opfer soll der Geist des Königs die Ruhe seines Reiches nimmer gestört haben. Dieß Alles spricht wenigstens von dem Glauben an ein Fortleben nach dem Tode, wenn sie gleich kaum einen Begriff von einer göttlichen Wiedervergeltung im Jenseits haben. Von einer

moralischen Verantwortlichkeit im Leben wissen sie gleichfalls kaum etwas. Es begeht Jemand ein Verbrechen, — was kann er dafür? Er ist behert, und das ist sein Unglück, oder das Schicksal hat es so gewollt. Die Uebung der häuslichen, gesellschaftlichen und bürgerlichen Tugenden ruht auf der schwachen Basis des Herkommens und der im Lande herrschenden Gebräuche. Daß dabei die Begriffe von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster außerordentlich verschoben und verwirrt sind, leuchtet ein. Lügen und Betrügen sind wahre Kleinigkeiten im Vergleich mit dem enormen Verbrechen auf ein Grab zu treten oder in gewissen verbotenen Distrikten Schweinefleisch zu essen, oder nach einer Eule oder einer wilden Katze zu jagen! Wie könnte es aber auch anders sein?

Seit Jahrtausenden ist ihnen
Kein Evangelium erschienen,
Kein gnadenreicher Morgenstern.

Was aber das Evangelium von Jesu Christo, dem hellen Morgenstern, auch über solche Madagassenherzen vermag, das zu zeigen, bleibe den nächsten Abschnitten vorbehalten.

Die Mission vor dem Richterstuhl der Immanenz.

(Fortsetzung.)

4. Tinnewelly.

Nach dieser vorgefaßten Meinung nun, welche den Kritiker über die englisch-kirchliche Gesellschaft in blinden Zorn versetzt hat, beurtheilt er auch die Früchte ihrer Arbeit. Diese sind bekanntlich nirgends bedeutender als in der südlichen Tamilprovinz, in Tinnewely. Mullens berechnet (1862) die Christen der dortigen Mission (kirchliche und Ausbreitungsgesellschaft) auf 50,358, wozu noch die Schanar-Mission der Londoner im angrenzenden Südtravankor mit 22,688 Seelen kommt. Wie wird man nun mit dieser Thatsache fertig?

Langhans läßt das angesehenste kirchliche Missionsblatt, den Intelligencer in folgende „Klagen über Tinnewely" ausbrechen: Die Aufrichtigkeit der Bekehrten sei zweifelhaft; zu sanguinische Hoffnungen seien

in Betreff ihrer genährt worden; wenn die Geschäfte nicht nach Wunsch giengen, so kehrten sie zum Heidenthum zurück und nur Wenige hätten aus dem geringen Unterricht, den man ihnen geben konnte, einen wirklichen Nutzen gezogen. Die Missionare hätten zwar Recht gehabt, dieses Volk in Pflege zu nehmen, „allein," so schließt der Bericht, „wir können nicht überrascht sein zu vernehmen, daß dieß Werk nur sehr wenig befriedigenden Erfolg hatte". (66)

Ich las das mit großer Verwunderung; wenn irgend etwas in der Missionsgeschichte, stand mir der große Erfolg der Tinnewely-Mission, in welcher ich selbst meine Lehrzeit durchgemacht hatte, über allen Zweifel fest. Hätte also auch Rhenius, „der beste aller ihrer Missionare", (116) umsonst gearbeitet? Durch Ein Citat sinkt sein Werk und die Arbeit so vieler Freunde und Nachfolger in den Staub! Wir schlagen den Intelligencer 1860, S. 265 auf und trauen unsern Augen kaum, wenn wir finden, daß dort von der gewaltigen Erweckung jenes Jahres die Rede ist, welche alle frühern Bewegungen unter den Kasten der Schanar und Retti an Bedeutung übertreffe. So habe z. B. Miss. Pettitt die Aufregung unter den Retti's von Ettiyapuram im Jahre 1844 beschrieben, allwo der Semindar (Baron) seine Leute tüchtig ausgesogen habe, bis sie an einem englischen Kaufmann eine Stütze fanden. Als nun dieser in verdächtiger Weise plötzlich wegstarb, haben sie beschlossen, bei den englischen Missionaren um Unterricht nachzusuchen, um zugleich einen gewissen Schutz gegen die Erpressungen des Gutsherrn bei ihnen zu finden. Es waren einige Tausende von Leuten, die diesen Schritt wagten, und von ihnen nun sagt Pettitt: „Die Aufrichtigkeit von Personen in solcher Lage mußte angezweifelt werden; doch wollten wir ihnen Gelegenheit verschaffen, die Wahrheit zu hören. Außerhalb Tinnewely's wurde darüber zu viel geredet; zu sanguinische Hoffnungen wurden genährt; die herrschenden Unsitten aber wurden nicht abgestellt, Kirchenzucht war besonders den Häuptlingen nicht angenehm; und als ihre Geschäfte nicht nach Wunsch giengen, zogen sie sich allmählig zurück und wurden wieder Heiden. Nur wenige haben aus dem geringen Unterricht, den man ihnen unter den betreffenden Umständen geben konnte, einen bleibenden Nutzen gezogen. Ganz anders, fährt der Bericht fort, verhalte es sich mit der neuesten Erweckung rc."

Was soll man nun von diesem durchaus verdrehten Citat halten? Das Missionsblatt soll „in Klagen über Tinnewely ausbrechen",

während es gerade ein Loblied anstimmt. An Einem Orte (Ettiyapuram), in Einem Jahre (1844) ist eine unreine Bewegung mißrathen; es handelt sich dabei nicht um Christen, sondern um Heiden, die vorgeben, Christen werden zu wollen; diese Leute heißen Retti's, und Langhans weiß, daß Tinnewely vorzugsweise eine Schanarmission ist (51). Und nun unternimmt der Kritiker, diesen zur Vergleichung vorausgeschickten Fall, mit Unterdrückung aller lokalen und partiellen Begrenzung, für eine Darstellung von dem ganzen Werke, das seit 1820 in der Provinz Tinnewely aufgeblüht ist, für eine Klage über das schlechte Christenthum der Getauften auszugeben und seine Deutung durch eine falsche Uebersetzung (wenn, statt: als) möglichst allgemein zu machen. Und er wagt es, sich zu den „Männern der Wissenschaft" zu zählen, „die einzig der Wahrheit ihr Leben gewidmet haben?" (15) Er wagt es, zu behaupten, daß er „mit seinen Quellen stets gewissenhaft verfahren" sei? (17) Nun ja, wir halten für möglich, daß ihm über dem beständigen Streben, alles Einzelne zu verallgemeinern, die innere Erlaubniß, ja Aufforderung dazu dermaßen gewachsen ist, daß ihm solches zu thun am Ende als ein Gottesdienst erschien.

Doch noch ein Wort! Langhans verlangt keine Schonung, und hier wenigstens darf ich ihn nicht schonen. Ich bezüchtige ihn vor seinem eigenen Gewissen der Mordlust gegen Thatsachen. Tinnewely war eine große Thatsache, — viel bedeutender für den Zweck des Kritikers, wenn es ihm um Prüfung handgreiflicher Resultate zu thun war, als Basel und Hebich, welche beide ihn so sehr geärgert haben, daß er sich's manche Seite kosten ließ, ehe er die Akten über sie geschlossen glauben konnte. Die Tinnewely-Mission hat ihm nichts gethan, sein friedliebender Landsmann, Pacifique Schaffter, der dort in der Stille seine 3000 Schanar, Paller u. s. w. taufte, hat ihn sicherlich nicht herausgefordert; dennoch muß er mit Tinnewely fertig werden. Todtschweigen ließ es sich nicht; aus einem geduldigen Vernehmen der Berichte, die Langhans in Hand hatte, wollte sich kein Spruch ergeben, der sich zur regelrechten Hinrichtung hätte brauchen lassen, so mußte im Winkel dieser Drittelsseite (66) durch einen Meuchelstich abgethan werden, was — sehr unbequem war. Ich möchte dem Kritiker rathen, wenigstens diesen Satz zu widerrufen. Derselbe macht aber einen tiefen Riß in's ganze Buch, ob er ihn nun darin lasse oder herausschneide.

Weil uns aber gerade jenes Citat auf die Erweckung in Tinnewely geführt hat, möge auch von ihr noch die Rede sein. Langhans behauptet (277), von Ostindien sei dieser ganze Lärm ursprünglich ausgegangen, worüber der Kundige nur lächeln kann. Wenn irgend ein Land, mag Amerika die Geburtsstätte solcher modernen Erweckungen genannt werden; aus amerikanischen Missionen (Hawaii 1837 f., Urumia häufig 2c.) werden sie jedenfalls am öftesten berichtet. Aber auch unter dem Hannoveraner Johnson war in Sierra Leone im Jahr 1816 ff. Aehnliches geschehen, — das einzige Beispiel, dessen sich die kirchliche Mission im Jahr 1860 auf ihrem Gebiet erinnern konnte (Intell. 1860, S. 265). Der Erfahrungen der Brüdergemeinde und anderer evangelischen Kreise — seit Olims Zeiten — sei nur im Vorbeigehen gedacht. — Doch, woher auch die Sache stammen mag, das danken wir dem Kritiker, daß er von der Geschichte jener Erweckung (277 ff.) etwas mehr mitgetheilt hat, als von andern wichtigen Punkten. Die Missionare in Tinnewely waren bekanntlich sehr getheilter Ansicht über die ganze Bewegung, der sich unläugbar wie in Jamaika viele ungesunde Elemente beimischten. Im Grunde beschränkte sie sich auf den verhältnißmäßig unfruchtbaren nördlichen Theil der Provinz; im südlichen hat damals Caldwell, Missionar der Ausbreitungsgesellschaft, eine viel ruhigere, aber ebenso tiefgreifende Umwandlung eines heidnischen Kreises erlebt. Der edle Gray steht jetzt nicht mehr in Nordtinnewely, er hat die Leitung des Missionswerks in Madras übernommen. Was berichtet nun aber sein Nachfolger Meadows von den Folgen jener Erweckung, welche Langhans (282) als „für nachhaltige sittliche Neugeburt gänzlich resultatlos", ja (283) als „unverschämten Humbug" hinstellt? „Die Orte," sagt Meadows, „in welchen Gott seinen Geist in auffallender Weise mitzutheilen geruhte, waren Vageiculam (bei Langhans 279 f.), Pudhur, Melapatti, Pattakulam, Radschapalaiam und Pottalpatti. Ich habe diese Gemeinden beständig genau beobachtet und ihre eingebornen Prediger besonders darüber befragt. In dem kleinen Pattakulam, wo nur 36 Christen wohnen, ist von der Erweckung kaum eine Spur mehr zu finden; diejenige, welche damals ihre Juwelen für den Herrn hergab und zu Allen so eifrig redete, ist ganz verkommen. Nur Einer jener Erweckten ist ein ganzer Christ zu nennen. Auch in Radschapalaiam sind vier Erweckte zurückgegangen. Aber mit diesen wenigen Ausnahmen kann ich Gott danken, daß die Zeit die Wahrheit jener Erweckung bewiesen

hat, daß die Bekehrten ihrem Bekenntniß Ehre machen, daß aus den Getauften Kommunikanten wurden, die Kommunikanten in Gnade und Erkenntniß gewachsen sind. Ich gieng mit den Predigern in Melapatti und Vageiculam jeden Namen der damals Neubelebten durch. Ich darf fast behaupten, daß nicht Einer in beiden Gemeinden zurückgegangen ist. Wie ich damals ihre Charakterzüge niederschrieb, so schilderte sie mir der Prediger noch, oft in denselben Worten: 'der ist Kopf und Herz der Gemeinde; der macht voran; der ist fast der beste; der ist nun viel weiter gekommen; die hat ihre böse Laune überwunden; eine ausgezeichnete Frau' u. s. w. Die Aufregung hat natürlich nachgelassen; es ist nicht mehr dasselbe Verlangen nach öfteren Gottesdiensten; aber die Erkenntniß in den Gemeinden ist eine tiefere, und der Fortschritt im innern Leben außer Zweifel. — Sehr erfreulich macht Pudhur voran mit 61 Seelen, eine entschiedene Frucht der Erweckung. — Die Christen haben in diesem Jahr 1053 Rupies beigetragen." Und an die Heiden in Nordtinnewely sind im letzten Jahr 2800 Bücher verkauft worden, viermal so viel als im vorhergehenden!

Die Frage, ob diese Erweckung erfolglos war, beantwortet sich hiernach von selbst. Langhans operirt gegen die indische Mission von zwei entgegengesetzten Seiten. Einmal bietet sie dem schwungvollen Volke „jenes ausgedörrte, kreuz- und flügellahme, dreibeinige, Alles was von ferne nach Geist riecht in die Acht erklärende System protestantischer Orthodoxie", wie kann da die Erfolglosigkeit der Mission noch ein Räthsel sein? (106.) Wiederum aber will sie durch „schamanisch pietistische Aufregung" bekehren, und die Seuche geht mit physischer Ansteckungskraft weiter, bis sie verschwindet (283—290). Dennoch will er der Erweckung nicht jede völkerpädagogische Wirkung absprechen (288). Er suche weiter, und er wird finden, daß das Christenthum die Völker und Individuen auf zweierlei Weise anfaßt. Es richtet sich zunächst an die Erkenntniß der zu Erziehenden, und theilt ihnen Linie um Linie Gottes Rath zur Seligkeit mit. Das mag dem Ideologen dürr und lahm vorkommen, und doch liegt eine nachhaltige Kraft darin, nämlich Gottes Wort, der Same des ewigen Lebens, der von der Erkenntniß aus unvermerkt auch Gefühl und Willen anregt und belebt. Der Mensch hat aber auch eine impulsive Seite, und Gott verschmäht es nicht, sich zu ihr ebenso herabzulassen und den Menschen wie durch ein Fieber zu schütteln. Kommt dann das aufklärende, vertiefende Wort dazu, und die rechte Leitung des

Willens zum neuen Thun und zum Lassen des Alten, so ist auch dieser Weg gesegnet, wie jener.

Wie oft haben die Dämonenverehrer uns verspottet: ja, ihr seid Leute der Erkenntniß, sitzt zusammen, leset, singet, betet und redet, alles ruhig, und die Meisten schläfert's. Bei uns geht's anders her; was war das für eine Offenbarung gestern, wie kam der Geist über Den, was hat Der nicht alles geweissagt; das war eine „Lichtwerdung"! Wenn aber eine wirkliche Bekehrung des ganzen Menschen sich ereignet, ob nun langsam vorbereitet, oder dem Anschein nach unvermittelt, so hört der Heide auf zu spotten; er zittert vor Angst, es möchte auch ihn ergreifen, und die Folgen übersieht er im Nu. Darum hat eine solche Aufregung allerdings ihre „völkerpädagogische Wirkung". Der Heide glaubt nun an die Wirklichkeit dieser fremden Religion; das übers Meer eingeführte Wort wird ihm ein eingepflanztes (Jak. 1, 21), und wenn dann unter vorsichtiger Leitung — trotz mancher Auswüchse — am Ende reelle Früchte reifen, so erkennt er sie meist unbefangener an als unser Kritiker in der Heimath.*) — In der Nähe von Amoy sieht es schon darnach aus, als könnte auch an die kalten Chinesen eine Erweckung kommen. Von einer solchen Möglichkeit zu sprechen mag thöricht scheinen, doch wird der nachsichtige Leser glauben, daß es uns dabei nicht um den Lärm einer neuen Aufregung zu thun ist, den wir vielmehr am meisten fürchten, sondern um die „völkerpädagogische Wirkung".

Doch noch eine Nachricht aus dem verlästerten Tinnewely! Missionar Tucker, ein Arbeiter, der nichts mit Erweckungen zu thun hatte, von dessen besonderer Begabung nie viel verlautete, schildert seine

---

*) Wie wichtig ist ferner im Land der Kaste das plötzliche Hereinbrechen des Gemeinbewußtseins in eine Versammlung von Neubekehrten! Sie haben schon länger her einen Zug zu einander verspürt, aber noch fehlte das überwältigende Gefühl: wir sind Ein Geist und auch — Ein Leib. Wenn aber das gleiche Sündenbewußtsein sie niederdrückt, die gleiche Erlösung im Glauben ergriffen wird, so drängt es sie, das auch durch die That zu versiegeln: ein Liebesmahl wird improvisirt, und zum erstenmale sitzen Hohe und Niedere zu dem einfachen Reis und Kari zusammen, und danken dem Herrn für Seine unaussprechliche Gabe. So hat die Erweckung in der Madura-Mission gewirkt und in vielen Herzen einen alten Bann durchbrochen. Wie ist es doch so etwas Grundverschiedenes um das äußerliche Dringen auf Brechen der Kaste (so berechtigt es in seinem Bereiche ist) und um eine solche innerliche Nöthigung, die neugeschenkte Einheit in der ungesuchtesten Weise zu bethätigen!

dortige Erfahrung ungefähr so: Er ist jetzt 22 Jahre dort. Als er England verließ, sagte ihm sein Onkel, ein alter Angloindier, es sei ein Unsinn, die Hindu's bekehren zu wollen, er müsse das wissen. Tucker gieng im Glauben an Gottes Verheißung; später wurde ihm deutlich, wie lange ein Offizier etwa in Palamkotta wohnen, auch die Missionare besuchen kann, ohne etwas von der Ausdehnung des Missionswerks zu merken. Instinktartig vermeidet er, was ihm nach Methodismus riecht; kommt er aber nach England zurück, so weiß er Jedermann zu sagen, es sei nichts mit der Mission, lauter Humbug! Tucker nun meinte, er wolle zufrieden sein, wenn er nur Einem Heiden der Wegweiser zu Christo werde, und fieng in Geduld seine Arbeit an. Jetzt ladet er alte Indier, d. h. europäische Zweifler ein, seine Resultate zu prüfen, am liebsten durch den Augenschein. In den zwei Distrikten, die er seit 1844 zu beaufsichtigen hatte, ist während seiner zwanzigjährigen Amtsführung die Zahl der Christen um 3100 Seelen gewachsen. Die Heiden haben 40 ihrer Dämonentempel zerstört; 60 Schulen hat er eingerichtet und 66 Kirchen gebaut. —

Freilich ist nicht alles Sonnenschein. Im letzten Jahre hat Tucker geringen Zuwachs gehabt, weil er, wegen Trinkens und Hahnenkämpfen, von welchen sich die Betreffenden nicht abbringen lassen wollten, eine Anzahl Namen von seiner Liste gestrichen hat. Auch ein Kindermord kam vor, welche Schande für die Christen! Erst bei diesem Vorfall hat Tucker gefunden, wie weit verbreitet die Sitte des Kindermords (und der Fruchtabtreibung) im Lande ist, besonders unter den vielen jungen Wittwen. („Der europäische Beamte erfährt von den wenigsten Fällen, weil die eingebornen Unterbeamten bestochen werden.") Unsittlichkeit wird schon durch das enge Zusammenleben in den kleinen indischen Häusern befördert. Sogar ein Wiederaufleben des Heidenthums war zu bemerken; den Dämonen wurde häufiger geopfert als früher, weil viele Heiden der brahmanischen Prophezeiung von einem Vasanta Rayar (Lenzkönig) Gehör schenkten, der im Jahre 1867 die Engländer verjagen und den Hinduismus in seiner Herrlichkeit herstellen werde. Dennoch kommen immer mehr heidnische Zuhörer, jetzt auch von höhern Kasten (Vellalar) zu der regelmäßigen Verkündigung des Worts. Die ungewöhnliche Wohlhäbigkeit in Folge der hohen Baumwollenpreise wird von Manchen dem Christenthum zugeschrieben; jedenfalls mehren sich die Beiträge der eingebornen Christen in auffallender Weise. Neubekehrte in Sivalaparei haben als ihre

erste Gabe 80 Rupies zusammengebracht. Eine andere neue Gemeinde hatte letztes Jahr drei Rupies gesteuert, in diesem 40 Rupies u. s. w. Sogar die Brahmanen eines Dorfes haben zum Dank für Freischulen der Mission 27 Rupies geschenkt.

„Noch einen erfreulichen Fall muß ich erwähnen, daß unsere Christen zwei der besten Katechisten auf einen Monat nach Madura abgegeben haben, um die dortigen Amerikaner in der Heidenpredigt zu unterstützen. Damit zeigen wir wenigstens unser Verlangen, andern protestantischen Gesellschaften in Liebe zu dienen."

Das genüge, um uns die gewöhnlichen Erfahrungen eines Tinnewely-Missionars zu schildern. Es ist ein steter Kampf mit vielen tiefgewurzelten Sünden; der Fortschritt scheint oft gering, ja hie und da fraglich; doch kann man nur loben und preisen, sobald der Zustand vor zehn und zwanzig Jahren mit dem jetzigen verglichen wird. Die Hand auf die Brust, ihr treuen Prediger in der Heimath! von wie vielen eurer Gemeinden läßt sich dasselbe sagen?

Und nun auch ein Wort über christliche Gemeindebildung. Der Kritiker beweist, daß von einer solchen beim Princip der Einzelbekehrung keine Rede sein könne, die Gemeindeorganisation soll, wo auch Anfänge dazu gemacht wurden, meist auf leeren Schein hinauslaufen; eine Verbindung zu Landeskirchen sei im Voraus für eine Unmöglichkeit zu erklären (321), „an deren Verwirklichung von keiner Seite gedacht wird" (322). In Tinnewely wenigstens wird daran gedacht. Es stehen dort zwanzig ordinirte eingeborne Geistliche der beiden Missionsgebiete, der englisch-kirchlichen und der Ausbreitungsgesellschaft, in bedeutenden Stellungen. Beide Gesellschaften aber haben durch Tausch u. s. w. ihre Gebiete so abgegrenzt, daß sich daraus zwanzig wirkliche Diöcesen bilden; so besteht dort bereits der Anfang einer Landeskirche, und man hat auch schon daran gedacht, einen eigenen Bischof über sie zu setzen, wozu der nun verschiedene, ehrwürdige J. Devasagayam von Vielen für tauglich gehalten wurde. Der kirchlichen Mission scheint das mit Recht verfrüht.

Mit den eingebornen Missionaren und Katechisten aber hat Langhans (68) es sich sehr leicht gemacht. Da er sich dort für seine Behauptung, „sie seien offenbar nicht besser als die Gemeinden selbst," auf Mullens beruft, dessen früheres Werk ich leider nicht vergleichen kann, so wird er sich nicht weigern, Mullens jetzige Ansicht (Brief review rc. 1863) auch etwas gelten zu lassen. Im Jahr 1852 waren

18 solcher Geistlichen in Südindien; nach zehn Jahren sind daraus sechzig geworden; es wird ihnen eine viel unabhängigere Stellung angewiesen, wie z. B. Missionar Clark und Thomas ihre Distrikte mit denselben getheilt haben und tüchtige Mitarbeiter an ihnen finden. Die viel zahlreicheren Katechisten aber (gewiß 700 in Tinnewely) sind den früheren ungemein überlegen, da sie eine viel gründlichere Berufsbildung genossen haben. — Die Beiträge endlich, welche die Gemeinden für den Unterhalt ihrer Prediger beibrachten, beliefen sich 1861 auf 19,226 Rupies. — Wie ist hier in viel kürzerer Zeit doch so ganz Anderes zu Stande gebracht worden, als unter den Eskimo's, für die das Herz des Kritikers so warm zu schlagen scheint! Die Arbeit der Brüdergemeinde ist ja eine gesegnete, eine überaus aufopfernde, mit großer Treue seit einem Jahrhundert fortgeführte. Aber ob wir nun auf den Fortschritt in den Gemeinden sehen oder auf die Bildung eines Lehrerstandes, — der Mündigkeit und dem selbständigen Mannesalter sind doch Tinnewely und Südtravankor viel näher gerückt, als die Christen in Grönland und Labrador. Damit soll keines Menschen Werk gelobt oder getadelt, sondern nur die Hand des Herrn anerkannt werden, wie sie über unserm schwachen Treiben mit voller Freiheit waltet.

Meint endlich der Kritiker, eine Heiligung des Natürlichen und Nationalen könne dem Pietismus nur als Abfall von der Wahrheit erscheinen, daher müsse Entnationalisirung mit unserm Missioniren Hand in Hand gehen (331), so könnte ihn auch hier Tinnewely eines andern belehren. Es giebt dort neben den kirchlichen Gemeinden auch freie Christen, wie die Nattar oder Nationalen, von deren Schisma früher (M. Mag. 1864, S. 182 f.) Bericht erstattet wurde. Sodann wirkt dort der Freimissionar Arulappen schon 24 Jahre in völlig unabhängiger Weise, und auch er hat mehr als eine Gemeinde um sich gesammelt (Calw. Blatt 1861, 1). In der oben angeführten Zahl der Protestanten des Distrikts sind diese freien Gemeinden nicht eingerechnet; mit ihnen haben wir sicherlich 75,000 Christen im südlichen Indien. Der aufmerksame Beobachter erkennt in solchen kleinen Anfängen die keimende Reaktion der Nationalität gegen die eingeführte Form des Glaubens. Gewiß nämlich gehört die Unterwerfung unter eine historisch gewordene Kirchenordnung zu der nothwendigen Zucht eines Missionsgebiets. So hatte die Romanisirung der Deutschen durch angelsächsische Missionare nicht nur eine gewisse Berechtigung;

sie war die gottgeordnete Zuchtanstalt, durch welche wir auf die volle Freiheit des Evangeliums vorbereitet werden sollten. Daneben war aber auch die Protestation der freieren Iren in ihrem Rechte; klingt sie doch fast wie eine Weissagung auf die Zeit, da das Individuum und die Nationalität sich der starren römischen Form entledigen sollten. In Tinnewely sehen wir beide Richtungen schon jetzt nebeneinander und erkennen sowohl an ihren Reibungen wie an ihren vorzugsweise friedlichen, ja schon reichgesegneten Berührungen die inwohnende Lebenskraft des neuen Christenthums.

Ueberhaupt dürfte Langhans die Sorge fahren lassen, als ob der Hindu „seinem Mutterboden sobald entrissen", entwurzelt und in eine fremde Substanz verpflanzt werden könne. Die besten und beliebtesten Prediger sind auch in Tinnewely gewöhnlich solche, die kein Englisch gelernt haben. Was naturwüchsig ist in Sprache und Gedicht, in Handel und Wandel, das bricht sich dort Bahn unter allem Volk, der Missionar mag dafür stimmen oder nicht. Die Wirkung dieses mächtigen Drangs ist, wie sich von selbst versteht, die, daß der Missionar früher oder später sich von der fremden Substanz einigermaßen bewältigen läßt, daß er, — wie Langhans ihn in weniger harmlosem Sinne beschuldigt, — ein wenig verheidnischt. Wie viele Züge von solcher Ausgleichung der Gegensätze ließen sich nicht anführen. Hier nur Einen! Mudelur ist das älteste Christendorf, es liegt inmitten eines Palmeirawaldes. Ehe dort im Januar das Anzapfen der Bäume beginnt, von welchen fast alle Bewohner ihren Unterhalt ziehen, versammeln sich die Palmbauern in der Kirche zu einem Gottesdienst. Mit ihnen tritt auch der Missionar nach demselben ins Freie und überreicht das außen abgestellte Werkzeug einem Vorsteher mit passenden Worten, worauf dieser den nächsten Baum besteigt und die Blüthenscheide durchschneidet, um das abgelöste Stück dem Missionar zu überreichen. Damit ist dann die Palmwein- und Zuckerernte eröffnet, und das Baumsteigen beginnt im Distrikt. Sogar Heiden weigern sich, vor diesem Gottesdienst sich auf die Bäume zu begeben; wer das wagte, den heißen sie einen Bösewicht. In dieser Weise nun vermählt sich das Christenthum mit dem Volksbrauch zu mancher neuen Sitte; und daß von dergleichen Neubildungen in Missionsberichten nicht öfter die Rede ist, erklärt sich aus dem einfachen Grunde, daß der Missionar wenig Werth darauflegt. Denn Errungenschaften sind das nicht, sondern höchst natürliche Folgen von dem geschichtlichen Zusammentreffen

grundverschiedener Elemente, welche doch beide von Gott gesetzt sind. — Ob nun in diesem Allen ganz ehrenwerthe Anfänge einer Landeskirche vorliegen, oder ob, wie Langhans behauptet, die Mission auch in Tinnevely „in numerischer Beziehung beinahe nichts, in sittlicher weniger als nichts geleistet hat", möge der geneigte Leser selbst entscheiden.

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Missionsstunden für das ganze Kirchenjahr, von C. Schlunk, Diakonus in Eisleben. 1 Heft à 5 Sgr. Eisleben 1865.

Das erste Heft der vier, auf welche diese Sammlung berechnet ist, bietet uns Missionspredigten über drei der üblichen Texte unserer Advents- und Epiphanienzeit. Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß die Auslegung des Worts und Mittheilungen aus der Missionsgeschichte aufs innigste verbunden werden müssen, sowohl in Missionsstunden als bei Missionsfesten; und seine Ausführung dieses Gedankens in den vorliegenden Predigten ist wohl geeignet, den Grundsatz, den er aufstellt, zu empfehlen. Denn seine Predigt ist ebenso biblisch gediegen, als ansprechend durch die einverwebten Erzählungen aus der Mission. Dennoch scheint es uns nicht wohl gethan, auf dieses glücklich ausgeführte Unternehmen eine Theorie zu gründen, nach welcher z. B. zusammenhängende Darstellung der Missionsgeschichte nicht in die Missionsstunden gehören soll und auf den Anschluß an Perikopen und kirchliche Zeit besonderer Werth gelegt wird. Nicht nur sind die Gaben sehr mannigfaltig, und kann der Eine die Geschichte eines Missionsgebiets zusammenhängend abhandeln, ohne daß sich der Laie dabei langweilt, während der Andere mit allen Anekdoten, die er in seine Predigt einreiht, doch den Text weder neu beleuchtet, noch eindringlicher macht; sondern die Gemeinden haben auch gar weit verschiedene Bedürfnisse und stehen auf so mannigfaltigen Stufen der Vorbereitung, daß für die eine paßt, was die andere kalt läßt, und wiederum derselben Gemeinde jetzt mit Nutzen vorgetragen werden kann, was sich vor etlichen Jahren kaum geschickt hätte. W. Hoffmann hat seine Basler Zuhörer mit der eingehendsten Entwicklung der südafrikanischen Mission nicht ermüdet; einer Gemeinde, welche selbst schon Missionare oder Missionsfrauen ins Feld hinausgeschickt hat, ist die allerdetaillirteste Beschreibung des dortigen Lebens und Treibens wichtig und willkommen. Predigten hört manche übergenug; so kann ihr auch einmal ein Missionsvortrag ohne Text ganz erträglich munden, und wenn der mitgetheilte Stoff was Rechtes war, setzt sich der bibelfeste Bauer bei der oder jener Wendung der Geschichte die treffendsten Sprüche in Gedanken selbst bei oder macht sich seine Nutzanwendungen, ohne daß auf dieselben mehr als blos hingedeutet wurde. Die Sache ist sicherlich noch nicht spruchreif. Mittlerweile diene ein Jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, zum gemeinen Nutzen!





grundverschiedener Elemente, welche doch beide von Gott gesetzt sind. — Ob nun in diesem Allen ganz ehrenwerthe Anfänge einer Landeskirche vorliegen, oder ob, wie Langhans behauptet, die Mission auch in Tinnewely „in numerischer Beziehung beinahe nichts, in sittlicher weniger als nichts geleistet hat", möge der geneigte Leser selbst entscheiden.

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Missionsstunden für das ganze Kirchenjahr, von C. Schlunk, Diakonus in Eisleben. 1 Heft à 5 Sgr. Eisleben 1865.

Das erste Heft der vier, auf welche diese Sammlung berechnet ist, bietet uns Missionspredigten über drei der üblichen Texte unserer Advents- und Epiphanienzeit. Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß die Auslegung des Worts und Mittheilungen aus der Missionsgeschichte aufs innigste verbunden werden müssen, sowohl in Missionsstunden als bei Missionsfesten; und seine Ausführung dieses Gedankens in den vorliegenden Predigten ist wohl geeignet, den Grundsatz, den er aufstellt, zu empfehlen. Denn seine Predigt ist ebenso biblisch gediegen, als ansprechend durch die einverwebten Erzählungen aus der Mission. Dennoch scheint es uns nicht wohl gethan, auf dieses glücklich ausgeführte Unternehmen eine Theorie zu gründen, nach welcher z. B. zusammenhängende Darstellung der Missionsgeschichte nicht in die Missionsstunden gehören soll und auf den Anschluß an Perikopen und kirchliche Zeit besonderer Werth gelegt wird. Nicht nur sind die Gaben sehr mannigfaltig, und kann der Eine die Geschichte eines Missionsgebiets zusammenhängend abhandeln, ohne daß sich der Laie dabei langweilt, während der Andere mit allen Anekdoten, die er in seine Predigt einreiht, doch den Text weder neu beleuchtet, noch eindringlicher macht; sondern die Gemeinden haben auch gar weit verschiedene Bedürfnisse und stehen auf so mannigfaltigen Stufen der Vorbereitung, daß für die eine paßt, was die andere kalt läßt, und wiederum derselben Gemeinde jetzt mit Nutzen vorgetragen werden kann, was sich vor etlichen Jahren kaum geschickt hätte. W. Hoffmann hat seine Basler Zuhörer mit der eingehendsten Entwicklung der südafrikanischen Mission nicht ermüdet; einer Gemeinde, welche selbst schon Missionare oder Missionsfrauen ins Feld hinausgeschickt hat, ist die allerdetaillirteste Beschreibung des dortigen Lebens und Treibens wichtig und willkommen. Predigten hört manche übergenug; so kann ihr auch einmal ein Missionsvortrag ohne Text ganz erträglich munden, und wenn der mitgetheilte Stoff was Rechtes war, setzt sich der bibelfeste Bauer bei der oder jener Wendung der Geschichte die treffendsten Sprüche in Gedanken selbst bei oder macht sich seine Nutzanwendungen, ohne daß auf dieselben mehr als blos hingedeutet wurde. Die Sache ist sicherlich noch nicht spruchreif. Mittlerweile diene ein Jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, zum gemeinen Nutzen!

Madagaskar.

Zweite Abtheilung.

Züge aus der Inselgeschichte bis zu Radama's I Tode.

1. Die Kolonisations- und Missionsversuche der Portugiesen und Franzosen.

Land und Leute, Natur- und Volksleben auf Madagaskar haben wir in unserer ersten Abtheilung zu zeichnen versucht, soweit dieß bis jetzt möglich ist; denn Manches wartet noch auf weitere Aufhellung und genauere Beschreibung, und Missionare und Reisende haben hier noch manche schöne Aufgabe zu erfüllen. Treten wir jetzt der Geschichte Madagaskars näher. So lange ein Naturvolk mit keinem Kulturvolke in nähere, tiefer greifende Berührung kommt, hat es nur Traditionen, keine Geschichte. Der Wissenschaft und Literatur, ja der einfachen Schrift entbehrend, weiß es seine wichtigeren Erlebnisse nur sagenhaft von Mund zu Mund fortzupflanzen. Und selbst wenn der Griffel der Geschichte jene Ereignisse festzuhalten vermöchte, er würde nur ein farbloses Gemälde von blutigen Metzeleien, kleinlichen Kriegen und ruhmlosen Siegen der vielgetheilten Stämme wiederzugeben haben. Das Leben eines Naturvolks gleicht dem des Urwaldes mit seinem ewigen Grünen und Verwittern, dem Kommen und Gehen der Geschlechter, dem Wandel des Jahres. So sind auch über Madagaskar Jahrtausende dahingeschwunden und haben dem Nachgeschlechte kaum andere Spuren hinterlassen, als die verfallenden Todtenmale seiner Ahnen. So war es bis auf die Zeit der großen Länderentdeckungen, da die schöne Insel in den Gesichtskreis der abendländischen Völker zu rücken begann. Nachdem

Marco Polo auf seinen Reisen von ihr gehört und ihrer in seinem Reisewerk unter dem Namen Magaster gedacht hatte, vergiengen fast drei Jahrhunderte, bis die Portugiesen sie neu entdeckten. Lorenz Almeida, der Sohn des ersten portugiesischen Vicekönigs in Indien (nach Andern Suarez oder Acunha), erblickte sie am Lorenztag 1506 auf der Fahrt in den Osten, daher sie St. Lorenzinsel genannt wurde. Zwei Jahre später umsegelte man sie, und fortan war sie den Indien-Fahrern ein willkommener Ankerplatz. Von der reichen Natur angezogen, gründeten sie auf der Südostecke der Insel, in der Provinz Anossi, eine Niederlassung und bauten auf einem Felsen am schönen Flusse Franchere ein Fort, das sie mit schönen Grundstücken umgaben. Doch drangen weder sie, noch später die Holländer tiefer in das Innere der Insel ein; das vielgepriesene Indien zog stärker an. Madagaskar war ihnen auf ihren Fahrten durch die indische Wasserwüste eine erwünschte Oase, da sich gut ausruhen und neuer Vorrath einnehmen ließ.

Doch Hand in Hand mit dem Zuge jener Zeit, immer neue Länder zu entdecken, gieng der andere Zug und Drang, denselben den katholischen Glauben zu bringen, und dieß in verstärktem Maaße dann, als Rom in der europäischen Christenheit durch die Reformation eine bedeutende Einbuße erlitten hatte. So kamen denn römische Priester, um die Insulaner zu bekehren. Sie vermochten den madagassischen Häuptling Andrian*) Thionban, seinen Sohn Maroarime nach Goa zu senden, daß er daselbst im Christenthum erzogen werde. Dort getauft und unterrichtet, folgte er nach seiner Rückkehr seinem Vater in der Regierung, lebte zwar mit den Portugiesen auf freundschaftlichem Fuße, nahm aber das Heidenthum wieder an. Abgesehen davon, daß er das Herz des Evangeliums wohl nie hatte kennen lernen, mögen ihn zu diesem Schritte auch politische Gründe bewogen haben, da ihm die Eroberungen der Portugiesen in Indien zeigen mußten, wie sehr es diesen um Länderbesitz zu thun sei. Er wurde zuletzt getödtet, als die Fremden seine Stadt Franchere angriffen. Die portugiesische Kolonie fristete ihr Leben nur bis ins Jahr 1545. Die Eingebornen, eifersüchtig auf die Eindringlinge, machten der schwach besetzten Niederlassung ein blutiges Ende. Nur fünf Mann retteten ihr Leben. Dieß schreckte die Portugiesen so sehr ab, daß sie

*) Andrian = Fürst, Edler.

den Gedanken an Kolonisirung und Missionirung Madagaskars für immer aufgaben. So endete dieser erste Versuch.

Nahezu ein volles Jahrhundert verfloß, bis ein zweiter gewagt wurde, und zwar von den Franzosen. Es war im Jahr 1642, als der Kardinal Richelieu dem Kapitän Rivault das ausschließliche Recht patentirte, Schiffe und Truppen nach Madagaskar und den umliegenden Inseln zu senden, um dort Kolonien und Plantagen zur Beförderung des Handels zu gründen. Eine Gesellschaft trat zusammen unter dem Namen französisch-ostindische Compagnie, die im gleichen Jahre ihr erstes Schiff unter Kapitän Coquet nach Madagaskar gehen ließ. Nachdem sie auf ihrer Fahrt die Insel Bourbon, Diego des Rois, St. Marie und die Antongilbai im Namen ihres Königs in Besitz genommen, stiegen sie im Hafen von St. Lucia ans Land und siedelten sich auf dem scheinbar günstigen Küstenlande an. Im April des folgenden Jahres kam eine Verstärkung von 70 Mann eben zur rechten Zeit; denn während der Kapitän in der Provinz Matitanana eine Ladung Ebenholz einnahm, bereiteten die Eingebornen einen Angriff auf die neue Niederlassung vor. Durch bedeutende Geschenke an die Häuptlinge wurde der Schlag abgewendet. Weitere Zusammenstöße jedoch und mehr noch das mörderische Klima decimirten die Mannschaft dergestalt, daß sie sich genöthigt sahen, sich weiter nach Süden auf die gesundere Halbinsel Taolanara hinabzuziehen, wo sie 1644 das die Wasserbahn beherrschende Fort Dauphin erbauten. Der Gouverneur Pronis jedoch, schwach und indolent wie er war, wußte weder den Insulanern noch seinen eigenen Leuten Achtung einzuflößen. Diese führten ein ausschweifend rebellisches Leben und legten sogar ihren Gouverneur in Ketten, aus denen ihn nach sechs Monaten ein französisches Schiff befreite. Vollends verhaßt aber machte er sich dadurch, daß er eine Anzahl Eingeborene als Sklaven nach Mauritius lieferte. Die Compagnie setzte ihn ab, und Flacourt, der uns die Insel beschrieben, folgte ihm 1648. Obwohl von den Nachbarhäuptlingen freundlich empfangen, war doch eine seiner ersten Thaten, einen ganzen Distrikt mit Feuer und Schwert zu verheeren und die Hütten der Eingebornen in Asche zu legen. Als die versprochene Hülfe vom Mutterlande ausblieb, holte er sie sich in eigener Person, gieng aber in einem Seesturm mit Schiff und Mannschaft unter. Indeß hatte

Marco Polo auf seinen Reisen von ihr gehört und ihrer in seinem Reisewerk unter dem Namen Magaster gedacht hatte, vergiengen fast drei Jahrhunderte, bis die Portugiesen sie neu entdeckten. Lorenz Almeida, der Sohn des ersten portugiesischen Vicekönigs in Indien (nach Andern Suarez oder Acunha), erblickte sie am Lorenztag 1506 auf der Fahrt in den Osten, daher sie St. Lorenzinsel genannt wurde. Zwei Jahre später umsegelte man sie, und fortan war sie den Indien-Fahrern ein willkommener Ankerplatz. Von der reichen Natur angezogen, gründeten sie auf der Südostecke der Insel, in der Provinz Anossi, eine Niederlassung und bauten auf einem Felsen am schönen Flusse Franchere ein Fort, das sie mit schönen Grundstücken umgaben. Doch drangen weder sie, noch später die Holländer tiefer in das Innere der Insel ein; das vielgepriesene Indien zog stärker an. Madagaskar war ihnen auf ihren Fahrten durch die indische Wasserwüste eine erwünschte Oase, da sich gut ausruhen und neuer Vorrath einnehmen ließ.

Doch Hand in Hand mit dem Zuge jener Zeit, immer neue Länder zu entdecken, gieng der andere Zug und Drang, denselben den katholischen Glauben zu bringen, und dieß in verstärktem Maaße dann, als Rom in der europäischen Christenheit durch die Reformation eine bedeutende Einbuße erlitten hatte. So kamen denn römische Priester, um die Insulaner zu bekehren. Sie vermochten den madagassischen Häuptling Andrian*) Thionban, seinen Sohn Maroarive nach Goa zu senden, daß er daselbst im Christenthum erzogen werde. Dort getauft und unterrichtet, folgte er nach seiner Rückkehr seinem Vater in der Regierung, lebte zwar mit den Portugiesen auf freundschaftlichem Fuße, nahm aber das Heidenthum wieder an. Abgesehen davon, daß er das Herz des Evangeliums wohl nie hatte kennen lernen, mögen ihn zu diesem Schritte auch politische Gründe bewogen haben, da ihm die Eroberungen der Portugiesen in Indien zeigen mußten, wie sehr es diesen um Länderbesitz zu thun sei. Er wurde zuletzt getödtet, als die Fremden seine Stadt Franchere angriffen. Die portugiesische Kolonie fristete ihr Leben nur bis ins Jahr 1545. Die Eingebornen, eifersüchtig auf die Eindringlinge, machten der schwach besetzten Niederlassung ein blutiges Ende. Nur fünf Mann retteten ihr Leben. Dieß schreckte die Portugiesen so sehr ab, daß sie

---

*) Andrian = Fürst, Edler.

den Gedanken an Kolonisirung und Missionirung Madagaskars für immer aufgaben. So endete dieser erste Versuch.

Nahezu ein volles Jahrhundert verfloß, bis ein zweiter gewagt wurde, und zwar von den Franzosen. Es war im Jahr 1642, als der Kardinal Richelieu dem Kapitän Rivault das ausschließliche Recht patentirte, Schiffe und Truppen nach Madagaskar und den umliegenden Inseln zu senden, um dort Kolonien und Plantagen zur Beförderung des Handels zu gründen. Eine Gesellschaft trat zusammen unter dem Namen französisch-ostindische Compagnie, die im gleichen Jahre ihr erstes Schiff unter Kapitän Coquet nach Madagaskar gehen ließ. Nachdem sie auf ihrer Fahrt die Insel Bourbon, Diego des Rois, St. Marie und die Antongilbai im Namen ihres Königs in Besitz genommen, stiegen sie im Hafen von St. Lucia ans Land und siedelten sich auf dem scheinbar günstigen Küstenlande an. Im April des folgenden Jahres kam eine Verstärkung von 70 Mann eben zur rechten Zeit; denn während der Kapitän in der Provinz Matitanana eine Ladung Ebenholz einnahm, bereiteten die Eingebornen einen Angriff auf die neue Niederlassung vor. Durch bedeutende Geschenke an die Häuptlinge wurde der Schlag abgewendet. Weitere Zusammenstöße jedoch und mehr noch das mörderische Klima decimirten die Mannschaft dergestalt, daß sie sich genöthigt sahen, sich weiter nach Süden auf die gesundere Halbinsel Taolanara hinabzuziehen, wo sie 1644 das die Wasserbahn beherrschende Fort Dauphin erbauten. Der Gouverneur Pronis jedoch, schwach und indolent wie er war, wußte weder den Insulanern noch seinen eigenen Leuten Achtung einzuflößen. Diese führten ein ausschweifend rebellisches Leben und legten sogar ihren Gouverneur in Ketten, aus denen ihn nach sechs Monaten ein französisches Schiff befreite. Vollends verhaßt aber machte er sich dadurch, daß er eine Anzahl Eingeborene als Sklaven nach Mauritius lieferte. Die Compagnie setzte ihn ab, und Flacourt, der uns die Insel beschrieben, folgte ihm 1648. Obwohl von den Nachbarhäuptlingen freundlich empfangen, war doch eine seiner ersten Thaten, einen ganzen Distrikt mit Feuer und Schwert zu verheeren und die Hütten der Eingebornen in Asche zu legen. Als die versprochene Hülfe vom Mutterlande ausblieb, holte er sie sich in eigener Person, gieng aber in einem Seesturm mit Schiff und Mannschaft unter. Indeß hatte

Pronis, jetzt mit einer Eingeborenen vermählt, das Kommando in der Kolonie geführt. Auch war im Jahr 1655 Fort Dauphin, wie es scheint, von den Insulanern niedergebrannt worden. Chamargou, der Nachfolger Flacourt's, baute es 1660 wieder auf. Einer seiner Offiziere, Le Vacher, der den fingirten Namen La Case angenommen, übte durch sein maßvolles, kluges Benehmen einen großen Einfluß auf die Umwohner aus. Allein durch die Eifersucht des Gouverneurs genöthigt, gieng er mit fünf Waffenbrüdern zu dem Häuptling der Provinz Ambolo über, dessen liebenswürdige Tochter Andrian Nong er nachgehends heirathete. Der Gouverneur setzte einen Preis auf die Köpfe der Renegaten, allein die Häuptlinge der Umgegend verbündeten sich zu ihrem Schutz, verweigerten Fort Dauphin die Zufuhr, und Hungersnoth und Krankheit waren die Folge, so daß die Kolonie auf 80 Mann herabsank. Eine französische Fregatte rettete sie vom völligen Untergange, worauf eine Aussöhnung mit La Case der Kolonie wieder aufhalf. Kaum war er jedoch auf den dringenden Wunsch seiner Gemahlin in ihr kleines Reich zurückgekehrt, als Chamargou ein Detachement von 200 Mann in die Provinz Anossi sandte, um Abgaben zu erheben, was neue Verwicklungen herbeiführte.

Im März 1667 erhielt die Kolonie bedeutende Verstärkung unter dem Marquis Mondevergue, der jedoch bald heimkehrte, und im November 1670 eine zweite durch zehn Schiffe, befehligt von Kapitän de la Haye. Dieser war jetzt der erste, Chamargou der zweite Befehlshaber, La Case Major. Ein widerspenstiger Häuptling der Nachbarschaft, Andrian Ramousay, der die Waffen nicht ausliefern wollte, sollte gezüchtigt werden. 700 Franzosen und 600 Madagassen griffen ihn unter Chamargou und La Case in seinem Dorfe an; sie mußten sich jedoch mit bedeutendem Verluste zurückziehen, was La Haye so entmuthigte, daß er die Insel verließ. La Case, dessen Name allein die Franzosen gedeckt hatte, starb bald, nicht lange nach ihm auch Chamargou, dem sein Schwiegersohn, La Bretesche, folgte. Dieser, zu schwach, um sich in der zunehmenden Verwirrung halten zu können, schiffte sich mit seiner Familie und mehreren Missionaren um Weihnachten 1671 nach Surat ein. Kaum war das Schiff unter Segel gegangen, als sie die Nothzeichen auf der Insel erblickten. Die Madagassen, des unerträglichen Joches müde und längst auf günstige Gelegenheit harrend, die erlittenen Unbilden zu rächen, waren unter Ramousay über die Kolonie hergefallen und hatten Alles niedergemacht.

Nur Wenige retteten sich auf die zugesandten Boote. Die Insel wurde von den Franzosen vorerst aufgegeben.

Aber welchen Einfluß hatten denn die französischen Missionare geübt? An Zahl und Eifer der Leute fehlte es von Anfang an nicht. Die Gouverneure nahmen an dem Bekehrungswerke nicht geringen Antheil und verwendeten sich im Mutterlande um neue Aussendungen von Priestern. Allein abgesehen davon, daß wir die Bekehrungsmethode der katholischen Mission im Ganzen nicht billigen können, wirkten noch andere Umstände mit, den Missionaren ihre Arbeit zu erschweren. Copland nennt sie, wenn er in seinem Geschichtswerke über Madagaskar unter Anderem sagt: „Eine hohe Moral konnte von den Kolonisten nicht erwartet werden; schon die Art, wie sie zusammengebracht worden, läßt dieß nicht zu. Sollte eine Kolonie gegründet werden, so wurden die Gefängnisse und Straßen geleert, und eine Ladung von Laster und Schlechtigkeit mit etlichen Mönchen dahin verschifft. Dieß war die Art der Sendungen, die 'den wahren Glauben' verbreiten sollten. Besaßen sie in der Heimath eine so geringe Macht über ihre Leidenschaften, so war es nicht wahrscheinlich, daß sie, freigelassen in einem Lande, wo sittliche Laxheit die allgemeine Herrschaft führte, mit einem Male umgeändert würden. Die Franzosen gaben sich im vorliegenden Falle jeder Art von Ausschweifungen und Excessen hin, ergriffen die Weiber und Töchter der Eingebornen und führten ihr Vieh und ihre Güter weg. Angesichts solch heilloser Beispiele schlossen die Eingebornen, die keine einfältigen Leute waren, daß, was immer diese neuen Lehrer auch behaupten mögen, die Religion, die sie ihnen so eifrig mitzutheilen trachten, nicht einmal ihre europäischen Bekenner von anerkannten Verbrechen zurückzuhalten vermöge, sie somit zu viel erwarten, wenn sie von ihnen verlangen, mit einem Male auf die Sitten ihrer Väter zu verzichten."

Die erste Sorge der Missionare war, Kapellen zu erbauen und öffentlichen Gottesdienst zu halten. Die Neuheit der Vorgänge zog die Neugierde der Eingebornen an, die haufenweise herzukamen, sie zu sehen, und ein großes Verlangen an den Tag legten, ihre Andachtsübungen nachzuahmen. „Auch brachten sie ihre Kinder zu Hunderten herbei, daß sie getauft würden, und drangen in die Missionare, sie selbst für dies Sakrament vorzubereiten." Als der spanische Dominikaner Navarette auf seiner Missionsreise nach Indien im Jahr 1647 Madagaskar berührte, traf er dort einen Bischof, drei Missionare und

zwei Laienbrüder mit einer Kirche und einem Kloster, in welchem sich eine gute Bibliothek befand. Ein madagassischer Katechismus über einige Lehren und Pflichten der christlichen Religion war zum Gebrauche der jungen Konvertiten und Taufkandidaten verfaßt und veröffentlicht. (Davon haben sich einige Exemplare, mit lateinischen und französischen Bemerkungen durchschrieben, bis in unsere Zeiten erhalten). In Bourbon und Mauritius hat man von Kolonisten verfertigte Wörterbücher gefunden und einen sehr primitiven Entwurf einer Grammatik. Aber auch die von den Missionaren verfaßten Vokabularien gewähren keinen richtigen Einblick in die Sprache. Einige kleinere Werke ließen sie auf den genannten Inseln drucken. Die Sitten beider, der Franzosen und der Neubekehrten, fand Navarette in einem sehr schlaffen Zustande. Er behauptet, daß von tausend Getauften nicht fünfzig wie Christen leben. Navarette selbst war ein guter Katholik und klagt bitterlich über das ausgelassene Betragen der Franzosen und Portugiesen auf Madagaskar. Doch scheinen seine eigenen Landsleute, die das Schiffsvolk bildeten, selbst nicht viel besser gewesen zu sein; denn er bekennt, daß er vor ihrem wilden Treiben kein Plätzchen auf dem ganzen Schiffe finde, da er seine Ave-Maria's im Frieden beten könne.

Die 1648 abgesandten Lazaristen fanden mehr Willfährigkeit unter den Schwarzen als unter den Franzosen in Fort Dauphin; sie fanden auch bereitwillige Aufnahme bei einem in Goa getauften Häuptling, der noch den portugiesischen Glauben beten konnte. Aber das Klima raffte sie bald hinweg. — Unter den nachrückenden Priestern war in seiner Weise besonders eifrig der Lazarist Etienne, Superior der Mission. Von dem stolzen Häuptling Manango in seiner Residenz besonders zuvorkommend aufgenommen, gab der Pater sich der kühnen Hoffnung hin, ihn bald zum katholischen Glauben bekehrt und dadurch auch einen bedeutenden Einfluß auf seine Leute gewonnen zu haben. Allein der Missionar griff den Häuptling an der empfindlichsten Stelle an. Er hielt ihm die Sündlichkeit seiner Vielweiberei vor. Dieser jedoch erklärte ihm einfach, die Lebensweise seines Landes zu verlassen, davon könne bei ihm keine Rede sein. Statt mit evangelischer Milde auf ihn einzuwirken, befahl ihm der Priester gebieterisch, alle seine Frauen bis auf eine wegzuschicken, mit der Drohung, daß, wenn er nicht vollständig willfahre, die Franzosen sie ihm wegnehmen und ihn zum Gehorsam nöthigen werden. Der Häuptling verhielt seinen Aerger; ohne sein Dazwischentreten aber würden seine Leute den

verkehrten Glaubenseiferer auf der Stelle getödtet haben. Er selbst erbat sich eine kurze Bedenkzeit, jedoch nur, um Raum zu gewinnen, sich mit seinen Frauen und Sklaven in eine entferntere Provinz zurückzuziehen. Etienne weiß seinen Aufenthalt nicht so bald, als er ihn trotz Abrathens von Seiten Chamargou's und La Case's unter viel Beschwerden aufsucht und ihm im Priestergewande entgegentritt (1664). Er wiederholt seine alten Forderungen, und als ihm die Nutzlosigkeit seines Ansinnens ebenfalls wiederholt worden, stürzt sich der Priester auf die Amulette des Häuptlings, reißt sie ihm vom Leibe, wirft sie höhnend ins Feuer und erklärt ihm den Krieg. Nun brannte auch des Häuptlings Wuth in hellen Flammen auf. Pater Etienne und seine Begleiter läßt er auf der Stelle ermorden, und den Franzosen, die unter La Forge eine kleine Truppe gegen ihn abgesandt, schwört er völligen Untergang. Er ruft durch seinen getauften Sohn seinen Schwiegersohn, La Vautangue, zu Hülfe. La Forge verlangt als Friedenspreis 20,000 Ochsen. Vautangue giebt darauf eine blutige Antwort. Er läßt die Franzosen, während sie eine Zuckerplantage verwüsten, bis auf einen Mann niedermetzeln. Nun eilt der Gouverneur sengend und brennend herbei, kein Alter und Geschlecht schonend, Männer, Weiber und Kinder mordend. Die flüchtenden Eingebornen räumen dem Feind alle Lebensmittel aus dem Wege, so daß die Noth ihn zum Rückzuge nach Fort Dauphin zwingt. Allein Manango hatte seine Bewegungen überwacht, und während Chamargou mit seinen Leuten über einen Fluß setzen will, tritt er ihm in Etienne's Kleidung mit 6000 Mabagassen entgegen und wehrt ihm den Uebergang. Nur durch das rechtzeitige Herbeieilen La Case's wurden sie vom Untergange gerettet. Die Nacht machte der Metzelei ein Ende, und in ihrem Dunkel suchten die Franzosen den Weg nach ihrem Fort, das nachgehends Manango noch eine Zeitlang umlagerte. La Case aber wußte der mit Mangel kämpfenden Besatzung 5000 Ochsen zuzusenden und sie vom Hungertode zu retten. Etienne's Gebeine wurden trotz eifrigen Suchens nicht mehr aufgefunden. Mit den Bekehrungsversuchen hatte es jetzt so ziemlich ein Ende, und 1674 verbot Louis XIV seinen Schiffen, je auf der Insel zu landen. Der Haß aber gegen die Fremden und gegen ihre Religion lebte auf der Insel fort von Geschlecht zu Geschlecht.

Fortan waren die Berührungen mit der Insel nur vorübergehender Art. Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts begegnen wir neuen Kolonisationsversuchen. Die französisch-ostindische Compagnie gründete eine Niederlassung auf der Insel St. Marie, die nicht lange zuvor von den Seeräubern war gesäubert worden. Dieser Kolonie wurde durch das Madagaskarfieber und durch die Ermordung der Europäer Seitens der Insulaner am Schluß des Jahres 1754 ein Ende gemacht, wofür der Gouverneur von Mauritius blutige Rache nahm. Im Jahre 1767 wollte der französische Minister, Herzog von Praslin, Fort Dauphin wieder herstellen und zwar auf wirklich humanen Grundlagen, nur schade, daß dieselben nicht früher in Anwendung gekommen. Trotz aller gegentheiligen Versicherungen trauten die Insulaner nicht. Maudave, mit der Ausführung jener Grundsätze beauftragt, mußte sich bald wieder nach Frankreich zurückziehen.

Die Franzosen gaben jedoch ihre Absichten auf Madagaskar noch nicht auf. Vielleicht war ein anderer Punkt der Insel zu ihrer Realisirung günstiger. Ueberdieß bot sich ihnen jetzt ein Mann dar, der alle Eigenschaften hiezu zu besitzen schien. Es ist dieß der polnische Graf Moriz August Aladar von Benjowsky, ein Abenteurer im größten Style, in dessen Leben Licht und Schatten gleich großartig vertreten sind. Aus einer polnischen Adelsfamilie entsprossen, diente er in der russischen Armee, bis er nach des Polenkönigs August III Tode sich zu Gunsten seines armen Vaterlandes der Konföderation von Bar 1768 anschloß. In Krakau gefangen genommen, wird er nach Sibirien verbannt. Dort zu Ochozk zettelt er 1771 ein Komplott an, der Gouverneur wird ermordet, und er mit den Verbannten entrinnt. Als eine kühne Räuberbande bringen sie nach Kamtschatka, bemächtigen sich dort dreier Schiffe, segeln nach China, verkaufen sie zu Macao und schiffen auf französischen Handelsschiffen nach Isle de France (Mauritius). Benjowsky geht nach Frankreich und bietet zur Gründung einer Kolonie auf Madagaskar seine Dienste an. Sie werden angenommen. Ein Freiwilligencorps schließt sich ihm an. Im Februar 1774 landet er in der Antongilbai. Von den Häuptlingen gut aufgenommen, erklärt er ihnen die Absicht des Königs der Franzosen, auf ihrem Boden eine Niederlassung zu ihrem Schutz und zur Förderung des Handels zu gründen, was gebilligt wird. Louisburg entsteht. Die Strapazen des Anfangs und die Ungunst des Klima's jedoch mindern seine Leute. Er selbst verliert seinen einzigen

Sohn. Foule Point wird zu einer Art Außenstation erhoben. Von Frankreich ohne Hülfe, von den Franzosen auf Mauritius mit Mißtrauen verfolgt, weiß dennoch der kluge, energische Geist des Grafen, welcher Welt und Menschen kannte wie Wenige, Außerordentliches zu leisten und im Lande selbst sich Hülfsquellen zu schaffen durch Anbau des Bodens und Handelsverbindungen mit den Eingebornen, die er — auch seine Feinde geben das zu — im Ganzen human behandelte und social zu heben suchte. So lag es ihm herzlich an, den herrschenden Kindermord zu verbannen. Er selbst hatte drei solcher armer Schlachtopfer gelegentlich vom Tode errettet und ruhte nicht, bis er die Landeskinder in einem Kabar eidlich für seine menschenfreundlichen Zwecke gewonnen hatte. Mit irgend einem Fehl geborne Kinder sollten hinfort in der Kolonie erzogen werden. Diesen Tag nennt er in seinem Tagebuch den glücklichsten seines Lebens. Freilich ward er sich selber wieder untreu durch seine wiederholten Kriege mit den Insulanern, besonders mit den Sakalawa's, und durch seinen Sklavenhandel. Ueberhaupt ist er mit seinen Kulturbestrebungen ein eben nicht gerade besonders günstiger Beleg dafür, wie weit man es mit der vielgepriesenen Civilisation ohne Christenthum bringt. Ellis fand keine Spur seines Namens und Wirkens mehr an Ort und Stelle. Längst war auch gegen ihn von Mauritius ein heimlicher Krieg geführt worden, bis Frankreich Untersuchungskommissäre sandte, was die Folge hatte, daß er die französischen Dienste verließ und sich ganz den Madagassenhäuptlingen in die Arme warf, die ihn endlich (Sept. 1776) in großer Volksversammlung — es sollen 30,000 bei einander gewesen sein — zu ihrem Oberhaupte (Maudschakabe) erklärten und ihm den Huldigungseid schworen. Abends im Mondschein thaten 300 Frauen der Gräfin das Gleiche. Zu dieser Wendung der Dinge scheint das von einer Madagassin ausgesprengte und geglaubte Gerücht, der Graf sei ein Abkömmling eines früheren Herrschers in diesem Theile der Insel, wesentlich beigetragen zu haben. In derselben Versammlung machte er den überraschenden Vorschlag, der jedoch erst nach längerem Widerstreben angenommen ward, er wolle nach Europa gehen und mit dem Könige von Frankreich oder sonst einer Macht einen Handelsvertrag abschließen und tüchtige Leute mitbringen, welche sie in den mannigfaltigen Künsten des Lebens unterrichteten. Nachdem er in seinem Gebiete für die Zeit seiner Abwesenheit Alles geordnet, schiffte er sich ein. Allein in Frankreich wird er abgewiesen, in England ebenso.

Nun wendet er sich nach Amerika, und von dort aus langt er mit einer entsprechenden Schiffsladung am 7. Juli 1785 wieder in der Antongilbai an. Verbittert, wie es scheint, durch die Erfolglosigkeit seiner Reise, will er die französische Faktorei Foule Pointe angreifen (?). Auf Befehl von Bourbon marschirt bald eine Truppe gegen sein Fort, die er mit einer Kanonensalve empfängt. Sie wird erwiedert. Der Graf erhält eine Kugel in die Brust und sinkt hinter der Brustwehr zusammen (1786).

Die französische Revolution, die bald ausbrach, zog Frankreichs Blick zunächst von Madagaskar ab. Doch hielt man einzelne Küstenpunkte des Handels wegen fest. Auch war es ein erwünschter Sklavenmarkt. Lescalier, 1792 von der Nationalversammlung auf die Insel gesandt, wunderte sich über die Fortschritte der französischen Kultur an der Küste. Französische Sprache, französische Tracht, französische Bauart und Einrichtung im Innern der Häuser überraschten ihn, nicht minder die eigenthümliche Erscheinung der Franko-Madagassen, die bei den Insulanern in besonderem Ansehen standen. Im Jahre 1801 besuchte Bory de St. Vincent die Insel. Frankreich suchte einen Ersatz für das verlorene St. Domingo. Der wiederausbrechende Krieg in der Heimath und die Eifersucht von Mauritius und Bourbon ließen es zu keinem erwünschten Resultate kommen. Beidgenannte Inseln fielen von 1810 an in die Hände Englands, das sogleich Foule Pointe und Tamatawe, die früheren Forts der Franzosen, in Besitz nehmen ließ. Nachdem Bourbon 1814 wieder an Frankreich gefallen, erklärte der englische Gouverneur von Mauritius, Robert Farquhar, im Namen seines Königs Madagaskar für eine englische Besitzung. Von nun an tritt dort der englische Einfluß in den Vordergrund, und daß er im Ganzen besser als der bisherige war, werden wir bald sehen. Dem französischen Einflusse begegnen wir später wieder.

---

2. Englands Einfluß.

Wir würden irren, wenn wir glaubten, England habe jetzt erst seine Blicke auf die schöne Insel geworfen. Abgesehen von den englischen Ostindienfahrern, die je und je in der St. Andreas- und St. Augustinbai anlegten, um frische Vorräthe einzunehmen, meldet uns Flacourt, daß schon 1642 in der letztgenannten Bai die Engländer

ein Militär-Etablissement gehabt hätten, das aus 200 Mann bestehend, innerhalb zweier Jahre durch die Ungunst des Klimas um ein Viertel zusammengeschmolzen sei. Also selbst unter Karl I hatte das innerlich bewegte England Madagaskar nicht aus den Augen verloren. Eine Gesandtschaft des genannten Königs an den König von Persien hatte bei ihrer Rückkehr auf die vortheilhafte Lage der Insel hingewiesen; ein Kaufmann von London, Boothby, der sich länger dort aufgehalten, hatte 1644 ein farbenreiches Gemälde derselben veröffentlicht, um seine Landsleute zu einer bleibenden Niederlassung daselbst zu bewegen. „Es wäre eine glückliche Sache," schreibt dieser, „sowohl für die Insulaner, als für dieß Königreich, wenn jenes Projekt ausgeführt würde, von dem ein Gentleman in Huntingdonshire im Vertrauen mir erzählte, wie er es aus Bischof Moretons eigenem Munde vernommen habe, daß, wenn die Bischöfe Englands, neulich aus dem Parlamente verdrängt, ferner mit König und Parlament im Widerspruche blieben, sie in diesem Falle größtentheils nach Madagaskar auswandern, dort eine Kolonie anlegen und sich bemühen würden, jene unwissenden Seelen zum Christenthum zu führen." — „Gott gebe," fügt Boothby hinzu, „daß durch sie oder durch Andere dieses fromme Vorhaben eilig verwirklicht werde." Schon sollte Prinz Rupert mit zwölf Schiffen als Vicekönig nach Madagaskar gehen, als ihn wichtigere Angelegenheiten nach Frankreich und Deutschland riefen. Statt seiner ward nun Graf Arundel bestimmt, allein ein neues Parlament brachte die Sache in's Stocken. — Wilhelm III († 1702) rüstete unter Kapitän Kid ein Schiff aus mit der Vollmacht, alle Piraten, Freibeuter und Seeräuber, die zumal um jene Zeit um Madagaskar ihr Unwesen trieben, zu ergreifen und gefangen zu nehmen. Kid verfiel aber mit seinen Leuten selbst dem Seeräuberhandwerk, bis ihn diese endlich erschlugen. Der bedeutendste Seeräuber jener Meere, ein Jamaikaner John Plantain, machte sich um 1721 zum König in der Ranterbai und auf der Insel St. Marie, sammelte sich ein Harem und handelte und kriegte mit den Nachbarfürsten nicht ohne Glück. Er durchzog die Insel bis zur St. Augustinbai, setzte Vicekönige ein und geberdete sich als Großkönig von Madagaskar. Als ihm aber seine Gesellen größtentheils weggestorben waren, fürchtete er die Rache der Eingebornen und floh zu dem indischen Seeräuber Angria. Und doch war der Verkehr der Engländer, auch der Piraten, mit den Häuptlingen im Ganzen ein freundlicher. Admiral Watson,

der sich 1754 eine Zeitlang mit seinen Leuten in der St. Augustinbai aufhielt, rühmt diese Freundlichkeit dem dortigen Häuptling Baba nach. Dafür spricht auch die Neigung der Insulaner, englische Namen, Manieren und Gebräuche anzunehmen. Plantain hatte überall mit König Kelly, König Dick ꝛc. zu thun. Dieß fiel noch dem Berichterstatter des 1792 an der Südwestküste gescheiterten Schiffes Winterton auf. Manche Leute zeigten Bekanntschaft mit der englischen Sprache. Während seines Aufenthalts in der Augustinbai, wohin er sich mit einigen andern Schiffbrüchigen gerettet hatte, starb daselbst der „Prinz von Wales", der damalige Gouverneur.

Doch erst in unserm Jahrhundert trat England mit Madagaskar in dauernderen Verkehr. 1815 gründete eine Anzahl Engländer am Hafen Luquez an der Nordostküste eine Niederlassung. Einer der Häuptlinge, die ihre Zustimmung gegeben, hatte, weil er ein gewisses Geschenk nicht erhalten, mit seinen Leuten die Ansiedler bis auf einen niedergemacht. Der Gouverneur von Mauritius, Farquhar, ließ die Sache untersuchen, den Häuptling als den einzig Schuldigen hinrichten und den Pflanzort auf's Neue besetzen. Fortan war das gegenseitige Einvernehmen ein gutes und die Nachbarhäuptlinge versorgten die Kolonisten mit Lebensmitteln auf's Beste. Was aber für Madagaskar von der höchsten Bedeutung werden und eine neue Epoche in seiner Geschichte herbeiführen sollte, das war das unermüdliche Bemühen Farquhars, den Sklavenhandel abzuschaffen, der damals auf der Insel im größten Maaßstabe betrieben wurde. England hatte um jene Zeit mit großartiger Opferwilligkeit die Ausmerzung dieses Schandfleckes der Menschheit beschlossen und, seinen über die Meere sich erstreckenden Machteinfluß benützend, zu dem Ende mit christlichen und heidnischen Mächten Verträge geschlossen und Verbindungen angeknüpft. Dieß auch mit Madagaskar zu versuchen, mußte ihm um so dringender erscheinen, als es von seinen nahen Besitzungen aus die traurigen Folgen dieses Menschenhandels täglich mit Augen sah, als es sich insbesondere von dieser schwarzen Völkerschuld nicht frei wußte. Auch an Madagaskars Küsten hatten je und je englische Schiffe Sklaven eingetauscht; und Franzosen und Holländer thaten das Gleiche. Verschiedene Momente haben mitgewirkt, um dieß sträfliche Geschäft auf der Insel in lebhaftesten Schwung zu bringen. Wir müssen einen Augenblick dabei verweilen.

Haussklaverei ist, wie wir früher sahen, in Madagaskar uralt,

aber Sklavenausfuhr ist neueren Datums, das verdankt das rohe Inselvolk den civilisirten Völkern des Abendlandes. Gewöhnlich wird die Urheberschaft des Sklavenhandels den Piraten zugeschoben, die seit den Tagen Vasco de Gama's das indische Meer unsicher machten. Allein Seefahrer und Piraten unterschieden sich in jener Zeit weniger als jetzt. Der durch Schiffbruch 1702 an die Insel verschlagene Engländer Robert Drury, der 16 Jahre als Hanssklave dort traurig verbracht, meldet von verschiedenen europäischen Schiffen, die während dieser Zeit Sklavenladungen eingenommen. · Nur doppelt traurig, daß er nach seiner endlichen Befreiung und zweijährigem Aufenthalte in England gleichsam zur heillosen Vergeltung sich selbst als Sklavenhändler nach Madagaskar einschiffte und zuletzt mit einer solchen Ladung nach Virginien hinübersegelte. Die arglosen Insulaner wurden durch Geschenke an die Küste gelockt, dann ergriffen und auf die Schiffe gebracht. So wird erzählt, daß einmal eine Anzahl Europäer aus ihrem Sklavenschiffe ans Land stiegen, ein Zelt auf der Küste aufschlugen und die Eingebornen einluden, als Gäste bei ihnen einzutreten. Es gelang. Aber kaum waren sie drinnen, so brach der Boden unter ihren Füßen ein und etwa dreißig versanken in die Grube. Sie waren gefangen, um nimmer zu entrinnen. Systematisch ward dann der Sklavenhandel durch die Piraten betrieben. Dieses Seeräubergesindel aus den verschiedensten Ländern war lange der Schrecken des indischen Meeres gewesen. Die Einen auf der Insel St. Marie sich niederlassend, die Andern auf der Nordostküste Madagaskars den Seeräuberstaat Libertatia gründend, fielen sie von dort aus die Indienfahrer und arabische Pilgerschiffe an und trieben ihr Unwesen so ziemlich ungestört bis ins Jahr 1721. Da, durch enorme Verluste gedrängt, suchten demselben mehrere europäische Nationen ein Ende zu machen, und nach verzweifeltem Widerstande wurden den Seeräubern endlich die Schiffe verbrannt. So in ihrem Handwerk stillgestellt, verfielen sie auf ein noch heilloseres Beginnen: sie wurden Landräuber wie Plantain, oder säeten Zwietracht unter die Inselstämme, unterstützten sie gegenseitig mit Kriegsgewehren und Schießpulver, forderten dafür ihre Kriegsgefangenen und wurden bald gesuchte Agenten für den unseligen Menschenhandel, der eine außerordentliche Ausdehnung bis ins Innere der Insel gewann. Kein Wunder, wenn Niemand mehr allein eine Reise machen oder bei Nacht das Haus verlassen mochte, aus Furcht, in die Sklaverei geschleppt zu werden; kein Wun-

der, wenn sich unter den Madagassen der Glaube verbreitete, die Europäer seien Kannibalen, welche Menschenfleisch fräßen, denn was anders sollten sie auch, nach ihrer Vorstellung, aus den Weggeführten machen? An einander gefesselt, überdieß mit Lasten beschwert, wurden sie wie Schlachtschafe an die Meerküste hinabgetrieben, und welche nicht den Strapazen und dem Heimweh erlagen, auf die Sklavenschiffe wie Waaren verpackt. Auf dem Wege von Imerina nach Tamatawe erhebt sich ein Hügel, der den traurigen Namen führt „Ort des Weinens der Howa's", denn von dort aus sahen die Transportirten zum ersten Mal die See, wo sie in ihr ewiges Elend sollten verschifft werden. Dort sind viele Herzen gebrochen. Die jährliche Durchschnittszahl der auf diese Weise Ausgeführten beträgt nach mäßiger Schätzung 3—4000 Seelen. Sie kamen theils auf die Inseln Mauritius und Bourbon, theils nach Nord- und Südamerika und auf die westindischen Inseln. Kurz ehe Farquhar den edeln Entschluß faßte, diesem scheußlichen Handel ein Ende zu machen, waren unter den Hauptsklavenhändlern, die bis nach Tananariwo hinauf kamen, der Häuptling von Tamatawe, Jean René und Fisatra, sein Bruder, beide Söhne eines Franzosen und einer madagassischen Prinzessin aus der Familie der Zafiraminy.

Es war ein glückliches Zusammentreffen der Umstände, daß wenige Jahre vor Farquhar's Eingreifen in die Geschicke Madagaskar's der mächtige Inselhäuptling Radama den Thron seiner Väter bestiegen hatte. Er war seinem Vater Dschanboasalama, oder wie er sich später nannte, Impoin-Imerina (die Hoffnung Imerina's) im Jahr 1810 gefolgt. Dieser hatte schon die Eroberungskriege und Siege begonnen, die er fortsetzte, hatte mehrere Häuptlinge unterworfen, Antananariwo erobert und zur Residenz erhoben und war so König der Howa's geworden. Seinem Sohne hatte er neben vier großen Provinzen sterbend das Vermächtniß hinterlassen: „Radama, du siehst, das ganze Land ist dein, vom Norden bis zum Süden, von Ost bis nach West. Unsere Leute sind reicher und glücklicher, denn alle andern auf der Insel. Es ist deine Ehre, ihr König zu sein, und ihr Glück, deine Unterthanen zu sein. Ruhe nicht, bis du die ganze Insel erobert und gewonnen hast!" Und Radama konnte später sagen: „Um dieß auszuführen, habe ich mein Möglichstes gethan bis auf den heutigen Tag."

Unser Radama, zweiter Sohn seines Vaters, ist geboren im Jahr 1792 zu Ambohimanga. Seine Mutter, eines besiegten Häuptlings Tochter, hieß Rambola=maso=andro (d. i. es glänzt die Sonne noch, oder wie wir sagen: es ist noch hoch am Tage). Aus seiner Kindheit ist uns ein charakteristischer Zug aufbehalten, der erwähnt zu werden verdient. Eines Tages bemerkt er, daß sein Vater und seine Mutter einen Streit haben, in Folge dessen diese von jenem fortgeschickt wird. Einmal sucht der Knabe während seines Vaters Abwesenheit ein Küchlein zu fangen und bindet es im Hause an ein Stuhlbein. Bei seiner Rückkehr fragt der Vater: wer das gethan? und es wird ihm gesagt sein Sohn Radama. Dieser wird gerufen, und auf die Frage, warum er das kleine Wesen so behandelt habe, erwiedert er: „Es war ein kleines Hühnchen, das nach seiner Mutter schreit." Der Vater verstand den Wink, ließ seine Frau wieder holen und der Streit war beendigt. Ueberhaupt entwickelte er schöne Gaben, eine Reife des Geistes, Selbstbeherrschung, Mäßigung und Reinheit des Charakters, die bei einem so ausschweifenden Volke, wie die Madagassen, auffallen mußten. Schien er doch seinem Vater viel zu zahm, um einmal einen kräftigen Herrscher zu geben, so daß er ihn zu Jugendstreichen und Ausschweifungen glaubte aufstacheln lassen zu müssen, was auch bis zu einem gewissen Grade gelang. Ganz besonders aber schwellte ein Gedanke seine Brust, König der ganzen Insel zu werden, sein Volk zu heben und den Ruhm des „erleuchteten Afrikaners" zu gewinnen. Seine bisher nur zufällige Bekanntschaft mit Europäern hatte ihm eine hohe Meinung von ihrer geistigen Ueberlegenheit gegeben. Er wünschte zwei seiner jüngeren Brüder, Ratisikia und Rahowy, auf Mauritius europäisch erziehen zu lassen. Die Wünsche begegneten sich. Farquhar erkannte, daß er zur Verwirklichung seiner menschenfreundlichen Plane mit keinem andern Häuptling der Insel, als mit Radama, anzuknüpfen habe. Er sandte vorerst 1816 den Kapitän Le Sage in seine Residenz, um mit Radama ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Damals war er noch ganz den Sitten seines Volkes ergeben. Er saß auf einer Matte, die über den Boden seines Hauses gebreitet lag, und trug die Lamba der Eingebornen. Seine einzige Auszeichnung vor den Uebrigen war, daß er auf Silbertellern aß. Le Sage wurde mit der ganzen Umständlichkeit morgenländischer Höfe empfangen, aber äußerst zuvorkommend behandelt, auch während seiner Krankheit. Er hatte unglücklicher Weise die Regenzeit zu seiner Reise

gewählt, daher auch seine Begleitung vom Fieber sehr zusammenschmolz. Um dem Könige einen Begriff von europäischem Militär beizubringen, hatte Farquhar dreißig Soldaten und zwei Unteroffiziere mitgesandt, welch letztere auf Radama's Bitte blieben, um zunächst seine Leibwache europäisch einzuexerciren. Einer derselben hieß Braby. Am 14. Januar 1817 leisteten der König und Le Sage einander den Bluteid, und im Februar ward zwischen ihnen ein geheimer Vertrag abgeschlossen. Schon hatte Farquhar auch seiner Regierung die Ankunft der beiden Prinzen auf Mauritius angezeigt (Sept. 1816) und dabei bemerkt: „Radama selber ist begierig nach Unterricht. Er schreibt seine Sprache in arabischer Schrift und lernt gegenwärtig das Französische schreiben. Seine Brüder scheinen für ihr Alter von neun oder zehn Jahren sehr intelligent und fähig, alle nöthigen religiösen und moralischen Grundsätze sich anzueignen." Die Prinzen wurden unter dem gewandten und vielerfahrenen Manne, Sergeant Hastie, der von Londoner Missionaren in Indien für's Evangelium gewonnen worden war, mittlerweile erzogen und von ihm (Aug. 1817) in ihre Heimath gebracht. Radama, der einen Eroberungszug in das Land der Betanimena's unternommen und den Häuptling Jean René zur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit gebracht hatte, lag gerade mit seinen 30,000 Kriegern bei Tamatawe. Der englische Agent Pye sollte Le Sage's Werk fortsetzen und dem Könige die Nachtheile des Sklavenhandels, der sein schönes Land entvölkere, und die Vortheile an's Herz legen, die es habe, wenn seine Unterthanen in den Künsten des Friedens unterrichtet würden. „Der König der Howa's muß der erste Kaufmann, Pflanzer, Gärtner und Künstler sein. Dieß ist das beste Mittel, seine unwissenden Unterthanen ebenso zu heben." Alles, was Radama in Tamatawe hörte und sah, erhöhte sein günstiges Vorurtheil für die Engländer. Wie erfreut war er erst über die Geschenke, die ihm der Gouverneur von Mauritius gemacht, über die Pferde, die er zu reiten versuchte, über eine Standuhr, bei deren Schlag, seine königliche Haltung ganz vergessend, er umhertanzte, über einen Taschenkompaß, dessen Gebrauch ihm bald geläufig war, über eine Weltkarte, auf der Madagaskar aufzusuchen ihm besonderes Vergnügen machte, und über den Militärhut, den scharlachrothen Rock, die blauen Hosen und grünen Stiefeln, welche Kleidung er bereits bei dem glänzenden Empfange trug, den er Hastie in seiner Hauptstadt bereitete, und wobei er seinem paradirenden Militär und dem versammelten Volke besondere

Freundlichkeit gegen die Engländer anempfahl. Der kluge Hastie benützte hinfort jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, um den König und seine Leute für die Abschaffung des Sklavenhandels zu gewinnen, zumal da während seines Aufenthaltes verschiedene Sklavenhändler heraufkamen. Der König fürchtete hierin nur sein Volk und seine Räthe, welch letztere mit ihm stundenweise über den Gegenstand deliberirten.

In der Zwischenzeit konnte Hastie sich überzeugen, daß heidnische Barbarei auf der Insel noch im vollem Schwange gehe, mußte auch an seinen königlichen Zöglingen betrübende Wahrnehmungen machen. Eine von des Königs Schwestern wurde krank. Ihre vier Dienerinnen, im Verdacht, zu dieser Krankheit mitgewirkt zu haben, wurden der Tangenaprobe unterworfen. Nur Eine ward dabei für unschuldig erkannt. Die drei Andern wurden, nachdem ihnen Finger, Zehen, Arme, Beine und Nasen abgeschnitten waren, von einem Felsen in die Tiefe gestürzt. Die Kinder belustigten sich dabei nahezu eine Stunde, Steine auf die verstümmelten Leichname zu werfen; darunter auch Hastie's beide Zöglinge, die überhaupt rasch wieder zu den traurigen Gewohnheiten ihres Volkes zurückkehrten. Einige Tage nach diesem Vorgang erschien der Aeltere morgens nicht beim Unterricht. Hastie sendet nach ihm, und erhält den Bericht, er schlafe noch. Nun geht er selbst hin. Er findet ihn am Feuerherde in einem armseligen Gemache liegend, das den Eindruck großer Unordnung und argen Schmutzes machte. Auf seine Vorstellungen, daß er so rasch die guten Gewohnheiten wieder aufgebe, erwiederte der Prinz: Der Schmutz halte warm und das Wetter sei kalt!

Doch die Kultur geht nirgends mit Riesenschritten vorwärts, und Hastie ließ sich nicht entmuthigen, ließ auch nicht nach, in den König zu bringen, bis er seine volle Einwilligung zur Abschaffung des Sklavenhandels gab. „Wenn ihm England Waffen und Munition und die übrigen Mittel liefern wolle, die er bisher aus diesem Handel gezogen, so solle er aufhören. Sonst könnte er sich nicht gegen seine Feinde schützen, und sie mit Erfolg bekämpfen." — Ihm einen Ersatz zu bieten, war billig, und mit 2000 Pfund Sterling jährlich ließ sich viel machen. Vier Minister des Königs begleiteten endlich Hastie nach Tamatawe und dort wurde am 23. Okt. 1817 der Vertrag zur Abschaffung des Sklavenhandels unterzeichnet. Laut demselben sollten hinfort auch von Madagaskar aus keine Raubkriege mehr mit

dem Sultan von Johanna und den Comoro-Inseln überhaupt geführt werden. England aber verpflichtete sich als Entschädigung dem Könige zu liefern: 1000 Dollars in Gold, ebenso viele in Silber, 100 Fässer Pulver, je einen Centner schwer, 100 englische Musketen, 10,000 Flintensteine, 400 rothe Jacken, ebenso viele Hemden, Beinkleider, Schuhe, Tschakos und Gewehrschäfte, 12 Sergeantensäbel mit Gehänge, 400 Stück weißes, 200 Stück blaues indisches Baumwollenzeug, eine vollständige Uniform sammt Hut und Stiefeln und zwei Pferde für Radama. Der Vertrag war englisch, französisch und arabisch abgefaßt und sein Inhalt durch eine Proklamation allem Volk der Insel zu wissen gethan worden. Als Hastie, mit der Ratifikation von Mauritius zurückkehrend, in Tamatawe ans Land stieg, verkauften die Sklavenhändler bereits ihre Besitzungen und schickten sich an, die Insel zu verlassen. Der König war gewillt, den Vertrag aufs pünktlichste durchzuführen, und ließ sogar drei Uebertreter desselben aus seiner eigenen Verwandtschaft trotz Hastie's Fürsprache hinrichten. Unglücklicherweise ward er jetzt auf einer Seite gebrochen, von der man es am wenigsten erwartet hatte. Farquhar war zur Erholung nach England gegangen, General Hall ihm für die Zwischenzeit auf Mauritius gefolgt. Bald brachten Sklavenhändler die Kunde nach Madagaskar, der neue Gouverneur werde die stipulirten Entschädigungen dem Könige Radama nicht verabfolgen lassen, und den britischen Agenten abberufen. Und so war es; er schickte auch die sechs Knaben, die auf englische Kosten sollten erzogen werden, zurück. Nun gab Radama den Sklavenhandel wieder frei. Aber war er schon vorher mißtrauisch gegen die Fremden gewesen, was Hastie zur Genüge erfahren, so ward er es jetzt im höchsten Grade; er konnte England diesen Treubruch lange nicht vergessen.

Als im September 1820 der auf seinen Posten zurückgekehrte Farquhar unsern Hastie abermals nach Madagaskar sandte, um den schmählich gebrochenen Vertrag womöglich zu erneuern, da hatte Hastie unsägliche Mühe, den König dafür zu gewinnen. Alle möglichen Bedenken, die Radama's schlauer Geist nur zu ersinnen vermochte, brachte er vor und wiederholte sie bei jedem Anlasse bis zum Ermüden. „Ich habe den Vertrag gegen den Rath und Willen meiner Edeln und Rathgeber unterzeichnet, selbst gegen den Willen derer, die mich von Jugend auf unterrichtet haben. Ich erwartete vertrauensvoll die versprochene Entschädigung. Ich hielt meinerseits ängstlich über seiner

Erfüllung, und mit herzlichem Bedauern mußte ich ihn wieder fallen lassen. Wie kann ich meine Unterthanen zur Erneuerung des Vertrages mit einer Nation vermögen, von welcher sie betrogen worden?" so sagte er immer wieder. Wir können nicht all den Verhandlungen mit König und Volk und Räthen nachgehen, aber die Beharrlichkeit und Weisheit, welche Hastie dabei an den Tag legte, erregen unsre gerechte Bewunderung. Langsam, aber sicher rückte er seinem Ziele entgegen. „Gebt mir die Mittel in die Hand, durch die ich mein Volk heben kann," entgegnete einst der König. „Nur Unterricht kann sein jetziges Elend mildern und es für eure Zwecke gewinnen. Unter einer Bedingung will ich den Vertrag erneuern, wenn Farquhar mir Handwerker und Künstler sendet, und mir erlaubt, von meinen Unterthanen etliche nach Mauritius und etliche nach England zum Unterricht zu schicken." Darauf wurde natürlich mit Freuden eingegangen. Der 11. Oktober war der glückliche Tag, an welchem der Vertrag öffentlich erneuert wurde zur Freude Aller, die unter dem traurigen Menschenhandel gelitten hatten. Die ganze Nacht vorher war der König noch bis Tagesanbruch mit seinen Räthen zusammen gesessen. England sollte, dahin ward der Vertrag erweitert, zwanzig junge Madagassen auf seine Kosten zu Goldschmieden, Schmieden, Juwelieren, Webern und Zimmerleuten heranbilden lassen, die Hälfte in England, die andere Hälfte auf Mauritius. Auch sollten Einige auf Schiffswerften oder in Zeughäusern beschäftigt und überdieß acht Howa's zu Spielleuten für Seiner Majestät Garde musikalisch unterrichtet werden. Ein königlicher Bote ward sogleich an die Küste gesandt: alle dort befindlichen Sklaven sollen unverzüglich zurückkehren und nicht verkauft werden. Der edle Hastie schrieb in der Freude seines Herzens: „Der Augenblick war gekommen, da die Wohlfahrt von Millionen entschieden werden sollte. Ich stimmte zu. Und ich traue, daß die göttliche Macht, welche alle Herzen lenkt, unsre Regierung bewegen wird, den Akt zu sanktioniren. — Die britische Flagge ward entfaltet, und Freiheit von dem blutigen Fleck des Sklavenhandels grüßte das Land als Geschenk der britischen Nation. Ich versichere, daß der erste Kanonendonner, der die besiegelte Freundschaft verkündigte, mein Herz mehr freute, als das Geschenk von Tausenden." Wie aber freute sich Radama's Herz, als die Entschädigung pünktlich eintraf! Als er die Geschenke Georgs IV sah, rief er seine Familie und Offiziere zusammen und brach in die Worte aus: „Ich bin das Kind des Königs von

England und habe nichts zu fürchten, nun ich einen solchen Freund besitze!" Und ein andermal: „Unterrichtet mein Volk, und ich bin ewig der Eure!" Gewiß wird man an keinen Akt im Leben Radama's mit so viel Befriedignng zurückdenken, als an die Abschaffung des Sklavenhandels.

---

3. Der erste evangelische Missionsversuch.

Mit der Vernichtung des Sklavenhandels war die Bahn gebrochen zur Civilisation Madagaskars. Allein diese zu wollen ohne das Evangelium, davon war der edle Farquhar soweit entfernt, daß er die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft durch die freundlichsten Anerbietungen zur Aussendung von Missionaren nach Madagaskar ermuthigte. Die genannte Gesellschaft hatte schon frühe ihr Augenmerk unserer Insel zugewandt. Sie hatte in dieser Beziehung bereits dem Dr. Van der Kemp Aufträge gegeben, als sie denselben 1798 nach Südafrika sandte. Er hatte von dort aus auch alle möglichen Erkundigungen über die Insel eingezogen und dieselben seiner Gesellschaft mitgetheilt. Im Jahr 1810 drückt er ihr seinen Entschluß aus, trotz seinen vorgerückten Jahren selbst nach Madagaskar gehen zu wollen. Allein am 15. Dec. des folgenden Jahres nimmt der Tod den treuen Zeugen hinweg. Der würdige J. Campbell sollte jetzt von Südafrika aus eine Mission auf Madagaskar ins Leben rufen, dann der nach China segelnde Missionar Milne sie vorbereiten.

Doch erst von Mauritius aus sollte sich die Thüre aufthun. Le Brun ward 1814 dorthin als Missionar gesandt, zunächst für die dortigen Heiden, unter denen sich viele madagassische Sklaven befanden, zugleich jedoch mit der ausgesprochenen Absicht, „den Weg nach Madagaskar zu bereiten." Durch Farquhar ermuntert, sandte die Gesellschaft im Februar 1818 ihre zwei ersten Missionare nach Madagaskar ab, die beiden jungen Geistlichen David Jones und Thomas Bevan, die im Juli auf Mauritius landeten, freilich in einer ungünstigen Stunde. Farquhars Stellvertreter hatte gerade die freundlichen Beziehungen zu Radama abgebrochen; er empfieng die Missionare höflich, entmuthigte sie aber so, daß die guten Männer nicht wußten, was anfangen. Sie entschlossen sich endlich, mit seiner Genehmigung wenigstens einen Privatbesuch dort zu machen und sich

die Lage der Dinge an Ort und Stelle anzusehen. Von zwei gefälligen Aerzten über das Madagaskarfieber und dessen Behandlung unterrichtet und von zwei Dienern als Dolmetschern begleitet, fuhren sie am 8. August von Port Louis ab und berührten auf ihrer Fahrt die Insel Bourbon. Dort entwarf ihnen der französische Gouverneur Lafitte das traurigste Gemälde von Madagaskar. „Die Madagassen zu Christen machen? Unmöglich! Sie sind nur Thiere. Sie haben nicht mehr Vernunft als das unvernünftige Vieh, sind unfähig zu denken und zu urtheilen, und mangeln der gewöhnlichen Fähigkeiten menschlicher Wesen. Die Franzosen haben es lange unter ihnen versucht, und konnten keine geistige Befähigung oder Gabe entdecken." — Am 18. August in Tamatawe gelandet, wurden die Missionare von ihrem Kapitän bei dem Häuptling Jean René, der sie freundlich empfieng, und bei einem englischen Händler von zweideutigem Charakter eingeführt. In seiner Begleitung machten sie einen Besuch bei Fisatra, dem Häuptling zu Hiwondrona, dem ihr Vorhaben, eine Schule zu eröffnen, wohl gefiel, der auch nachgehends seinen Sohn Berora zum Unterricht sandte und Andere dazu ermuthigte; bis endlich auch die Weiber fragten: „Wann kommen Eure Frauen und unterrichten uns?" Mit Hülfe Bragg's (so hieß der englische Händler) ward zu Mananarezo eine einfache Schule gebaut und mit sechs Kindern begonnen, denen weitere folgten. Die Missionare waren über die Fähigkeit und Gelehrigkeit, wie über ihre Fortschritte gleich erfreut, und auch die Eltern hatten ihre Freude an dem, was sie an den Kindern sahen und hörten, besonders auch an ihrem Gesang. Ihre Schule der Obsorge Bragg's überlassend, segelten sie über die ungesunde Jahreszeit nach Mauritius (Okt. 1818) und studirten unterdeß das Madagassische. Allein Jones hatte keine Ruhe. Er kehrte mit Frau und Kind nach Tamatawe zurück und baute auf dem von René angewiesenen Grund und Boden eine Schule, während die Missionsschüler in der Zwischenzeit den und jenen von ihren Altersgenossen unterrichteten und der Wiedereröffnung der Schule harrten. Nun aber begannen erst recht die Tage des Leidens. Die Geschwister Jones wurden fieberkrank. Baron Mackau, dessen Schiff gerade im Hafen vor Anker lag, half mit Rath und That, und nahm Berora zur Erziehung mit nach Frankreich. Im December sank ihr Töchterlein in's Grab, ohne daß sie selbst es hätten in seinen letzten Stunden pflegen können; Frau Jones verlor das Gesicht und Gehör, und starb am 29. Dec. (1818). Man

hat in ihrer Küche Tangenagift entdeckt, das ihr wohl in der Speise beigebracht wurde. Im Januar 1819 kam Bevan mit Frau und Kind an. Als er die Todeskunden hörte, war es ihm, als gehe auch er zu Grabe. Schon am 25. Januar starb sein Töchterlein, am 31. Bevan selber und am 3. Februar seine Gattin. Er hatte im Delirium öfter zu Jones gesagt: „Ich werde gewiß sterben, aber Du wirst dich erholen und mit deinem Werke fortfahren und zuletzt in der Mission Erfolg haben." Als diese Trauerkunde England erreichte, ließ sich die Missionsgesellschaft nicht entmuthigen, sondern sandte an die Stelle der gefallenen Streiter die Geschwister Griffiths. Jones aber mußte während seiner körperlichen Schwachheit betrübende Erfahrungen machen. Bragg behandelte ihn aufs schimpflichste: das Eigenthum der Missionsfamilie wurde weggestohlen, Jones' Vorräthe gierig verschlungen, und er selbst verspottet, so daß auch sein Muth sank. Dennoch erholte er sich und fand Schutz im Hause eines Eingebornen, bis er sich, ehrenvoll begleitet, im Juli nach Mauritius einschiffte, wo er der Einladung eines Freundes auf seine Landgüter folgte. Dort studirte er madagassische Manuskripte und hielt eine Schule von 70 Sklavenkindern. Eine Einladung von der Kirche zu Port Louis, Le Brun's Mitpastor zu werden, lehnte er ab, denn Madagaskar war auch jetzt noch sein Ziel, aber nun nicht mehr die ungesunde Küste, sondern womöglich die Hauptstadt. Dazu sollte Rath werden. Im Januar 1820 kamen Griffiths, im Juli darauf Gouverneur Farquhar mit Gefolge. Damit schloß der erste Missionsversuch; und eine günstigere Wendung der Dinge trat ein. Wir wollten diesen schmerzenreichen Anfang nicht ungeschildert lassen, obgleich er uns nur eine Thränensaat zeigt, aber eine Thränensaat edelster Art. Ueber den Leibern der Gefallenen gehen die andern Kampfgenossen zum Siege, wie in den Weltreichen, so auch in dem ewigen Reiche unsers Gottes. Es giebt ein Heldenthum des Duldens und des Opfers, nicht weniger groß und folgenreich als das siegender Thaten. „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben" (Jak. 5, 11), und auch dieser Dulder, die dort an Madagaskars Ostküste der Auferstehung entgegenschlafen, soll in der Missionsgemeinde nicht vergessen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mission vor dem Richterstuhl der Immanenz.

(Fortsetzung.)

5. Die Statistik der indischen Mission.

Wenn unserm Kritiker überhaupt viel daran liegt, die Mission der Großsprecherei und der Unwahrheit zu bezüchtigen, so bietet ihm dazu sein Versuch, der Seelenzahl ihrer Bekehrten nachzuspüren, eine besonders erwünschte Gelegenheit. So läßt er sich einmal (S. 37) vernehmen: Auf den Missionsfesten sei immer nur von Hunderttausenden, von Millionen die Rede, welche hin zu den Altären Christi strömen. Solchen Reden traue er nicht. Er halte sich lieber an die Missionsschriften, weil das Geschriebene bleibe. Suche man nun in diesen nach statistischen Angaben, so sage einem der erste beste Heidenbote, den man aufschlage (der vom Jan. 1853), daß sich in Indien schon auf eine halbe Million bekehrter Eingeborner hinweisen lasse. Eine halbe Million? Der Heidenbote sei von der Direktion der Basler Missionsgesellschaft geschrieben; diese aber könne nicht lügen; folglich nähme er's gläubig an, wenn nur nicht so laute Stimmen dagegen zeugten. Er kommt dann am Ende zu dem Schluß, nicht 500,000, wie der Heidenbote besage (im J. 1853), nicht 150,000, wie Miss. Leupolt behaupte (1860), nicht 120,000, wie Dr. Ostertag rechne (in 1858), nicht 112,000 (nach Mullens, 1852), nicht 100,000, wie Trevor meine, sondern höchstens 80,000 sei die Zahl der protestantischen Hinduchristen, und davon kaum 20,000 wirklich arische Indier, die Uebrigen nur Abkömmlinge der rohen (drawidischen) Ureinwohner. Da hat doch gewiß die Mission ihren Humbug glänzend geoffenbart!

Was nun jene Zahl von 500,000 Hinduchristen betrifft, deren der Heidenbote einmal, im Jan. 1853, erwähnt, so ist sie allerdings in ungeschickter Weise erwähnt, ohne daß erklärt wäre, ob allein die Protestanten, oder auch die syrischen und katholischen Christen Indiens mitgemeint sind. Man wußte im J. 1852, daß sich die Christen Indiens auf etwa eine halbe Million belaufen, und der Schreiber des Heidenboten hat diese Zahl aufgenommen mit der ausdrücklichen Er-

klärung: „Dießmal wollen wir nicht von dem reden, was schon äußerlich am Tage ist, d. h. nicht von der Zahl und Bedeutung der bereits gestifteten Christengemeinden, sondern wollen versuchen, einen Blick zu thun in die innern Vorbereitungen, durch welche die Masse des Hinduvolkes dem Christenthum entgegengeführt wird." Ist es nun nicht schwach, wenn Langhans, um eine handgreifliche Lüge zu Stande zu bringen, dem Schreiber aufbürdet, daß er hier, wo er gar nicht von Statistik sprechen wollte, Nichtprotestanten unmöglich habe mitzählen können, er müsse Protestanten gemeint haben? Und wie ärmlich vollends die Andeutung, die ganze Direktion der Basler Mission sei für diese „Lüge" verantwortlich!

Es ist allerdings wahr, man hat lange keine genaue Berechnung der indischen Christen versucht, indem jede Gesellschaft sich begnügte, Jahr für Jahr ihre eigenen Leute zu zählen. Schon das war eine lästige Arbeit. Denn bleibt auch das Zählen des Volks im Neuen Testament so gut erlaubt, wie im Alten, — warum wären sonst die 3000 und die 5000 in der Apostelgeschichte genannt? — so läßt sich doch die Frage nicht so schnell beantworten, wie viel damit für die Sache des Reichs gewonnen ist. Uns Missionaren kam es oft zeitraubend vor, die hin und her zerstreuten Christen unserer Gemeinden am Schlusse des Jahres zu zählen und zu rubriciren, und hätten wir die Aufgabe gerne irgend einem Diener des Staats überlassen. Und das schon wegen der minder geordneten bürgerlichen Verhältnisse; bringt es doch die Regierung mit allen ihren Mitteln nur sehr allmählig zu einem durchaus zuverlässigen Census. Weiter war die Unterscheidung zwischen Kindern und Erwachsenen da nicht leicht, wo von den niedern Klassen die Wenigsten wissen, wann sie geboren sind; und dann kam oft die Frage auf: gehört der noch zu uns? ist er nicht schon der Kirche entfremdet? Denn um wirkliche Glieder der und jener Gemeinde handelte es sich bei uns, nicht um Aufzählung aller Namen, die im Taufregister stehen und noch nicht im Todtenregister erscheinen. Wenn ferner ein Christ, um Beschäftigung zu suchen, in die Kaffeepflanzungen des Gebirgs gezogen war, wo die Mission keine Arbeiter hatte, gehörte er noch zu der Station, auf der er vielleicht Kinder zurückließ, oder ist er wegzulassen? Und ebenso jener Herbeigezogene, nicht von uns Getaufte, der sich zwar anschließen, aber der Kirchenzucht ausweichen will, das Abendmahl begehrt, allein „seiner Dienstverhältnisse wegen" nie zur Vorbereitung kommen kann, — ist er

mitzurechnen oder nicht? Solcher Fragen, die dabei auftauchen, sind viele, und die Antwort ist natürlich verschieden ausgefallen. Als mehrjähriger Schreiber der Basler Mission auf der Westküste kann ich nun nicht versichern, daß jede einzelne Zahl der Jahresberichte aufs genaueste zutreffe; aber dafür kann ich getrost bürgen, daß jederzeit mehr von uns Getaufte am Leben waren, als in den Listen erschienen.

So lange nun jeder Missionar sich nur mit seiner Station beschäftigte, konnten die Schätzungen der Gesammtzahl lange Zeit hindurch ziemlich variiren, ohne daß irgend Jemand eine Aufschneiderei begehen wollte. Im Anfang des Jahres 1852 aber hat sich Miss. Mullens in Kalkutta nach mehrfachen Vorarbeiten die Aufgabe gestellt, von den Missionaren der verschiedenen Gesellschaften die genauesten Angaben über ihren Bestand nach einem übereinstimmenden Schema zu sammeln und zu verarbeiten. Und nun erhielt man zum ersten Mal zuverläßige Kunde, daß unter den 22 Missionsgesellschaften Indiens 443 Missionare, 698 Katechisten, 112,191 Christen u. s. w. stehen. Es gehörte unsägliche Arbeit dazu, dieses Material so gründlich zu verarbeiten, wie Mullens aufs treuste gethan hat. Zum Dank dafür erklärt Langhans seine Resultate (S. 54) in wegwerfendster Weise für „unrichtig".

Doch, konnte denn die Basler Missionsdirektion am Schluß des Jahres 1852 noch nicht wissen, wie hoch sich die Zahl der Missionschristen belaufe? Warum denn „will sie nicht von der Zahl und Bedeutung der bereits gestifteten Gemeinden reden?" Sie hat es gethan und zwar in demselben Januar 1853, in welchem jenes mißhandelte Blatt des Heidenboten ausgieng; nur steht diese Statistik im Missionsmagazin, wohin sie von Rechtswegen gehörte. Da lesen wir im ersten Heft des J. 1853, S. 22, die Hauptresultate der Mullens'schen Zählung, darunter: „Eingeborne Christen 112,191." Was hat nun der Kritiker mit seinem ganzen Kunststück erreicht? Er wird doch nicht sagen wollen, die Basler berechnen in Einem Monat die indischen Protestanten zu 112,000 oder 500,000? Den Beweis dafür aber, wie gerne er seine schweizerischen Mitbürger zu Lügnern machte, hat er gründlich geführt.

Die übrigen Zählungen lassen sich nun als ganz in der Ordnung nachweisen. Nur weil Langhans die Zeiten nicht unterscheidet, sondern alles, was er aus der Mission hört, als gleichzeitigen Bericht auffaßt, ist ihm die Vereinigung der verschiedenen Angaben unmöglich

geworden. Man hat es aber hier, Gottlob! mit einem fortschreitenden Werke zu thun. Also sechs Jahre später waren der Christen sicherlich mehr als 120,000, wie Ostertag nach gewissenhafter Berechnung angiebt; und Leupolt hatte alles Recht, im J. 1860 sie auf 150,000 anzuschlagen. Den Beweis dafür ist Mullens nicht schuldig geblieben, indem er zehn Jahre nach seiner ersten Zählung die zweite vornahm. Das Ergebniß ist bekannt: im Anfang des Jahres 1862 waren der Christen in denselben Missionsgebieten, — nur daß die 22 Missionsgesellschaften zu 25 angewachsen waren, — 153,816, und wenn man das dem indischen Reich einverleibte Barma hinzurechnet, — 213,182. Der Nachweis im Einzelnen ist im Miss. Mag. 1864, S. 195 zu lesen.*)

Wie bitter läßt es der Kritiker den armen Heidenboten entgelten, daß er sich im Jan. 1853 auf die damals eben bekannt gewordene Missionsstatistik nicht einläßt. Nun aber veröffentlicht er selbst, nicht etwa im Jan. 1863, sondern im Sommer 1864 eine Schrift über die Erfolge — oder Nichterfolge — der Mission. Sie war freilich (51) schon im J. 1861 geschrieben, — er gibt sie aber heraus, ohne die genaue Statistik des Jahres 1862 irgend zu berücksichtigen. Er gesteht, daß ihm „neue und allerneueste Berichte“ zugekommen sind; doch um „die allgemeine Parallele nicht zu verwirren, hielt er es für das Zweckmäßigste, beim Rechnungsjahr 1860 stehen zu bleiben, um so mehr, als alle seither eingetretenen Veränderungen von nur geringem Belang zu sein scheinen“ (52). Wenn also Mullens in zehn Jahren eine Vermehrung der indischen Christen um 41,000 Seelen nachweist, so ist das „von geringem Belang“. Die gar niedere Berechnung des Statistikers vom Jahre 1852 muß darum doch auch im Jahre 1864 noch „unrichtig“ heißen; und das Bewußtsein, mit veralteten Zahlen zu kommen, hat dem Kritiker kein Fünklein von Demuth einzuhauchen vermocht. Er hat am Ende vielleicht noch den Muth, sein Werk auch in zweiter Auflage mit denselben Zahlen ausgehen zu lassen, zufrieden, wenn er ein Edinburgh Review (ohne

*) Im Jahr 1855 geben die Katholiken ihre Gesammtzahl in Indien auf 666,596 Seelen an, wozu noch etwa 30,000 Schismatiker kamen. Die neueste Schätzung des katholischen Bischofs von Madras (1864) steigert ihre Zahl auf 838,467. Man darf also, die syrischen Christen eingezählt, die Zahl der christlichen Indier getrost auf eine Million berechnen, und ist diese Zahl viel sicherer, als die von „500,000 aus Europa eingewanderten Christen“, welche Langhans (39) aus Benfey anführt.

Jahrszahl) und den Abbé Dubois, der am Anfang der Zwanziger Jahre aus Indien zurückkehrte, oder irgendwelchen katholischen oder leichtfertigen Reisenden als Gewährsleute dafür aufstellen kann, daß es eigentlich keine protestantische Bekehrte in Indien gebe.

Auf 213,000 beläuft sich die Zahl der protestantischen Hindu's, so viele ihrer zu geregelten Missionsstationen gehören. Es gibt aber außer diesen noch viele Christen in Indien. Einmal in Verbindung mit Freimissionaren, weißen und schwarzen, welche von keiner Missionsgesellschaft ausgesandt sind und keinerlei Berichte abstatten. G. Müller in Bristol, der glaubensstarke Erbauer von jenen Waisenhäusern, welche eines der Wunder des heutigen Englands sind, unterstützt allein ein halbes Dutzend solcher Missionare in Indien, Leute, welche gegen jegliches „System", also auch gegen gedruckte Berichte Gewissensbedenken hegen, und deren Arbeitserfolge kaum je in die Oeffentlichkeit bringen. Andere missioniren dort auf ihre eigenen Kosten; Pflanzer, pensionirte Beamte, ja Beamtenfrauen haben da und dort kleine Häuflein gesammelt, deren Existenz sich oft nur durch einen Zufall enthüllt. Und dazu kommt die bedeutende Zahl derer, die sich aus den verschiedensten Gründen von den geregelten Missionsgemeinden ablösen, bis herab auf die Verlaufenen und Verirrten. Wie viele Tamil- und Bengali-Bekehrte sind nur nach Mauritius ausgewandert. Andere, ich kenne Beispiele, werden von Kuli-Agenten weggefangen und nach Reunion gebracht. In Natal, Westindien und Guyana, in Singapur und Australien, überall trifft man auch schon indische Christen, und diese stehen jedenfalls nicht auf den Listen der ostindischen Missionen. Und von den Christen in den Madras-Sipahiregimentern wird kaum die Hälfte sich an irgend eine Mission anlehnen, theils weil sie keine in der Nähe haben, theils weil über dem steten Ortswechsel sich das Bedürfniß dafür verliert. Wie mancher Junge ist unsern Kostschulen entlaufen, weil es ihm hier nach dem früheren Wanderleben zu enge ward; er machte sich frei, ohne doch darum nothwendig den Christennamen oder alles Gelernte von sich zu werfen. Einmal lag ein Schiff vor Kannanur, und der Schiffskoch Tommy sandte einen Matrosen zu uns mit einem Brief, uns zu melden, wie er oft mit Thränen der empfangenen Liebe gedenke; davongelaufen sei er von dem und dem beredet; er sende da einen kleinen Betrag und bitte um ein Malayalam-Testament; ans Land zu gehen, sei ihm leider nicht gestattet. Auf solche Erfahrungen gestützt, geben wir auch die

Entlaufenen nicht alle verloren; zunächst aber behaupten wir, daß solcher unverzeichneter Christen — oder wie man sie heißen will — zu Land und zur See eine große Zahl ist. Da die Missionsstationen oft Hunderte von Meilen auseinanderliegen, sind die Plätze, wo solche Außermissionschristen sich aufhalten, gar nicht zu berechnen. Es bilde aber heute sich irgendwo eine neue Mission, wie in den letzten Jahren zu Adschmir, bald werden auch Christen auftauchen, welche bisher oder schon lange auf keiner Liste standen, aber nun mehr oder weniger froh sind, die Gnadenmittel in der Nähe zu haben. Dort ists vielleicht ein Postschreiber, hier ein Telegraphendiener, ein Pferdknecht oder Kuli-Aufseher, vielleicht auch ein Bänkelsänger, ein selbstkonstituirter Lehrer oder Religionsmenger. An größeren Orten kann da ein zusammengeblasenes Häuflein anwachsen, ohne daß es sich sobald einer Mission einordnete. Ein solches, das sich unter drei Herren vertheilte und eigentlich keinen hatte, hat z. B. Hebich im Jahr 1840 in Kannanur zu einer Gemeinde umzugestalten begonnen, wovon Langhans (301) selbst in seiner entstellenden Weise erzählt. Er heißt es (freilich mit Hebich's eigenem Ausdruck) „eine liederliche Gemeinde"; in Wirklichkeit war es eine erst in der Entstehung begriffene, die Hebich jedoch nicht mit „Bußübungen", sondern mit dem einfachsten Evangelium traktirte. Von etlich und 50 Seelen fügten sich 33 in die neue Ordnung und bildeten nun den schwachen Anfang der Kannanur-Station; die übrigen fuhren fort, Christen auf eigene Faust zu sein. Diese Zustände sind eine natürliche Folge des nun weitverbreiteten Evangeliums, dessen Wirkungen doch vorerst nur auf wenigen Punkten des ungeheuren Landes massenhaft auftreten; sie sind zugleich Folge des eigenthümlichen Wandertriebs, der den Indier aus den innigsten, bisher noch nie durchbrochenen Familienbanden plötzlich hinaus ins Weite jagt auf heilige Berge, in viel besungene Ströme oder Meerengen, aus dem Joch der Alltäglichkeit in eine neue Welt des Geistes und des Fleisches. Auf Tausende beläuft sich die Zahl solcher Vereinzelten, welche alle der Mission nicht einmal das Gewicht ihres Namens schenken, wie viel der nun wägen mag, dagegen gar oft ihr mehr Schande anhängen, als alle großen und geordneten Gemeinden zusammen.

Wozu erwähne ich diese Thatsachen? Nicht um die Zahl der Christen möglichst anzuschwellen, sondern um den wirklichen Stand der Dinge zu zeichnen. Weiter aber mag sie dazu dienen, die Verdächtigung zurückzuweisen, die sich Langhans (50) erlaubt, als bestehe

gewiß ein Fünftel der angegebenen Christenzahl aus „willkührlich Hin- und Hergeschobenen", d. h. aus Leuten, welche heute dieser, morgen jener Kirchenpartei sich anschließen. Langhans sollte sich schämen, einen solchen Verdacht zu äußern, für den er sich nur auf seine Ahnung berufen kann: „die meisten Gesellschaften scheinen nur die Hinzubekehrten, nicht auch die Hinwegbekehrten in Rechnung zu bringen." Wie entschieden die Missionare sind, die Namen derer zu streichen, die sich ihrer Aufsicht entziehen, hat Miss. Tucker in Tinnewely gezeigt (Miss. Mag. 1865, S. 96); es läßt sich das auch von selbst aus der „von den meisten Gesellschaften adoptirten äußerst strengen, ja peinlichen und tyrannischen Kirchenzucht" folgern, die Langhans (295. 301) ihnen vorwirft. Und vor der Taufe eines Eingebornen, „begegnen wir ja überall der ängstlichsten seelsorgerlichen Behandlung", begegnen langjährigen Katechumenen, die von der Taufe „wegen nicht ganz tadellosen Betragens" hartnäckig zurückgewiesen werden (250). Sieht der Kritiker den Widerspruch seiner Polemik wirklich nicht ein? Entweder ist es den Missionaren um möglichst viele Köpfe, d. h. um den Schein zu thun, und dann verfahren sie nicht „äußerst streng"; oder aber wünschen sie wirkliche Christen zu haben, so viele Gott ihnen gibt, und dann schämen sie sich kleiner Zahlen nicht und fühlen kein Bedürfniß, sich Jünger hinzuzulügen. Von Missionaren aber läßt sich, scheints, das Widersprechendste behaupten; sie sind nicht mehr Menschen, sondern Unnaturen, an denen alle Schlechtigkeiten und Schwachheiten, auch solche, die sich auszuschließen scheinen, gar lustig beisammen wachsen.

Doch Langhans hat sich selbst auch mit Ernst ans Zählen gemacht. Er hat z. B. entdeckt, daß in Ceylon 3000 Bekehrte seien: „Dieses Ergebniß habe ich durch genaue Zusammenzählung der verschiedenen Angaben in den baptistischen, kirchlichen und methodistischen Jahresberichten gefunden" (56). Wie Mullens (im Jahr 1852) 18,046 Christen herausbringe, ohne doch die holländischen Abkömmlinge einzurechnen, verstehe er absolut nicht. Ich verstehe wenigstens, warum Langhans eine so kleine Zahl herausbringt; hat er doch bekannt, daß er nur von drei Gesellschaften auf Ceylon wisse, während doch auch die Amerikaner und die Ausbreitungsgesellschaft dort wirken. So lange man mit dem Thatbestand so wenig bekannt ist, sollte man sich absprechender Urtheile enthalten. Uebrigens gestehe ich, daß ich Mullens' früheres Resultat auch bezweifle; im Jahr 1862 hat er nur 15,273

eingeborne Christen (der Church Miss. Intelligencer, Nov. 1864 rechnet 16000), während die protestantische Bevölkerung — Engländer und holländische Abkömmlinge eingeschlossen — nach amtlicher Zählung sich auf 40000 Seelen beläuft. Wahrscheinlich hatten Missionare der Ausbreitungsgesellschaft in ihren früheren Listen halb europäische Mitglieder ihrer Gemeinden mitgezählt. Die Ermäßigung der Seelenzahl zeigt wenigstens, wie streng Mullens seine Rubriken einzuhalten sucht.

Westlich von dem gesegneten Tinnewely finden wir in den Fürstenthümern Trawankor und Kotschi 8000 Malayali Protestanten (ohne die schon bei Tinnewely angeführten Tamilchristen der Londoner Mission in Süd-Trawankor, die sich auf 22,688 Seelen belaufen). Wir sind hier auf altchristlichem Boden; denn seit mehr als einem Jahrtausend hatten sich hier Christen der verschiedensten Art, Nestorianer, Jakobiten, Manichäer neben Juden und Arabern, des Pfefferhandels wegen niedergelassen und in ihrer Art missionirt. Wenn irgendwo, hat sich hier gezeigt, daß Indien durch seine eigenthümliche Civilisation dem Christenthum nicht nothwendig verschlossen ist, selbst wo die Brahmanen ohne Nebenbuhler herrschen. Es ist vielmehr gerade die kleinlich strenge Kastenordnung, welche hier mehr als anderswo den fremden Religionen es leicht gemacht hat, festen Fuß zu fassen. Denn Handel mußte da getrieben werden, und die einheimischen Kaufleute fürchteten sich vor der Befleckung des Meers und des Fremdenverkehrs. So ließen sich denn Handelskolonisten nieder, erst Griechen, dann Araber, Syrer und Perser, um den Verkehr zwischen China und dem Abendlande zu vermitteln; und sie gewannen durch ihren Einfluß Leute aus den niedern Klassen, während alle Uebertreter der kleinlichen Kastenordnung aus den höhern Kreisen in diesen Ansiedlungen bereitwillige Aufnahme fanden. Daher kam es, daß auf dieser Ecke Indiens das Christenthum, wenn auch in sehr oberflächlicher Weise, sich weit verbreitet hat. Der Name syrische Christen verleitet die der Sache ferner stehenden Gelehrten, diese Gemeinden für eingewandert zu halten, während gewiß $^{9}/_{10}$ von ihnen Indier sind. Gegenwärtig zählt man 124,000 Jakobiten und 144,000 Romosyrische und Lateinische Christen in beiden Fürstenthümern. Leider haben diese „Nasranis" sich frühe dem Institut der Kaste gebeugt und sind dadurch für die Ausbreitung des Christenthums unter den Feldsklaven und Bergstämmen unfruchtbar geworden, während das Evangelium fortwährend aus diesen, wie aus den höchsten Kasten, neue Jünger gewinnt. Von diesem fruchtbaren Missionsgebiet enthält sich der Kritiker zu reden; nur gibt er in einer Anmerkung (66) zu verstehen, die kirchliche Gesellschaft sei mit ihrem Fortschritt daselbst unzufrieden. Dafür beruft er sich auf den Jahresbericht (1861, S. 142); derselbe enthält aber, wie bei Tinnewely, gerade das Gegentheil von einer Klage: Der Minister von Trawankor habe sich bewogen gefunden, den bisher unterdrückten Protestanten

dieselben Rechte einzuräumen, wie sie dort den Muhammedanern zustehen, womit ein zwanzigjähriger Kampf zum Sieg ausschlug; und im Uebrigen ist nur von Fortschritt die Rede.

In dieser Weise ließe sich die Schwäche der versuchten Kritik auf dem Felde der Statistik noch weiter nachweisen, wenn wir Zeit hätten, die verschiedenen Missionsfelder zu durchwandern. Es ist aber hierin genug geschehen; des Kritikers Widerwillen gegen die Sache, an der er einmal keinen guten Faden lassen darf, und der Leichtsinn, mit welchem er Thatsachen umwirft und Behauptungen aufstellt, sind hinlänglich ins Licht gestellt. Zum Triumphiren ist uns dabei kein Raum gelassen. Wir erkennen an, daß die gewonnenen Missionserfolge die Erwartungen unserer Väter nicht erreichen; und wenn wir von den Zahlen weg auf die innere Beschaffenheit der gesammelten Christengemeinden sehen, können wir uns nicht verhehlen, daß überall mehr Schwachheit als Kraft, mehr Fleisch als Geist zu finden ist. Darum schütten wir nur nicht das Kind mit dem Bade aus, enthalten uns auch, dem Gelde nachzurechnen, das jeder Bekehrte gekostet hat*); noch weniger sind wir irre geworden an den Waffen, womit die bisherigen Erfolge erkämpft worden sind, — Gott gebe, daß sie mit noch mehr Glauben und Liebe geführt werden als bisher!

Für eine Bemerkung aber sagen wir Langhans zum Schlusse noch unsern Dank; daß er nämlich berechnet, von den bekehrten Hindu's seien gewiß die meisten rohe Ureinwohner und nur etwa 20000 reine Arier, unsere Stammverwandten. Wir halten für sehr möglich, daß sich die Zahl der letzteren nicht einmal so hoch beläuft. Wer weiß auch gegenwärtig zwischen den verschiedenen Elementen der Bevölkerung genau zu scheiden? Haben doch die Brahmanen alte Traditionen, wie einst auch die niedersten Urbewohner durch Frömmigkeit und Weisheit Brahmanen werden konnten, während andererseits viele, die jetzt niedern Kasten angehören, von den alten arischen Eroberern abstammen mögen. Wenn demgemäß Langhans selbst die Scheidemauer, die er zwischen rohen und civilisirten Völkern aufführt (23), niederreißt, so hat sich also die Mission um die Bekehrung auch der wilden Stämme Indiens „wirklich große, lebhaft anzuerkennende Verdienste erworben". In Wahrheit ist jener Unterschied ein verschwimmender. Sind die 60000 Alfuren, welche im letzten Menschenalter von Riedel, Schwarz ꝛc. auf der Insel Celebes bekehrt wurden, zu den civilisirten oder rohen Völkern zu rechnen? Wo fängt denn die Civilisation an, welche „die

*) Nicht als ob Langhans auf diesem Punkte unantastbar wäre. Er läßt z. B. die britische Traktatgesellschaft jährlich 50000 Pfund Sterling für Indien ausgeben (29), während Trevor, dem er folgt, ihre Gesammtausgabe „seit 1813" im Auge hat. Vorsicht im Lesen und Rechnen scheint der Kritiker fast unter seiner Würde zu halten. Die Traktatgesellschaft nimmt ja nur etwa 8000 Pfund Sterling jährlicher Beiträge ein und gibt für alle fremde Länder nur 5000 aus.

Verkehrtheit unsers Princips so schnell zu Schanden machen" soll? Es giebt in Indien so rohe Stämme als in Afrika und Australien; umgekehrt fehlt ein gewisser Adel, fehlen Geschlechter, die eine Geschichte hinter sich haben, auch unter Melanesiern, Madagassen, und Rothhäuten nicht. Und es wäre falsch zu behaupten, die rohesten nehmen das Evangelium am leichtesten an. Die Gebirgsvölker im Himalaya wie auf den Nilagiris thun es im hartnäckigen Festhalten des Alten den Brahmanen gleich; warum ist es anders bei den Kols in Tschota Nagpur und den Areyas der Trawankorgebirge? Wir vermögen das nicht zu erklären. Wie ganz den Papua's vergleichbar sind doch die Nayadi's in Südmalabar; man hat an ihnen wenig Freude erlebt. Im Ganzen sind es doch mehr die Mittelklassen, aus denen das Christenthum die meisten Bekehrten hat, eine Bemerkung, die sich schon dem seligen Schwarz aufgedrungen hat. Darum fehlen aber doch in den Missionsgemeinden die Brahmanen, die Kschatriya's, die Abkömmlinge der Mogulherrscher und andere Hochgeborne mitnichten. Der Exradscha des Pandschab, der Radscha von Kapurthala und die neulich in England verstorbene Tochter des Kurg Radscha's zeigen, daß auch die Höchsten sich dem Evangelium zuwenden können; und der Maharadscha Dalip Singh hat bei seinem neulichen Besuch in Indien, wo er mit den 450 Christen aller Kirchen von Bombay zusammen aß, und in Egypten, allwo er sich von einem Missionar mit einer Missionsschülerin trauen ließ, unverkennbar erwiesen, wie wohlthätig eine solche Mischung der verschiedensten Elemente für das junge Christenthum dieser Länder ist. Wenn ein solcher Mann in Egypten zwei amerikanische Missionare (mit einem Aufwand von 500 Pfund Sterling des Jahrs) unterhält, seine Braut der Mission 1000 Pfund schenken ließ, und dieser auch für eine Presse besorgt ist, während er die indischen Missionen gleichfalls reichlich bedenkt und zugleich der armen Orientalen in London sich aufs fürstlichste annimmt, so dürfte wohl einem Verehrer dessen, was groß ist vor der Welt, die Frage kommen, ob er das Werk der Mission in den sogenannten civilisirten Ländern auch richtig gewürdigt hat. Für unseres Gleichen, denen der Aermste und Niederste, wenn er nur wahrhaftig aus Gott geboren ist, so viel gilt als der Edle und Weise, bedarf es dieses Beweises für die Möglichkeit einer Mission in Indien und der Türkei natürlich nicht. Das Evangelium wendet sich an die Kranken, nicht an die Gesunden, und Kranke giebt es überall, auch in den civilisirtesten Völkern. Langhans erlaube uns, mit der Sammlung einer solchen Gemeinde fortzufahren; er mag sie dann, wie Manetho das Volk Israel bei seinem Auszug aus dem civilisirten Egypten schildert, eine Auswahl der Krätzigen und Aussätzigen nennen, unter welche sich freilich auch ein und der andere Priester- oder Königssohn verirrt hat.

(Fortsetzung folgt.)





Mutter und Kind aus der Provinz Betſimaſarata. — Howa Frau.

(Nach Photographien von Miſſ. Ellis.)

Madagaskar.

Zweite Abtheilung.

Züge aus der Inselgeschichte bis zu Radama's I Tode.

(Fortsetzung.)

4. Die günstige Saatzeit.

Als Farquhar im September 1820 abermals seinen Agenten Hastie nach Madagaskar sandte, um zur Unterdrückung des Sklavenhandels die alten freundschaftlichen Beziehungen mit Radama wieder aufzunehmen, da begleitete denselben auch der dem Tode entronnene Missionar Jones, damit er vorläufig das Terrain droben in der Hauptstadt Antananariwo*) rekognoscire und je nach Sachlage der Dinge Vorbereitungen zum Beginn der Missionsarbeit treffe. Bei ihrer Verabschiedung auf Mauritius hatte der edle Gouverneur jedem seine besondere Weisung gegeben; zu Hastie sich wendend, sagte er unter Anderm: „Ihre Aufgabe, mein Herr, ist rein politisch, Sie werden sich daher nicht in die religiösen Angelegenheiten des Missionars mischen;" — „und," an Jones gewandt, „Ihre Aufgabe, mein Herr, ist durchaus geistlicher Art, Sie werden sich deßhalb nicht mit den bürgerlichen Transaktionen des britischen Agenten einlassen. Und dennoch, meine Herren, sollten Sie sich gegenseitig unterstützen und einander helfen, so gut Sie immer können." Gewiß eine treffliche Weisung, die den klugen Staatsmann verräth, der das politische und religiöse Gebiet reinlich aus einander zu halten weiß, und dabei doch mit klarem Auge sieht, wie beide einander in die Hände arbeiten müssen, wenn die großen Kulturzwecke des Christenthums an den Völkern sollen erreicht werden.

*) „An" am Anfange des Namens ist eine ortsbezeichnende Vorschlagssilbe.

Das günstige Resultat von Hastie's Sendung, das er dem Könige und seinen Großen abgerungen und das wir bereits kennen, hatte denn auch für den Missionar und sein Werk die Pforte in das Herz des Landes gebrochen. Bereits hatte derselbe dem Könige Zweck und Aufgabe seines Kommens deutlich zu machen und ihn dafür zu gewinnen gesucht. Ein Abriß der Erfolge, welche die Missionsgesellschaft in der Südsee bis dahin sehen durfte, war überdieß in französischer Uebersetzung in des Königs Hand gelegt worden. Sobald der denkwürdige Vertrag erneuert war, sandte der König eine Botschaft an den Missionar, die ihn zum Bleiben einlud und ihm, sowie den andern, die noch kommen werden, Unterstützung und Schutz verhieß. Die Anfrage Jones', ob dieß auch den Frauen und Familien der Missionare gelte, ward gleichfalls freudig bejaht. Dieß wiederholte der König in einem eigenhändigen Schreiben vom 29. Oktober 1820, das er auf Jones' Ermunterung hin an die Kommittee der Londoner Missionsgesellschaft gerichtet, und worin er um Aussendung weiterer Missionare und Handwerker bat, „weil er von Jones vernommen, daß diejenigen, welche die Gesellschaft aussende, keinen andern Zweck haben, als das Volk zu erleuchten durch Belehrung und Ueberzeugung, und ihm die Mittel zu zeigen zum Glücklichwerden, indem sie dasselbe evangelisiren und civilisiren nach Art der europäischen Nationen. Die Gesellschaft möge soviel Missionare senden, als ihr geeignet scheine, vorausgesetzt, daß sie geschickte Künstler mitschicke, damit seine Unterthanen ebensowohl Handwerker werden, als gute Christen." An dem ersteren lag ihm natürlich mehr, die Tragweite des Christwerdens konnte er noch nicht bemessen, aber er wollte es vor der Hand wenigstens mit in den Kauf nehmen. Der Brief ward vom Prinzen Rataffe, dem Schwager des Königs, überbracht und in der Jahresversammlung der Gesellschaft zur Freude der Missionsfreunde vorgelesen, welche Freude „wie ein elektrischer Schlag durch die große Versammlung gieng." Von dieser Freude erfuhr auch Jones etwas, gleichsam als ermuthigendes Angeld, wenn er schreibt: „Als ich gieng, um die englische Flagge zu sehen und das sie mit frohem Blicke beschauende Volk, da war mein Herz voll Freude und meine Augen voll Thränen. Eine weite Thür ist dem Christenthum aufgethan. Ein mächtiger König ist der Schutzherr der Mission geworden anstatt der der Sklavenhändler."

Am 8. December 1820 begann die Arbeit des Missionars und zwar, nach der bisherigen providentiellen Anbahnung und Vorzeichnung,

mit der Eröffnung einer Schule in der Hauptstadt. Klein war im Anfang die Zahl der Schüler, die sich bei dem Missionar zum Unterricht einfanden, — nur 3, die sich jedoch von Tag zu Tag vermehrte. Als im April des folg. Jahres Geschw. Griffiths' ankamen, waren es 22. Radama selbst legte den Grund zu einem neuen Hause für sie, und als es fertig, besprengte er es mit „heiligem Wasser" nach Landessitte. Dieß that er sowohl, um den Vorurtheilen seines Volkes entgegenzutreten, als auch um sie zu gleicher Zeit wieder zufrieden zu stellen. Die Zöglinge gehörten durchweg der Königsfamilie und dem Adel an; der 6jährige Rakoto, Sohn Rataffe's, der künftige Thronerbe, befand sich darunter und vier junge Prinzessinnen. Die Anstalt sollte nach Radama's Wunsch den Namen „der königlichen Schule" tragen, und Griffiths eine zweite für das Volk beginnen. Eine weitere, von Frau Griffiths geleitete, für Mädchen, die auch in weiblichen Arbeiten unterrichtet wurden, schloß sich später an. Der Lerneifer der Schüler war über Erwarten groß. Zuweilen hatten sie sich schon vor Tagesanbruch vor dem Schulhause versammelt und harrten der Stunde des Unterrichts. Ihre Fortschritte entsprachen diesem Eifer. Bald konnten die Vorgerückteren im englischen Neuen Testament lesen. Der König freute sich besonders ihres Gesanges und überraschte zuweilen Lehrer und Schüler mit seinem Besuch. Gegen Hastie erklärte er in Betreff der Missionare, „er wolle ihnen Allen Vater sein," so sehr freute er sich über das begonnene Werk. Als Griffiths im Oktober 1821 Frau und Kind in Tamatawe abholte, mit welchen zugleich die beiden Laiengehülfen Barnsley und Carvaille sich einfanden, schickte eine der Schwestern des Königs ihre Haussklaven entgegen, um ihr Gepäck zu tragen, der König sandte Lebensmittel, die Königin zwölf ihrer Dienerinnen mit Erfrischungen. Während sie den Hügel hinanstiegen, auf welchem Antananariwo liegt, nahm Hastie das Kind des Missionars auf die Arme mit den Worten: „Ich werde das erste weiße Kind in die Hauptstadt Madagaskars tragen." Dort wurden sie Alle mit königlicher Freundlichkeit empfangen.

Es ist eine uralte Sitte auf Madagaskar, daß der König alle Erstlinge der Natur- und Kunstprodukte empfängt. Bald konnte ihn Frau Griffiths mit den ersten weiblichen Arbeiten ihrer Schülerinnen überraschen, worüber er sein Wohlgefallen auch dadurch zu erkennen gab, daß er jeder derselben eine kleine Geldmünze schenkte.

Um Weihnachten erlebten die Missionare ein eigenthümliches Miß-

verständniß. Sie hatten nach abendländischer Sitte auf einige Tage Schulferien gegeben. Diese Unterbrechung kam den Eltern sonderbar vor. Es wurde deßhalb eine Volksversammlung zusammengerufen, und ohne nach der Ursache zu fragen oder eine solche zu vermuthen, schalt man dabei tüchtig auf die Missionare. Zuletzt wurde beschlossen, die wichtige Angelegenheit vor den König zu bringen und seinen Entscheid anzurufen. Dieser erkundigte sich schriftlich bei den Missionaren nach dem Grunde der Ferien, zugleich hinzufügend, falls sich die Schüler übel betrügen, sollten sie dieselben strafen, selbst wenn sie seiner eigenen Familie angehörten. „Denn," bemerkte er, „so lange sie euch anvertraut sind, gehören sie euch, und wenn sie sich irgend einen großen Fehler zu Schulden kommen lassen, so laßt mich's wissen, ich werde es ordnen." Natürlich ward ihm voller Aufschluß über die Sache gegeben, worauf er erwiederte: „Es ist Alles wohl und gut!" und dann brachte er Alles bei seinem Volke ins Reine. Später, besonders als sich die Schulen auch auf's Land verbreiteten, hatten die Missionare eine ganz entgegengesetzte Erfahrung zu machen. Die Leute glaubten, die Schule sei nur Vorwand, ihre Kinder würden aus keinem andern Grunde in dieselbe gelockt, als um in die Sklaverei verkauft und von den Weißen aufgegessen zu werden. Nicht wenige Eltern versteckten daher ihre Kinder in ihre ausgehöhlten Reisbehälter, worin manche derselben jämmerlich erstickten. Andere waren überaus unwillig, daß ihre Kinder die Sitten und Gebräuche der Fremden lernen sollten. Ein Theil gab vor, sie hätten keine Kinder, ein anderer umwickelte sie mit den erbärmlichsten Lumpen, behauptend, sie hätten keine anderen Kleider, noch Andere rieben ihre ohnehin schon schwarzen Gesichter noch mit Ruß, meinend, daß sie zu schmutzig und thöricht zum Lernen wären. Der König, von diesen Vorgängen hörend, rief die Dorfhäupter zusammen und frug sie nach ihren Beschwerden. Sie hätten keine, hieß es, sie liebten, was er liebe, und wünschten ihm zu gefallen. „Nun," erwiederte der König, „wenn ihr weise und glücklich werden und mir gefallen wollt, so schickt eure Kinder in die Schulen, daß sie gelehrt werden; denn den Guten, Fleißigen und Weisen werde ich ehren." Und der Widerstand, der offene wenigstens, war gebrochen.

Am Neujahrstage 1822 hatte die Missionsfamilie dagegen eine frohe Feier. Das auf Mauritius geborene Kind Griffiths' wurde getauft: die erste protestantische Taufe auf Madagaskar. Die Schul-

kinder, sechzig an der Zahl, ein Theil der königlichen Familie und einige andere Europäer nahmen an dem Feste Theil. Jones erklärte in Kürze die Bedeutung der Taufhandlung in der Landessprache und um der anwesenden Franzosen willen auch in deren Zunge. Der Anblick der Schulkinder, in reinliches Weiß gekleidet, anständig in ihrem Benehmen und im Gesange harmonisch ihre Stimmen erschallen lassend, erweckte die frohe Hoffnung, daß der Tag nicht mehr ferne sein möchte, da auch sie selbst die h. Taufe empfangen, ihren Glauben an Christum feierlich bekennen und seine Jünger zu werden begehren.

Mittlerweile war das an sich schon vielfach unpassende Schullokal zu klein geworden. Als dieß der Missionar dem Könige nahe legte, schrieb ihm dieser: „Es sagt Radama: Lebe lang, mein Freund, und sei nicht beunruhigt. Ich will ein solches Haus bauen, wie Du es wünschest, wenn meine Leute es bauen können. Willst Du aber eines nach Art derer auf Mauritius haben, — wer kann es bauen? Findest Du einen Mann dazu, so will ich das Holz liefern. Es sagt's Dein guter Freund Radama Mandschaka*)." Und er that's auch und versorgte noch zwölf Arbeiter dabei mit Lebensmitteln.

Die Ankunft des Prinzen Rataffe aus England brachte neuen Schwung in's Werk (Jan. 1822). Als Radama vernahm, daß sein Schwager sich der Hauptstadt nähere, ließ er Freudenschüsse abfeuern, zwei Bataillone aufbieten und die Missionare kommen. Und als Rataffe den Hügel der Stadt emporstieg, verließ Radama den Balkon seines Palastes mit dem Ruf: „Ich kann nicht länger hier stehen, ich muß den Anblick seines Gesichtes haben." In englischer Uniform trat ihm der Prinz entgegen, der ihm freudig die Hand schüttelte, und unter den Gratulationen der neugierigen Menge führte ihn der König in seinen Palast, wo er ihn mit Fragen über England überschüttete. Der Prinz mußte ihm erzählen, wie er vor dem Könige Georg IV gestanden, in feierlicher Missionsversammlung seinen Brief überreicht habe, wie ihm da der ehrwürdige Rowland Hill die Freude aller Missionsfreunde über sein Erscheinen auf Englands Boden bezeugt habe und ihre Theilnahme am Wohlergehen Madagaskars. Die Jünglinge, die er nach England begleitet, seien von der britischen Regierung der Sorge der Missionsgesellschaft übergeben worden, und sie werde sie erziehen und bilden lassen. — Und, daß wir das gleich zur Ver-

*) d. i. König.

vollständigung des Bildes vorausnehmen, sie that dieselben zunächst in die britische und ausländische Schule in London, dann in die Nähe Manchesters, wo sie in nützlichen Gewerken unterrichtet wurden, und unter Dr. Clunin ihre Bildung vollendeten. Zwei derselben starben in England, einer ward nach Ablegung seines Glaubensbekenntnisses in der Surreykapelle in London getauft. Die Andern kehrten zu verschiedenen Zeiten in ihr Heimathland zurück, die letzten im Jahr 1828. Aehnlich war es mit den Zehn auf Mauritius, denen weitere Zehn folgten. Fünfzig waren auf englischen Schiffen beschäftigt, Alles auf englische Kosten. Auch für die jeweiligen Reisen der Missionare zwischen Tananariwo und Mauritius wies Farquhar die Summen an.

Mit Rataffe waren von England Missionar Jeffreys mit Gattin und die vier Handwerker Brooks, Chick, Canham und Rowlands aufgebrochen, die aber erst in der guten Jahreszeit (10. Juni 1822), angeführt von Hastie und begleitet von den deutschen Botanikern Boyer und Hilsenburg, in Tananariwo eintrafen. Die beiden letzteren ordneten unter Anderem den königlichen Garten und unterrichteten dabei auf des Königs Wunsch zwölf Madagassen in der europäischen Gartenkunst. Alle wurden freundlich empfangen und erhielten ihre Wohnungen angewiesen. Am 17. Juni fand die Prüfung der Schulen statt, die jetzt 85 Schüler zählten. Der König, Prinz Rataffe und Hastie waren anwesend, und Ersterer drückte seine volle Zufriedenheit über die Fortschritte im Lesen, Schreiben, Rechnen, und in der Arbeitsschule über die weiblichen Arbeiten aus. Die Freude wurde unterbrochen durch den am 24. Juni schnell erfolgten Tod des Handwerkermissionars Brooks. Nun erbaten sich die Missionsgeschwister von den Kindern des Landes einen Acker zur Begräbniß, wie einst Abraham von den Kindern Heth. Sie erhielten ihn auch bereitwillig; er sollte in Zukunft alle in der Hauptstadt sterbenden Glieder der Missionsfamilien umschließen. So fand am andern Tage unter zahlreicher Leichenbegleitung, auch von Seiten der Eingebornen, das erste christliche Begräbniß dort oben statt, wobei Missionar Jeffreys dem Entschlafenen die Grabrede hielt.

Am ersten Sonntag des Septembers 1822 vereinigten sich sämmtliche Glieder der Missionsgemeinde in Tananariwo, die in der Heimath verschiedenen kirchlichen Bekenntnissen angehört hatten, zu Einer Kirchengemeinschaft und besiegelten dieß durch die erstmalige gemeinsame Feier des h. Abendmahls. Die verschiedensten Christen, die

sich in Zukunft hier zusammenfänden, sollten, wenn sie nur dem Evangelio gemäß wandelten, als Glieder und Brüder anerkannt werden. Sicher ist das der rechte evangelische Missionsgeist, der überall daheim und draußen noth thut, wenn „die Frucht der Gerechtigkeit soll im Frieden gesäet werden." Im gleichen Monat machten Jones, Griffiths und Canham mit zwölf ihrer vorgerückteren Schüler einen Ausflug westwärts von der Hauptstadt, um Land, Sprache, Sitten und den moralischen Zustand des Volks näher kennen zu lernen. Auf dreißig Stunden Wegs erstreckte sich dieser Ausflug. Oft führte sie ihr Weg durch malerische und üppigreiche Landstriche, die mit der etwas einförmigen der Hauptstadt angenehm kontrastirten. Im folgenden Jahr um dieselbe Zeit wurde eine ähnliche Tour ausgeführt mit dem Blick nach geeigneten Orten, wo Schulen und Dorfpredigten ihren Anfang nehmen könnten. Nachdem der König im Monat März 1824 die Schulen seiner Residenz in Eine vereinigt hatte, die unter dem Namen „Missionsseminar" eine Musterschule für alle andern in seinem Lande werden sollte, begannen Jeffreys eine neue Missionsstation und Schule zu Ambatomanga, einem Dorfe, etwa acht Stunden östlich von Tananariwo. Sieben weitere Dorfschulen in der Nachbarschaft folgten nach, in welchen bereits die besten Schüler der Missionare als Lehrer angestellt werden konnten. Bald war die Zahl der Schulen 22. Die der Hauptstadt zählten jetzt 268 Schüler, darunter 40, die das Englische lernten, alle Schulen zusammen gegen 2000.

Ein weiterer Schritt geschah durch die Predigt in der Landessprache, in welcher auch allsonntäglich Gottesdienst gehalten wurde. Jeffreys besonders machte reißende Fortschritte in der Sprache, zum Erstaunen der Eingebornen, die ihm nicht selten zuriefen: „Du hast sehr schnell sprechen lernen." Ein Einblick in seine Thätigkeit ist uns durch sein Tagebuch vergönnt. Schon unterm 27. September 1823 lesen wir da: „Nach dem Morgengottesdienst verließ ich das Haus, um ein zwei Stunden entferntes Dorf zu besuchen. Unterwegs begegnete ich einer Anzahl Männer, die für den König im Walde Holz zu holen giengen. Ich wollte diese Gelegenheit benützen und frug sie, ob sie einige Augenblicke stille stehen könnten, um mich von Gott sprechen zu hören. Sie bejahten es, und ich sprach ihnen von dem großen Schöpfer, seiner Macht, Weisheit und Güte, dann von des Menschen Fall und der Nothwendigkeit eines Erlösers, hierauf von Christo selbst und seiner Erlösung und von seiner Bereitwilligkeit, Alle

zu retten, welche zu ihm kommen. Hunderte hörten mit Aufmerksamkeit und augenscheinlichem Interesse zu. Möchte es sich erproben, daß guter Same in gutes Erdreich gefallen ist!" Und vom 12. Oktober: „Diesen Nachmittag predigte ich in einem benachbarten Dorfe. Mein Geist wurde ganz erfrischt durch die Willigkeit, mit welcher die Leute zu hören kamen. Nachdem ich meine Ansprache geendigt hatte, fragte ich sie, ob sie mit mir niederknien und beten wollten, was Alle thaten. Möchten doch bald Einige fragen: was muß ich thun, daß ich selig werde?"

Nicht lange sollte seine treue Arbeit währen. Zu Anfang des Jahres 1825 fühlte sich seine Gattin sehr angegriffen. Eine Reise nach Mauritius zur Erholung ward für nothwendig gefunden und im folgenden Juni ausgeführt. Zehn Tage nach ihrer Einschiffung in Tamatawe klagten Jeffreys und sein ältestes Töchterlein über Kopfweh, am andern Tage schon mußte die betrübte Mutter ihrem Kinde die Augen zudrücken und es in die Tiefe des Meeres versenken. Noch einige Tage, und auch Jeffreys hatte seinen Lauf vollendet. Als sein Ende sichtlich heranrückte, frug ihn seine Gattin: „Bist du getrost beim Anblick des Todes?" — „Sehr getrost," erwiederte er, „Christus ist sehr köstlich. Ich liebe dich und die Kinder, aber meinen Heiland lieb' ich mehr. Bei ihm zu sein, wird viel besser sein. Ich überlasse dich Gott, der ein Vater ist der Waisen und ein Richter der Wittwen." Jeffreys ruht unter den Wellen, die Afrika's Küsten umrollen. Die Wittwe kehrte über Mauritius in die englische Heimath zurück.

Inzwischen war auch Hastie in seinen Bestrebungen, Land und Volk der Insel moralisch und ökonomisch zu heben, unermüdet thätig gewesen. Er hatte den König zu einer Ackerbau- und Handelskolonie in Foule Point vermocht. Unter dem Prinzen Rafaralahy, der auf Mauritius seine Bildung erhalten, sammelten sich dort 2000 Madagassen mit einer Schutztruppe von einhundert Mann. Wälder wurden gelichtet, Häuser gebaut, der Boden urbar gemacht und bebaut. Farquhar, der sie im Jahr 1823 besuchte und eine ansehnliche Kolonie vorfand, sagt: „Sie haben daselbst bereits den Pflug eingeführt und ihre Ochsen zum Zuge desselben gewöhnt, wozu ich ihnen Lehrmeister und Modelle von Ackerwerkzeugen von Mauritius gesandt. Es gereicht

mir zu wahrer Befriedigung, sagen zu dürfen, daß ihre Felder nun wohl bebaut sind und einen raschen Ertrag verheißen, ihre Anstrengungen und ihren Fleiß zu belohnen. — Wir waren über die Reinlichkeit und den Comfort der Leute zu Foule Point sehr erfreut, sowie über die trefflichen Straßen; und die Güte und Gastfreundschaft des Häuptlings und seiner Leute kann nicht genug gerühmt werden." Unmittelbar zuvor war Farquhar Zeuge der ersten landwirthschaftlichen Ausstellung zu Tamatawe gewesen. Jean René, der gleichfalls in Radama's Kulturbestrebungen eingieng, hatte Farquhar in eine große Volksversammlung eingeführt, wo ihm die verschiedenen Produkte des Landes und des Fleißes seiner Bewohner unter feierlichen Reden vorgezeigt wurden. Der König setzte überdieß Prämien auf die besten Erzeugnisse aus.

Auch auf die Reinlichkeit der Hauptstadt wirkte Hastie hin und auf Anlegung von Straßen, wenn auch nicht bis hinab zur Meerküste, so doch in die nächste Nachbarschaft. War es bisher ein altbergebrachtes Recht gewesen, daß Jeder, der sich um König und Volk verdient gemacht, sammt seiner Familie und seinen Nachkommen dem Landesgesetze nicht unterworfen war, was dem Hang zur Trägheit und dem Diebstahl besonderen Vorschub leistete, so sollte dieses Vorrecht fortan aufgehoben sein, und jeder Dieb zur Strafe bei öffentlichen Arbeiten beschäftigt werden. Wer mehrere Tage in trägem Müssiggange sich überraschen ließ, dem blühte das gleiche Loos. Gewisse, dem Fleiß nachtheilige Bestimmungen über Kleidertracht und Speisegenuß wurden gleichfalls abgeschafft. Nur der Adel sollte hierin ein Vorrecht haben. Mit dem gleichen Vorbehalt durften den Todten keine Schmucksachen und unnöthigen Kleidungsstücke mehr mit ins Grab gegeben werden, wodurch die Madagassen ihre Achtung und Liebe gegen den Dahingeschiedenen an den Tag legten, was aber nicht Wenige in Armuth und Sklaverei brachte. Zuvor schon hatte Radama durch den Prinzen Rataffe in den bereits unterworfenen östlichen Küstenprovinzen in großen Kabars erklären lassen, daß hinfort alles Plündern und Berauben, alle Fehden unter Häuptlingen und Volk ruhen, alter Haß in ewige Vergessenheit begraben sein und jeder ererbte oder erworbene Besitz in den Händen der gegenwärtigen Eigenthümer bleiben, alle Dawiderhandelnden aber aufs strengste gestraft werden sollten. Noch mehr. Hastie hatte die Befriedigung, daß der König Alle für Mörder erklärte, welche die an einem sogenannten

unglücklichen Tage geborenen Kinder aussetzten oder tödteten. Nur mit der Abschaffung der allgemeinen Landesplage, der Tangena, drang er nicht durch. Ueberhaupt war und blieb der König ein Heide. Vor jeder Kriegsunternehmung wallte er zum Grabe seiner Väter und betete dort um glücklichen Erfolg. Von seinen Zauberpriestern war er sehr abhängig; doch wußte er sie auch zu Schanden zu machen und sich über ihren Spuk wegzusetzen. So als er im Jahr 1824 aus einem Kriege gegen die Sakalawen siegreich zurückkehrte und ihm bedeutet ward, es sei gerade ein unglücklicher Tag, er könne heute nicht in seine Hauptstadt einziehen, da bewies er es ihnen mit der That, daß er es kann und will.

Mit dem Ebengenannten haben wir schon angedeutet, daß neben seinen friedlichen Bestrebungen die Geschäfte des Krieges fortgiengen. Seine Eroberungsplane verfolgte er mit größter Energie. Jedes Jahr brachte einen Feldzug, und mit seinen europäisch geschulten Truppen, General Brady an der Spitze, war er im Ganzen immer im Vortheil, wenn nicht das Fieber ihm seine Leute decimirte. Hastie begleitete öfters seinen königlichen Freund, verhütete nicht selten barbarische Grausamkeiten, und manchmal gelang es ihm, ehe es zum Ausbruch der Feindseligkeiten kam, durch friedliche Vermittlung die Oberherrlichkeit Radama's zur Anerkennung zu bringen. So huldigten ihm die Nordprovinzen, die ihm vor seinem Siegesruhme so zu sagen ohne Schwertstreich zufielen. Längeren Widerstand gab es im Südsakalawenland (Königreich Menabé) und im Nordsakalawenland (Iboina), die, ehemals mächtige Reiche, es nicht so bald verwanden, den Howa's, diesen Emporkömmlingen, unterworfen zu sein, auch dann noch nicht, als Ramitraha, der König der Südsakalawen, Radama seine Tochter Rasalimo zur Ehe anbot. Radama gieng darauf ein und hielt mit der Königstochter feierlichen Einzug in seiner Residenz. Die Großen jenes Landes, die sie begleitet hatten, sahen die Kulturfortschritte in Tananariwo und kehrten reichbeschenkt wieder heimwärts. Die erhaltenen Sämereien und Gewächse aber warfen sie unterwegs fort mit dem Bemerken: „Wozu soll uns das nützen? wir haben Ueberfluß daran im eigenen Lande.“

Die eroberten Provinzen aber zu gleicher Kulturstufe emporzuheben, damit war es ihm gleichfalls voller Ernst. Er pflegte überall zu erzählen, was bei ihm in dieser Beziehung bereits geschehen, und lud die Häuptlinge ein, ihre Kinder zur Erziehung nach Tananariwo zu sen-

den, womit es ihnen freilich keine Eile hatte. Haftie hatte ihm gerathen, in allen Häfen und Buchten der Insel Militärposten anzulegen, um des gewonnenen Landes sicherer zu sein. Aus gleichem Grunde setzte er über die unterworfenen Landestheile seine Getreuen als Gouverneure mit entsprechender Militärmacht. Dabei wurde im Erobern fortgefahren. So wurden nach und nach die Provinzen Antsianaka, Betsileo, diese südlich, jene nördlich von Ankowa, ferner Antewa und Wangaibrano, ja selbst Fort Dauphin dem Howa-Reiche einverleibt. In die letztgenannten Provinzen war der König niemals selber mitgezogen, er hatte die Eroberung seinen Generalen überlassen, wobei es denn auch im Ganzen grausamer zugieng, als früher. Einige der Anführer hatten sich noch überdieß an der Beute vergriffen, weßhalb der König, sobald dieß vor seine Ohren kam, dieselben hinrichten ließ. Bald nach der Besitznahme von Fort Dauphin lief eine Klage des französischen Gouverneurs von Bourbon ein, Radama habe die französische Flagge daselbst wegnehmen lassen, und nicht lange darnach hieß, es sei dort Alles im Aufstand. Radama antwortete mit verstärkter Streitmacht. Ueberhaupt war man französischerseits nicht gut auf ihn zu sprechen. Schon bei seinem Aufenthalt in Foule Point (1823) hatte er die Franzosen abgewiesen und erklärt, er sei der Herr der Insel. Und noch früher hatte er den katholischen Priestern zu St. Denis auf Bourbon ähnlichen Bescheid gegeben, als sie, durch die protestantische Mission eifersüchtig geworden, sich auf Madagaskar einnisten wollten. Es sollte bei ihm Alles nach einem einheitlichen Plane gehen, und wenn er die Engländer in jeder Weise begünstigte, so hatte er seine gerechten Gründe dazu.

Bis in des Königs Todesjahr (1828) gieng die Eroberung fort und die Beschwichtigung der immer wieder rebellirenden Provinzen. Aber schon nach seiner siegreichen Heimkehr aus dem Nordsakalawenland (1824) hatte er in einer großen Volksversammlung, das noch nicht Eroberte vorausnehmend, gesprochen: „Die ganze Insel ist jetzt mein, beherrscht von Einem König, regiert nach denselben Gesetzen, und hat denselben Dienst zu thun. Hinfort sind keine Kriege mehr. Gewehre und Speere mögen jetzt schlafen gehen. Ich bin der Vater der Waisen, der Beschützer der Wittwen und der Unterdrückten, der Rächer des Bösen und Unrechts, der Belohner des Guten und Rechten. Hier sind Soldaten, um die Rebellen zu unterdrücken, falls sich einer erhöbe, und euch und eure Kinder, euer Leben und euer Eigen-

thum zu beschützen. Aus Rücksicht gegen euch müßt ihr jetzt arbeiten, das wüste Land bebauen, und pflanzen, was ihr könnt, — Reis, Waizen, Gerste, Maniok, Kartoffeln, Baumwolle, Hanf, Flachs und die neueingeführte Seide. Wenn ihr den Boden nicht bearbeitet, so seid ihr wie der kleine Ochse vor euch, ohne Vater und Mutter oder sonst Jemand, der für euch sorgt. Binsen*) wachsen aus der Erde, und Gold und Silber werden nicht auf euch vom Himmel niederregnen."

Mittlerweile waren den Missionaren ihre ersten Arbeitsjahre vorübergegangen. Sie hatten dieselben mit den auf jedem neuen Missionsfelde stereotyp wiederkehrenden Vorarbeiten verbracht. Sie lernten die Sprache, faßten ihre Laute in englische Buchstabenschrift, welche der König genehmigte, schufen Grammatiken und Wörterbücher, übersetzten kurze Katechismen und Lieder in's Madagassische und begannen mit der Uebersetzung einzelner Theile der Heiligen Schrift. War in ihrer 1823 erbauten Kapelle anfangs nur englischer Gottesdienst gehalten worden, so geschah dieß jetzt regelmäßig in der Landessprache, und nicht selten, anfänglich wohl aus Neugierde, überstieg die Zahl der Zuhörer 1000. Thüren und Fenster der Kapelle und der Hofraum waren besetzt. Die Königin und eine Schwester des Königs kamen öfters und die Leute sagten, daß jeder Sonntag in der Kapelle ihren eigenen Kabars gleiche. Die Schulen auf dem Lande mehrten sich, und um sie immer mehr in Flor zu bringen, zählte der König ihre Errichtung zu den ihm zu leistenden Diensten. Daß die Missionare eingeladen wurden, selbst zu Betsisaraina, dem Sitze des großen Götzen Rabehasa, eine solche zu beginnen, ist gewiß ein bemerkenswerthes Zeichen. Indeß konnte hier der Widerstand am wenigsten ausbleiben. Der dortige Lehrer, in der Erkenntniß des wahren Gottes unterwiesen und von der Thorheit und Sünde des Götzendienstes überzeugt, hatte eines Tages, wie es im ersten Eifer zu geschehen pflegt, unklugerweise sich vor seinen Kindern nicht eben in sehr respektvollen Ausdrücken über den Götzen Rabehasa ausgelassen. Er wurde darüber von den Dorfhäuptlingen streng getadelt. Allein er vertheidigte sich und behauptete, der Götze sei nichts, der Staub der Erde selbst

*) Besonders beliebt zu Mattengeflechten.

sei nützlicher als ihr Gott. Darüber ganz wüthend, schlug ihn einer sehr heftig. Die Sache wurde vor die Richter gebracht, die es schließlich für's Gerathenste hielten, den Lehrer von der dortigen Schule zu entfernen. Doch war damit die Sache noch nicht zu Ende. Als nicht lange darnach ein Gewitter mit Hagel sich entlud und ihre Reispflanzungen nicht wenig beschädigte, schrieben die Leute diese Kalamität dem Mißfallen des Götzen zu, der darüber zürne, daß die Kinder nicht mehr an ihn glauben. Sie drohten daher diesen mit schweren Strafen, wenn sie fortführen, ihren Götzen geringschätzig zu behandeln. „Wir haben euch ernährt," sagten die Eltern, „und aufgezogen bis auf diesen Tag, und nun verlasset ihr die Gebräuche eurer Väter. Wir geben euch Zeit, darüber nachzudenken, und wenn ihr euch nicht entschließet, bei unsern Wünschen und Gewohnheiten zu verharren, so werden wir euch beim König anklagen." — Die Kinder erwiederten: „Wir können euch nicht verhindern, beim Könige Klage zu führen, aber wir sind gelehrt worden, die Wahrheit zu sagen, und wenn wir, euch zu Gefallen, mit den Lippen bekennen würden, daß wir an den Götzen glauben, so können wir dieß doch in unsern Herzen nicht." Die erbitterten Leute aber sammelten so viel Hagelsteine, als sie vermochten, und warfen sie in das Schulzimmer. Und als sie nachgehends ihre Steuern in der Hauptstadt entrichteten, ergriffen sie die Gelegenheit, beim Könige sich über die schlimme Tendenz der Schulen zu beschweren. „Unsere Kinder," sagten sie, „verlassen die Gebräuche unserer Vorfahren und unsere Götter." — „Habt auf eure Arbeit Acht," war des Königs Antwort, „und eure Kinder laßt auf ihren Unterricht Acht haben." Eine gleich charakteristische Antwort gab er, als etwas später Einige aus demselben Dorfe auf ihn warteten, um von ihm ein Stück seines Tuch zu erbitten, um damit diesen ihren Götzen zu bedecken. „Was," erwiederte Radama, „er muß in der That sehr arm sein, wenn er sich selbst nicht ein Stück Tuch verschaffen kann. Ist er ein Gott, so kann er selber für seine Kleider sorgen."

Dennoch machten Klagen ähnlicher Art, die von verschiedenen Seiten laut wurden, den König bedenklich, so daß er Jones sagen ließ: die Missionare seien zu thätig und eifrig. Wenn sie mit solcher Eile fortführen, die Leute zu unterrichten, so würden sie die Welt umkehren. Sein Volk hange hartnäckig an seinen alten Gebräuchen, und könne es nicht ertragen, von einem Gotte zu hören,

der höher sei als seine Götter, und von einer Religion, welche nicht die ihrer Väter sei. „Die Schulen möchten daher nur sachte vorwärts gehen, sonst würde er sein Reich nicht mehr sicher glauben.“ Aehnlich drückte er sich bald darauf gegen Hastie aus. „Ich kenne mein Volk. Es bewundert alles Neue und von den Weißen Eingeführte, ohne doch den durchschlagenden Wunsch zu haben, dieselben Künste sich anzueignen und Aehnliches zu produciren. — Es gewährt mir Vergnügen, einen britischen Agenten als Rathgeber zu besitzen und britische Missionare, mein Volk zu lehren. Ich wünsch' es, ich wünsch' es ernstlich, daß mein Volk in den Kenntnissen fortschreite. Laßt mich nicht zu langsam gehen, damit ich mein Ziel nicht verfehle, aber auch nicht zu schnell, damit ich nicht strauchle; denn wenn einer mit aller Macht zu rennen sich bemüht, so kann er, wenn ein Anderer ihm einen Stoß giebt, leicht fallen.“

Uebrigens gieng die Sache lange nicht so rasch vorwärts, als es dem Könige schien. Doch durften die Missionare manche erfreuliche Wahrnehmung machen. So als sie im August 1825 eine Gebetsversammlung zum Besten der madagassischen Jugend begannen, in welcher nur madagassisch gebetet werden sollte, da vereinigten sich mit ihnen aus freien Stücken mehrere ihrer Schüler, und die kindliche Einfalt und tiefe Inbrunst, in welcher sie die Segnungen Gottes über sich und ihre Landsleute herabflehten, mußte innig wohlthun. Bald wurden diese Gebetsversammlungen auch auf die Dorfschulen ausgedehnt. Erfreulich war ferner die Stiftung einer Schulmissionsgesellschaft, die für die Bedürfnisse sämmtlicher Schulen Sorge tragen sollte. Gleich wurden für sie 137 Thlr. gezeichnet und Gaben im Belang von 165 Thlr. liefen ein. Hastie schoß 100 Pf. St. vor. Der König gab 50 Thlr. Ein Gebäude wurde errichtet und eine öffentliche Leihbibliothek für Alle, die lesen konnten, angelegt, und als im November 1827 die langersehnte Missionspresse angekommen war, konnten die druckfertigen Manuskripte der Missionare nach und nach in die Druckerei wandern. Die erste Druckprobe waren die 23 ersten Verse des ersten Kapitels des ersten Buch Mosis, die in 1500 Exemplaren verbreitet wurden. Dann folgte ein Liederbuch in 800 Exemplaren, ein ABC-Buch in 2200, ein Katechismus in 1500, und bald kamen die vier Evangelien in 3000 Exemplaren hinzu. Der König und die königliche Familie hatten eine besondere Freude an der Presse und ihren Arbeiten, und jener ordnete alsbald an, daß

fortwährend sechs bis acht junge Madagassen in der Druckerei beschäftigt würden. Ein ermuthigender Anblick waren sicher auch die 2000 Schüler, die der König mit ihren Lehrern nach der öffentlichen Prüfung im März 1826 auf dem freien Platze der Stadt um sich versammelte, die Liste der Dörfer vorlas, in denen sich bereits Schulen befanden, und mit einer Ansprache sie verabschiedete, in welcher er die Fleißigen lobte, die Trägen zum Eifer spornte. Auch kam weitere Hülfe aus der englischen Heimath: David Johns mit Frau an die Stelle des dahingeschiedenen Jeffreys, Cameron und Cummins gleichfalls mit ihren Frauen, und der in Manchester erzogene Madagasse Raolombelona. Sie begleitete Hastie im Sept. 1826 in die Hauptstadt, und im gleichen Monat des folgenden Jahres wurde Missionar Freeman mit Familie in Tamatawe vom König selbst begrüßt, wo sich dieser längere Zeit zu Last und Lust aufhielt. Dort war im Jahre zuvor der bei Radama vielgeltende Häuptling Jean René gestorben. Bis dessen Neffe Berora aus Paris zurückkomme, sollte Prinz Coroller, einer der Generäle Radama's, das Fürstenthum Tamatawe verwalten. Dieser war der Sohn eines Weißen auf Mauritius und einer Madagassin aus René's Familie. Klein und mißgestaltet, aber aufgeweckten Geistes stand er als Rathgeber bei den hervorragenden Männern der Howa's in großem Ansehen. Seine Lieblingslektüre war „der Fürst" des Machiavelli, den er immer in der Tasche trug und je und je den Häuptlingen vorlas.

Ein empfindlicherer Schlag aber traf Madagaskar noch in demselben Jahre durch den Tod Hastie's (im Oktober). Der König mit dem gesammten Hofstaate und allen Würdeträgern des Reiches, sowie eine ungeheure Menschenmenge folgten dem Sarge, der auf dem Gottesacker der Mission eingesenkt ward, wobei Jones die Trauerrede an die Versammelten hielt. Der König aber, der den Tod seines Freundes eigenhändig dem Gouverneur auf Mauritius meldete, sprach die bedeutungsvollen Worte: „Ich habe viele meiner Leute, viele meiner Soldaten, die meisten Offiziere und verschiedene Andere aus dem höchsten Adel verloren, aber dieß ist nichts in Vergleich mit dem Verluste Andrian-Asy's."*) Und in der That mit Hastie's Tode schien Radama's Schutzgeist von ihm gewichen zu sein. Schon seit einiger Zeit bemerkten die Missionare mit Schmerz, wie sich der König

*) d. h. Fürst Hastie.

dem Trunke und einem ausschweifenden Fleischesleben dahingebe. In den beiden letzten Jahren seines Lebens erreichte dieß den höchsten Grad. Dadurch brach aber auch seine sonst so feste Konstitution zusammen. Bei der jährlichen Schulprüfung am 8. Febr. 1828 war er nicht mehr anwesend. Er ließ sich durch Prinz Coroller und einige andere Palastbeamte vertreten und berichten. Am Schlusse der ersten Tagesprüfung kam eine Botschaft vom Könige des Inhalts, die aus der Schule Entlassenen möchten sich ihre Kenntnisse zu erhalten streben, am Sonntag dem öffentlichen Gottesdienste anwohnen und fortfahren den biblischen Katechismus zu lernen, mit dem Beifügen: wenn sich Personen fänden, welche getauft oder durch die Missionare getraut zu werden wünschen, so solle es ihnen vollkommen freistehen. Das war ein bedeutender Fortschritt. Denn bis dahin hatte noch keine Taufe stattgefunden. Etwa fünfzig wirklich bekehrte Madagassen waren auf sie vorbereitet. Am 18. desselben Monats feierte die Schulmissionsgesellschaft ihr erstes Jahresfest. Die Zahl der Schulen belief sich jetzt auf 32 mit 44 Lehrern, die der Schüler auf 4000. Auf des Königs Befehl sollten 14 weitere Schulen hinzukommen, und ehe das Jahr sich schloß, war die Schülerzahl auf 5000 gestiegen. Außer diesen konnten bereits mindestens ebensoviele lesen. Acht der Bestgeschulten wurden ausgewählt, um hinfort die Missionare als Katechisten zu unterstützen. Gottesdienst wurde am Sonntag drei Mal gehalten, bald nach Sonnenaufgang Katechismusunterricht, im Laufe des Vormittags Predigt und Nachmittags Gebetsversammlung. Auch wurde mit dem Frühling ein Lesekursus begonnen, um die reifere Jugend in der christlichen Erkenntniß zu fördern, und den anwesenden Lehrern zu zeigen, wie man dieselbe den Schülern beizubringen habe. Die neugedruckten Schriften aber wanderten bereits in verschiedenen Richtungen durch die Insel, „die Quelle lebendigen Wassers inmitten dieses dürren Landes eröffnend.“ Und fügen die Missionare hinzu: „Mögen die genesungbringenden Ströme in Kurzem in tausend Kanälen durch die Wüste fließen, und sie in einen Garten Gottes wandeln!“

Dieß war der vielversprechende Stand der Mission, als in den Monaten Mai und Juni unheimliche Gerüchte von der sinkenden Gesundheit des Königs sich verbreiteten. Die am 22. Juli in Tananariwo eintreffende Deputation, bestehend aus Tyerman und Bennet, die von der Londoner Missionsgesellschaft in die Südsee abgeordnet war,

und die im Vorübergehen das Werk auf Madagaskar sehen wollte, konnte er schon nicht mehr empfangen. Missionar Jones sah ihn nach diesem Tage noch einmal, konnte aber seine Gesichtszüge kaum noch erkennen und seine mühselig hervorgebrachten Worte kaum mehr verstehen. Zwei Tage darauf, am 27. Juli 1828, war der König nicht mehr. Er hatte sein Leben nicht viel über 36 Jahre gebracht. Allein noch wurde sein Tod sorgfältig verheimlicht. Jeden Nachmittag spielte die königliche Musikbande im Schloßhofe, um jeden Verdacht ferne zu halten. Dienstag, den 29. Juli, ward eine große Volksversammlung zusammengerufen, um den Eid zu leisten, daß sie denjenigen anerkennen werden, welchen der König als seinen Nachfolger zu bestimmen geruhe. Der König habe in Folge seiner zunehmenden Krankheit diese Maßnahme zu treffen gewünscht. Am 1. August, als die Missionare gerade den Deputirten Tyerman begruben, gieng das Gerücht, die Königin Ranawalona habe den Thron eingenommen, und am dritten August wurde den zusammengeströmten Volksmassen offiziell verkündigt, der König sei zu seinen Vätern gegangen und seine Gattin ersten Ranges ihm in der Regierung gefolgt. Radama's Verbot berauschender Getränke ward unter Androhung der Todesstrafe bestätigt, dabei aber wurden gleich Anordnungen in Betreff der Leichenfeierlichkeiten kund gethan, die ein volles Aufleben der alten Gebräuche zeigten. Jeder, weß Standes, Alters und Geschlechts er auch war, mußte das Haupt bescheeren, mit alleiniger Ausnahme der Königin, einiger ihrer Hofdiener, der Götzenhalter und Europäer. Alle weiblichen Bewohner der Hauptstadt und des Landes mußten „mitomany“, d. i. Todtenklage halten und weinen, was sie mit beschorenem Haupte und entblößten Schultern im Hofraume erscheinend, sich zur Erde niederwerfend ausführten. Niemand durfte während der langen Trauerzeit sich schmücken oder salben, die Lamba auf der Erde nachschleppen, einen Hut tragen oder in den Spiegel blicken. Die Lamba aber müsse reinlich sein, denn der König habe die Reinlichkeit geliebt. Niemand soll ein Pferd besteigen oder sich in einem Sessel tragen lassen. Alle Arbeiten und Gewerbe müssen ruhen mit Ausnahme des Reisbaues, damit keine Hungersnoth entstehe. Keiner darf den Andern grüßen, noch sich mit ihm unterhalten, kein Instrument spielen, nicht tanzen, nicht singen. Alle Liebkosungen zwischen Verheiratheten und Unverheiratheten während der Tageszeit sind verboten. Niemand darf in einem Bette schlafen, auf der bloßen Erde muß er liegen, darf

sich keines Stuhls oder Tisches bedienen. Das Haar muß drei oder vier Mal zur offiziell bestimmten Zeit abgeschnitten werden. Wer am Palast vorübergeht, muß seine Hand in das in einem Kanoe befindliche Wasser tauchen, das durch Erde vom Grabe des Vaters Radama's geweiht ist, muß davon ein wenig aufs Haupt thun und ein wenig verschlucken, was dem Eid der Treue gleich kommt.

Die Mauern des Palastes waren mit weißem Tuche bedeckt — weiß ist die Trauerfarbe auf Madagaskar — die Gemächer waren mit Karmesin und purpurrother Seide ausgeschlagen, die Thorwege mit Scharlach verhangen, das Dach, unter dem der König ruhte, gleichfalls mit karmesinrothem Tuche bedeckt. Truppen bewachten den Hofraum. Die Offiziere und Musiker trugen eine weiße Lamba über ihrer Uniform und einen Trauerflor am Arme. Allhalbstündlich wurde eine Kanone und anderes Gewehr abgefeuert, und die Königin ließ eine enorme Anzahl Ochsen unter das Volk vertheilen. Am 11. August wurde der Leichnam des Königs von seinem Palaste Tranowola nach dem Palaste Besakana gebracht. Um neun Uhr verließen jenen die königlichen Verwandten, die Prinzessinnen und Frauen der Richter, und zogen sich, getragen von ihren Dienern, unter langsam feierlichem Trommelschlag weinend zurück. Es war der Abschied von den königlichen Ueberresten. Um 11 Uhr wurde der Sarg, bedeckt von einem mit Goldspitzen besetzten Scharlachtuche, nach gedachtem Palaste unter dem Spalier der Truppen von 60 Offizieren getragen. Generalmajor Braby, Prinz Coroller, der Vorsteher der Arbeiterwerkstätten, Louis Gros und Missionar Jones hielten die Enden des Bahrtuches. Alle anwesenden Europäer schlossen sich dem Zuge an. Der ganze Weg war mit blauem Tuche belegt. Sobald man am Ziele angekommen, wurde ein Ochse abgeschlachtet. Mitten im Hofe war ein prächtiger Katafalk aufgeschlagen, mit einer Balustrade umgeben, deren Säulen mit Scharlachtuch und Goldstickereien umwunden waren, und an denen überdieß die silbernen Lampen und goldenen Leuchter Radama's hiengen. Auf der Plattform ward der Sarg niedergelassen und mit einer Militärwache beehrt. Am folgenden Tage wiederholte sich ähnliches Leichengepränge und erst Abends sechs Uhr fand die Beisetzung statt. Der Leichnam ward jetzt in einen silbernen Sarg gelegt, zu dessen Anfertigung man 14,000 Dollars eingeschmolzen. Er trägt die Inschrift: Tananariwo, 1. August 1828. Radama Mandschaka, der unter den Fürsten seines Gleichen nicht hatte, Sou-

veràn der Insel. Die Gruft hatte dreißig Fuß ins Geviert und sechzehn Fuß Höhe. Oben war die eigentliche Grabeskammer. Sie war reich verziert, mit einem Tisch, zwei Stühlen, einer Flasche mit Wein, einer mit Wasser und zwei Trinkbechern versehen, damit, wenn der Schatten des Königs mit dem seines Vaters da zusammentreffe, er ihm mit dem aufwarten könne, was er im Leben geliebt. Zuvor aber waren schon, altem Brauche gemäß, alle kostbaren Geräthe Radama's hineingemauert worden: Kleider, Wäsche, Hüte, Stiefel, Sporen, silbernes und goldenes Tischgeschirr, chinesisches Porzellan, Taschen-, Stand- und Spieluhren, Tabaksdosen, goldene Ketten, Diamantringe, Edelsteine und andere Schmucksachen, Pulverhörner, Wurfspieße und Lanzen, Schwerter und Dolche, endlich auch Porträts von Friedrich dem Großen, Napoleon, Ludwig XVIII und dem König von England. Dazu kamen noch 10,300 spanische Thaler, und auf dem Grabe wurden sechs von des Königs Lieblingspferden geopfert. Die Königin aber hatte über 13,000 Ochsen theils schlachten, theils unter die Menge vertheilen lassen. So war der größte Fürst der Insel fürstlich zu Grabe gebracht. Schließen wir unser Gemälde ab, indem wir den früheren Zügen in dem Bilde Radama's noch einige zur Vervollständigung hinzufügen, wie uns dieselben Prinz Coroller an die Hand giebt.

„Radama," schreibt er, „war etwa fünf Fuß hoch, schlank und zierlich von Gliedern, seine Gestalt im Ganzen wohl proportionirt. Seine Hautfarbe war olivengelb, sein Haupt rund, sein Gesicht oval mit angenehmem, oft lächelndem Ausdruck. Sein rabenschwarzes Haar hieng lang und gekräuselt herab, das kleine Auge war funkelnd, die Nase platter als bei Europäern, aber nicht in dem Grade, wie bei den andern Insulanern. Er hatte breite Schultern und eine hübsche Hand. Radama war sehr gesprächig, seine Konversation angenehm und fesselnd, dabei war er schlauen und listigen Geistes, von nicht geringer Naturbegabung und großem Wissensdurste. Ueber die Maßen eitel, ruhmsüchtig und ruhmredig, liebte er Pomp und Pracht. Der Schmeichelei war er zugänglich, Widerspruch konnte er keinen ertragen. Lebhaften und zornigen Gemüths, dabei tapfer, unerschrocken und stürmisch, ließ er sich oft zu entsetzlichen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten hinreißen. Er ermuthigte Späher und Angeber und gieng zuweilen selber verkleidet in der Stadt umher, um zu horchen, was die Leute Abends in den Häusern redeten. Gegen Besiegte war

er im Allgemeinen großmüthig und freigebig; wo es dem Pompe galt, verschwenderisch, in andern Dingen wieder karg und habsüchtig. Er war ein berühmter Jäger, guter Schütze und stattlicher Reiter. Sein herrschender Wunsch war, draußen in der Welt gelobt zu werden, und diese seine schwache Seite wußten die Europäer an seinem Hofe wohl zu benützen. 'Sire, was sind Sie im Begriffe zu thun? Was werden die Zeitungen und Geschichtsschreiber über Sie sagen, wenn Sie Ihren Ruf durch solche Akte der Ungerechtigkeit beflecken?' Eine solche Hindeutung (auf die Times insbesondere) genügte; sein Zorn legte sich, er dankte wohl auch dem Europäer und verwandelte eine Todesstrafe in Gefängniß oder gar in Begnadigung. In den letzten Jahren seines Lebens ergab er sich Trunk und Schwelgerei bis zum Uebermaß und kürzte sein Leben in nächtlichen Gelagen und Orgien." — Und fügen wir hinzu, nach menschlichem Dafürhalten sank er viel zu frühe in's Grab. Hätte er noch einige Jahrzehnte regiert, so würde ohne Zweifel das Christenthum eine weite Verbreitung auf der Insel gewonnen haben. Es sollte nach Gottes Rath eine andere Macht das bis jetzt vorhandene Christenthum läutern und erweitern. Welche? Dieß zu zeigen, wird unsre nächste Aufgabe sein.

Die Mission vor dem Richterstuhl der Immanenz.

(Schluß.)

6. Die Untüchtigkeit der Missionare.

Doch wer weiß, am Ende ließe sich Langhans auch eine Mission unter den civilisirten Völkern gefallen, wenn nur rechte Leute, lauter Egede's, Judson's, Williams ꝛc. hinausgesandt würden. Was aber kann durch „jene seufzenden, phrasenmachenden, gefühlsschmächtigen, weltfremden und unselbständigen Jünger" erzielt werden, „welche der Pietismus zum Aufbau seines Reichs bedarf?" (342.) Machen doch, China etwa ausgenommen, die Missionare in allen übrigen Ländern aus der Unwissenheit ein Gewerbe (175). Vernachlässigen sie nicht alle weltliche Bildung, wie kann da noch von theologischer Bildung die Rede sein? (336.) Sie hassen ja von allem

Weltlichen nichts so von Herzen, wie Bildung und geistige Anstrengung! (354.) Denn weltflüchtig, bildungsfeindlich ist der Pietismus, bildungsfeindlich müssen auch seine Früchte sein (341). Der großen Mehrzahl nach sind die Missionare rechtliche Männer (397), aber durchgängig dem Müssiggang ergeben (402).

Ich stimme Langhans in dem Einen Wunsche bei, daß doch die besten Männer in die Mission hinausgehen möchten. Es gibt leider viele schwache Missionare, wie die Kommitteen allerwärts mit Schmerzen bekennen; wackere Leute, die aber nicht viel ausrichten. Die Frage: und wer ist hiezu tüchtig? ist noch nicht gehörig beantwortet, seit Paulus (2 Cor. 2) sie angeregt hat. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß alle Leiter des Missionswerks mit Freuden ihr Missionshaus schließen und sich mit Aussendung der von Gott ihnen angebotenen Männer begnügen würden, wenn sie einen Weg wüßten, die trefflichsten Kräfte zu bekommen. Es fragt sich nur: wie bekommt man die besten Leute?

Von der eigentlich klassischen Bildung, von einem gründlichen Eingehen in das Reich der Ideale, „welches den Geist ewig frisch erhält,“ vom Eingehen in alle Schmerzen und Freuden der neuen Wissenschaft erwartet Langhans die selbständigen, denkfähigen, aufgeklärten, humanen Theologen, welche der Mission aufhelfen könnten. Nun verachten wir keinen Bildungsgang und bleiben ungerührt von den Deklamationen, mit denen Langhans zu beweisen sucht, die Mission fürchte sich vor dem Wissen als solchem. Aber wir halten es für einen Aberglauben, wenn der Kritiker meint, zu einer praktischen Thätigkeit, wie die Mission ist, gebe es nur Einen schmalen Weg, nämlich den durch die Universität. Wie viel Theologie hat denn wohl der sel. Williams in die Südsee mitgenommen? Ein 20jähriger Schlossergeselle, seit zwei Jahren bekehrt, dann Sonntagsschullehrer und bis auf die Letzte mehr in allerlei Werkstätten, als in Büchern forschend und bewandert, — so ist er hinausgefahren und dennoch ein trefflicher Missionar geworden. Der Schreiber-Incipient und Oekonom Rhenius, der nur 15 Monate lang sich unter Jänicke vorbereitete, ehe er ordinirt wurde, hatte wohl die Lücken seiner Vorbildung manchmal zu beklagen und sein Lebenlang daran auszufüllen. Nun dem stand lange ein freisinniger Theolog zur Seite, welcher deutsche und römische Klassiker mit rührender Anhänglichkeit kultivirte. Allein von diesem Theologen gieng nicht ein Zehntheil der Wirkung aus,

welche die Thätigkeit des an Gelehrsamkeit ihm weit nachstehenden Rhenius hatte. Ein anderer Theolog, Jacobi, gieng mit Rhenius hinaus, von dem man in England wie in Deutschland sehr hoch dachte und sich großen Erfolg versprach. Dieser warf sich mit solchem Eifer auf die Erlernung der Tamilsprache, daß er, in der heißen Zeit in ein nasses Tuch gehüllt, Tag und Nacht fortstudirte, — in drei Monaten war er eine Leiche. Wie viele ähnliche Fälle ließen sich hier anführen, doch wir bescheiden uns mit dem alten Ausspruch: Das Wissen ist etwas sehr Gutes, aber das Können ist besser. Und für das **Können** haben wir einmal kein untrügliches Merkmal. Gefällt es Gott, so giebt er den rechten Mann für den rechten Platz, schenkt ihm Leben und Gesundheit und läßt ihn wachsen und gedeihen. Das fügt sich aber gewöhnlich so, daß hintendrein kein Mensch sich rühmen kann, den habe ich ausgefunden und da und dorthin gestellt, sondern es ist meistens durch viel menschliches Tappen und Irren gegangen. Es liegt uns also nicht an, zu beweisen, daß die Leiter unserer Missionsgesellschaften überall in der Auswahl, Ausbildung, Aussendung ihrer Missionare das Beste getroffen haben, sondern nur, daß Gott sich zu diesem Werke bekennt und unserer Schwachheit mit seiner Kraft aufhilft.

Theologen sind ja in ihrem Fach sehr brauchbar, und die verschiedenen Missionsgesellschaften haben auch des Dienstes solcher Männer nicht ganz entbehrt. Von der Universität Tübingen sind in 26 Jahren über ein Dutzend Kandidaten in den Dienst der Mission getreten, und andere deutsche Universitäten haben gleichfalls ihr Kontingent geliefert. Damit man sich aber nicht der Wissenschaft rühme, sondern nur Gottes, hat es sich so gefügt, daß die meisten größeren Erfolge nicht gerade den besten Theologen zufielen. Der theure Dr. **Ribbentrop** z. B., welchen Goßner aussandte, der edle, nun auch vollendete Superintendent **Sternberg** und andere Theologen der besten Art — sie haben keine Ernte erleben dürfen, wie sie ihren Brüdern Batsch, Schatz u. s. w. unter den Kols gegeben wurde. Kurz: die geistige Zeugungskraft, welche das eigentliche Wesen des Missionars ausmacht, ist an keinen Stand gebunden, und ohne Gottes Segen ist und bleibt auch die beste Arbeit ohne bedeutende Erfolge. Der Wind weht auch hier, wo er will. Da bekommen wir dann Respekt vor einem Manne wie **Jänicke**, der, obgleich früher Weber und niemals ein großer Theologe, Leute fand und hinaussandte wie

die beiden Albrecht und Schmelen für Afrika, Rhenius für Indien, Riebel und Schwarz für Celebes und andere mehr.

Dieß ist das Eine: die rechte Missionstüchtigkeit ist wie jede Lebenstüchtigkeit eine Gabe Gottes. Sind aber darum die gewöhnlichen Missionare rein „Nichts"? Wer hat denn das Evangelium zuerst nach Samarien oder Rom gebracht, wer nach Nordafrika oder Spanien? Wahrscheinlich sehr einfache, gewöhnliche Männer, deren keine Geschichte gedenkt, und doch war ihre Arbeit eine gesegnete. Wie würden, Paulus etwa ausgenommen, die Apostel selbst vor Langhans' Kritik bestehen? Er meint, wer nicht einmal ein schönes Deutsch zu schreiben wisse, könne doch im civilisirten Indien wenig ausrichten. Er verkennt aber erstens, daß von ganz einseitig gebildeten Menschen sogar auf Gebildete eine große Wirkung ausgehen kann, geschweige denn auf Leute, wie 99/100 aller Hindu's sind, und zweitens, daß das Leben eine fortgehende Schule ist.

Ich reiste nach Indien mit freiwilligen Handwerkermissionaren. Da war z. B. ein deutscher Schneider, den die Basler aufzunehmen Bedenken trugen, der Mühe hatte, ins Englische nothdürftig hineinzukommen und nun auf dem Schiff sich anstrengte, Hindustani-Vokabeln auswendig zu lernen. Dann zwei englische Schuhmacher, denen ich die Telugu-Grammatik etwas zu erklären suchte. Es kam dabei zu merkwürdigen Entdeckungen. Als ich ihnen einmal das Wort Manuschjudu vorsprach, was Mensch bedeuten sollte, weigerten sie sich entschieden, es nachzusprechen: es sei nicht richtig, gewiß nicht. Nun war ich weit entfernt davon, behaupten zu wollen, meine Aussprache sei vollständig korrekt; doch das konnte nachgeholt werden, vorerst handelte sich's nur um's Buchstabiren. Da fand sich endlich, daß die guten Leute meinten, ein einsilbiges Ding wie Mann oder Mensch könne doch in keiner Sprache durch ein viersilbiges Wort ausgedrückt werden. Dergleichen Bornirtheiten konnten Einen bedenklich machen. Der Schneider landete in Kalkutta und kam zu einem tüchtigen Sprachkenner, der ihm keine Ruhe ließ, bis er korrekt aussprechen lernte. Nach vier Jahren sah ihn Dr. Häberlin wieder, und kannte ihn kaum mehr, so eifrig hatte er sich in das Hindustani und andere Wissenszweige hineingeworfen. Den Koran hat er seither fast auswendig gelernt, weil er die Straßenpredigt unter Muselmanen für seine Hauptarbeit ansah. Er heirathete eine Angloindierin und wirkt noch im Segen als freier Missionar auf eigene Kosten. Seine deutschen Briefe

sind aber wohl seine schwächste Seite geblieben. — Die zwei Schuhmacher ließen sich im Telugulande nieder und machten auch anfangs Schuhe für englische Bekannte, um zu leben. Doch bald nicht mehr. Es gab zu viel Arbeit unter Jung und Alt; Freunde, die ihren Ernst sahen, unterstützten sie mit Gaben, und wenn es auch manchmal schwer gieng, es gieng. Sie haben eine bedeutende Gemeinde gesammelt, und der Ueberlebende, Bowden, wirkt jetzt, unterstützt von tüchtigen Nationalgehülfen, die er sich heranzog, in einer Weise, welche dem benachbarten amerikanischen Missionar Bewunderung abnöthigte.

Wollen wir nun auf dergleichen vereinzelte Erfahrungen eine neue Theorie des Missionsbetriebs gründen und etwa sagen: Nur frisch jeden hinausgeschickt, der gehen will? Gewiß nicht; die Versuche möchten zu kostspielig ausfallen. Wir warnen nur vor der Verachtung des Kleinen und vor der Verkennung der Bildungsmittel, die das Leben überall einer tüchtigen Kraft bietet.

Das aber danken wir jedenfalls den Missionshäusern, daß durch sie die Rekrutirung für die Mission eine geordnete wird. Sie können nicht die besten Leute schaffen; sie weisen aber viele unreife und unzulängliche Kräfte zurück und geben den brauchbaren Gelegenheit, im christlichen Leben zu reifen und ein Maaß von Bildung zu erwerben, das ihnen den Eintritt in ihren Beruf bedeutend erleichtert. Die kirchliche Mission z. B. ist der Basler Anstalt für diese Heranbildung so mancher ihrer besten Arbeiter immer dankbar gewesen, so keck auch Langhans behauptet, sein ungünstiges Urtheil über dieselbe sei das in England allgemein herrschende (340). Langhans zürnt ferner der Mission, daß sie so viel Geld verschwende, während er zugleich ihren Leitern Vorwürfe macht, daß sie so engherzig seien, Leute, die ihnen nicht passend scheinen, abzuweisen, sich die Bestätigung der Wahl von Gattinnen vorzubehalten, und Arbeiter, die sich nicht zweckdienlich erweisen, zu entlassen. Die Kommitteen sind aber dem christlichen Publikum dafür verantwortlich, daß sie mit den ihnen anvertrauten Geldmitteln gewissenhaft verfahren. Sie müssen also, um nur das Nächste zu erwähnen, sich von der geistigen und körperlichen Gesundheit der Auszusendenden versichern. Weiter gehört dazu, daß eine solche Kommittee einestheils Männern, die etwas Tüchtiges geleistet haben, wie Hebich, nicht sich entzieht, wenn sie sich auch nicht mit jedem ihrer Schritte identificiren kann, anderntheils, daß sie keine Arbeiter in's Feld schickt, deren Befähigung für ihre Aufgabe ihr zweifelhaft ge-

worden ist. Langhans ereifert sich ohne Noth über die in Schenkels Zeitschrift mit meisterhaften Phrasen getadelte Entlassung des Missionars Süß (134). Was immer an dessen „allseitigerer Auffassung des Christenthums" sein mag, das hat derselbe volle Gelegenheit in seiner neuen Station auf Cap Palmas zu erweisen, wo er jetzt im Dienst der amerikanischen Episkopalen arbeitet. Eine Missionskommittee darf nicht wie eine Staatskirche sich mit Arbeitern behelfen, zu denen sie kein rechtes Zutrauen hat, oder die ihr das ihrige verweigern. Denn nicht darauf hat sie zu sehen, daß eine Stiftung der Väter mit allen Rücksichten nach rechts und links im Gang erhalten werde, sondern daß etwas Neues und Ganzes zu Stande komme.

Langhans stellt sich nun die Missionare wie ewige ABCschützen vor, welche einer wie der andere die zu Hause gelernte Dogmatik vor den Leuten ableiern und sich dann wundern, daß sich nicht Alles flugs bekehrt. Er vergißt ganz, daß sie Menschen sind, und daß es die Art des Menschen ist, sich in eine neue Welt einzuleben. Schroff, taktlos, fanatisch, alle gegebenen Verhältnisse hochmüthig übersehend, mit Lästerungen begrüßend, mit Höllenqualen drohend, wenn man nicht an Christum glaube nach seinen beiden Naturen rc., so denkt er sich den Missionar und hat sich dieses Bild aus allen möglichen Berichten herausgelesen. Diesem Bild möchten wir nun ein anderes entgegenstellen, welches die natürliche Seite der Missionsvorbereitung zu ihrem Rechte bringt. Von der Verschiedenheit der geistlichen Gaben, die selbstverständlich das Wichtigere sind, deuten wir nur gelegentlich Einiges an.

Gesetzt zwölf Missionare reisten nach Indien mit derselben Vorbildung, demselben Glauben, derselben Anhänglichkeit an die Kreise, aus denen sie herausgewachsen sind, wie ganz andere Leute würden sie doch in zehn Jahren geworden sein! Vorerst lernen alle die Landessprache. Daß der Theologe seine Studien fortsetzt, um mit der Zeit zum Uebersetzen der Bibel oder zum Dienst an einem Predigerseminar geschickt zu werden, versteht sich von selbst. Ein anderer mag schon früher Botanik getrieben haben, natürlich zieht ihn jetzt die üppige Flora tropischer Gärten und Wälder an; er möchte einheimisch werden im fremden Lande, erfragt die Namen der Pflanzen und hört ihre Eigenschaften, wahre und angedichtete, abergläubische und poetische; er kommt darüber mit Leuten in Berührung, welche dasselbe Interesse haben, schließt Freundschaften mit eingebornen Aerzten und versucht

sich selbst im Gebrauch ihrer Mittel. Was schadets, wenn Missionars-namen durch eine Rottleria, Careya, Metzia x. sich in der Botanik verewigen? Manche sehr interessante Verbindungen haben sich schon an solche naturhistorische Sammlungen geknüpft; weithin kennt man z. B. auf den Nilagiris den Blumenmann, holt ihm Farrenkräuter aus dem tiefsten Dickicht und ist guter Bezahlung gewiß, die nicht aus dem Missionssäckel kommt, sondern von europäischen Museen und Pflanzenhändlern. Von Dr. Carey's Steckenpferd zeugt nicht blos die Careya und sein botanischer Garten (vom letzten Orkan halb weggeschwemmt), sondern auch eine Büste im Saal der bengalischen Landwirthgesellschaft, deren Stifter und eifriger Pfleger er war, zum großen Nutzen der meisten Zemindare (Landbesitzer). Wird auf solchem Wege Namhaftes erreicht, so ist freilich Langhans auf die unwürdigen Schliche des Pietismus übel zu sprechen; zeigt sich kein besonderer Erfolg, so spottet er über die im Müßiggang und Weltdienst vergeudete Zeit.

Ein anderer hat an den bunten Käfern und Steinen seine Freude, wieder einer an den zahlreichen Muscheln und Fischen; er sticht vielleicht mit den Fischern in die See, wenn die periodischen Fischzüge eintreten, und lernt allerhand vom Meer und seinen Bewohnern, während er selbst in aller Ruhe Menschen fischt.

Wenn das Jagen einem amerikanischen Missionar in Kleinasien zum Vorwurf gemacht wurde (413), so fragt sich noch sehr, ob mit Recht. Die abessinischen Missionare haben manchmal gejagt, auch nachdem einer von ihnen sein Leben darüber eingebüßt hatte. Sie mußten jagen, wenn sie essen wollten. Wenn aber ein Missionar sich bei Kurden auch als Reiter und Schütze empfiehlt, möchte ich mit meinem Urtheil zurückhalten. Oder sollten wir es den Herrnhuter Brüdern übel nehmen, wenn einer, durch besondere Anlage und Erziehung dazu befähigt, die Sage von der unglaublichen Ungeschicklichkeit aller Europäer dadurch widerlegte, daß er selbst auch mit Kajak und Harpun umzuspringen wüßte? Ist doch der treffliche Zeisberger auch im Waldleben seinen Indianern ein Indianer geworden, auf daß er allenthalben ja etliche selig mache.

Ein anderer hat seine Freude an der Sternenwelt, die er in Indien so viel vollständiger schauen kann, als in Europa; er macht Sonnenuhren und Almanache für die einheimische Bevölkerung und erwirbt sich dadurch die Bekanntschaft von Astrologen und Nativitätsberechnern, weist ihnen die Falschheit ihrer Rechnungen und Schlüsse

nach, zeigt ihnen etwa durch sein Telescop die Trabanten des Jupiter und läßt ihnen den tiefen Eindruck der am Himmel selbst gesehenen Bewegung der Sterne in Kopf und Herz zurück. Man hat in Jaffna schon Wetten angestellt, wer Recht habe mit der nächsten Sonnenfinsterniß; die ganze Bevölkerung stritt sich über die beiden Almanache, den der Tamiler und den der Missionare. Einige verschworen sich, Christen zu werden, falls ihr Gott sie hier im Stiche lasse. Sie haben's freilich nicht gehalten, und der Missionar hat es auch nicht erwartet; denn durch Zeichen am Himmel ist noch Niemand bekehrt worden. Doch ist der Missionar damit dem Volke und der Schuljugend um ein Bedeutendes näher gekommen; und wie man sich mit Astronomie bei den Großen zu empfehlen vermag, davon können die katholischen Missionare in China und die protestantischen in Siam erzählen.

Wieder einem ist die wunderbare Sprache ein Gegenstand der eifrigsten Beschäftigung. Er möchte sie in ihrer ursprünglichsten Form, in ihrer eigensten Art erkennen und sucht die ältesten Denkmale auf, wird zur Vergleichung der verwandten Dialekte getrieben und beschreibt sie nach ihrem innersten Wesen (wie Weigle), oder stellt am Ende (wie Caldwell) ein Lehrgebäude der gesammten drawidischen Sprachzweige auf; oder er sammelt die verblichenen Inschriften auf den Steinen in Ruinen und Tempeln und bekommt Brahmanen und andere Wißbegierige zu Freunden und Mitarbeitern im Forschen nach der Urgeschichte seiner neuen Heimat. — Auf einem Besuch von alten Gräbern, zu dem ihn der Regierungsvorstand eingeladen, hat der Schotte Hislop beim Uebersetzen über einen Fluß — seinen Tod gefunden (1863). Ein berühmter Geolog, ein eifriger Schulmann und guter Mahratta-Prediger hat er im Dienste der Wissenschaft sein Leben eingebüßt, nachdem er es wiederholt im Dienste Christi gewagt und von den schweren Wunden, die er in einem Pöbelüberfall empfangen, mit Mühe geheilt worden war. Lieber wäre er gewiß für seinen Herrn gestorben, aber auch dieses Todes hat sich die Mission nicht zu schämen.

Was ließe sich nicht sagen von der Vertiefung in die Literatur der Völker, unter denen die Missionare gearbeitet haben. Wenn Langhans behauptet, „das Heidenthum wird allenthalben in Bausch und Bogen als baare Finsterniß behandelt; in seinen Ueberlieferungen getrübte Funken eines ewigen Gotteslichts, Ahnungen, Vorbilder, Hindeutungen auf Christum anzuerkennen, davon sind die protestantischen Missionare überall weit entfernt“ (134), so übersieht er wissentlich,

was ihm auch die wenigen Quellen der Missionsgeschichte, die er zu Rath gezogen, von so vielen derartigen Bemühungen erzählten. Haben denn nicht die Missionare zuerst sich an die Sammlung und Herausgabe der einheimischen Literatur gemacht, wie Carey das Ramayana veröffentlichte und übersetzte, Mögling seine bibliotheca carnataca, Perceval, Grant u. a. Tamil-Dichter herausgaben, wir malayalische? Und wer hat denn die meisten Wörterbücher und Grammatiken der indischen Sprachen verfaßt? Sind es nicht die Missionare? Vor mir liegen die Volkssprüchwörter, die in drei der südindischen Sprachen von Missionaren gesammelt sind, — nicht auf der Studirstube, sondern im lebendigen Verkehr mit dem Volk, das sich natürlich wunderte, warum die neugierigen Padres sich um solche Alltäglichkeiten bekümmern. Das kanaresische Büchlein enthält deren 3500. Natürlich werden alle diese Erzeugnisse des Volksgeistes sowohl in Rede als in Schrift fleißig benützt; und für den jungen und noch ungewandten Missionar gibt es Bazarbüchlein, in welchen die treffendsten Verse und Stellen aus heidnischen Schriftstellern in bestimmte Rubriken gebracht sind. Versteht es sich doch von selbst, daß wer unter dem Volke leben und sich darin zu Hause fühlen will, irgendwie die Ohren spitzt und nicht blos dessen Worte, sondern auch seine Gedanken zu begreifen bemüht ist. Es läßt sich aus erlesenen Sprüchwörtern eine natürliche Theologie und Moral zusammenstellen, welche jedenfalls drei Viertel des herrschenden Aberglaubens aus dem Munde des Volks selbst verwirft, während sie zu den Grundgedanken des Christenthums so gut hinleitet, als was ein Clemens u. A. aus den alten Klassikern zusammenbrachten. Daß dieser Weg auch seine Gefahren hat, daß heidnische Sprüchwörter und heidnische Literaturen große Schutthaufen sind, in welchen die Perlen gesucht werden müssen, weiß jeder Kundige; daß man über dem ewigen Brückenbauen am Ende vom Ufer abkommen, über dem steten Vorbereiten endlich nicht mehr zum frischen Zeugen gelangen kann, vielleicht den Einklang gar so betont, daß man den vorliegenden Kampf fast vergißt, ist nicht erst zu beweisen. So bietet denn eine solche heidnische Blüthenlese dem doppelschneidigen Messer des Kritikers eine Handhabe, womit er bald der Weltflucht, bald dem Weltdienst Stiche versetzt (424). Einerseits nennt er selbst uns Missionare verheidnischt; wenn dagegen ein Inspektor vor zu weit gehender Akkommodation warnt, muß er jedes Eingehen auf heidnische Denkweise „als Abfall von der Wahrheit“

verdammt haben (134). Doch wir verzichten auf die Möglichkeit, dem Kritiker irgend zu gefallen und fahren fort, die natürliche Seite des Missionslebens weiter zu skizziren.

Man kann nicht immer predigen und lehren; ein Glück ist's, daß auch zum Schreiben so viele Gelegenheit da ist. Wenn Langhans die Missionare Müßiggänger heißt, woher erklärt er nur die Sündfluth der „zahllosen Traktate", mit denen sie Indien überschwemmen sollen? Wirklich sind dort in zehn Jahren 8¾ Millionen Bücher und Traktate herausgegeben worden. Gesetzt, es wäre auch blos die mechanische Arbeit der 25 Missionspressen, die dabei in Betracht käme, von lässigen Händen rührt sie einmal nicht her; und die „Zudringlichkeit", mit der sie verbreitet werden, sowie der ganze „übermäßige Eifer", worüber geklagt wird (213), sieht einmal nicht nach Müßiggang aus. Freilich hat Langhans da viel zu tadeln an Inhalt und Sprache der neuen indischen Literaturen; die Missionare haben ihm selbst ihre Schwächen enthüllt, und mit Freuden kommt er auf jede Selbstkritik ihrer Anfänge zurück. Es ist wahr, die Missionare müssen das Schreiben erst lernen und zwar oft in Sprachen, die noch nie geschrieben worden. Es haben auch allerdings Missionare schon zu früh und zu viel geschrieben; manches, was die früheren gearbeitet haben, ist durch spätere Werke verdrängt worden, an andern wird noch fortwährend verbessert. Aber wer hat es denn anders erwartet? Darum geht doch der ganze Anstoß zu den Bibelübersetzungen, den Schulbüchern, den Zeitschriften, die jetzt in den zwölf großen Sprachen Indiens vorhanden sind, von ihnen aus, wie im Einzelnen nachgewiesen werden kann. Und wenn einer der eingebornen Prediger meint, sie könnten schon in diesem Fache Einiges besser machen, als es den fremden Missionaren gelungen sei, woher haben denn diese Eingebornen nicht blos die Befähigung, sondern vor Allem den Willen und Drang zum Schreiben erhalten, als eben von ihren verunglimpften Lehrern? In 14 Sprachen Indiens ist jetzt die ganze Schrift übersetzt, und in der Mehrzahl von diesen wiederholt übersetzt und vielfach revidirt; fünf früher zum Theil ungeschriebene Sprachen besitzen das Neue Testament und die Psalmen; in sieben weiteren gibt es Theile der heil. Schrift und Traktate, während in den Gebieten, wo eine größere christliche Bevölkerung sich vorfindet, sich bereits eine bedeutende christliche Literatur gebildet hat, und schon auch heimische Sänger (wie im Tamil, Malayalam u. s. w.) Christo ihre Loblieder singen.

Welche Anziehungskraft auch die heidnische Philosophie auf diesen und jenen Missionar ausübt, hat z. B. Missionar Kies durch seine Schilderung der kanaresischen Gedankensysteme auf der Utacamund-Konferenz gezeigt. Mullens (in The religious aspects of Hindu philosophy, London 1860) läßt namentlich dem Nyaya-System alle Gerechtigkeit widerfahren, während die Schriften des christlichen Denkers Nehemiah Nilakantha Sastri, deren eine (rational refutation of the Hindu philosophical systems, Calcutta 1862) der Schulinspektor Dr. Hall in's Englische übersetzt hat, sehr überzeugend nachweisen, daß diese Systeme bedeutend überschätzt worden sind. Dem edlen Gogerly und seinen Arbeiten über den Buddhismus hat Sir J. E. Tennent in seinem Werke über Ceylon das beste Denkmal gesetzt, während sie freilich, wie auch Hardy's Werke, nur allmählig an Ort und Stelle sich Anerkennung verschaffen.

Auf diesem Gebiete ist nun Langhans ein furchtbarer Gegner, da er sich selbst schon mit neuen Schöpfungen auf demselben versucht hat. Nicht daß er ein neues System hervorgebracht hätte: er hat sich auf die kunstreiche Bildung eines noch nie gehörten Namens beschränkt. Er läßt nämlich „den orthodox erzogenen Basler oder Leipziger Missionar von einem der zahlreichen Anhänger des Vedanta- oder Sankyaria-Systems" (101) auf's Korn genommen werden, der sich dann „in die feste Burg jener wunderbaren Gedankengebäude zurückzieht, von deren Tiefe und durchdringendem Scharfsinn noch mancher europäische Philosoph lernen könnte." Sehr wahr, wie der Augenschein zeigt; zunächst könnte nämlich Langhans da die rechten Namen lernen; in Abwesenheit eines Pandits muß ihm wohl oder übel ein Missionar dazu dienen, freilich kein Philosoph, sondern nur ein alter Wortklauber. Langhans wollte wohl sagen: „das Vedanta-System, wie es Sankaratscharya lehrte;" dabei fiel ihm ein, daß es noch einen andern Namen gibt, nämlich das Sankhya-System des Kapila, das sich freilich von dem Vedanta bedeutend unterscheidet. Irgendwie lautet „Sankyaria" recht hübsch, wenn es auch in zwei grundverschiedenen Farben schillert, und ist also die Philosophie um einen neuen Namen bereichert*). Der Leser merkt, daß sich unser Philosoph

*) Ueberhaupt sehen sich die Namen in unserem Buch gar oft wie Masken an, die zur Vermehrung der Rührung bei Kindern da und dort aufgestellt werden, aber bei näherer Untersuchung sich hohl zeigen. Wie ungeschickt ist

in jenen „wunderbaren Gedankengebäuden" etwas verirrt hat, was wir ihm nicht übel nehmen bei der Eile, welche ihn getrieben hat, und bei seinem hoffnungsvollen Vertrauen auf die Unwissenheit der allermeisten seiner Leser in indischen Dingen. Doch hätte der Mann der Immanenz, der als Kläger über Unwissenheit und Oberflächlichkeit der Missionare auftritt, überlegen sollen, ob er von dem glasgedeckten Treibhaus seines Wissens um die Mission und um indische Philosophie wohl daran thut, mit Steinewerfen nach den Fenstern des ihm unbequemen Nachbarhauses den Anfang zu machen. Wir wollen nicht Böses mit Bösem vergelten, nur den Herrn Nachbar warnen. Irren ist ja menschlich, besonders in der indischen Philosophie.

Aus allem dem soll der Mission kein Verdienst gemacht werden, sie verfolgt auf diesen literarischen Pfaden ihre eigenen Ziele. Aber daß dabei Vieles auch für diese oder jene Wissenschaften abfällt, beweisen die Journale der verschiedensten gelehrten Gesellschaften. Bei solchem Einleben in die heidnische Gedankenwelt droht freilich dem Missionar die Gefahr, daß sie zu Zeiten ihm als eine wirkliche erscheint, wie denn der schwache Glaube eines Bischofs Colenso schon von einem Zulu-Kaffer über den Haufen geworfen wurde; warum sollte man sich also nicht vor brahmanischem und buddhistischem Geiste in Acht nehmen? Ein Narr ist, wer sich auf sein Herz verläßt. Wie unnatürlich stellt sich doch Langhans den Missionar vor: als ein Instrument, das immer denselben Ton von sich giebt, ein Automaton, auf welches keinerlei Anziehungskraft von seiner Umgebung ausgeübt wird. Die Mission aber arbeitet mit werdenden Menschen, nicht mit fertigen Rüstzeugen, und ihre Kämpfer stehen auf den ausgesetztesten Posten. Wer wird es daher Missionskommitteen verdenken, wenn sie in Betracht der Gefahren, welche sich an zu weit gehende gelehrte und philosophische Studien hängen, den Werth starrerer Charaktere, wie

---

nur (438) der Name eines „Lord Hastings" mit den um ein gutes Menschenalter früheren Thaten von Warren Hastings verknüpft; wie gedankenlos wird Mutusami's Auslieferung der „Ostindischen Kompagnie" zur Last gelegt, die doch im Jahre 1803 in Ceylon rein nichts zu thun hatte, u. s. w. Es sind das die natürlichen Folgen eines Geschichtstudiums, das nicht in der Liebe zum Gegenstand selbst seine Wurzel hat, sondern in dem plötzlichen Entschluß, unvorbereitet wie man ist, in einer bisher unbekannten Sache mitsprechen, d. h. absprechen zu sollen.

eines Hebich, zu schätzen wissen, und die unbeschrieene stille Thätigkeit von bescheidenen Männern, die keine Liebhabereien haben und mit ihrem Sprachstudium sich nur zu gäng und gäben Sprüchwörtern und treffenden Anekdoten versteigen, wie etwa der theure Schaffter, in allen Ehren halten? Fragt aber ein Gelehrter, warum die Missionsberichte vom bisher Geschilderten denn doch wenig enthalten, so ist die Antwort, daß dieselben nicht für die Gelehrten geschrieben werden, deren große Mehrzahl bekanntlich sich ja wenig um die Angelegenheiten und Schriften der Missionen bekümmert.

Weil aber gerade Hebich genannt worden ist, so sei auch von seinen Liebhabereien die Rede. Major Davidson hat in der Liverpooler Konferenz 1860 erzählt, wie auf seiner Station im westlichen Indien ein Missionar einmal einen Besuch abstattete, von Haus zu Haus bei allen Europäern einsprach und mit jedem über seine Seele redete. „Er war nur drei Tage dort, aber die Folge war, daß, wo bisher nur Ein schwacher Zeuge für Christum stand, nun Monatelang alles wach und lebendig wurde, die Offiziere beim gemeinschaftlichen Mahle zu Tisch beteten, und mehrere von ihnen sich Morgens und Abends um die Bibel versammelten." Es ist ein Besuch Hebich's, von dem hier die Rede ist; und ein Pfarrer, wie unser Kritiker sich auf dem Titel nennt, sollte sich nicht zu der Toleranz aufschwingen können, unter andern Liebhabereien der Menschen, für welche alle er so zarte Gefühle hegt, auch diese Lust des Predigens zu dulden? Warum soll es nicht auch „solche Käuze" geben dürfen? In unserer Zeit der Vielseitigkeit sind die Männer Eines Buchs und Einer That doch dünn genug gesät. Jedoch von Hebichs Wirken wollen wir nicht reden, da Langhans selbst der stärkste Zeuge für den Einfluß ist, der von dem alten Zeugen ausgeht; verdanken wir doch dem Aerger über Hebichs Auftreten sein ganzes Buch mit allen demselben vorangehenden Studien über die evangelische Mission. Sie sind freilich etwas zu kurz ausgefallen, als daß die Absicht, „diesen Gegenstand, der seinen gewöhnlichen Studien fremd ist, wo möglich ein für allemal zu beendigen," damit hätte können verwirklicht werden.

Hebich hatte aber noch eine andere Liebhaberei: er hatte seine Freude daran, Hungrige essen zu sehen und Kranken Arznei zu geben. Wenn er von einer Reise heimkam, und Alles ihn begrüßte, konnte er leicht beim Händeschütteln zu einem sagen: Ei, wie siehst du aus! Zeig' deine Zunge! Wie ist dein Herz? Da hat man natürlich viel

über ihn gelacht. Er ist immer ein Mann der hilfreichen That gewesen. Als einst im Jahr 1838 die Mangalur Missionsbrüder in der Verandah am Essen saßen, hört man im nahen Ziehbrunnen plötzlich einen dumpfen Fall. Man ruft: was ist's? — „Der William ist hineingefallen." Und im selben Augenblick fliegt Hebich an das Zugseil, packt's aber nur auf einer Seite und stürzt — Bart voran — zum Knaben hinab. Ein Glück war's, daß er nicht auf ihn fiel. Man hat über dieses überrasche zu Hilfe springen herzlich gelacht; dem Knaben aber ist's doch eindringlich geblieben, wie schnell Vater Hebich im Wasser an seiner Seite war, ihm zu helfen.

Ja, die Sorge für den Leib der Heiden ist auch eine Liebhaberei und unserem Kritiker gegenüber eine gefährliche. Wie weiß er „die ingeniöse Kriegslist" eines Dr. Bettelheim zu verhöhnen, wornach er „das Christenthum statt durch den Kopf durch den Magen in's Herz der Leute zu bringen suchte" (182). Zwar sonst läßt er die ärztlichen Missionen in China gelten, scheint aber nicht zu wissen, wie viel länger dieselben schon in Indien wirken (in Südtrawankor z. B. bereits seit 1838). Dagegen bespöttelt er das Impfen unter den Bergstämmen, als habe dieß die Leute zu Christen gemacht (68), während es doch nur die Missionare mit den scheuen Heiden in die erste nähere Berührung brachte. Wie viele Weiber hat dort Missionar Metz durch Brechmittel dem sichern Tode entrissen, wenn sie im jähen Zorn über den Mann ein Stück Opium verschluckt hatten; sie sind darum keine Christen geworden, aber sie wissen doch, wer es gut mit ihnen meint. Wie haben bei Cholera-Epidemieen, z. B. in Tinnewely, sich ganze Gemeinden in Hospitäler verwandelt, und der Missionar hat für alle Leidenden Mittel gegeben, für alle Hungrigen gekocht, ohne daß mehr erreicht worden wäre, als wachsendes Zutrauen. Man mag dem Missionar vorwerfen, er selbst traue sich hierin zu viel zu, habe er doch keine Medicin studirt. Nun viele, z. B. die fünf Söhne des sel. Dr. Scudder, haben wenigstens kunstgerecht amputiren gelernt; andere aber müssen irgendwie das Nöthigste lernen, weil die heidnische Umgebung es von ihnen erwartet. In der Nähe einer Mission schüttet kein neugieriges Kind den siedenden Reistopf über sich hinab, kein Schlangenbiß, keine plötzliche Verwundung kommt vor, ohne daß der Missionar gerufen würde. Da muß er sich denn auf's Lesen und Forschen legen, er findet vielleicht in der Noth neue Mittel, und seine homöopathischen Pillen oder Versuche mit der Wasser-

kur u. s. w. erregen wohl auch die Aufmerksamkeit der an die Tradition gebundenen einheimischen Aerzte. Kurz, er ist ein Mensch und sucht als solcher seinem Nächsten zu dienen. Ich wurde einst zu einem jungen Nayer gerufen, den eine Schlange gebissen hatte. Als ich ihm die Wunde erweiterte, den Salmiakgeist einrieb und eingab, und endlich die Wirkung des Giftes sichtlich abnahm, bemerkte ein Nebenstehender: „Jetzt bedient er den', der ihn geschlagen." Es war ein unglückliches, obgleich wahres Wort: — der Jüngling hatte mich in der Dämmerung auf einem Spaziergang mit Dr. Graul angefallen nnd geschlagen. Die Verwandten thaten sofort alles, mich schnell los zu werden, und kamen mir nie mehr nahe, so fürchteten sie sich vor meiner Rache. Der Missionar weiß wohl, daß er nicht auf schnellen Dank, am wenigsten auf alsbaldige Bekehrung zu rechnen hat, aber er säet doch seinen Samen und weiß, daß zu seiner Zeit Einiges gerathen wird.

So ist es nun auch mit der Armenpflege. Dr. Ribbentrop hat diese zu seiner Lieblingssache gemacht und eine besondere Freude am Dienst der Aussätzigen und Verstoßenen gehabt. In Talatschery hatte ein frommer Engländer ein Armenhaus gegründet und durch eine Stiftung wöchentliche Reisaustheilung an die Armen ermöglicht. Natürlich waren wir froh daran, die Leitung der Sache zu übernehmen, und Missionar Müller hat schöne Früchte seiner dortigen Thätigkeit erlebt. Es liegt Wahrheit in der spöttischen Bemerkung des Kritikers: man kann nicht blos durch den Kopf, sondern auch durch den Magen dem Herzen nahe kommen.

Wir steigen noch weiter herab. Langhans macht den Baslern ihr Kolonisationssystem zum bittern Vorwurf: „Für ⁹⁹/₁₀₀ der Konvertiten sind die mit diesem System verbundenen ökonomischen Vortheile der eigentliche Beweggrund ihres Uebertritts, wie die Basler selbst sagen" (71). Das ist eine seiner verallgemeinernden und verdrehenden Anführungen aus den Berichten. Missionar Würth sagt vom Südmahratta Lande: „Unter Zehn, ja Hundert wird kaum Einer es wagen, ohne einige äußere Hilfe von uns herauszutreten und Christum offen zu bekennen" (Jahresbericht 1859, S. 68), und Missionar Kies erläutert das (S. 81) durch die große Schwierigkeit, welche es für den Einzelnen in jener Provinz der organisirten Dörfer habe, mit der Körperschaft eines solchen Dorfes, welche gegenseitige Unterstützung zusichert, zu brechen. Es ist dieß dasjenige Land, wo

bis jetzt die kleinsten Gemeinden der Basler bestehen; und diese Verhältnisse auf Canara und Malabar, das Land der einzelnen Gehöfte, auszudehnen, ist eine Willkühr, die sich nur ein so freier Redner wie Langhans zu Schulden kommen lassen kann. Auf den Nilagiri, wo die Badaga nicht blos in Dörfern, sondern unter einem einzigen langgestreckten Dache beisammen wohnen, ist dessen ungeachtet keiner der Bekehrten bei seinem Austritt unterstützt worden. Und auch hier, im Südmahratta Land, sagen nicht die Basler, sondern nur der Kritiker, daß die ökonomischen Vortheile „der eigentliche Beweggrund des Uebertritts" seien. Wenn sodann in Canara Missionar Ammann die schlaffe Verwaltung des Mangalur Kirchenguts rügt, die Einem Missionar zur Last fällt, so war der Kritiker wohl berechtigt, den lokalen Fall anzuführen, aber nicht, ihn zu vergrößern und zu verallgemeinern und dem System als solchem aufzubürden. Ihm ist's natürlich nun ein Leichtes, einerseits ein solches Kolonisiren „eine üppige Aussaat verwerflichster Heuchelei" (71) zu nennen, und es als eine „sichere Thatsache" aufzustellen, daß „von 100 Konvertiten 99 es um des Geldes willen geworden sind" (59), andererseits es den Missionaren „zum Vorwurf zu machen, daß sie nicht das Christenthum in noch ganz anderer Weise, als bisher geschah, durch die Kanäle allgemeiner Bildung in's Leben der fremden Völker zu führen suchten" (430).

Die Schwierigkeit liegt hier wie bei so Manchem in der ungleichen Begabung der Missionare. Die sind selten, die wie Rhenius so sicher erkennen, so fest entscheiden, in welcher Weise da und dort geholfen werden müsse. Christen werden verfolgt, aus ihrem Dorfe gedrängt, von ihrer Familie ausgeworfen, aber schon hat Rhenius sich erkundigt, durch sichere Leute ein Stück Land gekauft, und hilft ihnen ein neues Dorf anlegen, wo sie ungestört Gott dienen können. Er ermuntert durch Beiträge zum Bau der kleinen Kapelle, besoldet auch den Katechisten, den er da anstellt, zugleich aber hält er die Leute streng zum Zurückzahlen des Vorgestreckten an, und giebt ihnen Anleitung zu gegenseitiger Unterstützung durch Stiftung eigener Gesellschaften, bis er wenigstens Einige so weit gebracht hat, die Seligkeit des Gebens mitzuempfinden. Aber so leicht sich das alles zu machen scheint, wenn ein Rhenius an der Spitze steht mit seinem angebornen Herrschertalent, so verlockend das für den guten Nachbar aussieht —, so schwer ist doch die Sache. Wo findet sich gleich die rechte Verbindung von schaffenden Gedanken und kräftiger Ausführung, von

Energie und Geduld, von Menschenkenntniß und Macht über die Menschen? Es wird offenbar, daß eine besondere Gabe dazu gehört, solche Dinge auszuführen. Nur zu leicht bildet unter dem Eindruck des Vielen, das zu thun wäre, und bei der Nachgiebigkeit der indischen Umgebung ein einzeln gestellter Mann sich ein, er könne unter Anderem auch regieren. Darum ist die Versuchung zu falschen Schritten in dieser Richtung eine große; der Schwache fällt gar bald unter die nur ihm verborgene Herrschaft seines vertrauten Rathgebers oder Katechisten, und wird regiert statt zu regieren. Darum hat sich hauptsächlich unter den Missionaren selbst ein so verschiedenes Urtheil über Kolonisation gebildet. Dem einen, der klein anfängt und vorsichtig fortfährt, gelingt so Manches, was vielleicht dem kühneren und gelehrteren Nachbar mißlingt. Schnell findet sich jener in die Mysterien der Palmen- oder Baumwollenpflanzung, oder er lernt die wichtigsten der 96 Reissorten unterscheiden, oder führt neue Gewächse und Ackerbaugeräthschaften ein, während dieser sich in die verworrenen Rechtsformen des Landbesitzes einweihen läßt und mit der Beamtenwelt und den Grundbesitzern in engere Beziehungen tritt. Dem andern schwebt dabei mehr die Gefahr der Verweltlichung und des Verbauerns vor; ebenso fürchtet er sich vor den falschen Motiven, welche jede irdische Unterstützung der Christen so leicht hervorruft oder begünstigt. Gar viele Missionare sind durch mißbrauchte Güte so entmuthigt worden, daß sie auf's bestimmteste erklären: ich bin blos für die Seelen gekommen, mit den Leibern habe ich nichts zu thun. Nur ist das Leben der beiden so eng verflochten, daß in Nothfällen natürlich die Praxis doch minder scharf ausfällt als die Theorie lautet. Daher sind auch in den Konferenzen der Missionare und bei den Kommitteen die Ansichten noch nicht geklärt, und eben das hat die Basler veranlaßt, Gutachten über diese ganze Sache von verschiedenen Standpunkten einzuholen, wie sie im Jahresbericht von 1859 offen mitgetheilt sind, ehe sie selbst sich an die Ordnung der schwierigen Sache machten. Daß die Missionare und die Kommitteen hierin noch nicht am erwünschten Ziele sind, wird gerne eingestanden; sie sind sich's aber vor Gott bewußt, daß sie ihm zustreben. Die Kolonie in dem obenerwähnten Südmahratta ist aufgehoben worden. Dagegen darf von Tinnewely jedenfalls behauptet werden, daß die weise Verbindung beider Methoden, der Kolonisation und der ausschließlich geistigen Behandlung, ein Hauptelement des dortigen Aufschwungs bildet.

Wie oft wünschte sich Rhenius ein Dutzend deutscher Handwerker, die im Anschluß an die Mission sich in den größten Gemeinden seiner Palmbauern niederließen, neue Gewerbe einführten, und dadurch zur Hebung der neuen Christen mitwirkten. Ihm schwebte dabei besonders die Brüdergemeinde mit ihren Werkstätten vor. Nun ist das in ausgedehnter Weise geschehen, freilich nicht in Tinnewely, weil das an Engländer übergieng, und diesen das Zusammenwirken von Geistlichen und Laien nicht recht gelingt. Weber, Schlosser, Schreiner, Buchdrucker, Uhrenmacher, Oekonomen, Kaufleute &c. sind in der Basler Mission eingeführt worden, mit Hilfe einer besondern Kommission, die sich zu diesem Zweck gebildet hat.*) Die Erfahrung der 23 Jahre, seit damit angefangen wurde, ist sehr verschieden ausgefallen; die Weberei hat sich so gehoben, daß sie für die Mission einen bedeutenden Reinertrag abwirft, während die Uhrenmacherei eingehen mußte, und die Schreinerei noch um ihre Existenz ringt. Doch haben die englischen und amerikanischen Brüder auf der Nilagiri Konferenz diese besondere Befähigung der deutschen Missionare mit Freuden anerkannt, und Stimmen in indischen Zeitschriften wie in England selbst haben vielleicht nur zu stark den Nutzen dieser Verbindung geistlicher und weltlicher Arbeit hervorgehoben. Eine englische Mission, die in Nasik, hat sich auch eine Weberei nach dem Mangalur Plane einrichten lassen. Daß aber sonst dieses Verfahren von den meisten übrigen Missionaren „nachgeahmt" werde (72), ist weder überhaupt richtig, noch steht es in der dafür angeführten Stelle; und daß die Amerikaner „diese gewissenlose Unterstützungsmaxime noch überbieten, aber ohne die praktische Art der Basler" (72. 2.), ist eine durch das angeführte Blatt (luth. Mbl. 1848) nicht gerechtfertigte Behauptung, für welche Dr. Grauls gewagte Deutung eines Worts (aid, Unterstützung) im Jahresbericht der Amerikaner den einzigen schwachen Boden bietet. Graul meint dort, es ließe sich etwas „herauslesen oder doch herausahnen"; unsern Kritiker kostet es natürlich nichts, aus Herausgeahntem einen recht konkreten Schluß zu ziehen. In Wirklichkeit aber haben sich fast alle größeren Missionskonferenzen gegen

*) Langhans stellt einmal die Mangalurgemeinde dar, als kommen dort „nur 15 Bekehrte auf einen Missionar" (54). Er erreicht dieß, indem er alle Missionsfrauen, Katechisten, Lehrerinnen mit europäischen Kaufleuten und Handwerkern zu Missionaren erhebt, während doch in Wirklichkeit nicht 23, sondern 5 Missionare auf der Station wohnten. Langhans'sche Gewissenhaftigkeit!

eine längere Fortdauer des Kolonisationssystems erklärt, weil es den Kindheitszustand der Mission und die Abhängigkeit der Christen in's Unbestimmte zu verlängern drohe; und mit industriellen Unternehmungen beschränken sie sich auf das Nothdürftigste, wie z. B. die Buchdruckerei. Darin hat aber dieser und jener Missionar Großes geleistet, wie Bailey in Cottayam mit eingebornen Gehilfen Typen schnitt und Pressen baute, Marshman in Serampur die beweglichen chinesischen Typen erfand und die Papierfabrikation in Indien einführte rc. Da und dort gehen die Versuche fort, neue Erwerbszweige in Aufnahme zu bringen, und sie sind schon mit manchen schönen Erfolgen gekrönt worden. Auch der Missionsfrauen sei hier nicht vergessen, die neben andern Arbeiten z. B. das Spitzenklöppeln einführten, wie Frau Mault in Nagercoil, und damit nicht nur auf der Londoner Welt-Industrieausstellung im Jahr 1852 Anerkennung fanden, sondern vielen Weibern zu einer reinlichen Beschäftigung und ehrlichem Auskommen verhalfen. Kurz es giebt keine Beschäftigung, die sich nicht dazu brauchen ließe, Zutrauen und Dankbarkeit zu erwecken, Vorurtheile wegzuräumen und dem Evangelium den Weg zu bahnen.

Wie schwer ist es doch, Leib und Seele recht auseinander zu halten! Ebenso schwer, als sie recht zu verbinden. „Die Liebe jedoch macht weise.“ Sie ist es auch, welche die Missionsschulen gegründet hat, natürlich im Bunde mit der ursprünglichen Begabung der Missionare. Carey war dazu höchst ungeschickt, während Marshman sich darin unsterbliche Verdienste erworben hat. Doch sind es besonders die Schotten, welche hierin das Bedeutendste geleistet haben. Langhans erkennt (217) dieß einigermaßen an, rügt aber ihr Verfahren als schlau (219), so offen und ehrlich sie ihre Absicht von Anfang an bekannt haben. Es soll ein „moralischer Zwang“ sein, wenn man die Jugend durch gute, und darum von der Regierung unterstützte*) Missionsschulen zur Bekanntschaft mit der Bibel verleitet! Ist denn die Bibel so gefährlich? Macht sie aus den Schülern nothwendig wahre Christen? Und was soll denn ein Christ lehren, als

---

*) Nicht gegen direkten ministeriellen Befehl, wie Langhans 220 zu behaupten wagt, sondern in Folge desselben unterstützte! Der Bombay Unterrichtsdirektor Howard, ein entschiedener Missionsfeind, hat die Missionsschulen von diesen Unterstützungen beharrlich ausgeschlossen; er hat sich aber (1864) bei einem Besuch in England vor dem Minister dazu bequemen müssen, in Zukunft diese gehässige Unterscheidung fallen zu lassen.

das, was ihm selbst das Wissenswürdigste scheint? Wer wehrt denn den Hindu's, eigene Schulen zu errichten? Bereits haben sie deren viele, und es giebt Männer unter ihnen, welche sich's was kosten lassen, solche Schulen zu dotiren, wenn auch andere noch immer die Missionsschulen vorziehen.

Ein schweizerischer Reisender*) findet die Aufgabe der Mission darin, daß wir den Schwarzen mit Thaten ein gutes Beispiel geben, und daß wir ihnen durch Vermehrung der materiellen und geistigen Verkehrsmittel aufhelfen. „Man übersetze faßliche Bücher, die von der Konfession abstrahiren und allgemeine Belehrung bieten!" Gut, aber wenn die Leute, wie in Afrika und großentheils in Indien, nicht lesen können, so wird man ihnen doch zuerst diese Kunst beibringen müssen. — Nun, das leisten die einfachsten Missionsschulen, und sie haben noch überall dem angehenden Missionar den Dienst gethan, ihn bei den Eingebornen zu empfehlen. Die Leute sehen doch, es ist ihm um das Beste ihrer Kinder zu thun, so viele Vorurtheile auch zu überwinden bleiben. Die Eltern denken dabei natürlich nur an das leichtere Durchkommen; und der Missionar freut sich, wenn auch vorerst nur dieses gelingt.

Nun zeigt sich auch hier die Verschiedenheit der Gaben. Der eine, wie der selige Anderson, geht ganz auf in seiner Schule; er sucht sie möglichst zu heben und ganze Engländer zu bilden; sie ist ihm der einzig richtige Weg zu den Herzen von Jung und Alt.**) Der andere hält die Predigt für das wichtigere, und möchte auch die indischen Lehrer lieber in ihrer eigenen Sprache als in der englischen unterrichten. Ein Jeder sei seiner Ansicht gewiß und diene in Liebe und Demuth weiter mit seiner Gabe. Und wer Freude an der Musik hat, der treibe das Singen! Es will den Hindu's anfänglich hart ein; denn von der Harmonie verstehen sie rein nichts. So ein genialer Brahmane, der Englisch, Lateinisch und Griechisch gelernt hat, schüttelt doch den Kopf bei einer Sonate, die ihm vorgespielt wird, oder beim einfachsten Kanon, den ihm die Christenkinder mit Lust vorsingen; er

*) W. Munzinger, ostafrikanische Studien, Schaffhausen 1864.

**) Daß dieses System der ausschließlich englischen Bildung die freischottischen Predigtkandidaten in den Hauptstädten leider etwas entnationalisire, hat einer seiner Vertreter, Smith, in Liverpool zugestanden. Langhans verdreht dieß in eine „starke Rüge", welche nicht den Schwächen eines besondern Erziehungssystems, sondern der ganzen entnationalisirenden Tendenz der Mission gelten soll! (332.)

gesteht ehrlich, das Tomtom seiner Trommeln, die Muscheltöne und seine schwachbesaitete Wina (Zither) klingen doch viel schöner. Bei den Christen aber geht auch mit dem Ohr eine Veränderung vor sich. Ist es doch etwas Großes um einen frischen, kräftigen Gemeindegesang, der unvermerkt auch auf die Nachbarschaft wirkt. Die Musik mag nicht bekehren, aber ihre Wirkung ist dennoch nicht zu verachten. Wir hatten einmal einen ordentlichen, aber wanderlustigen Nayerjungen, der lief aus der Kostschule davon; aber auf der nächsten Station muß er am Speisehaus der Offiziere vorübergehen, wo gerade die Militärmusik ihre Uebungen hält. Das rührt ihm das Herz; er kommt zurück und bekennt, wie er da „Gottes Lob" habe spielen hören, habe er nicht weiter gekonnt, sondern umkehren müssen. Und wenn es die Schüler bis zum Singen Händel'scher Chöre bringen, wie in Talatscherry, so ist damit auch für den Geist etwas erreicht; denn die christliche Bildung ist einmal ein solidarisch verbundenes Ganzes.*)

Aber die Bekehrungen in den Schulen, die entsetzlichen „Kinderdiebstähle" (223)! Sie sind nicht so häufig, diese Bekehrungen, als man wohl wünschen möchte, und wenn sie herannahen, wird es dem rechten Schulmeister recht bange um's Herz. Denn die Schule ist ihm an's Herz gewachsen mit allen den lieben Gesichtern. die ihr angehören, und er soll nun selbst sein Werk zerstören? Weiß er doch, daß von hundert Kindern, welche da täglich die süßen Lehren hören, vielleicht mehr als die Hälfte, vielleicht neun Zehntel ausbleiben werden, sobald Eines Christum bekennt. Daher haben sich auch schon Missionslehrer offen dahin ausgesprochen, sie suchen keine frühzeitige Bekehrung zu erzielen, ihnen sei es genug, eine solche vorzubereiten. Ja, einer sagte mir einmal, er sei's zufrieden, wenn er sein Lebenlang „die Vorbereitung auf Christum nur vorbereiten"

---

*) Neben der Musik kommt in der Mission noch eine Kunst in Anwendung, nämlich die Baukunst. Wenn Missionare wie Thomas in Meignanapuram, Bailey in Cottayam u. s. w., ihre unwissenden armen Gemeinden zur Erbauung schöner gothischer Kirchen zu begeistern wußten, für welche sie selbst die Baumeister sein mußten, so war auch eine solche Geduldsarbeit weder für die Erziehung der Christen, noch für die heidnische Umgebung unfruchtbar. Die Heiden reisen nun wohl Tagereisen weit, um das Wunder zu sehen, sie vergleichen den Baustyl mit dem ihrer schwerfälligen, lichtlosen Tempel und wissen sofort ohne Worte —, daß die Mission nicht nur kommt und geht, und daß sie sich nicht auf die Einladung der Einzelnen beschränkt.

dürfe. Wenn es sich nun aber so fügt, daß ein Schüler nicht länger Heide bleiben kann, ist es etwa der Missionar, der ihn nur immer anweisen soll, doch ja sich zu beruhigen und zuzuwarten? Er wird suchen, die Sache möglichst reif werden zu lassen; aber der Aufschub ist auch gefährlich. Wie viele Jünglinge, die Christum bekennen wollten, sind über dem Zuwarten aus dem Wege geschafft worden, und wenn sie je wieder auftauchten, waren sie gegen alles Höhere gleichgiltig, ja halb blödsinnig geworden. Es bieten sich der verkehrten Verwandtenliebe Mittel genug dar, solche Umwandlungen hervorzubringen. Andererseits darf der Missionar sich nicht auf die Gerichte verlassen. Sir W. Burton freilich hat (1847) einem zwölfjährigen Mädchen im Gerichtshof von Madras nach reiflicher Prüfung die Wahl gestattet, zu den Eltern oder in die Mission zurückzukehren, und Sir Lawrence Peel in Bombay hat (1856) für einen Jüngling, der noch nicht 16 Jahre alt war, in demselben Sinne entschieden. Aber die Mehrzahl der Richter ist auf Langhans' Seite. Zwar steht Jedermann in England vom 14. Jahre an, in welchem er zugleich verantwortlich wird für verbrecherische Handlungen, die Wahl der Religion frei. In Indien fängt die Majorennität mit dem 16. Jahre an, dagegen die Verantwortlichkeit für Verbrechen mit dem zwölften. Obschon also auch das Gesetz die allgemein konstatirte Frühreife des Indiers anerkennt, sind doch die meisten Rechtsprüche anders ausgefallen. Wie sehr mahnt das den Missionar zu Vorsicht und Geduld. Aber auch Glauben und Muth, wenn es zur Entscheidung kommt, haben ihre Verheißung. Langhans führt in seiner entstellenden Weise etliche Fälle an, die er als an Unmündigen verübte „fluchwürdige" Gräuel zu bezeichnen beliebt; er spricht von zehnjährigen Kindern (227), obgleich er weiß, daß es sich nur um die Jahre vom 12. bis 16. handelt. Wenn ein elternloser Knabe von zwölf Jahren seiner christlichen Schwester und ihrem Gatten durchaus folgen will, soll der Missionar etwa ihn zurückschicken? Soll er es nicht wagen, ihm zu freier Entscheidung die Hand zu bieten?

Langhans schildert dann in künstlich verdrehender Weise einen andern Fall, an welchem ich mitbetheiligt war. Der Primus einer Talatscherry Schule, der jetzige Katechist Gabriel Piratschan, wünschte im Jahr 1845 Christum zu bekennen, was sein Vater, ein ausschweifender, gewaltthätiger Mann, ihm nicht gestattete. Gabriel fühlt, er dürfe nicht länger zaudern, wählt aber, ohne uns irgend

zu Rathe zu ziehen, den leichtern Weg, lieber auf einer andern Station den Uebertritt vorzunehmen, und begiebt sich deßhalb heimlich nach Kannanur, wo er mit den Christen ißt und also die Kaste bricht. Ich ermahnte ihn, nach Talatscherry zurückzukehren, was er aber nur thun wollte, wenn ihm auch die Haarlocke vollends abgeschnitten werde, damit alsbald außer Zweifel sei, daß er aus der Kaste getreten sei, und ich that ihm seinen Willen. Er war damals nach meinem Urtheil 15 Jahre alt, sein Vater behauptete, nur 13; Langhans überbietet den Heiden und macht zwölf daraus.*) Ob ich damals das Rechte getroffen, mag zweifelhaft sein; ich glaubte es zur Zeit. Wenn aber Jemand meint: sollte man nicht mit Eltern in solchem Falle Mitleid fühlen? so ist gewiß kein Missionar, der nicht das Gleiche fühlte. Die Frage ist nur: soll denn das junge Gewissen keine Rechte ansprechen dürfen? Der Missionar geräth durch solche Krisen oft in große Enge; denn er kann sich nicht verbergen, daß je jünger und ungeprüfter ein solcher Taufkandidat ist, desto weniger auf seine künftige Festigkeit gerechnet werden darf; und wer setzt gerne die Existenz einer ganzen Schule und das langsam erworbene Maß von Zutrauen und Gunst bei einer Kaste oder der gesammten Nachbarschaft gegen einen unsichern Gewinn ein, der sich so leicht in eine schmähliche Niederlage verwandeln kann? So fordert denn jeder solcher Fall zur ernstesten Prüfung auf, ob wirklich eine Geistesthat vorliegt, zu deren Ausführung der Missionar mit einstehen muß, so wahr er ein Jünger Christi ist; hat er aber diese Ueberzeugung gewonnen, so darf er auch vor dem Hohn sich nicht fürchten, der sich gern an jede Bekehrung hängt.

Noch ist nicht sicher zu ermitteln, wie das Gesetz sich zu dieser Frage verhält. In Kalkutta wurde Hemanath, Student in einer Hindu-Akademie, durch einen Freund, der die Missionsschule besuchte, mit dem Christenthum bekannt. Er besucht den eingebornen Prediger Lal Behari, der ihn auffordert, in der Stille weiter zu forschen, sich aber weigert, ihn in's Haus aufzunehmen. Nach einigen Tagen kommt Hemanath wieder und sagt, er könne zu Hause kaum im Testament lesen. Aber man nimmt ihn nicht auf, denn er steht erst

*) Wie Gabriel selbst sein Alter z. B. im Januar 1858 berechnete, kann im Jahresbericht von 1858 p. 8 nachgesehen werden: dort steht der Katechist Gabriel Piratschan mit 28 Alters- und 8 Dienstjahren.

im 16. Jahre. Nach einer Woche wird ihm diese Wartezeit unerträglich; er fleht um Aufnahme, er sei bereit, Alles für Christum zu opfern. Lal Behari kann endlich nicht mehr widerstehen, er betet mit ihm und räumt ihm ein Zimmer ein. Nun kamen die Verwandten und belagerten ihn eine ganze Woche hindurch; zweimal sprach der Vater lange mit dem Jüngling, ohne daß dieser zum Schwanken gebracht wurde. Darauf (im Juni 1862) verlangte der Vater vom Obergericht die Rückgabe seines Sohnes, und Sir M. Wells entschied ohne weiteres für den Vater. Man konnte beweisen, daß Hemanath in vier bis fünf Monaten majorenn werde; daß Niemand ihn veranlaßt habe, das elterliche Haus zu verlassen; der Jüngling erbot sich, von seinen Beweggründen Rechenschaft abzulegen. Alles umsonst. Sir M. Wells wollte nichts hören, schimpfte auf die Missionare zur großen Freude der Zuhörer und übergab Hemanath seinem Vater. Die Kaste hatte er nun verloren und die Seinen konnten nicht mit ihm essen; aber tyrannisiren durften sie ihn nach Herzenslust, um ihn durch die ekelhaftesten Mittel von seiner Befleckung zu reinigen. Doch ist nun derselbe Fall in Bombay anders entschieden worden. Ein Schüler der Freischotten, Witta, 15 Jahre und 7 Monate alt, hatte sich in's Missionshaus geflüchtet; die Eltern klagten. Sir J. Arnould aber sah keinen Grund, warum die Gewissensrechte, welche das Gesetz dem 14jährigen Engländer zuspricht, dem Hindu erst später verliehen werden sollten; er ließ dem Sohne die freie Wahl seines Aufenthalts. „So wenig," sagte seiner Zeit (1846) Sir W. Burton, „der Gerichtshof aufhören kann, für die Aufrechthaltung des väterlichen Rechts besorgt zu sein, so wenig darf er vergessen, daß Andere ebensowohl wie Eltern und Verwandte ihre Rechte haben. Kinder und Mündel haben auch ihre Rechte in der Gemeinde; und die Königin steht dem Schwachen bei, wenn seine Rechte mit den Ansprüchen des Starken zusammenstoßen. Darf doch nach englischem Recht ein Knabe im Alter von 14 Jahren eine Heirath schließen, und ein Mädchen von zwölf; und ein 14jähriges Kind darf sich dort seinen eigenen Vormund bestellen. Daher ist es nicht die Alters-, sondern die Verstandesreife, welche den Gerichtshof in dieser Sache leiten muß." Solchen verständigen Reden hält freilich Langhans seinen Machtspruch entgegen, „daß Kinder von 12 und 13 Jahren zwischen zwei verschiedenen Religionen mit Einsicht zu wählen schlechterdings außer Stand sind" (227); wogegen ich mich auf das Zeugniß jedes

erfahrenen Erziehers berufen möchte. Ein Konfirmand mag vielleicht nicht im Stande sein, über Baptismus und Lutheranismus richtig zu urtheilen; zwischen Krischna und Christus eine Wahl zu treffen, ist aber eine andere Sache. Indessen harren wir, bis das Gesetz es noch zu einer festeren Entscheidung bringen wird; einstweilen beweisen die angeführten Thatsachen, daß von einem „geheimen Einverständniß der Regierung" und der Gerichte mit dem Thun der Missionare nicht die Rede sein kann. Nur ereifern sich dort auch die missionsfeindlichsten Richter nicht so stark wie Langhans, welcher Missionare, die zur Bekehrung eines Kindes mitwirken, in's Zuchthaus sperren würde (229), und die Forderung der Parsi's, daß sich kein Kind unter 21 Jahren solle bekehren dürfen, für sehr billig hält (226); das Minimum von 25 oder 30 Jahren gefiele ihm wohl noch besser.

Sehen wir nun aber nach den Missionaren in ihren Schulen; wie geht auch da das Leben eines Jeden so ganz eigene Wege. Da ist vorerst der große Unterschied zwischen Denen, die in Städten mit höherem englischem Unterricht zu thun haben, und Denen, welche der einfachsten Landbevölkerung ihre Zeit widmen. Letztere verlernen oft mehr vom Englischen als sie dazu lernen, leben sich ein in die Welt ihrer Bauern, und können fast scheu werden, wenn sie ein unbekanntes weißes Gesicht erblicken. Jene dürfen den Umgang mit Engländern nicht meiden und thun nur ihre Pflicht, wenn sie sich in die neue Umgebung so hineinarbeiten, daß sie englisch predigen und das Interesse der Mission auch vor den höchsten Gewalthabern verfechten können; sie müssen sich mit Mathematik, Naturwissenschaften und englischer Literatur beschäftigen, und dürfen auch den Forderungen feinerer Lebensart sich nicht entziehen. Der selige Löwenthal war nach allen Zeugnissen über ihn ein ganzer Diplomat, den auch Staatsmänner gerne zu Rath zogen, wenn es sich um die Geheimnisse der afghanischen Stämme und Häuptlinge handelte. Wenn aber bei der Berathung über neue Gesetze oder über die besondern Verhältnisse einer Provinz der Missionar mitgehört wird, wie das schon oft der Fall war, so kann auch diese Gabe für den Fortschritt im Ganzen sehr fruchtbar werden.

So ist es auch etwas Eigenes um die Reisepredigt. Schon das Reisen selbst; wie schwer nimmt's der Eine im unwirthbaren Lande mit den unausbleiblichen Geduldsübungen, während der Andere schon im Wechsel des Arbeitsfeldes seine Lust finden kann und nach

der heißen Arbeit des Tags in irgend welcher Verandah oder Tempelhalle*) so sanft schläft als zu Hause. — „Lerne reisen," schrieb Dr. Ribbentrop aus Indien einem Missionarssohn auf die Universität; „das ist dir nöthiger als Latein und Griechisch!" Nun das ist ein Scherz; es will aber das Reisen wirklich gelernt sein und lernt sich doch kaum ohne eine besondere Begabung. Wie prädestinirt zum Missionar unter den Bergvölkern kam mir immer ein lieber Freund auf den Nilagiri vor, schon durch Eine Gabe, auf die wohl Niemand in der Heimath den geringsten Werth legen möchte. Es ist das der Mangel eines der fünf Sinne. Unter einem Geschlecht, das die wärmehaltende Kraft des Schmutzes in höchsten Ehren hält, ist es doch etwas Unbezahlbares, des Geruchsinns zu entbehren. — Und dann die Predigt! Wie irrt sich doch Langhans, wenn er meint, es handle sich dabei vorzüglich um stereotype Predigten! Ein Reiseprediger wie der selige Ammann, von dessen verläugnungsvollem Herumwandern Inspektor Josenhans erzählt (Miss. Mag. 1854. II, 74), hat den ganzen Tag unermüdet dieser Arbeit widmen können, ohne daß er die Leute oder diese sich selbst langweilten. Daß aber jeder Missionar einen guten Reiseprediger abgebe, ist noch nie behauptet worden.

Wir kommen nun auf die Gehalte der Missionare, welche bei Langhans eine große Rolle spielen. Die meisten indischen Missionare sollen nämlich ein „luxuriöses, üppig epikuräisches Leben" führen, und auch außerhalb Indiens sollen sie „überreichlich" ausgestattet sein. Langhans giebt sich den Schein, als habe er darüber aus den Jahresrechnungen der Gesellschaften nur mit Mühe den Thatbestand erfahren können. Die Sache ist aber bei den englischen Gesellschaften einfach genug; sie geben dem Missionar im Durchschnitt 250—300 Pfund Sterling des Jahrs, d. h. etwa die Besoldung eines Lieutenants in der indischen Armee oder eines unteren Commis in den Handlungshäusern, und wird daraus nirgends der geringste Hehl gemacht. In

*) Man muß nämlich wissen, daß durch weite Strecken Indiens der Tempel in den Dörfern das Gasthaus ist, wo der Ortsvorsteher die Reisenden, Europäer wie Hindu's, neben dem Götzen einquartiert. Ebenso weisen die Dorfbewohner leicht der Missionsschule ihren Platz im Tempel an. Dadurch fallen Langhans' Tiraden über die Entweihung der Tempel, die ihm heiliger scheinen als z. B. den Kanaresen und Mahrattas (211), in Nichts zusammen. Seine weitere Behauptung, Tempel können einmal nicht Privateigenthum sein, beweist nur, wie wenig er von der Sache versteht.

den indischen Hauptstädten, wie in China, kann der englische Missionar wohl auf 400 Pfund des Jahrs kommen. Der Abstand ist noch immer bedeutend gegen die Kaplane der Regierung, welche mit 500 Pfund des Jahrs den Dienst antreten und mit den Jahren auf 800—1000 Pfund Sterling voranrücken. Auch in andern Ländern, z. B. Westindien, bezieht ein Missionar der Unirt. Presb. 250—300 Pfund Sterl., in Westafrika (Calabar) nur 150, in Südafrika 160 u. s. w. Die Ausbreitungsgesellschaft giebt in Indien, China, Westafrika 270—300 Pfund; in Südafrika 150—200 Pfund u. s. w.*) So wünscht sichs die englische Missionswelt, hierin grundverschieden von den deutschen Missionsfreunden; sie will, daß der Missionar anständig lebe nach englischen Begriffen, daß er weder Nahrungssorgen habe, noch Ueberfluß. Der Kritiker ist übrigens falsch berichtet, wenn er meint, die Amerikaner gehören zu den höchstbesoldeten (404). Im Gegentheil sagt z. B. der Bombay Guardian: „Die englischen Missionare stellen sich besser als die schottischen, die Schotten besser als die Amerikaner, die Amerikaner besser als die Deutschen.“ Nun ist das auch eine der Aufgaben des Missionars, sich in diese Verhältnisse richtig zu finden, und sie wird natürlich in verschiedener Weise gelöst. Ein Deutscher mag bei Engländern Vieles sehen, was ihm unnöthig scheint, darum ist es doch noch kein Luxus für den Briten; und wer nach diesem äußerlichsten aller Scheine die Menschen beurtheilen wollte, möchte leicht sehr irre gehen. Der Apostel konnte auch hoch sein und übrig haben, so wird er auch unter den Bestbesoldeten noch Nachfolger haben. Wenn jetzt ein Korrespondent aus Bombay schreibt (Allgemeine Zeitung 29. Jan. 1865): „Ein verheiratheter Europäer kann hier mit 1000 Pfund Sterling des Jahrs nicht leben“, weil nämlich die Preise doppelt so hoch gestiegen sind als in Kalkutta, so dürfte ein wirklicher Missionsfreund auch mit den dortigen britischen Missionaren noch einiges Mitleid haben, obwohl sie mit einem deutschen Prälatengehalt bedacht scheinen.

Besehen wir uns aber einmal die Basler Missionare. Einem Engländer oder Amerikaner ist es unbegreiflich, wie der Deutsche mit seinen Geldmitteln reichen kann. Mullens schrieb darüber im Jahr

*) Die Aufschneidereien über die Kosten der Mission in der Türkei, in denen sich der Korrespondent der Allgemeinen Zeitung in Konstantinopel gefiel (412), wurden in einem nachfolgenden Blatt berichtigt; Langhans hat natürlich auf die Berichtigung keine Rücksicht genommen.

1852: „Viele Missionare in Indien erhalten unter 150 Rup. (425 Fr.) des Monats, einige nur 100. Es ist das eine Hungerleiderei, und wir wünschten, die Gesellschaften hörten, was wir darüber zu sagen haben. Solches Sparen am unrechten Ort kann nur die Wirksamkeit derjenigen vermindern, welche die Arbeit verrichten sollen." Dem Engländer ist es schon ein Wunder, daß wir Deutsche uns zu gemeinsamer Haushaltung bequemen können. Wohl erkennt er, daß sich damit viel ersparen lasse, aber seinem Unabhängigkeitssinn sagt der Zwang, den man sich dabei anthun muß, nicht zu; er fürchtet nicht ohne Grund, so nahe auf einander zu sitzen erfordere ein besonderes Maß von Geduld. Dann zweifelt er, ob es sich austrage, im heißen Lande so viel zu Fuß zu gehen, wie die Deutschen von Anfang an gethan haben. Daß nämlich jeder Basler ein eigenes Pferd habe (406), ist eine Dichtung unseres Kritikers, die er sich nach seiner Art aus einem im Missionsmagazin erzählten Vorfall herausgelesen hat, während er doch z. B. von Würth's Fußreisen (Miss. Mag. 1853, IV, S. 77.) Zeugnisse vor sich hatte. Es giebt Missionare, die in ihrer ganzen indischen Dienstzeit weder Pferde noch Ochsen gehabt haben. Andere freilich bedürfen dieser Dinge, wenn die Arbeit nicht Noth leiden soll. Nun eben über jener Verhandlung im Jahr 1850, da einem jüngeren Missionar das Halten eines Pferdes verweigert wurde, kam es in Indien zu unangenehmen Schreibereien, welche jenes Urtheil von Mullens hervorgerufen haben. Es erschienen dort Zeitungsartikel, in welchen gefragt wurde, ob man gebildeten Männern zumuthen dürfe, mit einem Unteroffiziersgehalt sich durchzubringen? Englische Freunde haben schon sich bereit erklärt, den einzelnen Missionar zu unterstützen, während sie der Gesellschaft ihre Beiträge entzogen, weil sie Leben und Gesundheit ihrer Arbeiter nicht besser schone. Die Frage, was da der rechte Mittelweg sei, ist einmal nicht in absprechender Weise zu beantworten. Während die englischen Gesellschaften es vorziehen, durch einen festen Gehalt die Geldfrage ein für allemal abzumachen, ist sie bei den Baslern ein beständiger Gegenstand der gewissenhaftesten Berathung, indem ihre Missionare keine Besoldungen beziehen, sondern sich auf Rechnung der Gesellschaft mit mehr oder weniger Geschick so durchschlagen wie etwa ein Landpfarrer in Schwaben oder in der Schweiz.*) In dieser Weise brauchte dann ein

*) Ich will über die Einfachheit unserer Lebensweise in Indien kein Aufhebens machen. Weil aber Miss. Hebich ein „sehr entschiedener Lebemann" ge-

Missionar in Indien nach der durchschnittlichen Berechnung der letzten zehn Jahre 2208 Fr. des Jahrs (im Jahr 1856 belief sich die Ausgabe auf 1940 Fr., im Jahr 1863 auf 2704). Daß hierin das Mögliche geleistet ist, hat noch kein Sachverständiger bestritten.

Freilich ist auch das noch eine bedeutende Ausgabe, wenn man sie mit den Kosten vergleicht, welche ein Haushalt der indischen Arbeiterklasse erfordert. Langhans hat natürlich das Maß weit überschossen, wenn er (404) behauptet, das Leben sei in Indien zehnmal wohlfeiler als in England. Daß ein Taglöhner dort mit dem vierten oder fünften Theil des englischen Taglohns ausreicht, ist das richtigere Verhältniß. Was bedeutet aber das? Daß wenn z. B. die armen Tinnewely Christen der kirchlichen Gesellschaft jährlich 13,574 Rs. für Missionszwecke aufbringen, diese Summe wohl mit 6800 Pf. St. englischer Beiträge verglichen werden darf. Mit nichten aber, daß ein englischer Arbeiter mit dem indischen Taglohne dort sein gewohntes Essen, sein Brod mit Butter, Käse, Speck und Thee bestreiten könnte. Man darf um diesen Taglohn indisch arbeiten, d. h. wenig thun; man muß aber damit auch indisch leben, d. h. Reiswasser trinken und mit Betelkauen nachhelfen. Es ist daher baarer Unsinn (405), eine Missionarsbesoldung von 1000 Rs. des Jahrs mit einem Einkommen von 10,000 Franken auf dem Kontinent zu vergleichen.

Dennoch bleibt der Abstand dieses genügsamen Lebens für manche Missionare eine demüthigende Thatsache. Dr. Ribbentrop heißt es geradezu das Schwerste, das ihm zugemuthet wurde, so viel besser leben zu sollen als die meisten Eingebornen (Miss. Mag. 1864 p. 253). Das Haus eine Erdhütte, die man mit 25 Franken herstellen kann; die Kleidung des Mannes mit einem halben Franken, der Frau mit einem Franken beschafft, und dann von Reis oder Hirsen oder Palmzucker gelebt Jahr aus Jahr ein: wer da mitthun könnte! Nun haben es schon Viele versucht und darin Anerkennenswerthes geleistet; es sind aber so manche edle Leben darüber in ein frühes Grab gesunken, wie die vier Goßner'schen Missionare, die 1842 unter den Gonds sich niederließen, mit einem Schlage weggerafft wurden (Miss.

---

nannt wird, der das Lob des Wassers „lieber in seinen Vorträgen als in seiner Diät in Anwendung bringe" (5), so sei zur Steuer der Wahrheit bemerkt, daß derselbe in den 25 Jahren seiner indischen Arbeit, wie die meisten von uns, nur Wasser getrunken hat.

Mag. 1846, I, 39), daß hinfort keine Gesellschaft die Verantwortlichkeit übernehmen könnte, von ihren Arbeitern indische Lebensweise zu fordern. Den Einzelnen bleibt es darum doch unbenommen, auch hierin zu zeigen, was die Liebe Christi vermag; die welche mehr oder weniger indisch lebten, wie Ringeltaube, Ribbentrop, Bowen, sind natürlich unverheirathet geblieben.

Wie viele Fragen drängen sich um diese eine zusammen! Wie ist es z. B. so schwer in jenem Lande der Gegensätze, den eingebornen Arbeitern die richtige Stellung anzuweisen! Natürlich theilen sie sich in ganz verschiedene Klassen: es sind darunter Sprößlinge reicher Familien, die an ein bequemes Leben gewöhnt sind; andere wurden erst von der Mission aus dem Staube gehoben; andererseits sind die Bildungsstufen, welche sie erstiegen haben, so verschieden als nur möglich. So giebt es denn Hinduprediger, welche europäische Gehalte beziehen, höher als irgend ein deutscher Missionar, während andere, Katechisten und Schulmeister, sich mit 300—400 Franken des Jahrs begnügen müssen. Gewiß hat die Liverpool Konferenz das Rechte getroffen, wenn sie zu der Entscheidung kam, der Gehalt eines eingebornen Predigers solle vorzüglich durch zwei Rücksichten bestimmt werden: einmal auf die Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, welche ihm zukomme, sodann auf die Verhältnisse der eingebornen Gemeinden, welche im naturgemäßen Lauf der Dinge seinen Unterhalt zu bestreiten haben werden. Man wird in allem dem noch viel zu lernen haben; es ist nöthig und gut, dem Missionar und dem Katechisten immer wieder das arme Leben Christi zum Muster vorzuhalten; der eine hat sich vor falscher Geistlichkeit, vor Neid und Richten, der andere vor dem Hang zu Großartigkeit, Bequemlichkeit und gleichgiltiger Behandlung der Geldfragen in Acht zu nehmen; die Treue im Kleinen lernt sich nie aus. Darum hat doch der Kritiker nimmermehr ein Recht, die Missionare im Allgemeinen des weltlichen Lebens zu beschuldigen, so wenig als des Müßiggangs.

Seinen Spott über übertriebene Darstellungen der Entbehrungen und Gefahren des Missionslebens kann man sich gutmüthiger Weise gefallen lassen. Tausende von Europäern setzen sich um Gold oder Ehre größeren Gefahren aus, als die indischen und chinesischen Missionare um der Liebe Christi willen. Aber es darf nicht vergessen werden, daß die Missionare, welche nach Indien und China gehen, die Brüder derer sind, welche sich z. B. an die Westküste von Afrika

in ein baldiges Grab senden lassen, und daß jeder Missionszögling bereit ist, sich schicken zu lassen, wohin die Kommittee will. Daß sich unsere Missionsbrüder vor dem Tode nicht fürchten, beweisen ihre Gräber. Von 46, die in sieben Jahren nach der Goldküste ausgeschickt worden sind, sind in dieser kurzen Zeit 18 gestorben. Da kann man sich die Kritik derjenigen, welche die Mission um der vielen Opfer an Menschenleben willen anfechten, noch eher erklären, als den Spott unseres Philosophen über die Genußsucht und Weichlichkeit der Glaubensboten.

Wo finden wir denn nun den rechten Missionar, wie er sein sollte, um alle Kritik zu Schanden zu machen; den Mann, der ein guter Deutscher bleibt, während er doch im fremden Boden gleich einheimisch wird; der immer im Himmel lebt, aber die Erde sich dienstbar macht; der mit offenem Sinn die Natur und alles Menschliche auffaßt, ohne von seinem Ziel abzuirren, der eingeht auf alle Irrthümer, ohne selbst je aus der Wahrheit zu gleiten? wo den Mann, der ebenso umsichtig denkt als entschlossen handelt, ebenso gut schreibt als redet, ebenso sicher mit scharfem Wort das innerste Herz trifft, als er in mäßigen Schritten wie spielend vom Aeußeren und Verkehrten zum Wesentlichen und Richtigen überleitet; der immer das Böse straft und meidet, aber nie über die Bösen zürnt, der Kinder segnen, mit Männern streiten und Teufel überwinden kann? der geschickt ist, Mangel zu leiden und übrig zu haben, auch den leiblichen Bedürfnissen der Heiden aufhilft, ohne je die geistigen Motive zu trüben? wo den Mann, der den Einzelnen ebenso leicht anzufassen als sicher weiter zu führen versteht, der aus lebendigen Steinen eine Gemeinde zusammenfügt und zusammenhält, ohne die welche draußen stehen aus den Augen zu verlieren? den Mann, der auf die Nahen wie auf die Fernen Licht und Leben ausströmt, auf jeden nach dem Maße seiner Empfänglichkeit, und mit gleicher Fröhlichkeit in seinem Dienste lebt und stirbt? den Mann, der Alles thut was ihm befohlen ist, und doch für sich und seine Kirche und seine Gesellschaft keine Ehre sucht, sondern nur die Ehre deß, der ihn gesandt hat? Kurz, wo finden wir den vollkommenen Nachfolger Christi, einen offenen Brief von Gottes Hand an das Volk, das Er heimsuchen will, leserlich für Jedermann? Wir suchen ihn umsonst. Es sind lauter einseitige, beschränkte Menschen, die an diesem großen Werke dienen; mehr oder minder getrübte Strahlen des ewigen Lichtes, Lebendige,

die sich selbst erst aus dem sie umgebenden Tode herausarbeiten, die durch viel Leiden und Demüthigung sich zur Gesundheit und Klarheit durchkämpfen, die ohne die Langmuth ihres Gottes nicht nur unnütze Knechte bleiben (Langhans spotte darüber nach Belieben, wie S. 318), sondern sich stets auch hüten müssen, daß sie nicht über ihrem Predigen selbst verwerflich werden. Ein Missionskritiker hat daher recht, wenn er sagt, das ganze Missionswesen sei krank; nur macht ihn selbst solche Erkenntniß noch nicht gesund; noch weniger befähigt sie ihn zum Bessermachen. Die, welche sich vor dem Richten am sorgsamsten in Acht nahmen, gediehen wohl immer am besten. Deß ungeachtet finden wir noch heutiges Tages in der Mission alle heilsamen und nothwendigen Gaben der Kirche Christi, wenn auch sehr vertheilt und mit allerlei Schwachheit gemengt, und trauen es auf Grund der bisherigen Erfahrung der Barmherzigkeit unseres Gottes zu, daß Er auch unseren Missionsgesellschaften offene Thüren aufthue, wenn sie sein Wort behalten, seinen Namen nicht verläugnen und in Liebe und Geduld Seiner Erscheinung entgegenharren.

Es lag die Versuchung nahe, den Vertreter der Immanenz aufzufordern, da er das Missionswesen der Altgläubigen so gar elend finde, möge er selbst mit Seinesgleichen einmal den Versuch machen und im neuen Geiste die Arbeit der Evangelisirung der Völker in Angriff nehmen. Aber die Sache ist zu ernst. Wir wissen, daß nicht nur ein Eindruck der Liebe, die uns bis in den Tod geliebt hat, dazu gehört, um einen rechten Missionar zu machen, sondern daß man in diesem Element leben muß, um nicht bälder oder später mißmuthig und laß zu werden. Wie sollte der Aerger über uns, wenn er auch eine Missionskritik zu Stande bringt, eine Missionsunternehmung in's Leben rufen oder, falls es geschähe, sie auch nur einige Jahre am Leben erhalten können? Wir selbst aber haben kein Zutrauen zu den Erfindungen des neuen Geistes und zweifeln stark, ob dieselben in Indien auch nur durch den Reiz der Neuheit irgend welche Anziehungskraft ausüben würden. Sind doch die Resultate der Identitätsphilosophie dort schon seit Jahrtausenden Gemeingut der Schulen gewesen und ihre Stichwörter bis in die niedersten Kreise gedrungen. Wir halten es mit dem Wahlspruch des alten Indianermissionars Eliot († 1690), der bis in sein 87stes Jahr zu sagen pflegte: Gebet und Fleiß durch den Glauben an Jesum vermögen Alles.

---

7. Die kirchliche Zerrissenheit.

Noch liegt uns ob, Einen Punkt zu berühren, auf den Langhans mit Recht großen Nachdruck legt. Er besteht in der leidigen Getrenntheit der Christen, welche die Mission betreiben. Einmal haben wir da die alten Kirchen, welche wie die römische und griechische theils sich an der Heidenmission betheiligen, theils durch ihren Abfall von dem Evangelium, wie die andern alten Kirchen (armenische, koptische, syrische), selbst Missionsboden werden. Dann die vielen Sekten des Protestantismus, welche alle in ihrer Weise an dem Werke der Verkündigung des Evangeliums in der Welt Hand anlegen. Da muß ja der streitsüchtige Dogmatismus, wenn er konsequent sein will, sich gegenseitig anklagen und verketzern (111), wenn auch am Anfang die Mission mit unionistischen und liberalen Tendenzen auftrat (107). In dieser Streitsucht, in diesem Dogmengezänk sollen nun (Herrnhuter, Nordamerikaner, Londoner und Basler ausgenommen, 112) alle Missionare und Missionsgesellschaften sich überbieten, und damit die Gemeinde des Herrn mehr zerspalten und vor Heiden blosstellen, als je zuvor geschehen.

Wir fangen mit dem Katholicismus an. Daß alle protestantischen Missionare „einstimmig lehren, der Katholicismus sei schlimmer als das Heidenthum" (113), ist eine Lästerung, für welche auch der Schatten von Beweis fehlt.*) Langhans führt dafür nur Eine englische Zeitschrift an (Gleaner 1859, p. 98), wo im Gegentheil ausgesprochen ist, daß Katholiken trotz des seelengefährlichen Romanismus selig werden können. Ebenso falsch ist die Behauptung, wir Missionare lehren, daß durch den Katholicismus die Völker von Gott weiter weggeführt würden, als sie vorher gewesen (114). Wenn auch ein Missionar das einmal ausgesprochen hätte, (in der angeführten Stelle Intell. 1860, 26 steht übrigens kein Wort davon), wer gibt Langhans das Recht, alle Missionare dafür verantwortlich zu machen?

*) Es verhält sich damit wie mit einer andern kecken Behauptung von Langhans: man begegne in den Missionsblättern drei bis fünf Mal dem Namen des Teufels, ehe nur einmal demjenigen Gottes (90). Ich kann das Gegentheil versichern, etwa mit der Einschränkung, daß bei besondern Stämmen vom Dienst der Dämonen viel die Rede sein muß, und dahin einschlagende Erzählungen diesen Namen, den Luther ungeschickter Weise auch mit Teufel übersetzte, öfters wiederholen können.

So geringschätzig Langhans den chinesischen Katechisten behandelt, der im Gleaner 1854 seine interessanten Unterredungen mit einem ehrlichen Katholiken erzählt, so wenig Recht bietet ihm gerade jener Vorgang zu seinem unbegründeten Tadel. Nicht nur trifft der chinesische Protestant im Ganzen den Nagel auf den Kopf, sondern jene Geschichte selbst zeigt in einem lehrreichen Beispiel, wie leicht der Katholicismus für forschende Geister unter den Heiden eine Brücke zum Bibelchristenthum wird. Daher wäre es sehr verkehrt, wenn der Protestant, so hochmüthig auch Rom die Ketzer behandelt, die Elemente von Wahrheit, die sich in der römischen Kirche noch finden, übersehen wollte.

Lassen nicht fast alle protestantischen Missionen die Taufe der Römisch-Katholischen gelten, so unverschämt auch diese in Indien alle Konvertiten aus den Evangelischen umtaufen? Sodann wüßte ich auf manche Bekanntschaften, ja herzliche Freundschaften hinzuweisen, welche in Indien ehrliche Katholiken verschiedener Nationen mit Protestanten geschlossen haben, ohne daß auf der einen oder der andern Seite ein Uebertritt stattgefunden hätte. Katholische Gottesdienste sind von Missionaren nie gestört worden, so keck auch Langhans (211) dieß behauptet, indem er aus dem Besuch eines Missionars in einer leeren Kapelle auf seine eigene Weise den Schluß zieht.

Es läßt sich leicht darthun, daß ernstere Christen jeder Gattung, sobald sie in heidnische Länder versetzt werden, auf den Unterschied von Katholicismus und Protestantismus weniger Werth legen, als in der Heimat. Ich rede da nicht von den halbeuropäischen Mischlingen, unter welchen gemischte Ehen und unvermerkte, halbe oder ganze Uebertritte nach beiden Seiten hin sich viel leichter bewerkstelligen als in Europa, sondern von gebildeten Europäern. Wir haben wiederholt Missionsbeiträge von britischen Katholiken erhalten; andererseits hat z. B. ein protestantischer Oberst, der 1834 Kurg einnehmen half, seinen Antheil an der Kriegsbeute der römisch-katholischen Mission dieses Ländchens geschenkt, nachdem er umsonst versucht hatte, eine protestantische zu Stande zu bringen. Schon die Serampurer Baptisten freuten sich nicht nur über die gelungene chinesische Uebersetzung der Evangelien, welche sie von katholischer Hand erhielten, sondern pflegten auch (1810) den freundlichsten Umgang mit dem brasilianischen Missionar Rodrigues. Ueberhaupt standen damals katholische Missionare in engen Beziehungen zu protestantischen Engländern, ja anglikanischen Würdenträgern! Dem Archidiakonus Barnes giebt der „sehr achtungs-

würdige, fromme und einsichtsvolle Abbé Dubois" (wie Inspektor Blumhardt ihn nennt Miss. Mag. 1818) die eingehendsten Nachrichten über den Zustand der römisch-katholischen Kirche in Indien, und bittet ihn um syrische Testamente für die katholische und nestorianische (er meinte Jakobitische) Geistlichkeit. Freilich klagt ihm Dubois (Dec. 1815): „die Katholiken Indiens seien auf ein Viertel ihrer Zahl zusammengeschmolzen, und er habe in 25 Jahren — trotz aller Mittel seiner Kirche — auch nicht einen einzigen aufrichtigen Christen unter ihnen gefunden. Indier zu bekehren sei einmal eine Unmöglichkeit; daher er sich sehr wundere, warum Baptisten und Methodisten diesen unfruchtbaren Boden zu ihrem Arbeitsfeld gewählt haben, u. s. w."

Wie gar unnöthig ereifert sich nun Langhans darüber, daß „der treue, redliche, eifrige Abbé Dubois von den Protestanten um seiner Aufrichtigkeit willen in Stücke zerrissen" worden sei (39). Ach nein! Die ungläubigen Protestanten jauchzten über sein Bekenntniß, das er nach seiner Rückkehr aus Indien weiter ausführte und in London (1824 auf ihren Wunsch) drucken ließ. Und den glaubigen Protestanten hat der Abbé „mit der Herausgabe dieses sehr willkommenen und lehrreichen Buchs einen wichtigen Dienst geleistet, indem er durch eine lange Reihe von Erfahrungen gezeigt hat, wie man es nicht machen müsse, wenn die Völker Hindustans zum Christenthum bekehrt werden sollen"*). Für uns, die wir aufrichtige Hinduchristen in genügender Anzahl kennen, ist kein Grund vorhanden, dem Buche zu grollen; vielmehr lesen sich diese Briefe in unsern Tagen recht angenehm. Dubois selbst aber, nachdem er diesen gutgemeinten Schreckschuß gethan, um wo möglich protestantische Missionen von weiteren unnöthigen Versuchen auf dem undankbaren indischen Boden abzuhalten, hat den Rest seiner Kräfte daran gesetzt, die katholische Mission in Frankreich neu zu beleben. Mit beidem, mit dem Reden gegen die Mission wie mit dem Wirken für sie, hat er wohl seiner Kirche in seinem Geschlecht gleich treu zu dienen gesucht. Wer wird mit ihm darüber hadern? Wollte Gott, die Katholiken hätten sich gegenüber der protestantischen Mission nur auf Dubois'sche Polemik beschränkt!

Wir könnten wünschen, daß jener Zug zur umfassendsten Gemeinschaft der Gläubigen, der vor fünfzig Jahren so stark war, daß man z. B. bei der Gründung der Basler Missionsanstalt „anerkannt

*) Worte des sel. Blumhardt im Miss. Mag. 1825, S. 138.

rechtschaffene und religiös denkende junge Männer jeder Konfession" aufzunehmen gedachte, länger seine Macht behauptet hätte. Man fürchtete sich damals nicht vor Römisch- und Griechisch-Katholischen, wenn sie nur in der Liebe zu dem Einen Heiland mit den Evangelischen verbunden waren. Aber indessen ist der Papst wieder nach Rom gekommen, und die kurze Freiheit der Bibelchristen innerhalb der katholischen wie der russischen Kirche gieng schnell zu Ende. Rhenius konnte noch auf seiner Hinausreise (1814) das Kind eines katholischen Soldaten taufen. Wenn es nicht gestorben ist, wird es in Indien bald umgetauft worden sein.

Man lächelt jetzt über die Formlosigkeit des damaligen Christenthums und hält es für einen Fortschritt, wenn sich überall, auch in der Mission, das Streben nach größerer kirchlicher Bestimmtheit kund thut. Wir erkennen aber nur an, daß sich diese unläugbare Thatsache recht gut begreifen und beziehungsweise vollständig rechtfertigen läßt, sowie daß es bequemer und leichter ist, bei kirchlichen Unternehmungen einfach vom Gewohnten auszugehen und auch unter den Heiden nichts anderes bauen zu wollen, als was man zu Hause gehabt und genossen hat. Darum behält aber doch der Geist, der sich damals geregt hat, seine Bedeutung für die Mission der evangelischen Kirchen. Es ist nicht umsonst gewesen, daß die anglikanischen Missionare zwanzig Jahre lang die Priester der syrischen Kirche in Trawankor bilden halfen und in allen syrischen Kirchen das Evangelium predigen durften. Haben die Bischöfe beider Kirchen sich mit der Zeit immer weniger verstanden, bis ein Bannfluch des syrischen Metran die Verbindung löste, so hat doch bei vielen Laien und Priestern die Erkenntniß, daß die Christen Eine Heerde bilden sollen, tiefe Wurzel gefaßt. Und welcher Christ könnte der amerikanischen Mission unter den Nestorianern seinen Beifall entziehen? Hier hat die evangelische Mission von Anfang an die Kirchenform als etwas Unwesentliches behandelt; und da die nestorianischen Bischöfe einfältig genug waren, ein Wachsthum in der Erkenntniß und im geistlichen Leben für zuläßig, ja wünschenswerth zu halten, ist es diese dreißig Jahre hindurch gelungen, so disparate Elemente, wie eine erstarrte orientalische Körperschaft und amerikanische Congregationalisten, zu brüderlichem Zusammenwirken zu verbinden.

In Indien ist freilich der Verkehr der Missionare mit katholischen Priestern sehr in's Stocken gekommen, einmal durch die Ausdehnung,

welche das Episcopat erlangt hat, und durch seine strenge Ueberwachung der niederen Geistlichkeit, sodann durch die rücksichtslosen Uebergriffe, mit denen der Katholicismus der Restauration in jede erfolgreiche Missionsarbeit der Protestanten sich alsbald eindrängte. Daß dann die protestantische Polemik auch nicht immer das rechte Maaß eingehalten hat, wird gerne zugestanden. Anders verhält es sich noch immer mit dem Verhältniß protestantischer Missionare zu der katholischen Laienwelt. Bischof Charbonneaux von Maisur, der (1846) unter seinen 10,000 Pflegbefohlenen höchstens 300 zählte, die erträglich lesen und schreiben konnten, hat nicht ohne Grund auf Errichtung von Waisenhäusern, Schulen und höhern Anstalten gedrungen, „damit nicht die protestantische Hyder die katholische Jugend verschlinge." Und ebenso sind da und dort katholische Pressen erstanden, um den strebsamen Laien, welche trotz aller Verbote die Bibel und protestantische Schriften mit Begierde lasen, ungefährlichere Geistesnahrung zu bieten. Vergleicht man diese neu entstandene Regsamkeit mit dem Zustand der Katholiken, ehe die protestantische Mission sich in Indien ausbreitete, so muß auch von Feinden zugestanden werden, daß sie auf die katholische Kirche einen bedeutenden Einfluß zum Bessern ausgeübt hat. Wenn nun gleich ein freundliches Zusammenwirken beider Kirchen nicht zu hoffen steht, so lange von Rom die Bibelgesellschaften sammt den Ungläubigen in Einem Athem verdammt werden, so bleibt doch eine heilsame Wechselwirkung nicht aus. Wir lernen auch etwas von der katholischen Kirche nach dem Rechte, das Vinet sich nahm, wenn er sagte: Als Protestant darf ich katholische Gedanken hegen, und warum sollte ich nicht welche hegen? So getrübt auch die Einigkeit der Katholiken gerade in Indien ist durch die langjährigen ärgerlichen Händel der Ultramontanen mit dem Metropoliten von Goa und seinen weitzerstreuten Kirchen, so wird doch ihre principielle Einheit mit all' dem Regierungs- und Unterordnungstalent, das sich in ihr entwickelt, der protestantischen Mission immer etwas zu denken geben und sie zum Nacheifern auffordern; unsere Rührigkeit dagegen dient sie vor dem Erstarren zu bewahren. Und wie Weissagungen auf eine bessere Zeit lassen sich wieder und wieder Stimmen auch von katholischen Missionaren vernehmen, welche die Einheit der Gläubigen in ihrem Erlöser höher stellen, als die trennenden Kirchensatzungen. So hat dem Goßner'schen Missionar Onasch (1861) ein italienischer Priester auf dem Schiff die Hand gedrückt und gesagt: „Nun gut,

Sie sind Protestant und ich bin Katholik; Sie gehen nach Indien und ich nach China, beide, um für unsern Herrn Jesum zu arbeiten. Möge Er uns tüchtig machen, unter den Verlorenen für Seinen heiligen Namen etwas Rechtes auszurichten!" Von solchen Vorzeichen einer bessern Zukunft ließe sich noch Einiges sagen, doch um der Bischöfe willen bleibt es lieber verschwiegen.

Das Verhältniß zwischen Katholiken und Protestanten soll aber noch Paradiesesfriede sein im Vergleich mit demjenigen „zwischen den Protestanten unter einander" (Langhans S. 115). Hat denn nicht der Dogmatismus in der äußern Mission zu tausendfacher Zerspaltung geführt? (111.) Zerfleischt nicht dieses mörderische Geschlecht mit seiner unchristlichen Streitwuth den wahren Christus viel grausamer, als die alten Pharisäer es irgend gethan? (128.) Wir können die „bittern Thränen," welche Langhans über diese Zerklüftung der Kirche weint, einigermaßen trocknen. Die kirchliche Zerrissenheit geht freilich weit genug. Allein die Mission ist nicht schuld daran; daher wir sie einfach als Thatsache acceptiren, uns darunter demüthigen und ihr nach Kräften entgegenarbeiten. Es ist ja Schade, daß die Christen sich allerwärts so leicht trennen; aber auf dem indischen Missionsfeld steht es damit doch ganz anders, als Langhans es sich vorstellt. Wenn in der Wirklichkeit zwischen katholischen und evangelischen Missionaren ein freundliches Einverständniß nur ein glücklicher Zufall ist, so läßt sich nicht blos dieses, sondern wahrhaft brüderliches Zusammenwirken unter den Zweigen der evangelischen Mission als die Regel behaupten.

„Wenn sich nur die verschiedenen Gesellschaften brüderlich in ihr Arbeitsfeld theilten, daß alle gegenseitigen Reibungen im Angesichte der Heiden vermieden blieben!" (111.) Nun das thun sie in so vorwiegendem Maaße, daß die Ausnahmen dagegen fast in Nichts verschwinden. Ich könnte das an den einzelnen Missionsprovinzen leicht nachweisen. Die verschiedenen Gesellschaften haben grundsätzlich vermieden, sich in bereits besetzten Distrikten niederzulassen. Wie viele Korrespondenzen sind schon darüber geführt worden, von welchen kein Missionsblatt erzählt, weil man sich gegenseitig auf die zuvorkommendste Weise verständigte. Wenn Langhans behauptet, „wo irgend zwei Gesellschaften sich berühren, liegen sie sich auch sofort wegen Grenzstreitigkeiten in den Haaren" (112), so widerspricht dem der Thatbestand auf's allerentschiedenste. In neun Zehntheilen des indischen Missionsgebiets ist von Grenzstreitigkeiten nie die Rede gewesen.

Die Ausnahmen beschränken sich auf einige Fälle. Einmal sind es die Hauptstädte, wie Kalkutta, Madras, Bombay u. s. w., in welchen die größeren Gesellschaften neben einander sich niedergelassen haben. Doch ist da lange Zeit hindurch jede nachrückende Verstärkung irgend einer Mission von den früher angesiedelten Missionaren aller andern Gesellschaften mit aufrichtiger Freude begrüßt und empfangen worden. Wie freundlich kamen z. B. noch in den Dreißiger Jahren nicht nur die weitherzigen Missionsfreunde unter den Laien, sondern auch die Missionare in Madras den Amerikanern aus Jaffna, dem Schotten Anderson, dem Freimissionar Groves, dem Baptisten Page u. s. w. entgegen! Nach und nach hat sich freilich eine gewisse Ueberfüllung — nicht von Missionaren, aber von Kirchenformen — dort eingestellt, und es bedarf daher zu der Aufrechthaltung der Einigkeit einer sorgsamen Nachhilfe durch regelmäßige Konferenzen. Diese sind nicht, wie Langhans (126. 4) glauben machen will, vereinzelte Ereignisse, von denen, als es „endlich dazu kam, großes Aufheben gemacht wurde," sondern eine wohlkonsolidirte Einrichtung, so still vollzogen, daß Langhans sie völlig übersehen konnte, obgleich z. B. Mullens in der Liverpooler Konferenz davon erzählte. Die Missionare der verschiedenen Gesellschaften in den Hauptstädten vereinigen sich monatlich zum Gebet und besprechen sich über ihr gemeinschaftliches Werk in brüderlicher Liebe.

Am ersten Dienstag jedes Monats kommen sie so in Kalkutta seit 1831 zusammen, 20—30 an der Zahl; sie halten erst eine Betstunde, frühstücken dann mit einander und berathen jede wichtige Frage so lange, bis sie sich zu gemeinschaftlichem Handeln vereinigen können. Und an Gelegenheit wie an Geschick dazu hat es ihnen noch nie gefehlt, wie das unter Anderem bei Mullens (in seiner Statistik von 1863 und in Lacroix's Leben) des Weitern zu lesen ist. Nicht blos an Missionare und Bischöfe, auch an die Gouverneure und das Parlament hat sich diese Konferenz wiederholt gewendet, und nicht ohne Erfolg. Aus diesen engeren Konferenzen sind dann von Zeit zu Zeit die größeren Zusammenkünfte hervorgegangen, auf welchen Missionare ganzer Länder ihre Erfahrungen austauschten, wie in Utacamund, Benares, Kalkutta, Lahor, bis endlich in Liverpool (im März 1860) Missionare und Missionsleiter aus allen Ländern zusammenkamen, um sich über die wichtigsten Punkte zu verständigen, indem ein hochherziger Kaufmann jener Handelsstadt die Kosten ihrer Reisen und ihres Zu-

sammenseins übernahm. Es waren wichtige, köstliche Tage, in welchen sich neben all' der freien Mannigfaltigkeit der evangelischen Christenheit auch die wahre Katholicität und Einheit der Kirche reichlich offenbarte. Im Blick auf Alles, was sich daran geknüpft hat, kann ich daher in dem Nebeneinanderbestehen verschiedener Missionen in den Hauptstädten Indiens nicht blos ein unvermeidliches Uebel erkennen. Es bleibt darum nicht aus, daß der Eine am Andern manches zu tragen hat — geschieht dasselbe doch auch innerhalb derselben Kirche und unter Anhängern Einer Schule —, aber man verträgt sich doch in Frieden und Geduld. Halten sich irgendwelche Kirchenparteien trotz aller Einladung von diesen Zusammenkünften ferne (wie in Madras), so sind das, Gottlob, nur wenige, von denen unten gesprochen wird. In Kalkutta schließt sich keine Richtung davon aus, und ebenso wenig geschieht das in den chinesischen Hafenstädten. Und nicht blos zu festgesetzten Zeiten kommen da die Missionare zusammen, um ihre Gemeinschaft zu bethätigen, sondern Kirchenleute, Londoner, Baptisten, Methodisten &c. verbinden sich in den Wintermonaten zu weiten Missionsreisen, durch Bengalen wie durch China, und beweisen durch die That, daß man sehr gut zusammenarbeiten kann, ohne der gleichen Gesellschaft oder Kirche anzugehören.

Die andere Ausnahme betrifft die Vertreter von Richtungen, bei welchen das Bewußtsein, der einzig wahren Kirche anzugehören, stärker ist, als ihre Erfahrung vom gemeinsamen Heiland der Sünder. Es kann sich ein solches Gefühl in jeder Denomination einschleichen; dem ultraprotestantischen Plymouthbruder liegt es so nahe, sich zur Unfehlbarkeit hinaufzusteigern, wie dem Papisten oder dem Theologen der Zeitstimmen. Daß sich daher alle Sekten und Kirchen unter einander verketzern und befehden müssen, ist leicht zu beweisen, und Langhans hat das so gut geleistet, wie irgend ein Katholik, der die Selbstauflösung des Protestantismus darthun will. Nur macht sich Gottlob manches in der Wirklichkeit anders, als es der Idee nach nothwendig scheinen mochte. In Indien haben Uebergriffe protestantischer Parteien auf Grund des „wahren Kirchenthums" nur selten stattgefunden. Die Parteien, denen sie nachgesagt wurden, waren einmal puseyitische Missionare der Ausbreitungsgesellschaft, dann einige Baptistenprediger und endlich eine Sektion der lutherischen Kirche. Von den beiden ersteren findet sich in Lacroix's Leben (Miss. Mag. 1862, S. 350 f.) Einiges erzählt. Diese Uebergriffe beschränken sich aber auf kleine Ge-

biete, im Süden von Kalkutta, in der Nähe von Mirath, wo jedoch die Muttergesellschaft der Beschwerde bald Abhilfe geschafft hat, und im nördlichen Tamillande.

Langhans hat diesen extremen Richtungen so viel Aufmerksamkeit gewidmet, daß man denken könnte, der Pietismus, von dem er zuerst geredet, müsse schon zu einer Anzahl von Orthodoxieen erstarrt sein, die sich gegenseitig bekämpfen. Alle Konfessionen sollen sich bitter gegen einander beschweren, daß ihnen von den andern Bekehrte abgejagt werden (49). Ich habe von seltenen Fällen dieser Art gehört, aber selbst keinen erlebt. Die Gemeinden wissen in der Regel von andern protestantischen Gemeinschaften nur, wie man von verschiedenen Kleidertrachten hört. Wenn schon in Deutschland gewiß drei Viertheile aller Missionsfreunde sich um die unterscheidenden Lehren nicht sonderlich bekümmern, — denn es sind meist einfache, vielbeschäftigte Leute, die an Christus ihren Trost und ihre Freude haben, und denen am Leben mehr liegt als an den Dogmen, — so ist das in Indien noch mehr der Fall. Heißsporne mögen eifern und die Gegenpartei verketzern. Die eingebornen Gemeinden haben darum doch (wie Graul sagt) von dem Verhältniß, in welchem sie zur Mutterkirche stehen, kaum ein rechtes Bewußtsein. Die strengen Lutheraner mögen in Deutschland keine Pietisten sein wollen; draußen in Indien treten sie dennoch in das Erbe ihrer pietistischen Vorgänger mit ihren theologischen und ascetischen Arbeiten, ihrem Gesangbuch u. s. w. ein, und üben die „kleinliche Kirchenzucht" so gut wie ihre reformirten Nachbarn. Und auch sonst bleibt ihr Verkehr mit englischen Missionsfreunden nicht ohne Wirkung. Als der anglikanische Beamte Stokes, ein Freund der kirchlichen Missionsgesellschaft, hörte, daß die Missionsgüter in Mayaveram an die Heiden verkauft werden sollten, weil die kirchliche Gesellschaft die Station nicht fortsetzen wollte, veranstaltete er eine Sammlung unter seinen Freunden, um das werthvolle Eigenthum für die Lutheraner zu erstehen. Die meisten englischen Missionsfreunde geben ihre Beiträge nicht zu einer, sondern zu mehreren Missionen; wo immer tüchtig gearbeitet wird, da thut sich auch ihre milde Hand auf. Wie fröhlich haben nicht nur einzelne Engländer, sondern die kirchliche Gesellschaft und der Bischof von Kalkutta zu dem gesegneten Werk unter den Kols beigesteuert. Auch die von einem Basler Missionar begonnene Kurg-Mission ist von der kirchlichen Missionsgesellschaft im Jahr 1858 reichlich unterstützt worden. Wenn nur Christus

gepredigt wird! ist dort die vorherrschende Losung; wenn nur erst das Heidenthum vom Evangelium durchsäuert wäre, — die Gestaltung der zukünftigen indischen Kirche möge unsere Enkel beschäftigen! Muß denn nicht über dem Verkehr mit solchen weitherzigen Christen auch dem bigottesten Kirchenmann das Gefühl sich aufdrängen: es gibt doch noch Schwesterkirchen? So hat denn auch die Erfahrung sattsam gezeigt, daß selbst unter den deutschen Lutheranern ein freierer Sinn sich geltend macht; bei den amerikanischen war seine Herrschaft nie bestritten.

Was dann die Gastfreundschaft anbetrifft, die „unter den Missionaren verschiedener Bekenntnisse sich keineswegs überall von selbst zu verstehen scheine" (126), so hat Dr. Graul, der diese Andeutung gibt, in seiner Reisebeschreibung durch Indien und Ceylon sie selbst glänzend widerlegt oder doch auf ein Minimum reducirt. Denn von Missionaren aller Parteien, so bekannt sie mit seinem Standpunkt und dem Zweck seiner Reise waren, hat er die ausgedehnteste Gastfreundschaft genossen, wie sie freilich in Indien, zumal unter den sogenannten Pietisten, sich von selbst versteht. In etlichen zwanzig Jahren dortigen Aufenthalts erinnere ich mich nur eines Falles, da sie mir verweigert wurde, und zwar von einem Missionar der Ausbreitungsgesellschaft unter Umständen, da durchaus kein Nothfall vorlag. Eine solche Ausnahme dient nur, um die Regel in ein um so helleres Licht zu stellen.

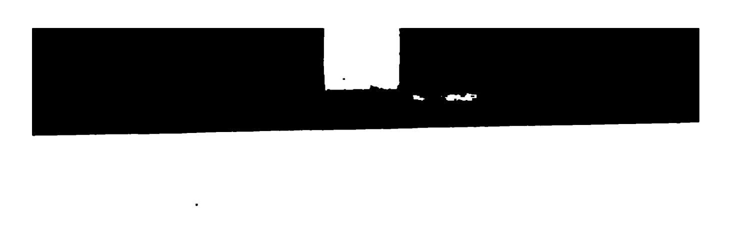
Man vergegenwärtige sich doch das Leben europäischer Christen in Indien, so wird man es erklärlich finden, wenn Missionare nach ihrer Rückkehr in das kühle Europa sich von dem Abstand unserer Temperatur gegen die dortige Wärme und Weitherzigkeit unangenehm berührt finden. In Madras stellte ich zuerst bei einem bekannten holländischen Gajus ab, in dessen Hause Missionare aller Farben die willkommensten Gäste waren. Die Judsons waren auch daselbst eingekehrt, um sich in schwerer Krankheit verpflegen zu lassen, und der Hausvater war durch sie Baptist geworden. Aber was schadete es? Missionare trafen nach einander dort ein, Anglikaner, Freikirchler, Amerikaner, Deutsche jeder Art. Sie warben auch um die Töchter des Hauses. Ein Schweizer Missionar heirathete die älteste; die andern bekamen Anglikaner, Lutheraner u. s. w. zu Männern; und die Familie ist trotz ihrer Ausdehnung innig verbunden geblieben. Denke ich an Rhenius' Kinder, wie giengen doch ihre Wege auseinander. Der eine ist Prediger der Freischotten, der andere englischer Kaplan

geworden; die Töchter haben Dissenter Missionare geheirathet u. s. w. Solche Vorkommenheiten sind nun dort, nicht wie hier zu Lande, Ausnahmen, sondern überaus gewöhnlich, und schleifen, wie in allen Kolonieen, die Ecken des heimatlichen Kirchenthums bedeutend ab. Hier predigt ein junger Anglikaner, frisch vom Bishop's college in Kalkutta, die strengste apostolische Succession; es ist ihm gewiß, daß wir Deutsche nicht ordinirt sind; ob wir getauft sind, bleibt ihm zweifelhaft. Der benachbarte Independenten Missionar fürchtet sich vor möglichen Kollisionen; sie bleiben auch nicht aus, vielleicht weil irgend ein augendienerischer Katechist das Feuer schürt. Aber die Missionare treffen zusammen und lernen sich achten, sie gehen durch schwere Heimsuchungen, Seuchen, Hungersnoth u. dgl., sie schütten einander endlich ihr Herz aus, und man versteht und liebt sich gegenseitig, wenn man auch nicht übereinstimmt. Es drängt sich darum doch mit langsamen oder schnellen Schritten die Erkenntniß auf, daß jener manches hat, was diesem fehlt, und daß der Herr reich ist über Alle, die ihn anrufen; beide lernen von einander, bis es allmählig — was man auch zu Hause sagen mag — zur Kanzel- und Altarsgemeinschaft kommt. Wie hat nur der hochkirchliche Bischof Mackenzie sich über seinen Besuch bei den Herrnhutern in Gnadenthal gefreut; wie ist ihm der Schotte Livingstone so nahe an's Herz gewachsen; wie verschwanden doch alle Vorurtheile in der heißen Probe des Missionslebens und seinen wechselvollen Kämpfen mit dem umgebenden Heidenthum. Wie erfahren auch die Hermannsburger in ihren Beziehungen zu den Kolonisten in Natal, welch ein großes Ding es ist, mitten unter den Heiden Leute zu finden, welche den Herrn Jesum lieb haben, in deren Häusern die Bibel das liebste Buch ist, wenn es auch etwas anders verstanden und ausgelegt wird, und sie freuen sich einfältig über diese Gemeinschaft. Gewiß, was immer noch zu der vollen Einigkeit der protestantischen Kirche fehlen mag, auf dem Missionsfeld ist sie ihrer Verwirklichung bedeutend näher, als in der Heimat mit ihren oft so kleinlichen Kirchthurmsinteressen. Nicht, daß es auch draußen an Leuten fehlte, welche sich im heißen Wasser wohler zu befinden scheinen als im kühlen; nur bleiben solche überall die Ausnahme. Wo das Herz des Christen sich so gar einsam fühlt, daß es selbst mit wohlgesinnten Heiden oder toleranten Muselmanen Freundschaften schließen kann, da muß ja der Zauber des Namens Christi doppelt starke Wirkung ausüben.

Die unionistische Gesinnung der Mission ist nicht auf dogmatischem Boden erwachsen, wie Langhans meint (107), sondern aus einem innern Lebensdrang. Das ganze freie Vereinswesen der Altgläubigen beruht darauf, daß die, welche einen Heiland gefunden haben und seiner froh geworden sind, auch Andere zu ihm führen möchten. Auf Grund des Sonderbekenntnisses mag wohl eine Mission gegründet werden; erhalten wird sie sich doch nur auf Grund der erfahrenen Liebe Christi; und die, welche diese erfahren haben, finden sich zusammen — früher oder später. Am leichtesten geschieht es auf frischem Boden. Die Gesellschaften in der Heimat mögen die Unterscheidungslehren noch so scharf zuspitzen, auf dem Missionsfelde verlieren sie mit der Zeit ihre trennende Kraft. Ich habe noch keinen alten Missionar gesehen, der sich mit seinen besondern Ansichten oder seiner Kirchenlehre und Kirchenverfassung breit gemacht hätte, wie er es auch damit am Anfang gehalten haben mag. Er wird vielleicht sich darin nur um so fester eingewurzelt haben; aber wo er Brüder findet, liegt ihm mehr am Genuß des Vielen und Großen, das er mit ihnen gemeinschaftlich geschenkt bekommen hat, und bei der Kürze des Lebens — besonders des Missionslebens — mag er die Zeit nicht mit Streiten verlieren. Und so wird denn, unter aller Schwachheit, in Indien von allen Gesellschaften vorherrschend Christus gepredigt und nicht die Dogmatik der einzelnen Parteien. Wie es auch damit in Deutschland gehalten werden mag, die Missionare draußen, mit Ausnahme der äußersten Flügelmänner auf der rechten und linken Seite, wissen und fühlen sich Eins in Christo.

Wir sind keine Sanguiniker, und die „stets rosig gelaunten" Männer, wie sich Langhans einen Missionsinspektor malt (61), werden in der Mission mit Laternen zu suchen sein. Aber — „Erfahrung bringt Hoffnung", sagt der Heidenapostel von allen, die durch den Glauben an Christum Frieden mit Gott haben, und wir, die wir schon aus mancher Hoffnungslosigkeit genesen sind, unterschreiben sein Wort auf Grund wirklicher Erfahrung. Wir haben gute Hoffnung für Indien, und gute Hoffnung für die Zukunft der Kirchen und Gemeinschaften, welche sich thätig an der Mission betheiligen. Wer unsern Glauben nicht kennt, mag unsere Hoffnung verhöhnen, und wie das der Gang der Welterfahrung mit sich bringt, allmählig der Verzweiflung oder der Blasirtheit verfallen. Darum steht doch fest, was der Mund der Wahrheit gesagt hat, es wird noch Ein Hirte

und Eine Heerde werden, und dann zur Erntezeit werden sich miteinander freuen die Säer mit den Schnittern. Daher rufen wir den Missionsfreunden zu: Stehet fest und unbeweglich in der Hoffnung des Evangeliums, Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Auch unser Kritiker kann noch zu dieser Hoffnung kommen, er wird nur von seinen Höhen herabsteigen und wieder ein Kind werden müssen. Uns ist die Kritik unseres Thuns willkommen, selbst wenn sie nicht von der freundlichsten Gesinnung getragen ist; wir haben auch schon von Aussetzungen, welche Heiden und Muhammedaner an uns machten, Nutzen gezogen. Allein in der Eile verdammen, was man sich in der Eile nicht die Mühe gegeben hat, gründlich kennen zu lernen, ist bloße Verschwendung des Athems. Ohne einen Wahrheitssinn, der die Dinge nehmen kann wie sie sind, und Berichte zu lesen vermag wie sie lauten, dient der Gegner nicht einmal der eigenen Sache. Denen aber, die noch am Wege stehen, und oft mit Mißtrauen und Geringschätzung dem Werk der Mission zusehen, möge ein Wort zur Beherzigung dienen. Napoleon gieng einmal mit einer Dame über die Straße, welche einem entgegenkommenden Lastträger nicht ausweichen wollte. Da führte sie der Kaiser bei Seite, indem er sagte: „Achtung vor der Last, Madame!“ Die Mission ist auch eine Last, und die Arbeit daran eine ernste Wirklichkeit. Will einer nicht mit Hand anlegen, so gehe er den treuen Arbeitern wenigstens in der Weise aus dem Wege, daß er, wenn nicht den Lastträgern, doch der Last Achtung zolle!





Der „Baum des Reisenden“ (Urania speciosa),
wie aus dem Stielende der Blätter reines, frisches Wasser gewonnen wird.
(Vergl. Miss. Mag. 1865, S. 63.)

Madagaskar.

Dritte Abtheilung.

Die große Trübsal.

1. Unheimliche Gewitterschwüle.

Mit dem Tode Radama's I nahmen die Dinge auf Madagaskar eine tragische Wendung.*) Der König hatte keinen Leibeserben als Thronfolger hinterlassen. Der nächste und rechtmäßige Thronerbe, der zugleich auch in Radama's Sinn und Geist die Regierung des Landes würde fortgeführt haben, wäre nun seiner Schwester Sohn, Rakotobe, gewesen, der in den Schulen der Missionare erzogen war, und dessen Vater Rataffe wir von seinem Besuche in England her kennen. Allein eine der Königsfrauen, Ranawalona, die wir am Ende unsers vorigen Abschnittes bereits auf den Schauplatz der Geschichte treten sahen, schob den jungen Prinzen mit energischer Hand auf die Seite, nahm Thron und Reich ihres Gemahls in Besitz und suchte sich diesen, von ihren Günstlingen unterstützt, auf die Dauer zu sichern. Mit welchen Mitteln, werden wir bald sehen. Allem Ausländischen und Fremden in der Seele feind, den alten Sitten und Gebräuchen des Landes von Herzen ergeben, am Götzen- und Zauberwesen, wie es vor Radama im Flore stand, leidenschaftlich hängend, dabei sinnlichen, willensstarken Geistes,

*) Zu den frühergenannten Quellen kommen für diese Abtheilung noch hinzu: Madagascar and its Martyrs. London 1844. — Madagascar, its Mission and its Martyrs. London 1863. — In The Christian Observer 1862 die Aufsätze: The Gospel in Madagascar.

der, was er sich einmal vorgenommen, bis zur äußersten Konsequenz eigensinnig verfolgte, war sie ganz dazu angethan, eine gründliche Reaktion hervorzurufen und eine blutbefleckte Tyrannin zu werden, wie uns die Geschichte je und je solche weibliche Ungeheuer auf den Thronen zeigt. Mit ihr kam, um in unserer politischen Sprache fortzureden, die altkonservative Partei an's Ruder, der alle Neuerungen der vorigen Regierung gründlich zuwider waren. Gleich die ersten Maaßnahmen der Königin ließen Alles fürchten. Wie es in Despotien zu geschehen pflegt, brachte sie, eine wahre Athalja, allen königlichen Samen um, der ihr im Wege war, und dessen sie habhaft werden konnte.

Als erstes Opfer mußte natürlich Rakotobe fallen. Vor seinen Augen grub man sein Grab. Auf seine Bitte hatte man ihm noch erlaubt zu beten (vielleicht war er der erste Madagasse, der in Christo starb), dann wurde er erstochen. Sein Vater Rataffe sollte ihm folgen. Statthalter von Tamatawe, ward er mit seiner Gattin an den Hof gerufen. Dort wird er mit einem Speere durchbohrt, sie, ein Kind unter ihrem Herzen, zu Tode gehungert, ihre Mutter in eine Fieberregion der Insel verbannt und mit Wachen umgeben, welche sie von Zeit zu Zeit schrecken mußten, der Scharfrichter sei da, bis sie an Angst, Hunger und Fieber dahinstirbt. Ihr Bruder Andrianilana wurde gespießt, Radama's Bruder Ratafikia dem Hungertode ausgesetzt. Acht Tage widerstand ihm der starke Mann, dann erlag er. Zwei Vettern des verstorbenen Königs standen gleichfalls auf der Liste der Todeskandidaten, der eine wurde niedergestochen, der andere, Ranamateka, entrann durch eine List und erreichte Mohilla, eine der Komoro-Inseln, woselbst er im Jahre 1841 starb. Auch Rafaralahy, der wackere Häuptling von Foule Point, mußte als Opfer fallen. Alles dieß war das Werk weniger Wochen.

In diesem Mordgeschäfte hatte der Königin ihr Liebling Andriamihabscha treulichen Beistand geleistet. Sie hatte ihn dafür durch das Versprechen gewonnen, in Zukunft keiner Strafe unterworfen zu werden. Er ward, wohl mit Unrecht, von Vielen sogar für den Vater des Sohnes gehalten, den Ranawalona anderthalb Jahre nach Radama's Tode gebar, und den sie für dessen Kind ausgab, um ihm den Thron zu sichern.*) Immerhin blieb es ein gefährlich Ding,

*) Die Königin war öffentlich in Radama's Gruft hinabgestiegen und hatte dort einige Stunden zugebracht. Das genügte, um ihren Sohn für Radama's Kind zu erklären.

einer solchen Fürstin Liebling zu sein. Andriamihadscha wurde von den andern Höflingen verdächtigt, als trachte er ihr nach Leben und Krone. Die Eifersucht quälte sie, bis er in seinem Hause erdolcht war. In trunkenem Zustande hatte sie sein Todesurtheil ausgesprochen; von ihrem Gewissen gefoltert, ließ sie ihn dann mehrere Mal ausgraben, um Ruhe zu bekommen. Auch seine Gattin, Schwester und eine Sklavin mußten sein Todesloos mit ihm theilen. In ihm selber aber war eine Hauptstütze der Fremden gefallen. Fortan ist es ein Brüderpaar, das auf die Königin den größten Einfluß übt: Rainiharo, Militärkommandant, und Rainimaharo, königlicher Palastbeamter. Unter ihnen sollte das Blutvergießen bald größere Maaßstäbe annehmen. Manche Inselhäuptlinge hatten Radama's Oberherrlichkeit entweder gar nicht, oder nur gezwungen anerkannt. Ihre Ueberfälle fürchtete jetzt die Königin. Die Truppenmacht wurde daher verstärkt, verschiedene und wiederholte Raubzüge — denn etwas Anderes waren die Kriege nicht, — bald in den Süden, bald in den Westen ausgeführt, das Land verwüstet, die Männer getödtet, Weiber und Kinder als Sklaven weggeführt und die zusammengetriebenen Viehheerden in die Hauptstadt gebracht, wo die Königin das Stück zu einem halben Thaler verkaufte. Wie es auf diesen Raubzügen hergieng, davon nur einige Beispiele. Rainiharo, der in den Süden ausgezogen, ließ die Bewohner eines Dorfes alle auf einen freien Platz, angeblich zu einem Freundschaftsmahle, einladen. Sobald sie saßen, gab er seinen Soldaten ein Zeichen, die Gäste zu binden, wegzuführen und niederzuspießen. Weiber und Kinder wurden als lebendige Beute mitgeführt. Im Westen ergriffen die Soldaten die Hauptanführer eines Distriktes, warfen sie in eine tiefe Grube, ließen sie zwei Tage ohne Nahrung, und dann kreuzigten sie dieselben rings um das Dorf her. Ihre Frauen und Töchter erklärten, sich nicht als Sklaven wegführen zu lassen. „Dieß," sagten sie, „ist das Land unserer Männer, Väter und Brüder, die ihr vor unsern Augen gemordet habt, und nun sollen wir euch nach Imerina begleiten, dort zu leben und zu sterben?" — Die Speere der Krieger machten ihrem Widerreden bald ein Ende. Einmal machten die rohen Sieger 10,000, ein ander Mal 13,000 Gefangene. In der That ein trauriger Anblick, diese Armen, mit Stricken aneinander gebunden, den Hügel Tananariwo's hinaufgetrieben zu sehen, Lasten tragend, Kinder auf dem Rücken, eins oder zwei an der Hand, um dann dort versteigert zu werden. Man sagt, daß in den ersten zehn

bis zwölf Jahren der Regierung Ranawalona's auf solche Weise nicht weniger als 100,000 Madagassen um's Leben gekommen seien.

Ein Lichtstreif jedoch zieht sich durch diese blutigen Scenen hin. Es ist dieß das Betragen der christlichen Soldaten, die sich bereits im Heere befanden und sich vortheilhaft von ihren Kameraden unterschieden. Gegen die Besiegten benahmen sie sich human, versammelten sich, wenn ihnen Rast vergönnt war, in ihren Zelten, um Gottes Wort zu lesen, zu singen und zu beten. Mancher Genosse ihres blutigen Handwerks empfieng hier seine erste Anregung zum Christwerden und fand sich hernach zu weiterer Belehrung bei den Missionaren ein.

Wie aber verhielt sich die Königin gegen die Missionare und ihr Werk? Politisch klug, wollte sie vorderhand zuwarten. Schon vor ihrer Krönung, die am 12. Juni 1829 mit barbarischem Pomp gefeiert ward, ließ sie den Missionaren kund thun, sie werde nach den Grundsätzen Radama's regieren und sie in ihren Erziehungsplanen fördern und unterstützen. Allein schon die lange Landestrauer, die ein Jahr dauern sollte, jedoch von der Königin um zwei Monate abgekürzt wurde, hatte lähmend auf die Missionsthätigkeit gewirkt. Wie sonst während dieser Zeit alle öffentlichen Geschäfte stille stehen sollten, so durfte auch keine Schule, kein öffentlicher Gottesdienst in Stadt und Land gehalten werden. Und durfte man auch die Schulen ein halbes Jahr nach Radama's Tode wieder eröffnen, so verriethen doch deutliche Anzeichen, daß es der Königin mit ihrem Versprechen nicht ernst sei. Der Missionsabgeordnete Bennet wurde zu keiner Audienz vorgelassen und dennoch in der Hauptstadt festgehalten, bis es endlich der Königin gefiel, ihn ziehen zu lassen; denn, ließ sie melden, sie sei Herrin über die Zeit seiner Abreise. Der englische Agent Lyall, Hastie's Nachfolger, konnte nicht einmal sein Beglaubigungsschreiben übergeben. Die Königin ließ ihm die Weisung zugehen, sie fühle sich nicht an Radama's Vertrag mit England gebunden, und werde ihn nicht in seiner Eigenschaft empfangen. Noch ehe er im Frühling des nächsten Jahres mit seiner Familie das Land verlassen wollte, wurde er auf eine wahrhaft empörende Weise behandelt. Ein fanatischer Haufe, angeführt von dem Hüter und Träger des Götzen Ramahawaly, drang, jeder eine Schlange tragend, in seinen Hof; man riß ihn aus seiner Wohnung und schleppte ihn fort. Die Schlangen sind dem Götzen geweiht und werden als Verkündiger seines Zornes betrachtet. Lyall und seine Söhne seien Zauberer, hieß es, und der Götze wolle

ihn, den Unglückbringer, entfernt wissen, deßhalb habe die Gottheit so viele Schlangen in des Engländers Hof gesandt. Ueberdieß wurde einer seiner Diener gefangen genommen. Auf die Erkundigung, womit Lyall eine solche schimpfliche Behandlung verdient habe, hieß es, er sei an ein Dorf herangeritten, das, einem Götzen geweiht, nicht einmal von Pferd und Schwein betreten werden dürfe. Auch hätten seine Diener Schmetterlinge und Schlangen gefangen. Lyall verließ die Insel, wurde in Folge der Mißhandlung wahnsinnig und starb auf Mauritius. Von dort aus wurde der Königin die Entrüstung Englands über solches Benehmen kund gethan.

Die Königin erwies überhaupt den Götzen alle mögliche Aufmerksamkeit und suchte ihre Gunst durch große Opfer zu gewinnen. Das Zauberwesen kam wieder in Schwung, Kindermord und Tangenaprobe gehörten zur Tagesordnung. Der letzteren fielen wohl Tausende zum Opfer, da die Königin eine solche Landesreinigung für nothwendig hielt. Eine wirkliche Beschränkung aber erfuhr die Mission dadurch, daß in den Dörfern, welche Sitze von Nationalgöttern waren, die Schulen nicht wieder durften eröffnet werden, daß ferner 700 eingeborne Lehrer und Schüler in das Heer gesteckt wurden, so daß, geschreckt durch diesen Vorgang, die Eltern weniger Neigung zeigten, ihre Kinder zu solchem Zwecke, wie sie meinten, unterrichten zu lassen. In der That schmolz die Schülerzahl bald auf die Hälfte zusammen. Die Missionare verwendeten deßhalb Zeit und Kraft vorzüglich auf ihre Uebersetzungs- und Druckarbeiten, und sie thaten wohl daran. Sie schufen auf diese Weise geistlichen Vorrath für eine Zeit, wo sie vom Schauplatz abtreten und ihre Heerde „Gott und dem Worte seiner Gnade befehlen" mußten. Uebersetzung und Druck des Neuen Testaments wurden im März 1830 vollendet, einzelne Bücher des Alten Testaments in Arbeit genommen; Lesebücher, Katechismen, Traktate, die Evangelien, Schulbücher und andere Schriften größeren und kleineren Umfangs verließen wiederholt die Presse und traten ihre Wanderung unter das Volk an. Sie wurden nicht nur in Imerina, sondern auch in entfernteren Provinzen gelesen, und aus verschiedenen Anzeichen konnten die Missionare merken, daß die Liebe zu Gottes Wort im Zunehmen begriffen sei. Durch ein Ereigniß, das nun eintrat, schien auch die Königin gegen die Missionare günstiger gestimmt zu werden.

Frankreich suchte seine Ansprüche auf die früher besessenen Küstenpunkte der Insel geltend zu machen. Sechs französische Schiffe erschienen unter Commodore Gourbeyre vor Tamatawe. Ranawalona, ihrer Herrscherwürde bewußt, war nicht geneigt, sie mit einer fremden Macht zu theilen, daher sie auch wenig Lust, in Unterhandlungen einzutreten, an den Tag legte. Von England begünstigt, lehnte sie, wie andere Geschenke, so auch die zweideutige Anerbietung des französischen Protektorats ab. Feindlichem Vorgehen an der Küste setzte sie den energischen Widerstand ihrer Howa's entgegen; das Küstenfieber that auch das Seinige, und nach mehreren vergeblichen Versuchen mußten die Franzosen zu Ende des Jahres 1830 Madagaskar wieder verlassen. Der apostolische Vikar Henry de Solage, vorgeblich mit Aufträgen von Karl X und vom Pabste betraut, wurde zuerst von Prinz Corroller an der Küste hingehalten, und als er endlich Erlaubniß erhielt, in die Hauptstadt zu kommen, starb er auf der Reise dahin. Während dieser Zeit nun hatten die englischen Missionare freie Hand zu lehren und zu predigen. Ueberdieß regte sich nun unter dem Volke ein erhöhtes Verlangen nach dem Worte Gottes, was sich im folgenden Jahr noch steigerte. Schon im Juli 1830 schrieb Missionar Baker: „Unterredungen über Gegenstände der Religion sind unter den Eingebornen häufig, und das gepredigte Evangelium faßt die Gewissen der Leute mit eindringlicher Macht. Mein bester Drucker, ein Sklave, ist voll vom Heil in Christo und preist es Jedermann an." Die Kapelle, in welcher Griffiths predigte, war jeden Sonntag übervoll. Im Juni 1831 ward eine neue Kapelle zu Ambatonakanga, einer der Vorstädte Tananariwo's, eröffnet, im September darauf ein Predigtsaal in der Stadt selber, in welchem neben den Missionaren bereits auch bekehrte Madagassen den Weg des Lebens ihren Landsleuten verkündigten. Eine schöne Zahl Angefaßter eilte die Woche über zu den Wohnungen der Missionare, um in den Wahrheiten des Evangeliums noch eingehender sich unterrichten zu lassen. Nach längerer Vorbereitung verlangten endlich Mehrere die Taufe, und am Sonntag den 29. Mai 1831 wurden, mit nachgesuchter Erlaubniß der Königin, die Erstlinge der Howa's, zwanzig an der Zahl, in den Tod Jesu durch Griffiths getauft. Am folgenden Sonntag wurden in der Kapelle der Vorstadt acht weitere hinzugefügt. Unter diesen befand sich ein Zauberer mit seinem Weibe. Er hatte die erste Anregung zu seiner Bekehrung durch einen jüngeren befreun-

deten Mann erhalten, der ernstlich den Weg des Heils suchte, und der ihm die Sündlichkeit seiner Zauberei vorhielt, wobei er das Wort der wahren Inspiration versäume, das die Missionare in's Land gebracht hätten. Das machte ihn nachdenklich. Er kommt auch wirklich zu den Missionaren, hört aufmerksam ihrer Rede zu; was er hört, erfüllt ihn mit Bewunderung, und es gefällt Gott, ihm seinen Sohn zu offenbaren. Bald nachher zerstört er öffentlich seine Zaubermittel bis auf zwei, die er den Missionaren als Zeichen seiner Aufrichtigkeit übergiebt. Nun nimmt er seinen Platz unter den Leseschülern und ruht nicht, bis er das Neue Testament richtig und fließend lesen kann. In der Taufe erhielt er den Namen Paul, und hinfort erscheint er in den Missionsberichten als Paul der Zauberer. Er wie seine Frau bewiesen durch ihr nachfolgendes Leben, daß es ihnen mit ihrer Bekehrung ernst gewesen. Beide ließen es sich angelegen sein, auch Andere zur Erkenntniß der Wahrheit zu führen, und waren den Missionaren oft zum Trost.

Mit der Taufe dieser Erstlinge beginnt auf Madagaskar wirklich eine Zeit gnädiger Heimsuchung. Es zeigte sich ein größerer Hunger nach dem Brode des Lebens. Die Missionare, täglich von fragenden Seelen umgeben, halten mit ihnen besondere Versammlungen, die gewöhnlich von 40—50 besucht werden, darunter Mehrere von Rang und Einfluß. Die Bekehrten zeugen von der Gnade Christi, die ihnen widerfahren, und kommen auch in ihren Häusern zum Wort Gottes und Gebet zusammen. Im Monat August vereinigten sich die bis dahin Getauften förmlich zu einer Christengemeinde auf Grund eines gemeinsamen Glaubensbekenntnisses, das die Hauptlehren des Christenthums enthielt, feierten dann als erlöste Geschwister des Herrn Abendmahl und nahmen eine einfache Kirchenordnung an. Den jeweiligen Seelsorger wählt die Gemeinde, sie entscheidet über Aufnahme neuer Glieder und Ausschließung unwürdig Wandelnder. Jedes Glied soll dem andern durch einen würdigen Wandel vorleuchten und die Ausbreitung des Evangeliums soll Allen heiliges Anliegen sein.

In die schöne Arbeit riefen jetzt die Missionsbrüder den Missionar Freeman von der Kapstadt herüber, wohin er sich beim ersten Stillstand des Werkes entmuthigt begeben hatte. Der Senior der Brüder aber, Jones, war gesundheitshalber für immer von Madagaskar geschieden. Am 23. Juni 1830 hatte ihn die Königin unter Ehrenbezeugungen ziehen lassen. Als nun Freeman anlangte, und die auf-

merksamen Zuhörer im Hause Gottes sah, den Ernst und die Liebe der jungen Gemeinde und ihren Missionseifer, da wallte ihm sein Herz vor Freude und Dank.

Die ungetrübte Freude über diese sprossende Saat des Evangeliums sollte jedoch nicht zu lange währen. Dunkle Wetterwolken stiegen über ihr auf, die sich zwar wieder zertheilten, aber nur um sich noch dichter zu sammeln. Auf Ermuthigungen folgten jetzt Entmuthigungen, und bald zeigte sichs, daß lebendiges Christenthum am Hofe nicht genehm sei; auch wurden die Christen nach alter Weise von den Heiden mit Uebernamen beehrt und „Gläubige" gescholten. Langsam reihte die Königin eine Beschränkung des Missionswerkes an die andere. Unter den sich zur Taufe Meldenden waren einige hohe Beamte und der königlichen Familie Nahestehende. Am Tag vor ihrer Taufe wurde ihnen von hoher Seite bedeutet, wie sehr dieser Schritt mißbilligt würde. Er unterblieb. Radama hatte, wie wir uns erinnern, den Genuß geistiger Getränke verboten. Dieß benützte die schlaue Königin, und untersagte den Gebrauch des Weines beim h. Abendmahl. Fortan wurde es mit Brod und Wasser gefeiert. Den Schülern der Regierungsschulen und den Soldaten wurde verboten, sich taufen zu lassen oder zum Abendmahl zu gehen. So enthielten sich denn am ersten Sonntag des November 1831 die getauften Soldaten dieser Feier, indem sie mit stillem Schmerz die andern Gemeindeglieder sie begehen sahen. Und so mußte es fortan gehalten werden. Die Schulen wurden noch begünstigt, aber aus rein weltlichem Interesse, bis zu Ende des Jahres 1832 die Königin alle Schüler vom 13. Jahre an ins Heer steckte. Fortan durfte kein Sklave mehr lesen lernen. Die sich hauptsächlich den Schulen widmenden Missionsgeschwister Atkinson mußten nach Jahresfrist wieder das Land verlassen. Bald wurden auch Griffiths und 1834 Canham entfernt.

Mitten in diese Entmuthigungen hinein wirkte das steigende Verlangen nach christlichem Unterricht und nach Büchern, das im Jahr 1833 und 1834 noch wuchs, sehr ermuthigend. In jenem Jahre wurden 15,000, in diesem 21,000 größere und kleinere Schriften gedruckt und großentheils verbreitet. Wohin die eingebornen Christen giengen, nahmen sie ihr Neues Testament und andere Theile der h. Schrift mit, lasen ihren Landsleuten daraus vor und ermunterten Andere, auch lesen zu lernen. Die Missionare, die immer größere

Strecken des Landes durchwanderten, kamen nach, bestätigten und erweiterten die empfangene Erkenntniß. Man fieng an, da und dort die Amulette wegzuwerfen, Götzen zu verbrennen oder den Missionaren auszuliefern, und dafür Kapellen zu errichten. Bei einem seiner Besuche gab Missionar Johns dem Sohn eines Götzenhalters ein neues Testament. Er wurde dadurch für die Wahrheit gewonnen und zog mehrere Glieder seiner Familie nach sich, die theils im Glauben gestorben, theils zu den standhaftesten Christen der Insel zu zählen sind. Der junge Mann selber kam zu Ende des Jahres 1833 in einem Treffen um. Der Götze seines Vaters aber kam nach England. Insbesondere war um diese Zeit der Heimgang einiger Madagassen den Missionaren ein tröstlich Zeugniß, daß ihre Arbeit nicht vergeblich sei in dem Herrn. Unter diesen selig Verstorbenen war ein junger Sklave Rabenohadscha. Er hatte den Sohn seines Herrn in die Schule der Missionare zu begleiten. Auf diese Weise lernte auch er lesen und kam unter den Einfluß des Evangeliums, das er wie ein Kind aufnahm. Er erkannte sich als einen verlorenen Sünder und fand in Christo Jesu einen Heiland, wie er ihn gerade bedürfe. Er pflegte oft zu sagen: „Ich bin nur ein armer Sklave, aber nichts destoweniger traue ich mir zu, daß ich den Herrn Jesum liebe.“ Er war einer der Ersten, die getauft wurden, und wurde nachher in einem siebzig Meilen von der Hauptstadt entfernten Dorfe als Lehrer verwendet, wo er unermüdlich thätig war. Bei seiner Taufe wollte er Ra-poor-negro*) genannt werden. Auf die Frage, wie er zu einem solchen sonderlichen Namen komme, erwiederte er: „Ich habe in eurer Druckerei den Traktat: 'Der arme Neger' mit dem Holzschnitt gesehen, wie er seine Kniee beugt und seine Augen gen Himmel erhebt, da habe ich gedacht, dem möchte ich ähnlich werden, und deßhalb wählte ich diesen Namen.“ Er vollendete frühe seinen Lauf. Nur wenige Tage war er am Fieber krank. Während dieser Zeit hörte man ihn öfters ausrufen: „Ich gehe zu Jehovah-Jesus. Jesus holt mich; ich fürchte mich nicht!“ Tiefen Eindruck habe diese Sterbensfreudigkeit auf Alle, die ihn sahen, gemacht, erzählt uns Missionar Baker. Denn die stärksten Männerherzen auf Madagaskar jammern wie ein Kind, wenn sie auf dem Sterbebette liegen, und rufen unter Thränen: „Ich sterbe,

*) „Ra“ ist eine Vorschlagsilbe, die anzeigt, daß das Wort ein Eigenname sei. Poor Negro, d. h. armer Neger, ist der englische Titel des nachher erwähnten Traktats.

ich sterbe. O Vater, o Mutter, ich sterbe!" Um so größer war der Kontrast.

Während so auf mannigfaltige Weise die edle Saat gesät wurde, während aus England eine neue Presse und 5000 dort gedruckter Psalter ankamen, während die Missionare eifrig an der Vollendung des Alten Testaments arbeiteten, rückte die große Trübsal immer näher. Die heidnische Partei, an ihrer Spitze die ersten Minister, gewann vollen Einfluß auf die Königin. Zu Anfang des Jahres 1835 sollte der Adoptivsohn eines Hochgestellten an dem Götzenopfer der Königin theilnehmen. Er verweigerte es, denn er war ein Christ. Dieß erbitterte seinen Vater gegen Alle, die sich erdreisten, die Pflichten gegen die Landesgötter so hintanzusetzen. Ein anderer junger Christ, Namens Andriantsoa, verweigerte den einem Götzen geweihten Tag als einen heiligen Tag zu feiern. Er gieng hin und arbeitete auf seinem Reisacker. Er wurde angeklagt, und die Königin verhängte über ihn die Tangena-Probe. Er bestand sie glücklich, worauf die Christen, unklug genug, ihn in einer Art Prozession zurückführten; die Königin, aus einiger Entfernung zuschauend, betrachtete dieß als einen Triumph über sie und fühlte sich höchlich beleidigt. Fortan waren ihr alle Angeber willkommen; und wie viele Worte in den Predigten ließen nicht eine anzügliche Deutung zu! Eines Sonntags versammelte sie alle Nähfrauen, welche in den Schulen gebildet waren, in ihrem Hofe und machte ihnen den Vorwurf: „Warum sie nicht gar zu den Engländern giengen und sie um Erlaubniß frügen, für sie, die Königin, arbeiten zu dürfen?" Abends kam sie mit ihrem Hofstaat an einer der Kapellen vorbei, in welcher die Gemeinde gerade sang. „Diese Leute," äußerte sie, „werden nicht aufhören, bis einigen von ihnen der Kopf abgeschlagen ist." Am folgenden Dienstag ließ sie sich ein Verzeichniß der Häuser geben, in welchen Gebetsversammlungen gehalten wurden. Sie schwur bei Andrianimpoina, sie werde ihre Besitzer zum Tode bringen, und schien so aufgebracht, daß ihre Umgebung kaum zu reden wagte. Doch ergriffen Einige das Wort und riethen ihr Vorsicht an. Alles Gute im Königreich sei zumeist durch die Engländer eingeführt. Würde sie die, welche ihre Gebräuche angenommen haben, tödten lassen, so würde sie die Lehrer verletzen und Vorwürfe würden ihre Regierung treffen. Ein Rath sagte unter Anderm von den Christen: „Ich habe sie jahrelang beobachtet, und habe keine aufrichtigeren, fleißigeren, zuverlässigeren Leute gesehen als

die, welche die Gebetsversammlungen besuchen. Sie haben auch mehr Kenntniß als die meisten andern. Deine Vorfahren, o Königin, haben großen Werth auf treue Unterthanen gelegt. Ich fürchte, wenn Du etliche von den jungen Leuten, die den Unterricht der Europäer genossen, tödtest, so wird der Schade Dein sein. Dieß sind meine Gedanken, o Frau, und ich kann sie nicht verbergen, was immer daraus entstehen mag." Die Königin schien besänftigt und sagte: „Wir wollen überlegen, was mit diesen Leuten zu machen ist." Allein bald trat eine andere Wendung ein.

Ein Häuptling von Rang erschien im Palast der Königin und begehrte sie zu sprechen. Seine Bitte ward ihm gewährt. Er redete die Königin also an: „Ich bin gekommen, Dich um einen Speer zu bitten, einen blanken, scharfen Speer." Auf die Frage wozu? erwiederte er: „Ich habe die Schmach gesehen, welche den Göttern, den geheiligten Hütern des Landes, durch den Einfluß der Fremden angethan wird, wie die Herzen des Volkes von den Sitten der Väter, von der Königin und ihren Nachfolgern durch ihren Unterricht, ihre Brüderschaft, ihre Bücher abgewendet werden. Schon haben die Fremden Viele von Rang und Ansehen am Hof und im Heere für sich gewonnen, auch viele Pächter und Bauern und Schaaren von Sklaven. Dieß Alles ist nur Vorbereitung. Aus ihrer Heimath wird auf ihren Wink ein Kriegsheer kommen und das Land in Besitz nehmen, was nicht schwer halten wird, denn das Volk ist seiner Regierung bereits entfrembet und den Fremden geneigt. Dieses Unglück will ich nicht erleben; darum, o Königin, fordere ich von Dir einen Speer, um mein Herz zu durchbohren." — Ranawalona gerieth wie außer sich, brach in heftiges Weinen aus, schwieg eine halbe Stunde, und erklärte dann, sie wolle dem Christenthum ein Ende machen, und wenn es auch allen Christen auf der Insel das Leben kosten würde. Auf den ersten März solle eine große Volksversammlung stattfinden. Die nächsten vierzehn Tage herrschte am Hofe dumpfes Schweigen. Es war die Stille vor dem Sturm.

---

2. Der erste Verfolgungssturm.

Am 26. Februar 1835, als die Gemeinde gerade zum Gottesdienste versammelt war, — der Text lautete: Herr hilf uns, wir verderben (Matth. 8) — überbrachte Ratsimanisa, ein erklärter Feind

der Mission, ein Schreiben der Königin des Inhalts, daß die Missionare und alle Europäer ihre religiösen Gebräuche ungehindert ausüben mögen, nimmermehr aber könne sie gestatten, daß ihre Unterthanen die Weise der Väter verlassen. Für sie müssen die Versammlungen am Sonntag oder sonst, die Taufe und die Gemeinschaften, die sie unter sich stiften, fortan unterbleiben. In den Künsten und Wissenschaften, die ihrem Volke wohlthätig seien, mögen sie es auch ferner unterrichten. — Man denke sich das schmerzliche Gefühl, das die Versammlung ergriff, als dieser Brief in der Kapelle verlesen ward. Die Missionare machten der Königin geziemende Vorstellungen und baten sie, ihnen doch auch ferner die Verkündigung des Wortes Gottes zu gestatten, weßhalb sie ja hauptsächlich ihre Heimath verlassen hätten. Vergeblich. Es müsse bei dem Verbot sein Bewenden haben, erklärten die Minister; und unter dem Donner der Kanonen brach nun der erste März an. Von weither waren Hoch und Nieder, Alt und Jung herbeigeströmt. Die Königin hatte allein 15,000 Mann aufgeboten. Der schweigenden Menge ward ein langes Edikt verlesen, das die Gewohnheiten der Alten treu zu befolgen und Alles Neue zu meiden befahl mit dem Beifügen, daß alle Getauften, Alle, die mit den Missionaren in Gemeinschaft getreten oder Gebetsversammlungen in ihren Häusern gehalten, binnen Monatsfrist sich selbst anzugeben oder den Tod zu gewärtigen hätten. In den Häusern der Europäer möge der Sonntag gefeiert werden. Die Höflinge stimmten natürlich bei. Doch Einige, von einem natürlichen Gerechtigkeitsgefühl getrieben, wagten der Königin zu bedeuten, daß Alles, was bisher die jetzt Verurtheilten gethan, unter ausdrücklicher Billigung und Ermuthigung Radama's geschehen sei. Sie möge daher keine Selbstangabe der Leute fordern. Die Antwort am nächsten Tage war, daß ihnen dazu statt ein Monat nur eine Woche gestattet sei.

Jetzt war der Tag der heißen Prüfung da. Beides, die Lauteren und die Unlauteren, die Starken und die Schwachen wurden nun offenbar. Nicht Wenige drängten sich in jener denkwürdigen Woche herbei, um ihre Namen in die aufgelegte Liste einzutragen und die Königin um Gnade zu flehen. Einige sagten den Missionaren offen: „Da Gott uns nicht beschützen will, so können wir auch thun, was uns gefällt," und kehrten in's alte Heidenthum zurück. Andere erklärten den königlichen Beamten aufrichtigen Herzens: „Wir thaten nichts Böses und beabsichtigten in unsern Gebeten nichts Böses für

die Königin und ihr Reich. Wir beteten zu dem Gott des Himmels und der Erde um Beglückung ihres Landes." Auf die Frage, wie oft sie zu Gott beteten, war ihre Antwort, das könnten sie nicht sagen. Wenn immer möglich, hätten sie keinen öffentlichen Gottesdienst versäumt, und was das Privatgebet betreffe, fügten sie hinzu, so beten wir des Morgens vor der Arbeit, des Abends vor dem Schlafengehen und zu andern Zeiten des Tages. Ein Anderer, ein angesehener Mann, erwiederte auf die gleiche Frage: „Wie oft ich gebetet, das kann ich nicht sagen; aber das kann ich sagen, seit drei oder vier Jahren habe ich keinen Tag vorübergehen lassen, ohne etliche Male zu beten." Und auf die weitere Frage, wie er denn bete, sprach er ein ergreifendes Gebet, worin er seine Sünden bekannte, um Vergebung und um Kraft flehte, damit er hinfort nicht mehr sündige und bewahret werde zur ewigen Seligkeit. „Die gleichen Segnungen," fügte er hinzu, „erflehe ich für meine Familie und meine Freunde, für die Königin und ihre Unterthanen. Und alles dieß bitte ich im Namen Jesu Christi. Denn wir Sünder können nichts von Gott empfangen außer durch seinen Sohn Jesum Christum, der für die Sünder gestorben ist." Die Richter bekannten, daß sein Gebet gut sei, aber da die Königin diese Dinge nicht billige, so dürften sie auch nicht stattfinden. Unter denen, die sich selbst angaben, sind besonders bemerkenswerth die Jünglinge, die, mehrere Hundert an der Zahl, unter der Oberleitung des Handwerkermissionars Cameron verschiedene Gewerke lernten. Sie giengen gemeinschaftlich vor die Richter und bekannten, daß sie dem Gottesdienste angewohnt und die h. Schrift lesen gelernt hätten. Sie wurden nach ihrer näheren oder entfernteren Beziehung zur Mission klassificirt. Die erste Klasse bildeten die Getauften, die zweite die den Gebetsversammlungen beigewohnt und am Sonntag der Arbeit sich enthalten. Unter jenen waren vier, die gestanden offen, daß sie trotz ihrer Taufe den Unterweisungen der Missionare nicht Folge geleistet, sondern Sünden begangen hätten, wie sie im Lande im Schwange gehen. Man möchte dieß berücksichtigen und sie deßhalb nicht so hart strafen. Andere legten ebenso unumwunden ihre christliche Entschiedenheit an den Tag.

In den ersten Tagen war der Schrecken der Leute so groß, daß kaum Einer zu den Wohnungen der Missionare oder zum öffentlichen Gottesdienste zu kommen wagte. In den auf Befehl der Regierung eingerichteten Schulen sollte zwar der Unterricht fortgehen, aber, ohne

die leiseste Anspielung auf das Christenthum, sich nur auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränken. Waren so plötzlich die Wege zum Haus der Missionare und zum Hause Gottes einsam geworden, so kamen die Christen dennoch zusammen. In der Sakristei der Vorstadtskapelle sehen wir sie jeden Abend zum Gebet vereinigt, aber auch da und dort Nachts in Privathäusern. Machen wir einige stille Besuche bei ihnen. Es ist Mitternacht. Ueberall herrscht Dunkel und Schweigen. Keine menschliche Stimme, kein Fußtritt wird in den Straßen der Hauptstadt gehört. Dennoch würde ein scharfes Auge da und dort einzelne Menschengestalten im dichten Schatten der Häuser stille wandern, und ihre Schritte alle zu einem Punkte lenken sehen. Es ist ein Haus des Gebets, wo ihnen je und je der Herr im Geiste begegnet ist und sie gesegnet hat. Folgen wir ihnen und treten wir mit ein. Auf den Angesichtern malt sich die stille Freude des gegenseitigen Sicherkennens, gemischt mit Sorge und Trauer. Man vereinigt sich zum Gebete. Aber siehe, mitten in ihrer Andacht werden sie unterbrochen. Ein Fremder tritt ein. Es ist ein höherer Offizier, ein ehrenwerther Mann, aber bis dahin nicht als Christ bekannt. Staunen und Furcht faßt die Gemüther. Kommt er als Häscher oder als Freund? Schweigend erwarten sie darüber seine Erklärung. Sie wird ihnen unumwunden gegeben. Er sei einer der Ihrigen. Es habe ihn gedrungen, in dieser Stunde der Gefahr sich zu ihnen zu thun, weil er die Ungerechtigkeit, mit welcher die Königin sie behandle, ebenso sehr verabscheue wie die Feigheit der Unentschiedenen, die vor ihrem erhobenen Arme zusammensinke. In der That ein denkwürdiger Augenblick. Solch ein Zuwachs zu dieser Zeit mußte den Glaubensmuth der kleinen Heerde wunderbar stärken und sie befähigen, den Ausbruch des grollenden Sturmes ruhig zu erwarten. Allein dieß war nicht Alles. Der, welcher so tapfer hervortrat und nicht fürchtete der Königin Zorn, da wo Andere feig zurückbebten, der erwies sich nachgehends als einen ihrer weisesten Rathgeber und treuesten Beschützer. Bald folgte seinem muthigen Beispiele auch sein Weib. Lang aber ward jener mitternächtigen Stunden gedacht als Stunden besonderer Erquickung und Stärkung auf die heiße Prüfung, die ihrer wartete, da diese Brüder, von einander getrennt, im Gefängniß saßen, in Ketten arbeiteten, in Wäldern sich verbargen oder dem frühen Märtyrertode entgegengiengen.

Machen wir noch einen Besuch in jener bangen Woche. Wieder

ist es Nacht. Wir treffen einige Frauen bei einander, die reden über das Edikt der Königin und die Strafen, welche die Zuwiderhandelnden treffen werden. Gerade als sie einander muthlos und traurig ihre Befürchtung ausdrückten, ihr Glaube möchte in der Stunde der Prüfung nicht Stand halten, erhalten sie einen unerwarteten Besuch. Es war ein Christ aus einem entfernteren Distrikte und recht zur guten Stunde gekommen. Erfreut ihn zu sehen und seiner Theilnahme versichert, entdeckten sie ihm den Druck ihres Herzens. „Habt Ihr heute Gottes Wort gelesen?" frug er sie. Sie gestanden ihm, daß sie in Folge der Verwirrung unfähig dazu gewesen seien. „Habt Ihr dann," fuhr er fort, „mit Gott im Gebet gerungen?" — „Sie hätten es versucht," erwiederten sie, „aber die Angst habe sie überwältigt." — „Ich wundere mich darüber nicht," sagte der Freund. „Laßt uns den sechsundvierzigsten Psalm lesen." Feierlich hob er an: „Gott ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht." — Nachdem der Psalm gelesen war, knieten sie nieder zum Gebet, und wunderbar gestärkt erhoben sie sich. Die zitternden Frauen wurden von jener Stunde an muthig, und lange nachher bekannten einige von ihnen, daß wenn immer ängstliche Gedanken ihren düsteren Schatten auf ihren Weg geworfen, sie denselben wieder zerstreut hätten durch die Lesung des 46. Psalms.

Die Tage jener unheimlichen Woche waren gezählt und ein anderes Kabar ward berufen, um den Spruch über die Christen zu vernehmen (9. März). Die Richter erschienen mit dem königlichen Dekret in der Hand. „Ihr habt den Tod verdient," so wurden diejenigen angeredet, die sich selbst angegeben hatten, „aber ihr verdankt euer Leben den Bitten des Volkes von Imerina. Diejenigen unter euch, welche Ehren und Würden besitzen, sollen sie verlieren. Die schuldige Menge aber, die keinen Ehrengrad hat, muß von jedem Distrikt einen Ochsen und einen Thaler als Buße entrichten. Und du, Ratsimihara, obgleich du mein Verwandter bist, wirst von der neunten zur zweiten Rangstufe degradirt (d. h. vom General zum Unteroffizier), denn ich erkenne keinen Verwandten, wenn die Gesetze meines Landes verletzt werden." So verloren 400 Offiziere und Adelige ihren Ehrenrang, und die Andern, etwa 2000 an der Zahl, wurden mit Bußen belegt.

Im Verlauf der zweiten Märzwoche ergieng der weitere Befehl, daß Alle, welche Bücher von den Europäern erhalten hätten, dieselben

bei Todesstrafe auszuliefern haben. Gewisse Beamte hatten sie in Empfang zu nehmen. Ihrer Viele brachten sie herbei, Trauer im Angesicht. Sie wurden in ein Magazin niedergelegt und nach einigen Monaten den Missionaren zurückgegeben, um sie gänzlich zu entfernen. Andere aber wagten ihre Bücher zu behalten, verbargen sie oder vergruben sie vorderhand in die Erde. Damit war jedoch die Königin noch nicht zufrieden. Nicht nur nicht mehr lesen sollten sie diese Bücher, sondern sie befahl ihren Unterthanen, — es würde uns ein Lächeln erregen, wenn es nicht zu traurig wäre — sie befahl, als ob sie auch über Gedächtniß und Gewissen Herrin wäre, sie dürfen nie mehr an die empfangenen Lehren denken, und jede Erinnerung an dieselben müßten sie für immer aus ihrem Geiste verbannen!

Die Missionare, öffentlich stillgestellt, verwendeten ihre Zeit und Kraft jetzt ausschließlich auf ihre Arbeiten für die Presse, und weil ihnen dabei fortan kein Madagasse mehr helfen durfte, so besorgten sie selbst den Druck. Die ganze h. Schrift in Madagassisch wurde im Juni fertig, ein Gegenstand freudigen Dankes gegen den Herrn der Gemeinde. Allein sie sahen, daß damit auch ihre Arbeit auf Madagaskar vorderhand wenigstens zur Neige gieng; der geringste Verkehr mit ihnen gefährdete hinfort jeden Eingebornen. Weltliche Geschäfte im Lande zu treiben, wäre ihnen, wie einst unsern Missionaren in Schuscha in Armenien, schon gestattet worden, und die Handwerkermissionare, falls sie sich aller religiösen Einwirkung auf ihre Arbeiter enthalten hätten, hätte die Königin gerne behalten. Allein blos dazu waren sie denn doch nicht gekommen. Nach vergeblichen Bitten um Milderung der getroffenen Maßregeln reisten am 18. Juni 1835 die Missionare Freeman, Cameron, Chick und Kitching mit ihren Familien ab und wandten sich zum Theil dem Missionsfelde in Südafrika zu. Am 27. August folgte ihnen Griffiths mit den Seinen. Johns und Baker blieben noch, dieser an der Presse, jener in den Schulen arbeitend und zugleich „Bunyan's Pilgerreise" übersetzend. Nächst der Bibel schätzten nachgehends die verfolgten Christen auf Madagaskar dieß Buch am meisten. Sie sahen sich darin auf ihren Fluchten und „in den Schluchten der Erde" oft wunderbar treffend abgebildet, und so wurde es ihnen wie Tausenden schon ein Licht auf ihrem dunkeln Wege. Manche schrieben sich einzelne Parthien daraus ab, um bei der geringen Zahl vorhandener Exemplare wenigstens doch ein Stück davon zu haben. Kaum aber waren jene erst-

genannten Missionare abgereist, so mußten sich ihre eingebornen Dienstboten der Tangenaprobe unterwerfen. Zwei derselben starben an dem Gift. Das Kind einer Andern wurde, wie überhaupt jetzt der Kindermord wieder auflebte, auf Befehl der Königin am Tage nach seiner Geburt erstickt, weil es an einem „unglücklichen Tage" geboren sei.

Während dieser Zeit lernten sich aber auch die Christen näher kennen und schloßen sich in der gemeinsamen Gefahr desto enger aneinander an, feierten im Stillen des Herrn Abendmahl, lasen sein Wort, beteten und sangen sein Lob zu ihrer Waliha auf den Bergen oder sonst an abgelegenen Orten, wo sie sich sicher glaubten. Ja es gesellten sich sogar noch manche neue Bekenner zu ihnen.*) Einzelne, fürchtend, daß sie Gottes Wort nicht mehr bekommen möchten, wenn vollends alle Missionare aus dem Lande fort seien, reisten meilenweit herbei, um wenigstens noch ein Stück des Lebensbrodes davonzutragen. So legte zu diesem Zwecke ein armer Mann, den Krankheit Monate lang ans Haus gefesselt hatte, gleichsam noch vor Thorschluß einen Weg von wohl 25 Stunden zurück; und als nun der Missionar eine Bibel in seine Hand legte, strahlte sein Angesicht vor Freuden, und sie an sein Herz drückend, sagte er: „Dieß enthält die Worte des ewigen Lebens. Es ist mein Leben, und ich will zu demselben Sorge tragen, wie zu meinem eigenen Leben." Und er hats gethan. Obschon später von Haus und Herd vertrieben und genöthigt, sich in den Wäldern zu verbergen, blieb er doch bis zum Tode treu.

Ein Jahr war verflossen, das madagassisch-englische und das englisch-madagassische Wörterbuch war mittlerweile fertig geworden, da erhielten auch Johns und Baker die Weisung, das Land zu verlassen. Die Christen selbst hielten dies unter den jetzigen Umständen für das Gerathenste. Im Juli 1836, nachdem sie noch einige Bücherkisten sicher vergraben hatten, nahmen sie mit schwerem Herzen von ihren Schafen Abschied, die sie mitten unter den Wölfen zurücklassen mußten mit dem schmerzlichen Vorgefühl, daß sie das Angesicht so Vieler nicht mehr sehen werden. Sie fanden zunächst ihr Arbeitsfeld

---

*) Vorsichtig konnte sich einer dem Andern nähern und mit den Worten Jeremias (38, 15. nach der engl. Uebersetzung) fragen: „Sage ich dir etwas, wirst du mich gewiß nicht tödten?" Lautete dann die Antwort (V. 16): „So wahr der Herr lebt, will ich dich nicht tödten, noch den Männern in die Hände geben, die dir nach deinem Leben stehen," so wurde man mittheilsamer.

auf Mauritius unter den dortigen Madagassen. Das nicht weit von Port Louis gelegene Moka wurde bald eine Madagassen=Station und dahin sammelten sich später auch die der Verfolgung Entronnenen. Auf Madagaskar aber konnten nach Ellis' Bericht jetzt 10,000—15,000 lesen, und durch die Werkstätten der Handwerkermissionare waren 1000 – 1500 Lehrlinge gegangen. Als die Missionare fort waren, trat dort, merkwürdig genug, eine kleine Ruhepause ein. Die heidnische Hofpartei hielt dafür, wenn man jetzt nach Entfernung ihrer Führer die Christen gehen lasse, so werden sie schon von selbst wieder zu den alten Gebräuchen zurückkehren. Sie hatten sich getäuscht. Die verlassene Heerde warf ihr Vertrauen nicht weg, hielt sich vielmehr jetzt unmittelbar an das unsichtbare Haupt der Gemeinde, als sähe sie ihn. Dieß geht schon aus einem gemeinschaftlichen Schreiben hervor, das sie den Missionaren nachsandten, in welchem es u. A. heißt: „Ungeachtet wir jetzt mit Traurigkeit heimgesucht sind, fürchten wir uns doch nicht, denn wir lieben das Gesetz Christi und gehorchen ihm. Als der Apostel Paulus den Jüngern predigte, ermahnte und ermuthigte er sie, auszuharren im Glauben, und sagte ihnen, daß wir durch viel Trübsale müssen in das Reich Gottes gehen (Apg. 14, 22). Wir sind jetzt wie sie. Aber wir wissen wohl, wenn wir vor Trübsal und Verfolgung zurückbebten, so wären wir nicht werth, den Namen Christi zu tragen. Allein wir wissen, an wen wir glauben, und auf wen wir vertrauet haben, und der ist jetzt unsre Zuversicht. Röm. 3, 24. Ps. 91, 9 ff. Spr. 13. 24. 19, 18. 23, 13. 14." Und in einem andern Schreiben um dieselbe Zeit heißt es: „Durch Gottes Segen sind wir Alle wohl, und unser Stand ist der wachsender Frömmigkeit und sich mehrender Zahl. Wir können uns öfter zu Gottes Lob und Preis versammeln, wie beschrieben ist 2 Kor. 6, 7—10." Und ein Dritter, ein Sklave, schreibt: „Mein Herr spricht noch im Zorn mit mir wegen meiner Anhänglichkeit an Gottes Wort. Aber ich sehe die Worte an, die Paulus geschrieben Röm. 8, 35—39. Gott sei Dank, der uns solche Worte des Lebens, wie diese, hat sehen lassen."

Fast hätte man auch vermuthen können, die Königin besinne sich eines Besseren, als sie um die Zeit der Abreise der Missionare eine Gesandtschaft von sechs Madagassen an die Höfe Englands und Frankreichs abordnete, um freundliche Beziehungen zu pflegen. In

London wurden sie der Missionsgesellschaft, Lord Palmerston und Ihren britischen Majestäten vorgestellt, wobei Missionar Freeman, dem König William I eine madagassische Bibel überreichend, den Dolmetscher machte. Die Königin wandte sich insbesondere noch zu den Gesandten mit dem Auftrage: „Saget der Königin von Madagaskar von mir, daß sie nichts so Segensreiches für ihr Land thun kann, als die christliche Religion aufzunehmen!“ Daß sie jedoch diesem königlichen Rathe zu folgen nicht gesonnen sei, bewies Ranawalona, noch ehe ihre Gesandtschaft zurückgekehrt war, durch blutige Thaten.

Damit sind wir bei der eigentlichen Verfolgungsgeschichte angelangt, die über zwei Jahrzehnte umfaßt und die mit ihren Heldengestalten uns an die Zeit der ersten Märtyrer mahnt, ja die, wie vielleicht kein zweites Blatt der neueren Kirchengeschichte, zeigt, was das einfache Wort Gottes aus schwachen Menschenseelen zu schaffen vermag. Es ist dieß zugleich der bekannteste Abschnitt in der Missionsgeschichte Madagaskars, weßhalb wir hier nur die Hauptzüge wiederzugeben und dabei mehr die weniger bekannten Partien hervorzuheben gedenken.*)

Die Hauptanklagepunkte gegen die Christen waren folgende sechs: 1. Sie verachten die Götter des Landes. 2. Sie beten immer und halten Gebetsversammlungen in ihren Häusern ohne Erlaubniß der Königin. Auch beten sie vor und nach dem Essen. 3. Sie schwören nicht nach Landessitte bei den Frauen, und behaupten nur einfach, was sie sagen, sei wahr. 4. Ihre Frauen sind züchtig und führen also Sitten ein, die denen des Landes entgegen sind. 5. Sie sind in Beziehung auf ihre Religion Alle Eines Sinnes. 6. Sie halten den Sonntag heilig. — Punkt eins und zwei wurden von den Richtern für besonders erheblich erklärt. Das erste Strafexempel sollte an Rasarawawy statuirt werden, welche die Ehre hat die Reihe der Bekenner und Blutzeugen auf Madagaskar zu eröffnen. Der höheren Schicht des Volkes angehörend, war sie aus einer eifrigen Götzendienerin eine ebenso eifrige Christin geworden. Sie hatte ihr geräumiges Haus in der Stadt zu Gebetsversammlungen hergegeben, und war nun am 17. Juli 1836 mit neun Andern von ihren eigenen Dienstboten angeklagt worden. „Ist es möglich,“ rief die Königin

*) Diese erste zumal ist ausführlicher zu lesen in: Christenverfolgung auf Madagaskar. Basel 1856. 7. Auflage, und in W. Hoffmann's Missionsstunden: Die Märtyrer Madagaskar's und ihr Preis.

voll Zorns, „daß mir Jemand zu trotzen wagt, und noch dazu eine Frau? Geht und schlagt sie todt!“ Auf die Bitte der Freunde, welche die Königin an die Dienste erinnerten, die ihr der Vater und Bruder der Angeklagten erwiesen, kam sie dießmal mit einer schweren Geldstrafe davon. Ihren Anklägern aber verzieh Rafarawawy von Herzen, so daß diese selbst Christen wurden, und einer derselben hat sogar Verfolgung erduldet. Rafarawawy verkaufte jetzt ihr Haus in der Stadt, zog sich in eine Vorstadt zurück, wurde aber, als auch dort die Christen zu ihr kamen, von Neuem angeklagt, gefangen genommen, ihre Güter konfiscirt und ihr Haus demolirt. Schon sollte sie am andern Morgen hingerichtet werden, als in der Nacht eine Feuersbrunst ausbrach, worüber man ihre Hinrichtung vergaß. Sie blieb dafür fünf Monate in Ketten. Dann wurde sie als Sklavin verkauft. Ihre Herrin war eine Verwandte von ihr und ließ ihr bald freien Lauf. Nun konnte sie wieder ihre Mitchristen aufsuchen und sich mit ihnen zum guten Glaubenskampfe stärken. Lassen wir sie vorderhand da.

Während ihre Mitangeschuldigten zur Sklaverei verurtheilt wurden, sollte eine derselben ihr Bekenntniß mit dem Tode besiegeln. Es ist dieß eine junge Christin, Rasalama mit Namen. Von ihrer Entschiedenheit und Standhaftigkeit wäre vieles zu erzählen. In Ketten gelegt und wiederholt geschlagen, suchte sie Trost im Singen ihrer Lieblingslieder, was solchen Eindruck auf ihre Umgebung machte, daß sie sich so etwas nur aus einer Bezauberung erklären konnten. Auch auf dem Weg zur Richtstätte sang sie noch. Es befindet sich diese am Südende des Hügels, auf welchem die Hauptstadt erbaut ist, und trägt den Namen Ambohipotsy. Es ist die Schädelstätte Tananariwo's und gewährt eine weite Aussicht über das Land hin. Dort angekommen, erbat sie sich einige Augenblicke zum Gebet, und ihre Seele ihrem Erlöser befehlend ward sie von drei bis vier Schergen mit Speeren im Rücken durchbohrt und dann ihr Leib den wilden Hunden überlassen. Aber selbst diese rohen Männer waren zu der Aeußerung genöthigt: „Es liegt ein Zauber in der Religion der weißen Leute, der die Todesfurcht benimmt.“ Unter den Zeugen ihres Todes befand sich ein junger Christ, Rafaralahy, der, hingenommen von solchem Sterben, ausrief: „Könnte ich so ruhig und selig sterben, so wäre ich auch bereit, um des Heilands willen mein Leben zu lassen.“ Er wußte nicht, wie bald er bei seinem Worte genommen werden sollte. Eine Stunde von der Hauptstadt wohnend, war sein Haus

eine Zufluchtsstätte der Christen. Auch Rafarawawy sehen wir hier. Die Gefangenen besuchte und tröstete er. Unter denen, die er auf den Weg des Lebens zu führen suchte, waren drei Aussätzige, die er leiblich und geistlich versorgte. Einer, dem er verschiedene Wohlthaten erwiesen, klagte ihn als Christ an. Er ward eingekerkert. Man quälte ihn, um ihm die Namen seiner Mitchristen abzupressen. Allein er erwiederte immer: „Hier bin ich. Die Königin thue mit mir, was ihr gefällt. Meine Freunde verrathe ich nicht.“ Und mit solcher Standhaftigkeit starb er. Die Dritte in diesem Märtyrerkleeblatt war Rawahiny, die einzige Christin in einer fanatischheidnischen Familie. Von ihren Verwandten gehaßt, von ihrem Manne verstoßen, aus ihres Vaters Hause ausgeschlossen, ward sie erst zur ewigen Sklaverei, dann aber, als genüge das ihren Feinden nicht, zur Tangena verurtheilt, der sie erlag.

Gleich nach der Hinrichtung Rafaralahy's wurden seine Frau und eine Freundin von ihr gefoltert, damit sie ihre Mitverbundenen verriethen. Es gelang. Allein ein Freund, der die Namen nennen hörte, gab den Genannten einen Wink zur Flucht. Zwei derselben, Andrianomanana (Simeon) und Ratsarahomba (David), Sklaven des christenfeindlichen Ministers Rainiharo, die bereits die Tangenaprobe bestanden hatten, legten Geld und Kleider, ihrem Herrn gehörend, zuvor in dessen Hause nieder und flohen dann. Als dieser nachher die Sachen findet, ruft er voll Verwunderung: „Dieß gleicht nicht den Sklaven, die ihren Herrn verlassen. Diese Leute wären treffliche Knechte, wenn sie nur ihre Religion aufgeben wollten.“ Unter den Entronnenen waren noch Rasoamaka (Joseph), Davids Frau und Rafarawawy. Alle Fünf fanden eine Zeitlang Zuflucht bei Andrianilaina und seinem Weibe Razafy (Sarah), die aber bald mit ihnen fliehen mußten. Rainiharo hatte ihnen Soldaten nachgesandt. Nur mit Mühe entkamen sie diesen. Unstät und flüchtig, bald bei diesem bald bei jenem Freunde verborgen, hörten sie endlich, Missionar Johns sei in Tamatawe und wolle ihnen zur Flucht verhelfen. Sie wagten die weite Reise durch die Hauptstadt, durch pfadlose Wälder unter unsäglichen Gefahren, kamen unerkannt in einem Regierungsboote über den krokodilreichen Manguru und langten endlich erschöpft, aber glücklich in Tamatawe an, wo sich ein angesehener Beamter, Ramiandrahasina und sein Neffe Andrianisa (Jakob), ihrer treulich annahmen, bis sie nach etlichen Tagen sich unter Thränen der Weh-

muth und Freude nach Mauritius einschifften. Dort legten englische Freunde das Reisegeld für sie nach England zusammen. In der Kapstadt trafen sie ihren alten Freund Cameron und mehrere ihrer Landsleute; mit den Hottentottenchristen aber hatten sie ein liebliches Wechselgespräch in lauter Bibelstellen, die sie sich wechselseitig aufschlugen. In England, das sie Ende Mai 1839 erreichten, wurden sie mit inniger Theilnahme aufgenommen und bekannten ein gutes Bekenntniß vor vielen Zeugen. Dort gieng Sarah am 22. Dec. 1840, erst 22 Jahre alt, im Frieden in die ewige Heimat hinüber, die Andern trieb die Sehnsucht nach etlichen Jahren wieder in die irdische zurück.

Daß die ausgesandten Soldaten mit leeren Händen zurückkamen, entflammte die Wuth der Königin noch mehr. Alle des Christenthums Verdächtige sollen jetzt ergriffen, an Händen und Füßen gebunden, kopfüber in eine Grube geworfen und so lange mit siedendem Wasser begossen werden, bis sie sterben. Nicht Wenige kamen noch glücklich nach Mauritius. Simeons und Davids Frau entwichen aus der Hauptstadt. Diese ward wieder eingebracht, eine Dritte festgenommen und geschlagen. Da fällt ihr ein Stück heiliger Schrift aus dem Kleide. Sie ist überführt. Erst bis zur Ohnmacht gegeißelt wird sie zur ewigen Sklaverei verdammt. Vierzehn Christen*) wurden nach langem Hin- und Herirren auf dem Wege nach Tamatawe erhascht. Missionar Johns, der mit den Verfolgten fortwährend in Briefwechsel stand, hatte sich im Juli 1840 wieder einmal in die Hauptstadt gewagt. Eines Morgens schreckt ihn Kanonendonner. Was mag das bedeuten? Bald vernimmt er die Trauerkunde, daß neun von jenen vierzehn heute sollen hingerichtet werden. Welch ein Morgen! Nachmittags gegen vier Uhr werden sie nackt an Pfähle gebunden, nach Ambohipotsy geschleppt und dort zu Tode gespießt. Unter ihnen waren Paul und Josua mit ihren Frauen, und Flora, Davids Frau und der unvergeßliche Ramanisa (Josia). Vor der Verfolgung war dieser ein treuer Prediger des Evangeliums, und als der Sturm kam, war er gerüstet und konnte noch die müden Kniee der Andern stärken. Er war ihr Tröster in den Höhlen der Erde, in der Einsamkeit der Wälder und ihr Führer bei ihren Nachtwanderungen gewesen.

Während nicht weniger als 200 im Elend giengen in den Wüsten,

---

*) Nach Ellis sechzehn.

auf den Bergen, und in den Klüften und Löchern der Erde, ja manche in die wildesten und beinahe unzugänglichen Höhen gejagt wurden, fanden sich noch Manche in der Hauptstadt und in ihrer Nähe, die je und je ein Lebenszeichen von sich gaben. Im Juni 1841 schrieben sie: „Die Trübsal wächst. Hinrichtungen, Elend und Gottesurtheile nehmen im ganzen Lande zu. Dreitausend Personen mußten letzthin in Wonizongo auf Befehl der Königin die Tangena nehmen, und an andern Orten ist es dasselbe gewesen. Ist der Herr nicht unser Schirm, so sind wir Kinder des Todes." Schon daraus geht hervor, daß die mißtrauische Königin nicht bloß gegen die Christen wüthete, sondern gegen alle politisch Verdächtigen. In den ersten acht Monaten nach dem Weggang der Missionare, lesen wir bei Ellis, erreichte die Zahl der Hingerichteten bereits die fürchterliche Höhe von 1016. Verschiedene Aufstände im Lande hatten die Königin zu starken militärischen Aushebungen und zur Erhöhung der Steuer genöthigt, überdieß hatte sie ihre Unterthanen noch mit andern persönlichen Dienstleistungen stark in Anspruch genommen und den Handel mit den Fremden verboten, so daß Ackerbau und Gewerbe darniederlagen. Viele konnten kaum ihr Leben fristen. Ganze Schaaren eilten aus Städten und Dörfern in die Wälder, bildeten Räuberbanden, überfielen die Wanderer und schleppten das Vieh weg. Kein Wunder, wenn die Christen nicht selten mit ihnen zusammengenommen und als Räuber und Ueberläufer aufgegriffen wurden, wie die beiden, die wir gleich zu nennen haben. Bei alle dem klagen sie nicht über den Verlust ihrer Habe, über Mangel und Noth. „Worüber wir sehr betrübt sind," schreiben sie, „das ist der Mangel an Bibeln. Die, welche wir haben, sind abgenützt."

Das Jahr 1842 fügte der Zahl der Märtyrer fünf weitere hinzu. Zwei derselben, Ratsitahina und Rabearahabe, hatten bei einem Sakalawahäuptlinge in der Provinz Ambongo für sich und ihre Brüder eine Zufluchtsstätte gesucht, wo sie zugleich auch die Leute hätten unterrichten können. Auf der Rückkehr von den Grenzwächtern ergriffen, wurden sie gefangen gesetzt und trotz ihrer Versicherung, daß sie keine böse Absicht gegen die Königin gehabt, sondern nur der Weise der Gebetsleute gefolgt seien, auf dem Marktplatz zu Wonizongo hingerichtet und ihre Köpfe zum schreckenden Beispiel für Andere auf Pfähle gespießt. Im Oktober folgte ihnen auf diesem Marterwege Raharo, einer der zwölf Hauptlehrer unter Radama. Er und einige

Andere eines der Königin mißfälligen Maueranschlags bezichtigt, mußten sie die Tangena trinken. Ratsimilay, ein anderer Christ, wollte das Gift für Raharo unschädlich machen. Man merkte es, und er wurde mit einem dritten, Imamondschy, in kleine Stücke gehauen und verbrannt.

Die Flucht über das Meer wurde jetzt immer schwieriger, ja nahezu unmöglich. Denn die Königin hatte ihren Unterthanen strenge verboten, die Insel zu verlassen, und ließ die Häfen scharf bewachen. Dennoch rettete sich mit Hülfe der Europäer noch Mancher aus dem Lande weg. Dieß erbitterte die Königin. Dazu war noch Anderes gekommen. Die Franzosen hatten sich 1840 von einer Königin der Sakalawen auf der Westküste die Inseln Nossibe und Nossikumba abtreten und das Anrecht auf die Westküste vom Kap St. Vincent bis zur Passandawa-Bai zusprechen lassen. Ueberdieß hatte ein anderer Sakalawahäuptling ihnen aus Haß gegen die Howa's die Insel Nossiwitsiu und einige andere Eilande vor der Küste verkauft, wobei wir nicht unerwähnt lassen dürfen, daß Johns auf der letztgenannten Insel durch die aus England Heimgekehrten, Rafarawawy und Joseph, eine Mission eröffnete, die aber den Franzosen, welche einen katholischen Priester mitgebracht, weichen mußte. Die christlichen Madagassen zogen sich nach Mauritius zurück und wurden auf der Madagassenstation Moka thätig. Johns selber starb auf Nossibe am 6. Aug. 1843. An ihm hatten die Madagassenchristen in ihrer Trübsal einen ihrer treuesten Tröster verloren. Die Königin aber sah je länger je mehr in jedem Europäer einen Feind, zumal in den Kaufleuten und Händlern an der Küste. Zwölf englische und elf französische Kaufleute in Tamatawe wurden ausgewiesen, die Vorrathshäuser eines der letztern geplündert. Die Statthalter von Mauritius und Bourbon schickten jetzt 1845 eine englische Korvette und zwei französische Kriegsschiffe. Statt friedlich zu unterhandeln, schossen sie die Stadt in Brand. Trotz des tapfern Widerstandes der Howa blieben viele derselben im Kampfe. Die englisch-französische Mannschaft jedoch mußte, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, wieder abziehen und dreizehn der Ihrigen in Feindeshand lassen. Deren Köpfe sah man nachher nach madagassischer Sitte auf Pfählen aufgespießt. Ihren Feldherrn Ratsitakaima aber ließ die Königin enthaupten und auch aufpfählen, weil er die gefallenen Engländer und Franzosen hatte beerdigen lassen. Jetzt schien der Verkehr mit Madagaskar für immer abgebrochen.

Einige Zeit verlautete von den verfolgten Christen nichts. Sank ihnen der Muth zusammen, oder blieben sie im Glauben treu? Man wußte es nicht. Endlich kam eine überraschende Kunde. Welche, werden wir sogleich hören.

---

3. Sonnenblicke aus Wetterwolken.

Daß sich die kleine und noch so junge Christengemeinde, die nur so kurz der Pflege der Missionare genoß, trotz solchen Druckes lebendig erhielt, das schon erregt billig unsre Verwunderung. Was erst sagen wir dazu, wenn wir jetzt hören, daß sie mittlerweile unter ihrem Kreuze nach innen und außen gewachsen war? Und doch war es so. Der Heroismus ihres Glaubens und ihre Treue bis zum Tode hatte Viele, die bis dahin gleichgiltig geblieben waren, angezogen und gewonnen. Nach neunjähriger Verfolgung schreiben die madagassischen Christen an Missionar Freeman: „Wunderbar in der That ist der Segen Gottes, denn er hat Eure und unsre Gebete erhört. — Die Zahl der Lernenden wächst sehr. Sagen Sie Allen, die Sie kennen, daß, was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich, und wenn Er wirkt, so kann es Niemand hindern. Lassen Sie uns, Ihre Kinder, nicht aus der Acht, denn Gott will sie nicht aus der Acht lassen, und Er wird uns noch überschwänglicher helfen. Seien Sie ernstlich im Gebet, o geliebte Freunde, denn Gebet ist Macht und Kraft und Leben. Gott hört Ihre Bitten und sendet uns seine Antworten. — Die Regierung hat sich noch nicht geändert. Aber wenn wir Gottes Wort durchgehen, zumal die Stellen, die für uns passen, so gewinnen wir Hoffnung und Vertrauen. Kämpfen Sie ernstlich für uns und für sie, denn wenn Gott für uns ist, wer kann wider uns sein? — Alle Christen in Madagaskar entbieten Allen, die in Christo Jesu sind, ihren Gruß. In Ihm sind Freunde, die einander lieben, wenn auch getrennt, dennoch vereinigt in Eins.“ Und ihren entflohenen Freunden in Mauritius schreiben sie: „Dieß ist, was wir Euch zu sagen haben. Wir sind betrübt über die wenigen Bibeln bei uns und wünschen dringend mehr zu haben. Wir dürsten nach ihnen, denn die Bibel ist unser Begleiter und Freund, der uns in der Einsamkeit und Stille unterweist und gründlich durchsucht, und uns in unserer Noth und Trübsal tröstet. Gelobet sei Gott! Der Leute, die durch seine Gnade vorwärts gehen, sind viele geworden,

so daß der größere Theil keine Bibeln haben kann. Sendet uns daher alle, welche Ihr senden könnet, denn auch dann werden es nicht genug sein. Laßt sie klein sein, damit man sie leicht verbergen kann. Auch Liederbücher, Katechismen, und Bunyan's Pilgerreise bedürfen wir und Traktate, die für uns passen. Gedenket an das Wort Jesu, das er zu Petrus sagte: Weide meine Schafe! Was die Lage unsers Landes betrifft, so ists noch immer finster und die Verfolgung dauert fort. Nichtsdestoweniger kommen die Leute vorwärts. Gelobet sei Gott, der sie so gedeihen läßt! Am Sabbathtage gehen wir auf einen Hügel oder in ein Thal, weg aus dem Gesicht der Leute. Wir verlassen die Heimat am Samstag und kommen am Sonntag zusammen zum Gottesdienst. Aber nur welche stark sind, können so weit gehen und wir fühlen sehr den Schmerz derer, die nicht mitkönnen. Dennoch werden wir nicht muthlos, sondern fahren fort, Gott zu bitten, daß er uns nicht sinken lasse in unserer Anfechtung. Denn Jesus hat gesagt: In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden (Joh. 16, 33). Alle unsre Freunde, welche zur Sklaverei verurtheilt waren, sind jetzt frei, Gott sei gelobt! Wir gehen sicher vorwärts, denn Er hat uns unter dem Schatten seiner Flügel verborgen, daß wir nicht entdeckt wurden. Dennoch sehen uns Manche, und wissen und hören von uns, aber sie klagen uns nicht an wie früher, denn sie sind mitleidiger gegen uns geworden."

Wir sehen aus diesen Mittheilungen einen günstigen Umschwung der Dinge sich anbahnen. Ein helles Licht bricht durch die schwarzen Wolken der Verfolgung. „Herrliche Nachricht von Madagaskar," schreibt Missionar Lebrun auf Mauritius. „Eine große Erweckung hat stattgefunden. Es sind mehr als hundert Neubekehrte, unter ihnen der Erbe des Throns, der einzige Sohn der Königin Ranawalona. Noch ist er ein Nikodemus, aber er betet mit den Christen und liest mit ihnen die Schrift. Die Königin hatte den Befehl gegeben, neuerdings alle Christen zu ergreifen, und einundzwanzig waren zum Tode verurtheilt, als der Prinz zu ihrer Vertheidigung auftrat. Er brachte es dahin, daß nur neun die Tangena trinken mußten, von denen leider Einer starb. Die Andern wurden verkauft, sind aber bereits durch ihre Freunde, man sagt mit Hülfe des Prinzen, losgekauft." Der Prinz heißt Rakoto und war damals (1846) siebenzehn Jahre alt. Wir haben oben seine Geburt berichtet.

Aber wie kam das? Hören wir, was uns die dortigen Christen

darüber berichten. Ein Palastbeamter hatte einen Neffen, der sich zu den Christen hielt und den er öfter mit in den Palast nahm. Dort kommt er mit dem Prinzen in Berührung und erzählt diesem auch von den Christen und was er bei ihnen gehört und gesehen. Das scheint sein Gemüth in Anspruch genommen und nicht wenig bearbeitet zu haben. Der junge Freund zieht ihn nachgehends in die Versammlungen der Christen, und da hört er das Evangelium von den feurigen Lippen eines Jünglings, der in der Verfolgungszeit erweckt und ein Christ geworden war. Sein begeistert Wort faßt den Prinzen und er wird je länger je mehr den Christen zugethan. Des jungen Predigers Name aber ist Ramaka. Dieser suchte mit der ganzen Kraft seines Herzens Seelen für Christum zu gewinnen. Durch sein kühnes Beispiel ermuthigt, versammelten sich die Christen drei Mal in der Woche in einem großen Hause. In der That ein kühnes Wagniß, aber Gott war mit ihnen. Viele kamen herbei und hörten die Worte des Lebens aus dem Munde ihres Landsmannes, und nicht Wenige wurden gläubig. Von dem Prinzen aber schreiben sie: „Er redet seitdem sehr fleißig mit uns über das Christenthum, und endlich lud er Einige von uns zu sich in sein Haus ein, um sich mit uns im Geheimen zu unterreden." — „Er kommt am Sonntage mit uns in die Wälder," heißt es ein ander Mal, „um mit uns zu singen und zu beten und die Bibel zu lesen, und oft nimmt er Einige von uns heim, daß wir ihm das Wort der Wahrheit erklären. Er hält seine Mutter ab, uns Leides zu thun." So nahm er sich auch jener schon genannten Einundzwanzig an und ihm verdankten sie ihr Leben. Wie sehr das der kleinen Heerde zur Stärkung ihres Glaubens gereichte, ersehen wir weiter aus einem Briefe an die Missionare in Mauritius vom Februar 1846. „Wir giengen hinauf nach Antananariwo und kamen dort mit dem Sohne der Königin zusammen und mit den verfolgten Christen, die, obgleich Bande und Gefängniß leidend, nicht muthlos geworden waren in den Versuchungen des Satans. Und jene Christen, die nicht verfolgt sind, fanden wir sehr im Zunehmen. Und Rakoto, der Sohn der Königin, macht große Fortschritte in der Liebe des Herrn, und kann jede Nacht bei sich einige Christen zum Dank und Lobe Gottes versammeln. O gelobet sei Gott, der seine Barmherzigkeit auf Rakoto und alle die Leute herabgesendet hat." Rakoto blieb auch von nun an der treue Freund der Christen; und Ellis, der bei seinen Besuchen in den fünfziger Jahren oft mit ihm

verkehrte, weiß viel Gutes von ihm zu rühmen. Er wollte jetzt die lange stillgestandene Missionspresse wieder in Bewegung setzen, damit die Bibel und andere christlichen Bücher möchten gedruckt werden.

In der Freude über all diese Vorgänge kommen sich die Christen „außerordentlich zahlreich" vor. Aber es läßt sich denken, daß ihre Feinde bei sogestalter Sache auch nicht müßig geblieben. Ihr alter Hauptfeind, der Premierminister Rainiharo, hätte vor Allem gern den christenfreundlichen Prinzen aus dem Wege gehabt und suchte günstige Gelegenheit dazu. Eines Tages, als er bei der Königin sich befindet und den Augenblick günstig wähnt, sagt er zu ihr: „Madame, Ihr Sohn ist ein Christ. Er betet mit den Christen, und ermuthigt sie in ihren neuen Lehren. Wir sind verloren, wenn Ihre Majestät dem Prinzen auf seinem sonderbaren Wege nicht Einhalt thut!" — Allein was erwiedert ihm die Königin? — „Er ist mein Sohn, mein einziger, mein geliebter Sohn. Laßt ihn thun, was ihm gefällt. Wünscht er ein Christ zu werden, laßt ihn. Er ist mein geliebter Sohn." — Und wie hier die Liebe der Mutter stärker war als der Haß des Verfolgers, so trug auch über diesen selbst die natürliche Liebe bald nachher einen Sieg davon. Er hatte einen Neffen, den er besonders lieb hatte, der aber ohne sein Wissen die Versammlungen der Christen besuchte. Eines Tages giebt ihm sein Onkel den Auftrag, hinzugehen und alle ihre Namen aufzunehmen. Der Neffe macht keine Einwendung, geht hin, sagt seinen Brüdern, warum er komme und wer ihn sende, und bittet sie, sich zu trennen, damit sie nicht von ihren Feinden überrascht würden. Bei seiner Zurückkunft fragt Rainiharo nach der Liste. „Ich habe keine," erwiederte der Jüngling. „Du bist meinen Befehlen ungehorsam gewesen, junger Mann!" rief der Onkel erzürnt. „Warum hast du das gethan? Dein Haupt muß fallen, denn du beweisest, daß du auch ein Christ bist." — Einfältigen und aufrichtigen Herzens sagt der Neffe: „Ja, mein Onkel, ich bin ein Christ; und wenn es dir gefällt, magst du mich tödten, denn ich bete." Von solcher Antwort überrascht, schwieg Rainiharo einen Augenblick, mit Verwunderung seinen Neffen ansehend, der ruhig und fest die Folgen seines guten Bekenntnisses erwartete. „O nein, du sollst nicht sterben," war das letzte Wort des Onkels. Ob dieser junge Mann mit dem obengenannten identisch, läßt sich aus unsern Berichten nicht entnehmen.

Allein nicht blos der Sohn der Königin und so mancher Höher-

gestellte war zu dieser Zeit dem Christenthum günstig. Dieß sollte noch weitere Siege feiern. Rakoto hatte einen Vetter, Ramandscha mit Namen. Er war der Schwestersohn der Königin und dieser sehr lieb, vielleicht auch mit aus dem Grunde, weil er den heidnischen Gebräuchen des Landes sehr ergeben und zugleich ein Feind der Christen war. Die beiden Prinzen lebten auf einem vertrauten Fuße, und so mußte es geschehen, daß sie auch auf den Gegenstand zu sprechen kamen, an dem sie ein so entgegengesetztes Interesse nahmen. Das Resultat ihrer Unterredungen war ein glückliches. Es gelang Rakoto, seinen Vetter von der Nichtigkeit des Götzenwesens und von der Wahrheit des Christenthums zu überzeugen. Er wurde ein Christ und der Christen treuer Freund. Die Königin freilich ward dadurch in ihrer Anhänglichkeit an das Heidenthum nicht erschüttert. Sie schrieb die Veränderung der beiden Prinzen der Zauberei zu, und in ihren Vorurtheilen ward sie durch deren politische Feinde bestärkt. Ja auch an Rakoto selber wollte sich die Zaubermacht noch einmal versuchen. Ein Heide, in der Hoffnung den Prinzen dadurch wieder zum Heidenthum zurückzubringen, kam zu diesem und behauptete steif und fest, daß, wenn man versuchen würde, Feuer an das Haus des Götzen Ramahawaly zu legen, es nicht verbrannt werden könnte. Der Prinz beschloß, das Experiment vorzunehmen, und der Götzenhalter sollte den Anfang machen. Dieser warf, klug genug, nur ein Stück brennenden Kuhmist auf das Dach, von dem es unschädlich wieder herabrollte. Allein das galt nicht. Zwei Christen thaten jetzt den Dienst, und die lodernden Flammen widerlegten aufs leuchtendste die Behauptung von der Unverbrennlichkeit des Götzentempels. Der Prinz sah dem Schauspiel vom Balkon seines Hauses zu und bezeugte seine Freude über die Zerstörung.

Größere Freude mußte den Christen die sich weithin kundgebende Begierde, lesen zu lernen, machen. „O sendet uns Lesebücher," schreibt Einer nach Mauritius, „denn Viele kommen zum Lernen und wir haben keine Bücher." Ja trotzdem, daß nur die zum Unterrichte angenommen wurden, an denen man eine Liebe zum Worte Gottes wahrnehmen konnte, waren nicht weniger als 150 mit Lesenlehren beschäftigt, von denen Jeder 6—20 Schüler um sich hatte. Aber auch innerlich gediehen die Christen. Zu Anfang des Jahres 1847 schrieb eine Frau: „Wie wunderbar ist die Macht Gottes, wie wir sie jetzt sehen in dem Geiste ernstlichen Forschens, der sich bei

den Leuten zeigt. Sie kommen, den Herrn zu suchen in dem Gefängniß mit den Gefangenen, an den Zufluchtsstätten der Verfolgten, in den Bergen und Höhlen der Felsen. Wann und wo immer sie mit Einigen zusammenkommen können, die den Herrn anrufen, dahin ziehen sie sich zurück. Den Gefangenen sind die Bande des Gefängnisses süß, sie schämen sich nicht länger derselben. Sagt allen Gemeinden in Eurem Lande, daß wir hungern nach dem Brod des Lebens. Sinnet auf irgend eine Weise uns Bibeln zu senden; denn wir sind wie hundert Hungrige an einer Schüssel. Die Verfolgung hat die Ausbreitung des Wortes Gottes nicht verhindert, sondern eher weiter geführt. Die Bande der Gefangenen und das Blut der Märtyrer haben das Wachsthum des göttlichen Wortes in den Herzen befördert. — Die Fünf im Gefängniß haben jeder einen Wächter. Sie reden das Wort zu Allen, welche sie sehen, und auch die Gefangenwärter sind Christen geworden. Dieß erfüllt die Herzen der Leute mit Staunen. Gelobet sei Gott! Das Blut Jesu erlöst uns, rettet uns und reinigt uns von aller Sünde. Durch einen großen und starken Ruf hat Christus uns berufen und wir sind seinem Rufe gefolgt."

Und sie sollten ihm noch ferner folgen, und das Blut der Märtyrer sollte sich noch weiter auf Madagaskar als Same der Kirche erweisen. All diese Zeichen des Fortschrittes und des fröhlichen Gedeihens der dortigen Christengemeinde, die Oeffentlichkeit ihrer Versammlungen, ihre Begünstigung durch die Prinzen sah die Königin und ihre Partei bitter ungern; es wurde ihnen auf die Länge unerträglich. Um diese Zeit tritt Rambosalama, der Bruder Ramandscha's, in den Vordergrund. Er war, von der Königin vor der Geburt ihres Sohnes zu ihrem Thronfolger bestimmt, aus diesem Grunde schon des nachgeborenen Rakoto's persönlicher Feind, war überdieß ein heftiger Gegner des Christenthums, und seine Feindschaft wuchs in dem Grade, in welchem Rakoto die Sache der Christen zu der seinigen machte. Begünstigte auch die Königin ihren eigenen Sohn immer mehr und zog ihn dem Schwestersohne Rambosalama vor, so scheint sie doch mit diesem im Christenhasse einig gegangen zu sein, und die kommende Verfolgung, über deren ersten Anlaß uns kein Missionar berichten konnte, scheint hauptsächlich er veranlaßt zu haben. Ueberall hatte er seine Spione, welche die Christen in all ihren Bewegungen beobachteten. Welches auch der nächste Anlaß gewesen sein mag, genug, die Sonnenblicke verschwanden, die Wolken zogen sich zusammen und ein fürchterlicher Ausbruch des Gewitters stand wieder bevor.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Durch Kreuz zur Krone. Eine Erzählung in zwei Bänden. Zweite Auflage. Halle, bei J. Fricke. 1865.

In unserer Zeit der leichten Lectüre kann man sich nur freuen, wenn ein christlicher Roman mit dem Christenthum wirklich Ernst macht und zugleich den Kunstanforderungen, welche an einen Roman gestellt werden, in solchem Grade entspricht, wie das bei dem vorliegenden Werke der Fall ist. Es ist schon geklagt worden, daß in unsern Tagen die höheren Stände, auch wenn sie vom Evangelium ergriffen werden, sich doch kaum ernstlich mit dem Missionsberufe befassen, und die Klage hat ihren guten Grund. Es war anders in den Tagen, da unser Vaterland dem wahren Gott unterworfen wurde, und könnte auch jetzt noch anders sein, gewiß nicht zum Nachtheil der sog. Privilegirten. In dieser Schrift ist nun das Ungeheure gewagt: ein Generalssohn, der schon die Rechte studirt hat, wird noch in eine Missionsanstalt und dann in den verläugnungsvollen Missionsdienst unter den Wilden Südafrika's promovirt; die Tochter eines reichen Gutsherrn verschmäht es nicht, dem Missionar auf seine zweite Station zu folgen, um sich an der Erziehung von Hindukindern zu versuchen; und was für die Zurückgebliebenen ein unersetzlicher Verlust schien, schlägt zu ihrer tiefsten, thatkräftigsten Förderung, ja einem ewigen Gewinne aus. Das wird herbeigeführt durch eine Reihe von Ereignissen, welche in keiner Weise den betreffenden Persönlichkeiten Gewalt anthun, vielmehr in ganz einfacher Folge sich zu einer Brücke zusammenordnen, welche dem endlichen Ziele zuführt. Wir wünschen, daß diese Schrift gerade in den höhern Kreisen die rechte Wirkung thue, daß die Dichtung zur Wahrheit werde. Freilich sind wir gefaßt auf die Einwendungen, welche sich erheben werden: wie unbequem z. B., mit Bauernsöhnen und Handwerkern auf Einer Bank zu sitzen, von engherzigen Kommitteen sich gängeln zu lassen, Kräfte, welche für Lösung der komplicirtesten Aufgaben geschärft und geschliffen sind, auf den Unterricht von Wilden und Halbwilden zu verwenden u. s. f. Und auch aus frommen Kreisen dürfte die Besorgniß laut werden: das fehlte eben noch; wenn wir vollends adelige Missionare bekommen, so geht es mit der übrigen Einfalt in der Mission rasch zu Ende. Uns schreckt das nicht. Was die deutsche Christenheit und die Mission „dem Grafen" zu danken hat, ist in dem Jahrhundert, das seit seinem Heimgang verflossen ist, kaum gebührend gewürdigt worden. Der Basler Mission ist auch ein Graf schon recht gut angestanden; und Lord C., wenn er auch jetzt im Oberhause sitzt, rechnet seine Missionslaufbahn im Osten nicht zu den Irrgängen seines Lebens. Eine Mischung verschiedener Elemente hat für alle Lebenskreise den entschiedensten Nutzen; und die Mission hat einen bessern Magen, als man ihr gewöhnlich zutraut. Vermag sie mit unchristlichen Arbeitern, welche sich wiederholt in sie einschleichen, fertig zu werden, indem sie

dieselben umgestaltet oder ausstößt, so darf sie auch vor keiner Art von wahrhaft christlichen Kräften das Kreuz machen. Es käme nur darauf an, daß sich die rechten Leute meldeten; braucht sie der Herr, so wird Er sie zu finden wissen. Will Er sich aber mit Hirtenknaben und Pflügern begnügen, so reichen auch diese für Seine Zwecke gehörig aus.

Missions-Weltkarte.

Es erscheint demnächst eine neue und verbesserte Auflage der mit so vielem Beifall aufgenommenen

Missions-Weltkarte von Dr. R. Grundemann

und wir entsprechen gerne der Bitte des uneigennützigen Herrn Herausgebers — der ganze Rein-Ertrag ist auch diesmal wieder zum Besten der Mission bestimmt — unsere Freunde zur Subscription einzuladen.

Die Karte ist gänzlich umgearbeitet, wird aus zwei Halbkugeln in 12 Blättern bestehen, und die Angaben sind bis auf die neueste Zeit fortgeführt. Da jede Halbkugel besonders aufgezogen wird, so wird diese zweite Ausgabe viel bequemer und handlicher ausfallen, als die erste.

Der sehr billige Subscriptionspreis ist bis zum 1. Juli d. J. incl. Erläuterungen fl. 1. 24. oder fr. 3. —

Für aufgezogene Exemplare fl. 3. 30. oder fr. 7. 50. Nach geschlossener Subscription wird der Preis für nichtaufgezogene Exemplare auf fl. 1. 54. oder fr. 4. 10. erhöht, und aufgezogene Exemplare können nicht mehr geliefert werden, es sei denn, daß größere Parthieen zusammen bestellt würden.

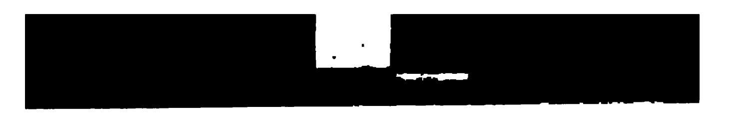
Derselbe Herausgeber hat sich entschlossen, eine „Geographische Weltkarte für den Schulunterricht mit Angabe der evang. Missionen" zu entwerfen und in hübscher Ausstattung (in dreifachem Farbendruck) herauszugeben, wenn sich eine genügende Anzahl Subscribenten dafür findet. Um jeder Schule die Anschaffung dieser Karte zu ermöglichen, soll der Preis nur 56 Kreuzer oder Fr. 2 betragen, ein Preis, welcher bei der Größe der Karte, die 6 Fuß in der Länge und 3 Fuß in der Höhe betragen wird, in der That äußerst billig ist.

Wie wichtig es wäre, wenn gleich in der Schule mit dem geographischen Unterricht den Kindern Kenntniß von der Mission gegeben und Interesse dafür eingepflanzt würde, ist einleuchtend, und wir hoffen deßhalb auch, daß recht viele unserer Freunde dieses Unternehmen durch ihre Unterschrift zu fördern suchen werden.

Zu Bestellungen auf beide Karten empfiehlt sich

Basel, im April 1865.

Die Missions-Verwaltung.





Honolulu, Hauptstadt der Insel Oahu (Sandwich-Inseln).

Die Sandwich-Inseln
einst und jetzt.*)

1. Die acht Inseln.

Gleichsam auf der Schwelle zweier Welten, ungefähr gleich weit vom westlichen Ende der Landenge von Panama und der Ostküste China's entfernt, und noch auf dem ersten Drittheil des Wegs von St. Franzisko nach Sydney, taucht in der Nähe des nördlichen Wendekreises aus den Fluthen des großen Oceans einsam eine Inselgruppe auf, die vor 90 Jahren noch der europäischen Forschung unbekannt, jetzt nicht nur ein von den Seefahrern vielbesuchter Erfrischungsort, sondern auch ein in die Reihe christlich civilisirter Staaten eingetretenes Gemeinwesen ist. Es sind die Sandwich-Inseln, wie ihr Entdecker Cook sie dem damaligen Chef der englischen Admiralität zu Ehren nannte, oder die Hawaii Nei, nach der Bezeichnung der Eingeborenen. Obgleich noch innerhalb der Tropen gelegen, haben sie doch eher ein gemäßigtes als heißes Klima. Der neun Monate des Jahres ununterbrochen fortwehende NO.Passat, der die Segel der von Amerika kommenden Schiffe schwellt, streicht

*) Hauptquellen: Havaii, the past, present and futures of its Island Kingdom, by Manley Hopkins. London, Green, Longham and Roberts 1862. — The Havaiian Islands, their progress and condition under Missionary labors, by Rufus Anderson D. D. Boston 1864. — Hopkins, Generalkonsul der Hawaii'schen Regierung in London, ist ein hochkirchlicher Engländer, der Hawaii nie besucht, jedoch in seine Zustände sich lebhaft versetzt hat, freilich von dem Wunsche getrieben, die amerikanische Mission möglichst bald durch eine anglikanische zu ersetzen. Darüber ist im Magazin (1863, S. 518) eine vorläufige Nachricht gegeben worden. Seine Schrift hat dann den Vorstand der amerikanischen Mission, Dr. Anderson, veranlaßt, die hawaii'sche Mission gegen die Angriffe der Anglikaner zu vertheidigen, und zu schildern, wie er selbst die Inseln getroffen hat.

kühl über die ihm zugekehrten Küsten hin und befruchtet ihren zerklüfteten Boden durch die reichlichen Niederschläge, die er ihnen vom Meere her zuführt. An den wolkenumgürteten Bergen im Innern der Inseln aber bricht sich sein Lauf, und jenseits derselben scheinen die südwestlichen Ufer sich in einem ewigen Frühling zu sonnen. Stürme und tropische Regengüsse kennt man an jenen reizenden Gestaden nur, wenn der Passat umsetzt oder vielmehr zur Zeit seiner Unterbrechung zwischen Dezember und März; sonst aber ruht der tiefblaue Himmel immer gleich strahlend über ihnen und verleiht namentlich ihren milden, mondhellen Nächten einen unaussprechlichen Zauber. Die Luft soll die gesündeste der Erde sein. Regelmäßige Land- und Seewinde vermehren die Gleichförmigkeit ihrer Temperatur, deren mittlere Jahreswärme von 19° Reaumur in Honolulu im Winter nur um 1¼° sinkt, im Sommer um ebensoviel steigt, während auf den nahen Bergen jeder Grad von Kühlung zu finden ist.

Im Ganzen sind es 13 Inseln, worunter 5 kahle Felsen-Eilande, die nur gelegentlich wegen ihres Reichthums an Seevögeln und Eiern besucht werden. Die Hauptinsel Hawaii bildet ein fast gleichseitiges Dreieck mit einem Flächeninhalt von 187 Quadratmeilen; dann folgen in nordwestlicher Richtung Maui, Kahulau, Lanai, Molokai, Oahu, Kauai und Niihau. Die größten darunter sind Maui, das für den Handel besonders wichtige Oahu mit der Hauptstadt Honolulu, und endlich das fruchtbare Kauai. Alle zusammen enthalten sie etwa 280 Quadratmeilen. Ein kleiner Raum und doch so reich an Wundern göttlicher Macht und Liebe, daß es wohl der Mühe werth ist, im Geiste eine Reise dahin anzutreten, um erst die Inseln und dann auch ihre Geschichte zu durchwandern.

Lange ehe die Umrisse der Küsten hervortreten oder irgend ein anderes Zeichen die Nähe des Landes verräth, sieht der Schiffer zuweilen zwischen den Wolken, die den Horizont begränzen, zwei Silberkuppeln schimmern, dem Dache eines herrlichen Tempels ähnlich. Es sind die beiden, bis zu einer Höhe von 14 und 15,000 Fuß ansteigenden Bergspitzen Hawaii's, der Mauna Loa und der etwas nördlichere Mauna Kea. Wunderbar sticht, wenn der Beobachter näher heransegelt, das schneegekrönte Haupt des Mauna Kea ab von den schwarzen Lavawänden, die allmählig sichtbar werden, dann aber wie-

der hinter den unregelmäßigen Umrissen des Hochlandes verschwinden. Endlich lassen sich die dunkeln Wälder unterscheiden, welche die niedreren Bergregionen bedecken; dann sieht man hier die schäumenden Wellen brausend gegen 1000—3000 Fuß hohe Felswände anstürmen und donnernd durch die Höhlen rollen, die sie in diesem unaufhörlichen Kampfe sich ausgewühlt haben, während mächtige Wasserfälle über Schluchten und Abgründe hinab in's Meer stürzen und ihren Schaum mit dem der Brandung mischen, — dort aus üppigem Grün freundliche Dörfer hervorschauen, überragt von dem weißen Kirchlein oder wenigstens von dem leicht erkennbaren Schulhaus. Hin und wieder gewahrt man einige Eingeborne, die sich voll Lust von 40, ja 80 Fuß hohen Wasserfällen hinabreißen lassen in's Meer, um sich in seinen Fluthen zu baden. Denn Männer wie Frauen suchen im Schwimmen und Tauchen ihres Gleichen. Es ist ihnen Freude, sich durch die Brandung durchzukämpfen, und auf der ruhigeren Meeresfläche kann man sie stundenlang sich schaukeln sehen, als lägen sie auf einem bequemen Lager.

Doch wir nahen uns der Einfahrt in den Hafen von Hilo an der wässerreichen, fruchtbaren Nordostküste Hawaii's. — Bei klarem Wetter ein herrlicher Anblick! Gerade vor uns schaut der Mauna Kea mit seiner weißen Stirne, links, aus bläulicher Ferne, der Mauna Loa auf die grünen Gefilde herab, die sich am Ufer hin ausdehnen. Läßt die Gestalt der Insel schon aus der Ferne ihren vulkanischen Ursprung erkennen, so tritt in den sie an manchen Stellen sogar in doppelter Reihe umgebenden Riffen auch die stille, rastlose Arbeit der Korallenthierchen zu Tage, die ihre Schutzmauern um die Inseln der Südsee her aufführen. Ein solches Korallenriff bildet auch den Hafen, in den wir jetzt einlaufen. An der flachen Westküste ist eine tiefe, klippenfreie Einfahrt; die Landung ist indeß nicht ganz leicht. Das Korrallenriff draußen bricht zwar die gefährliche Macht der Wellen, verhindert sie aber nicht, in schweren Wogen tief in die Bucht herein zu schlagen. Am bequemsten erreicht man das Ufer auf den Schultern der Eingeborenen, deren herzliches „aloha“ den Fremden gar freundlich begrüßt. Es ist ein kräftiger, schön gebauter Menschenschlag, dem wir hier begegnen. Seine Hautfarbe spielt wie die der Mauren im nördlichen Afrika in's Olivenbraune, und ist bei den am meisten der Sonne ausgesetzten Volksklassen fast schwärzlich. Die Frauen zeichnen sich durch kleine Hände und Füße und große Anmuth aus. Die

Sprache der **Kanaka's** — so nennen sich die Sandwich-Insulaner — klingt für ein europäisches Ohr anfangs sehr unbestimmt und kindisch, allmählig aber lernt man sie angenehm finden, obgleich es ihr entschieden an Kraft und Charakter fehlt. Ihre einzigen Konsonanten sind h, k, t, l, r, m, n, p und w; und zudem werden k und t und dann wieder l und r so verschwommen ausgesprochen, daß man den Unterschied schwer hört und daher oft einen Buchstaben statt des andern gebraucht. So unbestimmt aber die Laute sind, so unerschöpflich ist der Wortvorrath, indem sich immer dieselben Töne wiederholen. Dieß hat seinen Grund hauptsächlich darin, daß die Häuptlinge für ihren eigenen Gebrauch früher immer neue Worte erfanden und dieselben wieder veränderten, sobald sie allgemein verstanden wurden. Für die Poesie gibt es noch jetzt verschiedene Dialekte, die einem Theil des Volkes unverständlich klingen.

Hilo ist die einzige Stadt Hawaii's, in der oft Walfischfänger ihre Winterstation nehmen, und die außerordentliche Fruchtbarkeit hat schon manche Fremde, namentlich Chinesen, zum Landkauf und zur Anlegung von Zuckerpflanzungen herbeigezogen; als Wohnort ist es aber wegen seines vielen Regens nicht gerade beliebt, und die Zahl seiner Einwohner und der in seinem Hafen ankernden Schiffe ist eher im Abnehmen als im Wachsen begriffen. Neben manchen auf europäische Art gebauten Häusern sieht man darin auch runde Hütten mit Wänden aus hübschem Flechtwerk von Rohr und Blättern und spitz zulaufendem Dach. Zwei steinerne Gebäude ziehen hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit auf sich — die Kirche und ein Lehrerseminar für eingeborne Jünglinge. Auch dem, der nichts von der Sprache versteht, kann es wohl recht sonntäglich zu Muthe werden, wenn er dem Klange der hellen Glocke folgend sich in dem Gotteshause einfindet, in welchem eine anständig gekleidete Versammlung brauner Insulaner der Predigt des Evangeliums lauscht, und dann den warmen Händedruck sieht, mit dem Viele aus ihrer Mitte beim Nachhausegehen ihren Lehrer begrüßen. Eine Freude ist's auch, in das schöne Seminar mit seinen geräumigen und zweckmäßig eingerichteten Schlaf-, Speise-, Schul- und Krankenzimmern einzutreten, das vor etlichen Jahren an der Stelle des abgebrannten halb auf Kosten der Hawaii'schen Regierung, halb auf Kosten der amerikanischen Missionsgesellschaft und ihrer Freunde erbaut wurde. Auch jetzt noch wirken beide zusammen: die Anstalt steht unter königlichem Privilegium, und ihre Kura-

toren sind die Missionare; die Regierung besoldet den einen der Lehrer, der amerikanische Board den andern. Ueber den Erfolg des Unterrichts sagt ein Mitglied der amerikanischen Expedition unter Commodore Wilkes: das Examen im Kopfrechnen, welches die Zöglinge vor ihm bestanden, hätte einer amerikanischen Schule alle Ehre gemacht. Nicht minder gefielen ihm alle häuslichen Einrichtungen und die Bewirthschaftung der paar Morgen Landes, zu der die Zöglinge angehalten werden. Ihre Zahl beläuft sich jetzt auf etliche und vierzig; seit der Gründung der Anstalt im Jahre 1836 wurden etwas über 600 eingeborne Jünglinge darin gebildet, wovon jetzt viele als Schullehrer auf Hawaii und den andern Inseln thätig sind.

An Erinnerungen daran, daß wir auf vulkanischem Boden stehen, fehlt es in Hilo nicht. Ein schreckliches Ereigniß fand am 7. Nov. 1837 ganz in der Nähe statt. Eben war in einem Dörflein am Ufer zu einer religiösen Versammlung viel Volk herbeigekommen, als gegen Abend plötzlich das Meer zurücktrat und einen großen Theil des Hafens trocken legte. Die Menge strömte in die Bai hinaus, um das ungewohnte Schauspiel anzustaunen, als eine riesige Welle mit Sturmeseile gegen sie heranbrauste, mit donnerähnlichem Getöse weit über das Ufer hereinschlug, und Menschen, Thiere, Häuser und Boote begrub, wie das rothe Meer die Heere Pharao's. Es war ein furchtbarer Augenblick. Ueberall sah man Menschen mit den Fluthen um ihr Leben kämpfen, und ein schreckliches Jammergeschrei mischte sich in das Rauschen des Wassers. Die Welle schlug auch über einen im Hafen liegenden Walfischfänger her, dessen Mannschaft, sobald sie sich von dem plötzlichen Schrecken erholt hatte, ihre Boote losmachte, um den Unglücklichen zu Hilfe zu eilen. Wirklich gelang es ihr auch, noch manche der Verunglückten zu retten; die meisten aber wurden schon steif und bewußtlos seewärts getrieben. Die Ursache dieser furchtbaren Katastrophe scheint ein Erdstoß gewesen zu sein, der nicht weit von der Küste den Meeresgrund erschütterte, und dessen Wirkungen in abgeschwächtem Grade auch in Maui und Oahu wahrgenommen wurden. Ein Jahr später war in Hilo selbst die Erde zwei Tage und Nächte in einer zitternden Bewegung, die sich den Pflanzen mittheilte und den Menschen Uebelkeit verursachte; 1841 schleuderten einige heftigere Erdstöße mächtige Felsblöcke, die indeß weder Menschen noch Häuser trafen, in die Tiefe hinab; 1855 bedrohte ein verderbenbringender Lavastrom die Stadt, aber auch dießmal blieb sie gnädig

verschont. Höchst wahrscheinlich ist die ganze Insel nur ein kuppelartiges Gewölbe, welches das unterirdische Feuer birgt; und die Erdkruste zwischen den Lebenden und jenem furchtbaren Herde der Zerstörung scheint an manchen Stellen dünn genug; aber dennoch denkt im Ganzen Niemand an Gefahr. Sind doch schon Hunderte von Generationen über diese Berge und Thäler hingegangen, und majestätische Wälder an ihren Abhängen alt geworden!

Doch nun hinein in's Innere des Landes und hinan zum Kilauea, dem großartigsten aller noch jetzt thätigen Vulkane. Er liegt südwestlich von Hilo am Ostabhange des Mauna Loa, 6000 Fuß über der Meeresfläche. Am bequemsten wird der Weg zu Pferde zurückgelegt, was ohnedieß auf den Hawaii'schen Inseln die beliebteste Art zu reisen ist; denn die Kanaka's sind leidenschaftliche Reiter. Männer und Frauen kann man ohne Sattel und Zaum, blos mit einem Seile versehen, in rasender Schnelligkeit dahinjagen sehen, und die zu Anfang unseres Jahrhunderts aus Amerika eingeführten Pferde haben sich so in's Unglaubliche vermehrt, daß sie in Oahu wenigstens fast zur Landplage geworden sind. Bezeichnend dafür ist, daß kürzlich in Honolulu eine Stute mit zwei Füllen um einen Vierteldollar feil geboten wurde. Gewiß ein mäßiger Preis für Pferdefleisch!

Die ersten zwei Stunden geht's auf rauhem Pfad durch offenes Land, zuweilen an schönen Gruppen von Pandanus- und Kukui-Bäumen vorbei, dann hinein in den Schatten eines Ohia-Waldes, um dessen Stämme sich in dichten Ranken die Lihui windet. Der Ohia ist ein einheimischer Baum mit rother, apfelartiger, aber nicht sehr schmackhafter Frucht; die Lihui eine der schönen Schlingpflanzen, an denen die tropischen Länder so reich sind. Weiterhin kommen riesige Farrenkräuter, stellenweise überragt von dem glänzenden Grün der Ti-Bäume, nach deren saftigen Blättern die Pferde begierig schnappen. Diese Blätter werden jetzt noch viel zu den Dächern der Hütten verwendet. Früher dienten sie, an den Stielen zusammengeflochten, den Eingebornen auch zu einer Art kurzem Mantel für Gebirgsreisen, und ein Zweig des Tibaumes galt als Friedenszeichen, wie in Europa der Oelzweig. Seine Wurzeln wurden gebacken und gegessen; aus ihrem Saft aber wird noch immer der berauschende und die Gesundheit zerstörende Awa-Trank bereitet, dessen Fabrikation und Genuß die Regierung fortwährend durch polizeiliche Maßregeln zu beschränken bemüht ist.

Auf dem ganzen Wege trifft man nur selten menschliche Woh-

nungen, da die Insel sehr dünn bevölkert ist, und die Eingebornen es von jeher vorzogen, an der Küste zu leben. Vor Räubern braucht man sich aber in diesen Einöden nicht zu fürchten; denn in keinem Lande der Erde kommen weniger Angriffe auf Leben und Eigenthum vor, als hier. Auf sämmtlichen Inseln ereignet sich in drei Jahren durchschnittlich Eine Mordthat, und die Verbrecher sind meistens eingewanderte Chinesen. Die Gerichte haben wohl dann und wann kleine Diebstähle, aber nie einen Raub zu behandeln. Auch kein reißendes oder giftiges Thier bedroht das Leben des Menschen; denn der hier einheimische kleine Skorpion kommt nur selten vor. Selbst die Plage lästiger Insekten, die wohl durch fremde Schiffe eingeschleppt wurden, ist hier immer noch geringer als in andern warmen Ländern. Dagegen sieht man Vögel der verschiedensten Art. Schwärme wilder Gänse fliegen um die Gebirge her; hoch in den Lüften kreist der Habicht; Kolibri's, Papageien und andere Vögel vom prächtigsten Gefieder ergötzen das Auge, und da und dort läßt auch die Drossel ihre liebliche Stimme hören.

Fast unmerklich ansteigend gelangen wir an den schwarzen Rand des Kraters, wo eine gastliche Hütte uns ein willkommenes Nachtlager bietet. Es ist ein wunderbares Schauspiel, bei Einbruch der Nacht in den weiten Abgrund hinab zu sehen, dessen entgegengesetzten Rand das Auge nicht erreicht, und in dessen Mitte unaufhörlich ein glühender Lavasee wogt. Wenn dann die feurige Fluth von Zeit zu Zeit höher steigt und sich hier zu einer großen Kuppel wölbt, dort ihre Strahlen einem artesischen Brunnen gleich 60—80 Fuß hoch in die Luft schleudert, so ist das ein Anblick, vor dem die glänzendste Illumination und das großartigste Feuerwerk erbleichen müßten. Wie anders aber, wenn am Morgen die höchsten Spitzen der Insel, von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldet, wie durch eine unsichtbare Macht emporgehoben aus den Nebeln und Wolken hervortreten, und das milde Tageslicht sich allmählig über Felsen, Hügel, Wälder und Schluchten ergießt! Wendet sich da das Auge von der schönen Erde wieder nach dem Abgrund hin, über dem sich fortwährend heiße Dünste lagern, so sieht es darin nur ein grauses Bild der Zerstörung, das dem Kanaka jenen Feuerpfuhl vorbildet, aus dem der Rauch ihrer Qual aufsteigen wird von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der Krater des Kilauea hat vier Stunden im Umfang und eine im Durchmesser. An seinem Rande wächst ein Strauch (Ohelo), an

dem feine zerbrechliche Fäden hängen, fast wie Spinnengewebe anzusehen, aber spröde wie Glas. „Pele's Haar" werden sie genannt. Das ist jetzt die einzige Erinnerung an die furchtbare Göttin, als deren unnahbares Heiligthum noch vor 40 Jahren der Kilauea verehrt wurde. In seinen schwefelichten Fluthen ließ sie der Volksglaube sich baden und mit ihren Geistern jagen, bis die heldenmüthige Kapiolani im festen Glauben an den lebendigen Gott es unternahm, in die gefürchtete Tiefe hinabzusteigen und damit der ganzen Götterlehre ihres Volkes den Todesstoß zu geben. (Siehe Miss. Mag. 1861, S. 265). Seither sind schon viele aus bloßer Schaulust und Wißbegierde bis an den Rand des Lavasee's vorgedrungen, der einst der Schauplatz eines so herrlichen Sieges des Glaubens über den Aberglauben war.

Gerade vor der Grashütte, an deren Stelle einst die Wohnung der Priesterin der Pele stand, und in der jetzt eine glückliche Familie sich Abends um ihre Bibel versammelt, ist die passendste Stelle, in den Krater hinabzusteigen. Ein ermüdender, aber nicht gefährlicher Weg von kaum einer Viertelstunde führt auf eine schwarze Lavafläche hinab, auf welcher größere und kleinere Haufen von Gerölle und Basaltblöcken umherliegen. In einer schwachen Stunde ist der Feuersee erreicht. Ein furchtbar schöner Anblick, selbst wenn er seinen tiefsten Stand hat und nicht gerade in besonderer Aufregung ist! Seltsam täuschen die ringsum aufsteigenden Dünste das Auge. Auch einem geübten Beobachter ist es fast unmöglich, seine Entfernung vom Rande des Abgrunds zu schätzen; staunend betrachtet er die Städte und Dörfer, die mit Heerden bedeckten Hügel und Thäler, die eine optische Täuschung ihm auf dem dunklen Lavagrunde vorspiegelt, und ist doch am Ende froh, wieder aus dem unheimlichen Zauberlande heraufzusteigen.

Mehrere tausend Fuß über dem Kilauea öffnet sich ein zweiter Krater des Mauna Loa. Auf dem Wege dorthin, wie überhaupt von jedem höhergelegenen und etwas entfernteren Punkte aus betrachtet, bietet der Kilauea wieder ein ganz neues Schauspiel dar, indem er bei einbrechender Dämmerung den Himmel gleich einem prächtigen Nordlicht röthet und in der Nacht einem brennenden Walde gleicht, dessen Glut sich in den darübergelagerten Rauchwolken spiegelt.

So ist der Kilauea zur Zeit seiner Ruhe; ganz andere Wunder aber entfaltet er zur Zeit seiner Ausbrüche, die sehr häufig sind. Von der Mitte des Jahres 1856 an z. B. war er drei Jahre lang in un-

gewöhnlicher Thätigkeit, und dazu gesellten sich im Januar 1859 noch gewaltige Ausbrüche des zweiten, höhergelegenen Vulkans. Auf die Nachricht davon eilten von allen Seiten Schaulustige herbei, unter Andern auch einige Professoren des Punahu Seminars bei Honolulu mit ihren Schülern. Auf einem 5000 Fuß hohen Plateau, das sie von der Westküste her erreichten, begannen sie ihre Beobachtungen. Hören wir, wie ein Glied dieser Gesellschaft seine ersten Eindrücke schildert: „Der blendende Glanz der Lavaströme und Bäche, die sich 6000 Fuß über unsern Häuptern in Zikzaklinien über die Seiten des Berges ergossen, die düstere Glut über dem Hauptkrater und den kleineren Nebenöffnungen, aus denen die Lava hervorbrach, der Widerschein und Rauch der ferneren und näheren Ströme, in welch' letztere hin und wieder flammenbekränzte Bäume wie mit dem Tode ringende Schlachtopfer versanken — all' das, verbunden mit den Schauern einer frostigen Februar-Nacht, war ein Schauspiel von so überwältigender Größe, daß Worte es nicht zu beschreiben vermögen." Ein anderer jener Beobachter schildert die Lavasäule des unteren Kraters 300 Fuß hoch, und in Form und Bewegung einem riesigen Springbrunnen ähnlich. Die Hauptherde des Feuers waren zwei etwa 150 Fuß hohe Lavakegel. Die erstickenden Dünste, welche aus diesen Essen aufstiegen, machten es gefährlich, sich in ihre Nähe zu wagen. Da, wo der Hauptstrom der Lava aus seinen unterirdischen Kanälen hervorbrach, bildete er einen blutrothen Teich, in dessen Mitte eine Quelle sprudelte, welche dicke, zusammengeklumpte Massen 10—20 Fuß hoch in die Luft schleuderte. Dann stürzte er, ein Wasserfall von weißglühendem Metall und brausend wie die Meeresbrandung, über einen 50 Fuß hohen Felsen hinab. Immer sich auf der Windseite haltend und ihre Gesichter mit ihren vorgehaltenen Hüten schützend, nahten sich die Wanderer nun seinem Rand. Die Lava schien so flüssig wie Wasser und ihr Lauf war so schnell, daß ihm das Auge kaum folgen konnte. Meilenweit bildete die feurige Masse nur Eine Kette von Stromschnellen und Wasserfällen. Ihre Breite wechselte auf der Oberfläche zwischen 20 und 50 Fuß, unterirdisch aber war sie viel bedeutender, denn unsere Wanderer sahen sie durch verschiedene Erdritzen nur wenige Zoll tief auch unter ihren Füßen wogen. „Diesen Anblick zu beschreiben," sagt Professor Alexander, „ist rein unmöglich. Es war eine endlose Mannigfaltigkeit in der Gestaltung der Lavawogen, die sich hier gleich den Meereswellen schäumend an den sie

umgebenden Klippen brachen, dort einen majestätisch dahinströmenden Fluß und dann plötzlich wieder eine ganze Reihe von Stromschnellen bildeten, sich aufthürmend und tobend wie die sturmbewegte See. Weiterhin rollten sie donnernd durch düstere Höhlen, an deren Wölbungen rothglühende Stalaktiten hiengen, und durch Triumphbögen, die sie sich selbst auf ihrem unaufhaltsamen Siegeslaufe spielend errichtet hatten." Länger als ein paar Stunden war es nicht möglich, dem Lavastrom zu folgen, weil er jetzt so viele Krümmungen und Inseln bildete, daß große Gefahr war, vom festen Lande abgeschnitten zu werden; auch flog die Wölbung mancher der Höhlen, in welche die glühende Masse sich ergoß, wie von Pulver gesprengt mit furchtbarem Getöse in die Luft. Weithin aber sah man noch den Strom sich wie eine riesige blutrothe Schlange um die Berge winden und durch die Thäler dem Meere zuwälzen, wo im tödtlichen Kampfe mit den zischenden Wellen ihr Lauf sich endete. So erhöht wurde aber dadurch die Temperatur des Wassers, daß viele Fische davon starben. Da, wo der Strom das Meer erreichte, ist an die Stelle einer Bucht ein kleines Vorgebirge getreten; auf seinem ganzen Laufe zerstörte er aber nur ein Fischerdörflein. Der Ausbruch des Mauna Loa dauerte die ersten sechs Monate des Jahres 1859 hindurch ununterbrochen fort, und eine seiner Wirkungen war, daß bis auf eine gewisse Entfernung hin alle Quellen versiegten.

Von dieser Wunderwelt im Innern der Insel wenden wir unsere Blicke nun wieder mehr der Küste zu. Dort liegt etwa sechszehn Stunden südlich vom Kilauea, auf der Hilo entgegengesetzten Seite, die Missionsstation Waiohinu. Auch dieser Distrikt ist sehr dünn bevölkert, die guten Straßen aber, welche er den Missionaren verdankt, sind ein sprechendes Zeugniß davon, daß diese nicht nur das geistliche, sondern auch das leibliche Wohl des Volkes im Auge hatten. Die steinerne Kirche ist Sonntags dicht gefüllt, während in den Feldern draußen wohl 200 Pferde der aus der Umgegend gekommenen Zuhörer an die umherliegenden Lavablöcke angebunden sind. Doch wir eilen weiter, zu der schönen Westküste hinüber, an die ein ziemlich ermüdender Ritt von 24 Stunden Wegs uns führt. Wie viele neue Scenen auch hier! Erst geht es vier bis fünf Stunden weit über thonigten Boden (in der Sprache der Eingebornen a a), auf dem in allen Richtungen und Lagen 10—15 Fuß hohe Schlacken- und Lavahaufen aufgeschichtet sind, als ob eine unterirdische Macht sie emporgeschleudert und in

wildem Tanze umhergeworfen hätte. Dieser Theil des Wegs sieht einem zwei bis vier Fuß breiten dunkelgefärbten Strome nicht unähnlich, der mitten im Eisgang plötzlich stille gestanden wäre. Wann und wie kamen alle diese Schlacken auf so viele tausend Morgen Landes? Diese Frage drängt sich unwillkührlich uns auf; zugleich aber auch die Antwort des Psalmisten: Herr, wie sind Deiner Werke so groß und viel! Weiterhin tritt der harte, oft spiegelglatte Lavaboden (Pahoihoi) zu Tage, und auf einer Strecke von acht Stunden am Abhange des Berges hin sieht man überall nur größere oder kleinere auf ihrem Weg zur See erstarrte Lavaströme. Selten begegnet man auch nur Einer menschlichen Seele. Anders aber auf der zweiten Hälfte des Wegs. Die Erdschichte wird hier bedeutend tiefer, und herrliche Wälder von Kukui- oder Kerzenbäumen ziehen sich am Abhang der Berge hin; da und dort breitet auch schon der Brodfruchtbaum seine schönen Zweige aus, und der Kaffeebaum verräth die pflegende Hand des Menschen. Ueberall aber Wassermangel, weil die höhlenreichen Felsen den fallenden Regen sogleich verschlingen. Tief unter unsern Füßen erblicken wir an der Küste hin freundliche Dörflein, und auch den Berg herauf sind etliche Eingeborne dem fruchtbaren Boden nachgezogen. In einer ihrer Hütten finden wir freundliche Aufnahme für die Nacht. Die Hausfrau breitet ihre besten Matten auf dem Boden aus, bringt eine feine, große tapa (Teppich) zur Decke herbei und zündet eine doppelte Reihe Kerzennüße an. Später am Abend treten die Nachbarn herein und setzen sich längs der Wände auf den Boden der Hütte; die Familienbibel wird gebracht, und ein gemeinsames Herzensgebet beschließt den Tag. Fröhlich setzen wir am andern Morgen unsern Weg nach der sonnigen Küste fort, wo zwischen den kahlen obern Bergregionen und dem schwarzen Lavastrand der Fuß des Gebirges in der ganzen Fülle tropischer Vegetation prangt. Gegen Mittag langen wir eine schwache Stunde oberhalb Kaawaloa an, wo umduftet von Orangen und andern köstlichen Blüthen und Früchten die Wohnung des Missionars friedlich hinabschaut auf die Kealakekua-Bai, an der einst Cook erschlagen wurde und wo später die ersten Prediger des Evangeliums landeten. Zwei kleine Denkmäler bezeichnen ungefähr die Stelle, wo der berühmte Weltumsegler sein Leben endete. An diese Küste knüpfen sich überhaupt die meisten geschichtlichen Erinnerungen der Insel, denn sie war der Lieblingsaufenthalt ihrer Häuptlinge. Etwa zwei Stunden südlich von der Bai liegt Honaunau,

in der heidnischen Zeit der Insel eine ihrer beiden Freistädte. An ihren immer offenen Thoren mußte der Verfolger stille stehen, was auch das Vergehen des Schuldigen sein mochte. Hier erwarteten im Kriege diejenigen, welche nicht am Kampfe Theil nahmen, den Ausgang der Schlacht; die Besiegten flohen hieher und waren gerettet. Die eigentliche Freistätte in Honaunau, die noch jetzt steht, war ein von hohen, dicken Lavamauern umgebener Raum am Meeresufer, 700 Fuß lang und 400 breit. Zwei mächtige Steinhaufen sind innerhalb dieser Mauern zu sehen. Das waren die Heiaus (Tempel) und einer davon hatte einen Altar für Menschenopfer. Auch ein Felsblock wird darin gezeigt, den einst die Königin Kaahumanu erfaßt haben soll, als der Zorn ihres Gemahls gegen sie entbrannt war. Auf den Mauern standen sonst Götzenbilder, jetzt sind sie von Innen und Außen nur reichlich von Kokospalmen überschattet.

Eine halbe Stunde hinter Honaunau ist der merkwürdigste aller erstarrten Lavaströme zu sehen, — ein versteinerter Niagara, der zwischen dem Felsen, an dem er hängt, hinten einen bequemen Durchgang läßt. Es scheint, als habe sich hier ein frischer, feuerflüssiger Strom über eine ältere, wahrscheinlich gegen das Ende eines vulkanischen Ausbruchs langsam entstandene Lavamauer herabgestürzt.

Die Eingebornen, denen man in diesem Distrikt begegnet, sind wohlaussehende Leute, die eine feste Gemeinde-Ordnung haben, und gerne und regelmäßig ihre Beiträge für die Armen und für den öffentlichen Gottesdienst zusammenlegen. Es sind von ihnen schon vier steinerne Kirchen erbaut worden.

Ein ziemlich guter Weg führt von Kaawaloa nach dem fünf Stunden nördlicher gelegenen Kailua. Auf der ganzen Strecke schweift unser Blick weit hinaus auf den Ocean, der an diesem Ufer wohl seinen Namen „das stille Meer" verdient. In der Nähe eines Dörfleins machen wir ein wenig Halt unter dem Schatten der Kokospalmen, und bald kommen die Eingebornen herbei, uns zu begrüßen und uns die Hand zu schütteln. Muntere Jungen klettern behende an den schlanken Stämmen hinauf und werfen uns einige grüne Nüsse zur Labung zu.

Kailua war ein Lieblingsort der alten Häuptlinge und von etwa 3000 Eingebornen bewohnt. Auch der jetzige König hat dort ein hübsches Landhaus, und nicht weit von diesem erhebt sich eine katholische und eine evangelische Kirche. Die Einwohner aber haben das

Dorf fast ganz verlassen und sind höher an dem Abhange des Mauna Hualalai hinaufgezogen, der zwischen dem Mauna Kea und Mauna Loa unweit der Küste allmählig bis zu 10,000 Fuß über der Meeresfläche ansteigt. Einen wehmüthigen Eindruck macht es indeß doch, in dem schöngelegenen Kailua nur so wenige Menschen zu finden, und wir können eine bange Ahnung für die Zukunft der Eingebornen nicht unterdrücken, wenn wir hören, daß auf dieser ganzen Seite der Insel die besten Ländereien bereits in die Hände von fremden Ansiedlern, meistens Engländern, übergegangen sind. Einer der Gründe davon liegt ohne Zweifel in dem Uebelstande, daß dem Volke ein so gar kleiner Theil des Landes gehört, und die großen Grundbesitzer, die ehemaligen Häuptlinge, durch die Bekanntschaft mit europäischen Genüssen leicht in Verschwendung und Schulden gerathen, und dann ihre Güter an ihre Gläubiger verkaufen oder verpfänden müssen. Wie sollen sich aber die braunen Insulaner gegen die ihnen in so manchen Beziehungen überlegenen weißen Eindringlinge behaupten, wenn einmal der Grundbesitz in den Händen der Letzteren ist? — Nur am Sonntag, wo man von allen Seiten Männer und Frauen auf ihren Pferden herbeirennen sieht, ist Kailua noch belebt.

Einen schmerzlichen Eindruck von Verödung macht auch das schöne, weite Thal, das sich hinter dem etwas nördlicher gelegenen Kawaihae zwischen dem 10,000 Fuß hohen Hualalai und dem nördlichen Küstengebirge bis zum Fuße des Mauna Kea ausbreitet. Auf den üppigen Waiden tummeln sich zahlreiche Heerden, aber die Dörfer sind fast alle verschwunden. Offenbar waren diese Wiesen einst angebautes Land; an einem kurzen, steilen Abhang ist sogar noch eine Bahn zu sehen, auf der die jungen Leute sich mit tropischen Schlittenfahrten vergnügten, indem sie, auf schmalen Bergschlitten mit 7—18 Fuß langen Läufern stehend, herabglitten. Jetzt ist dort nur noch die liebliche Missionsstation Waimea in blühendem Zustande. Unweit der Küste treffen wir auf eines der spätesten Denkmäler aus heidnischer Zeit, das große Heiau, welches Kamehameha I seinem Kriegsgott Tiari erbaute, ehe er die Eroberung Oahu's unternahm. Noch leben die Kinder derer, welche an diesem Tempel bauen halfen, und zeigen den Platz, wo die Menschenopfer dargebracht wurden; die Götzenbilder aber sind von seinen Mauern verschwunden.

Ein Dampfboot fährt alle acht bis zehn Tage von Honolulu ab, macht die Runde von Hawaii und berührt im Heimweg die Insel

Maui. Wir treffen es in Kawaihae und scheiden von Hawaii, ohne seinen fruchtbarsten und bevölkertsten Theil, die Nordküste mit den Stationen Kohala, Mahukona und Waipio besucht zu haben.

Es ist nicht immer eine angenehme Fahrt, erst in dem sieben Meilen breiten Kanal zwischen den beiden Inseln dem Passat entgegen, dann bei hoher See der Nordküste Maui's entlang; doch landen wir glücklich in Wailuku, unfern der niedrigen Landenge, welche die beiden Gebirgsmassen verbindet, aus denen die Insel besteht. In ihrem größeren, östlichen Theil erhebt sich der Haleakala, „das Haus der Sonne," ein schöner kegelförmiger Berg, zu einer Höhe von 10,000 Fuß. Sein längst erloschener Krater ist der größte der Welt. Sein Umfang beträgt zwölf Stunden und seine Tiefe 2000 Fuß, so daß ganz New-York mit all' seinen Straßen und Gärten bequem darin Platz hätte. Es lohnt sich wohl, vom Fuße des Berges den sechsstündigen Ritt an seinen Rand zu machen; denn ein wunderbar schöner Anblick thut sich da vor dem Auge auf. Tief unten breitet sich wie frischgefallener Schnee ein weißer Wolkenschleier aus, der die Sonnenstrahlen mit blendendem Glanze zurückwirft. Erst wenn dieser zerreißt, werden die Spitzen von West-Maui und dem nahen Lanai sichtbar, und rings umher der blaue Ocean, auf dem noch einzelne Wolken wie mächtige Eisberge zu schwimmen scheinen. Nach drei Seiten hin sieht man wohl achtzig Stunden weit, und von Hawaii herüber schimmert der Mauna Kea wie eine sich aus den Fluthen erhebende Alabasterbank.

Die Berge von West-Maui sind weniger hoch und meistens bis zu ihrer Spitze mit üppigem, sammetweichem Grün bekleidet. Ein erloschener Vulkan, dessen Krater nun ein liebliches, stilles Gebirgsthal geworden ist, erhebt sich gleich hinter unserem Landungsplatze Wailuku. In der Schlucht, durch welche sich einst sein verheerender Lavastrom ergoß, rauscht jetzt ein frischer Bach, ein schönes Bild der segensreichen Umwandlung, die Wailuku auch in anderer Beziehung erfuhr.

Wir scheiden von der mit reichen Zuckerpflanzungen bedeckten Küste, um auf der gegenüberliegenden Seite der Insel in Lahaina, dem zweitwichtigsten Handelsplatze der ganzen Gruppe, zu landen. Ein Walfischboot bringt uns über schöne Korallengründe, die den Meeresspiegel an manchen Stellen fast zu erreichen scheinen, an den Strand. Reich beschattet von schlanken Kokospalmen und den Riesenblättern der Banane liegt der belebte Ort vor uns. Seine engen Straßen

sind aber nicht gerade lockend; am heimathlichsten spricht uns die schöne Kirche und der Begräbnißplatz an. Doch horch! Aus jenem Hause dort tönt uns der Gesang von frischen hellen Kinderstimmen entgegen. Es ist die Schule. Wir treten ein und freuen und wundern uns mit manchen Andern*) über das anständige Benehmen, die raschen Antworten und die außerordentliche Leichtigkeit dieser Kinder, arithmetisch Aufgaben zu lösen. So groß ist ihre Freude am Rechnen, daß die Lehrer zur Strafe zuweilen dieses Fach ausfallen lassen.

Eine Stunde oberhalb Lahaina's liegt aber noch eine ganz andere Schule am Abhang des Berges, nämlich Lahainaluna, die Universität der Sandwich-Inseln. Missionar Andrews eröffnete sie 1831 mit 25 Schülern im Alter von 15 bis 35 Jahren. Sie bauten selbst ihr erstes Haus, und schafften die Balken und Sparren dazu mühsam und zum Theile auf ihren Schultern aus ziemlicher Entfernung herbei. Ein kleiner Bach hinter der Schule machte die Anlegung von Taro-Pflanzungen und Gärten möglich, und diesen ländlichen Beschäftigungen widmen sich auch heute noch die Zöglinge der Anstalt neben ihren Studien. Wohl gehörte Geduld und Glauben dazu, in den halb nackt auf dem Boden umhersitzenden jungen Leuten die künftigen Aerzte, Richter, Lehrer und Prediger ihres Volkes zu sehen; aber Geduld und Glauben wurden nicht zu Schanden, und aus den 771 Zöglingen, welche seither in Lahainaluna ihre Bildung erhielten, sind schon viele tüchtige und fromme Männer hervorgegangen. Zehn davon haben als ordinirte Prediger das Evangelium verkündet und dabei ihren Glauben durch einen tadellosen Wandel geziert. Da in der Anstalt selbst kein eigentlich theologischer Kurs stattfindet, übernimmt es gewöhnlich ein Missionar, diejenigen, welche sich dem Dienst am Worte Gottes weihen wollen, nach vollendeter Studienzeit noch besonders darauf vorzubereiten. Es ist selbstverständlich, daß mit der Zeit neue, bessere Gebäude errichtet und die Lehrer vermehrt wurden. Eine der ersten schriftlichen Arbeiten der erwachsenen Zöglinge war die Aufzeichnung der mündlichen Ueberlieferungen, die ihnen aus der Geschichte und dem Sagenkreis ihres Volkes bekannt waren.

Und nun vorbei an den Bergen Lanai's, wo sich neben den evangelischen Missionaren auch Mormonen niedergelassen haben, die

*) Wie Commodore Wilkes und Dr. Pickering, U. St. Expl. Exped. vol. IV et IX.

3580 Anhänger zählen, hier indeß keine Vielweiberei treiben; vorbei an Molokai, dem Lande der Abgründe, mit seinen düstern Lavafelsen und friedlichen Betsälen, nach dem schönen Oahu mit seiner Hauptstadt Honolulu. Es hat in der That eine königliche Lage, dieses Honolulu am Fuße seiner bald durch wilde Schluchten, bald durch lachende grüne Thäler getrennten Berge! Auch hier ist der Hafen durch ein Korallenriff geschützt; die Einfahrt ist aber so seicht, daß Schiffe von großem Tiefgang auf der Rhede draußen liegen bleiben müssen, wo guter Ankergrund ist; die andern werden von Lootsen in Empfang genommen und vom Winde hereingetrieben oder häufiger herein bugsirt. Hinaus fahren sie gewöhnlich mit vollen Segeln, da der Wind neun Monate des Jahrs seewärts weht. Im Hafen ist Raum genug und jegliche Bequemlichkeit. Man fühlt, man ist hier „in dem Gasthaus für die Wanderstraße auf den großen Wassern". Noch sprechen die Bewohner Honolulu's mit Stolz davon, wie einst 150 Schiffe zugleich in ihrem Hafen lagen; im Laufe des Jahres 1859 kehrten allein zwei englische, ein französisches, ein amerikanisches und ein russisches Kriegsschiff, ferner 109 Kauffahrteischiffe und 170 Walfischfänger da ein, während 19 Kauffahrer und 79 Walfischfänger auf der Rhede draußen blieben. Die Vereinigten Staaten, England, Bremen und Hamburg, auch China und Japan bringen ihre Waaren hier zu Markte; Frankreich liefert zum Fluche der Eingebornen Wein und Branntwein; die Walfischfänger bringen Thran und Fischbein und holen dagegen den nöthigen Proviant für ihre Schiffe. Doch hat sich ihre Zahl vermindert, da die Walfische wohl in Folge der unaufhörlichen Jagd, die auf sie gemacht wurde, im nördlichen Theil des großen Oceans viel seltener geworden sind. Ausgeführt werden aus Honolulu an Landesprodukten Zucker, Kaffee, Häute und Wolle, und dann eben jener Thran und jene Fischbeine, welche die Walfischfänger da abladen. Ein kleines Fort bewacht den Eingang des Hafens; ihm gegenüber ragt ein seltsam gestaltetes Vorgebirge, der Diamantberg, in's Meer hinaus. An dem Zollhause vorbei schreiten wir jetzt der Stadt zu, deren mittlerer Theil aus regelmäßig angelegten Straßen besteht, weit und luftig genug, daß neben den Häusern auch Raum ist zu Gärten. Außer einigen evangelischen Kirchen bemerken wir hier eine katholische Kathedrale. Der gänzliche Mangel aller Kamine giebt der Stadt ein ungemein freundliches Aussehen, wenn sie so daliegt unter dem strahlenden, wolkenlosen Himmel, zu ihren Füßen die blaue

See, begränzt durch den Silberrand der Wellen, die sich schäumend an dem fernen Riffe brechen. Die Masten der Schiffe überragen die Dächer der Häuser und Waarenlager; die Flaggen des Forts und der Konsulargebäude flattern lustig im Winde, der Schlag des Hammers tönt von den Werften im Hafen herüber. Leute aus allen Nationen begegnen sich in den weiten Straßen: Engländer, Amerikaner, Franzosen, Deutsche, Chinesen, Süd-Polynesier — Alle sind hier vertreten. Eingeborene in mehr oder weniger europäischer Kleidung lächeln dem Fremden zu und grüßen ihn mit ihrem herzlichen „Aloha"; Frauen tragen Bananen, Orangen und die köstliche Chirimoya aus ihren Gärten heim, oder Gemüse, Taro-Wurzeln und Fische. Auch junge Mädchen sieht man umhergehen, aber vielfach nicht in dem sanften und stillen Geiste, der köstlich ist vor Gott, sondern wie einst ihre heidnischen Mütter mit duftenden Blumen bekränzt und durch ihr freies Wesen die Blicke der Männer auf sich ziehend. Die vielgepriesene lauwarme Luft Honolulu's wirkt im Grunde doch erschlaffend auf Seele und Leib, und alle die fremden Gäste haben zu den vorher schon herrschenden Sünden noch manche neue hinzugebracht. Auch allerlei neue Lustbarkeiten; so verkünden z. B. große Anschlagezettel eine Vorstellung im königlichen Theater oder im Cirkus.

Wir sind froh, all' diesem Treiben zu entrinnen, und reiten hinaus in das liebliche Nuuanu-Thal, das sich gleich hinter Honolulu öffnet, erst weit, und sanft ansteigend wie ein unvergleichlich schöner Garten, dann enger und romantischer sich zwischen den Bergen hinwindend, von deren Seiten sich muntere Bächlein in den unten rauschenden Waldstrom stürzen. Eine kurze Strecke noch durch ein Dickicht von Hibiscus und andern Bäumen, dann um einige Felsblöcke herum — und wir stehen vor dem berühmten, etwa drei Stunden von Honolulu entfernten Abgrund Pali. Der Anblick ist überwältigend. Mehrere hundert Fuß tief, fällt der Fels, auf dem wir stehen, beinahe senkrecht ab, und vor uns öffnet sich wie durch einen Zauberschlag ein lachendes Gefilde, in welchem Hügel und Thäler, Wälder und Felder aufs Mannigfaltigste wechseln, auf der einen Seite von hohen Bergen, auf der andern vom wogenden Meere begränzt. Es ist dieß ein in der Geschichte der Insel merkwürdiger Ort; denn hierher verfolgte Kamehameha I, nachdem er jene erobert hatte, seine geschlagenen Feinde und trieb 400 derselben mit ihren Pferden über die Felswand hinab, an deren Fuß sie dann zerschmettert umherlagen. Jetzt führt ein schmaler

gefährlicher Pfad hinab, auf dem von der andern Seite her manchmal Frauen mit ziemlich schweren Lasten heraufsteigen, um ihre Waaren nach Honolulu auf den Markt zu bringen. Honolulu hat etwa 12,000 Einwohner, ein königliches Schloß, Gasthöfe, ein Spital — alles ziemlich nach europäischem Muster. Eine Stunde westlich davon steht in herrlicher Lage das Punahu-College, aus dem uns einige Zöglinge und Lehrer schon in Hawaii begegneten. Es ist dieß eine Erziehungsanstalt für Söhne und Töchter der auf den Inseln wohnhaften Fremden und solcher Eingebornen, welche ihren Kindern eine englische Erziehung geben und die Kosten davon selbst bestreiten wollen. Im Jahre 1841 gegründet, war sie anfangs nur für die Kinder der Missionare bestimmt, von denen jetzt schon vier als Lehrer und Lehrerinnen daran wirken. Auf dem Unterrichtsplan stehen dieselben Fächer wie in den höhern Lehr-Anstalten der Vereinigten Staaten; die Musik wird von einem Deutschen gelehrt.

Etwa drei Stunden westlich von Honolulu, bei Ewa, ist ein Meeresbecken, in welchem Raum wäre für die ganze Handelsflotte des großen Oceans, aber der Eingang dazu ist so seicht, daß es fast unnütz daliegt. Ebenso verhält es sich mit der Mündung des Perlflusses, die östlich von Honolulu eine große, unregelmäßige Lagune bildet, aus der zuweilen der Südwind ungesunde Dünste in die Stadt treibt.

Doch wir vollenden unsere Rundreise nicht. Oahu, seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit wegen der Garten der Sandwich-Inseln genannt, zeigt uns im Ganzen doch dieselben Scenen, die wir schon auf den beiden andern Inseln sahen; hier liebliche, dort großartige, an den vulkanischen Ursprung des Landes erinnernde Gegenden, und ländliche Gemeinden, in denen aber hier, auch in einiger Entfernung von der Hauptstadt und ihren Versuchungen, sich zu den erfreulichen Erfahrungen mehr betrübende gesellen als anderswo. Unter den Stationen nennen wir nur noch Waialua und Kaneohe.

Alle paar Tage fährt ein kleiner Dampfer von Honolulu nach dem lieblichen Kauai. Er bietet entfernt nicht die gleichen Bequemlichkeiten wie das stattliche Boot, das den Dienst nach Hawaii und Maui versieht, und giebt, namentlich wenn er mit Passagieren überfüllt ist, noch einen kleinen Begriff von den Beschwerden, welche die Missionare zu übernehmen hatten, so lange ihr Beruf sie öfters von einer Insel zur andern führte. Kauai's Vulkane scheinen schon lange erloschen zu sein, denn wo noch Lava zu Tage tritt, ist sie bereits viel

zersetzter als auf den andern Inseln. Ein mit Gras und Sträuchern überwachsenes und da und dort von Pandanus- und Kukui-Bäumen beschattetes Hochland nimmt einen großen Theil der Insel ein; die Abhänge der Berge sind reich bewaldet, die Thäler und Ebenen gut bewässert und sehr fruchtbar. Wasserfälle, deren klarer Strahl 1000, ja 2—3000 Fuß hoch fast senkrecht herabstürzt, sieht man auch hier, und an den dazu geeigneten Stellen schöne Zuckerpflanzungen. Naturschönheiten aller Art vereinigen sich namentlich in dem reizenden Hanalei-Thal. Die Stationen rings um die Insel her sind: Waioli, Koolau, Koloa und Waimea. Von Waimea aus wird auch die sechs Stunden entfernte kleine Insel Niihau mit dem Worte Gottes bedient. — So ungefähr stellen sich dem Reisenden unserer Tage die acht Inseln dar.

(Fortsetzung folgt.)

Madagaskar.

Schluß der dritten Abtheilung.

Die große Trübsal.

4. Der zweite Verfolgungssturm.

Der erste Donnerschlag traf die Christen am Montag den 19. Februar 1849, an welchem Tage die Königin den Befehl zur Zerstörung zweier Häuser gab, in welchen Gottesdienst gehalten worden war. Prinz Ramondscha trat in's Mittel; er wurde ungnädig abgewiesen und die Häuser wurden vom Boden wegrasirt. Zu gleicher Zeit wurden fünf Christen in Ketten gelegt und mit allen erdenklichen Mitteln abgequält, um die Namen ihrer Genossen zu erfahren. Drei verweigerten dieß standhaft, zwei jedoch nannten mehrere derselben, von welchen vier sogleich festgenommen wurden. Am 22. Februar kamen zwei weitere hinzu, Vater und Sohn. Im Laufe jener Woche wurde das Volk zweimal zusammengerufen, um den Willen der Königin zu vernehmen. Ein Beamter verkündigte ihn. „Ich frage Euch," spricht die Königin, „sagt mir die Wahrheit und keine Lüge. Warum wollt ihr die neue Religion und ihren Gottesdienst nicht aufgeben? Ich habe Offiziere ihrer Ehren beraubt, Andere tödten lassen, noch Andere

zur Sklaverei verurtheilt, und dennoch fahrt ihr fort, diese Religion zu üben. Was ist der Grund davon?" — Zwei aus der schweigenden Menge, zwei Christen, wagten im Namen Aller die Antwort: „Wir fürchten Gott und müssen seinem Gesetze gehorchen." Als sie der Königin hinterbracht worden war, rief sie das Volk noch einmal zusammen und ließ ihm sagen: Es dürfe überhaupt keine neue Religion in ihrem Lande eingeführt werden, besonders die der Christen nicht. Verboten sei die Taufe, die Feier des Sonntags, das Nichtschwören bei Vater oder Mutter oder bei der Königin, die Weigerung, den Göttern Ochsen zu schlachten und sie zu verehren. „Kommt deßhalb und bekennet, die ihr euch hierin schuldig gemacht, damit ich euch die entsprechende Strafe auflegen kann. Wer nicht bekennt, und er wird angeklagt, der soll ohne Barmherzigkeit gestraft werden." Wie Schlachtschafe wurden sie jetzt eingetrieben, hier neun aus der Provinz Wonizongo, dort fünf aus der Hauptstadt, darunter zwei aus dem Gefolge des Prinzen Ramondscha, dann wieder ein höherer Offizier und ein gemeiner Soldat. Alle sollten bei den Göttern ihren Glauben abschwören. Wer dieß nicht that, wanderte vorderhand ins Gefängniß. Die Verhöre begannen. Treten wir näher und folgen ihnen. Bei einem derselben brachte der Richter folgende Klagen vor: „Was habt ihr gethan? Das, was die Königin haßt. Ihr glaubet an das Evangelium, verweigert, mit einander zu fechten und zu streiten, zu schwören beim andern Geschlechte und zwar mit einer Hartnäckigkeit die den Steinen oder dem Holze gleicht; ihr feiert den Sonntag als einen Tag der Ruhe, ihr nehmt von dem Saft der Traube und ein wenig Brod, rufet Segen auf das Haupt, fallet dann auf den Boden nieder und wenn ihr euch erhebet, rinnen Thränen aus euren Augen. Habt ihr das gethan? Denn solche Dinge, sagt man, geschehen von den betenden Leuten und deßhalb müssen sie einen Eid schwören." — Da erhob sich Einer aus den Angeklagten, Ramary mit Namen, und vortretend sagte er: „Ich glaube an Gott, denn Er hat alle Dinge gemacht, und ich folge dem Evangelio Gottes. Und was Fechten und Kämpfen betrifft, was wäre damit Gutes gethan, wenn wir, die wir Ein Volk sind, untereinander kämpfen und fechten würden? Aber wenn die Feinde unseres Landes kommen, dann werden die Knechte Gottes kämpfen. Und was das Schwören betrifft: wird, wenn man die Wahrheit sagt, durch das Schwören die Wahrheit zur Lüge? Oder, wenn man eine Lüge sagt, wird sie durch's Schwören

zur Wahrheit? Denn die Wahrheit ist Wahrheit und eine Lüge ist eine Lüge, ob man schwört oder nicht. Ich setze mein Vertrauen auf Gott und auf Jesum Christum, den Heiland und Erlöser Aller, die an ihn glauben." Darauf wanderten sie wieder ins Gefängniß. Und bei Ellis lesen wir folgendes Verhör vom 14. März desselben Jahrs.

Der Richter frug die Christen, die vor ihm standen: „Betet ihr zur Sonne, zum Monde oder zur Erde? — Einer aus ihnen sagte: „Ich bete nicht zu ihnen, denn die Hand Gottes hat sie gemacht." Der Richter: „Betet ihr zu den zwölf heiligen Bergen?" — Der Christ: „Ich bete nicht zu ihnen, denn es sind Berge." — Der Richter: „Betet ihr zu den Göttern, welche die Könige weihten?" — Der Christ: „Wir beten nicht zu ihnen, denn die Hand der Menschen hat sie gemacht." — „Betet ihr zu den Vorfahren der Könige?" — „Könige und Regenten sind von Gott gegeben, daß wir ihnen huldigen, dienen und gehorchen sollen. Nichts destoweniger sind sie auch nur Menschen wie wir. Wenn wir beten, beten wir zu Gott allein." — „Ihr haltet den Sonntag?" — „Das ist der Tag des großen Gottes; denn in sechs Tagen hat der Herr alle seine Werke gemacht, aber am siebenten Tage ruhete er und heiligte denselben; und ich ruhe und halte ihn auch heilig." — Aehnlich antworteten alle Christen. Und als diese Brüder und Schwestern gebunden wurden und im Gefängnisse saßen, kam Einer, dessen Frau selbst unter den Gebundenen war, ergriffen von ihrem guten Bekenntniß, und sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht, denn es ist gut, wenn ihr deßhalb sterbet!" — Er war ein Soldat von auswärts und nicht unter der Zahl der Angeklagten. Jetzt aber wurde er in's Verhör genommen, und als er dasselbe Bekenntniß ablegte, ward auch er gebunden.

Der Tag nahte, da sämmtliche Angeklagten sollten ihr Urtheil hören. Ellis meldet uns die Zahl der Verurttheilten folgendermaßen: 73, welche das Wort Gottes gepredigt hatten, wurden mit ihren Frauen und Kindern zur Sklaverei verurtheilt, 42, welche h. Schriften besaßen, theilten das gleiche Loos und verloren überdieß ihr Eigenthum, desgleichen 27 aus der Provinz Wonizongo; 6 wurden eingekerkert, 2055 je um einen Dollar gebüßt und 18 zum Tode verurtheilt. Der Bericht eines eingeborenen Christen, der in Angabe der Zahlen etwas abweicht, nennt neben Andern noch 109 Sklaven, deren jeder 20 Peitschenhiebe erhalten und zu lebenslänglicher Kettenarbeit verdammt sein sollte, und zwei Standespersonen, die schwer gebüßt wurden.

gefährlicher Pfad hinab, auf dem von der andern Seite her manchmal Frauen mit ziemlich schweren Lasten heraufsteigen, um ihre Waaren nach Honolulu auf den Markt zu bringen. Honolulu hat etwa 12,000 Einwohner, ein königliches Schloß, Gasthöfe, ein Spital — alles ziemlich nach europäischem Muster. Eine Stunde westlich davon steht in herrlicher Lage das Punahu-College, aus dem uns einige Zöglinge und Lehrer schon in Hawaii begegneten. Es ist dieß eine Erziehungsanstalt für Söhne und Töchter der auf den Inseln wohnhaften Fremden und solcher Eingebornen, welche ihren Kindern eine englische Erziehung geben und die Kosten davon selbst bestreiten wollen. Im Jahre 1841 gegründet, war sie anfangs nur für die Kinder der Missionare bestimmt, von denen jetzt schon vier als Lehrer und Lehrerinnen daran wirken. Auf dem Unterrichtsplan stehen dieselben Fächer wie in den höhern Lehr-Anstalten der Vereinigten Staaten; die Musik wird von einem Deutschen gelehrt.

Etwa drei Stunden westlich von Honolulu, bei Ewa, ist ein Meeresbecken, in welchem Raum wäre für die ganze Handelsflotte des großen Oceans, aber der Eingang dazu ist so seicht, daß es fast unnütz daliegt. Ebenso verhält es sich mit der Mündung des Perlflusses, die östlich von Honolulu eine große, unregelmäßige Lagune bildet, aus der zuweilen der Südwind ungesunde Dünste in die Stadt treibt.

Doch wir vollenden unsere Rundreise nicht. Oahu, seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit wegen der Garten der Sandwich-Inseln genannt, zeigt uns im Ganzen doch dieselben Scenen, die wir schon auf den beiden andern Inseln sahen; hier liebliche, dort großartige, an den vulkanischen Ursprung des Landes erinnernde Gegenden, und ländliche Gemeinden, in denen aber hier, auch in einiger Entfernung von der Hauptstadt und ihren Versuchungen, sich zu den erfreulichen Erfahrungen mehr betrübende gesellen als anderswo. Unter den Stationen nennen wir nur noch Waialua und Kaneohe.

Alle paar Tage fährt ein kleiner Dampfer von Honolulu nach dem lieblichen Kauai. Er bietet entfernt nicht die gleichen Bequemlichkeiten wie das stattliche Boot, das den Dienst nach Hawaii und Maui versieht, und giebt, namentlich wenn er mit Passagieren überfüllt ist, noch einen kleinen Begriff von den Beschwerden, welche die Missionare zu übernehmen hatten, so lange ihr Beruf sie öfters von einer Insel zur andern führte. Kauai's Vulkane scheinen schon lange erloschen zu sein, denn wo noch Lava zu Tage tritt, ist sie bereits viel

zersetzter als auf den andern Inseln. Ein mit Gras und Sträuchern überwachsenes und da und dort von Pandanus- und Kukui-Bäumen beschattetes Hochland nimmt einen großen Theil der Insel ein; die Abhänge der Berge sind reich bewaldet, die Thäler und Ebenen gut bewässert und sehr fruchtbar. Wasserfälle, deren klarer Strahl 1000, ja 2—3000 Fuß hoch fast senkrecht herabstürzt, sieht man auch hier, und an den dazu geeigneten Stellen schöne Zuckerpflanzungen. Naturschönheiten aller Art vereinigen sich namentlich in dem reizenden Hanalei-Thal. Die Stationen rings um die Insel her sind: Waioli, Koolau, Koloa und Waimea. Von Waimea aus wird auch die sechs Stunden entfernte kleine Insel Niihau mit dem Worte Gottes bedient. — So ungefähr stellen sich dem Reisenden unserer Tage die acht Inseln dar.

(Fortsetzung folgt.)

Madagaskar.

Schluß der dritten Abtheilung.

Die große Trübsal.

4. Der zweite Verfolgungssturm.

Der erste Donnerschlag traf die Christen am Montag den 19. Februar 1849, an welchem Tage die Königin den Befehl zur Zerstörung zweier Häuser gab, in welchen Gottesdienst gehalten worden war. Prinz Ramondscha trat in's Mittel; er wurde ungnädig abgewiesen und die Häuser wurden vom Boden wegrasirt. Zu gleicher Zeit wurden fünf Christen in Ketten gelegt und mit allen erdenklichen Mitteln abgequält, um die Namen ihrer Genossen zu erfahren. Drei verweigerten dieß standhaft, zwei jedoch nannten mehrere derselben, von welchen vier sogleich festgenommen wurden. Am 22. Februar kamen zwei weitere hinzu, Vater und Sohn. Im Laufe jener Woche wurde das Volk zweimal zusammengerufen, um den Willen der Königin zu vernehmen. Ein Beamter verkündigte ihn. „Ich frage Euch," spricht die Königin, „sagt mir die Wahrheit und keine Lüge. Warum wollt ihr die neue Religion und ihren Gottesdienst nicht aufgeben? Ich habe Offiziere ihrer Ehren beraubt, Andere tödten lassen, noch Andere

zur Sklaverei verurtheilt, und dennoch fahrt ihr fort, diese Religion zu üben. Was ist der Grund davon?" — Zwei aus der schweigenden Menge, zwei Christen, wagten im Namen Aller die Antwort: „Wir fürchten Gott und müssen seinem Gesetze gehorchen." Als sie der Königin hinterbracht worden war, rief sie das Volk noch einmal zusammen und ließ ihm sagen: Es dürfe überhaupt keine neue Religion in ihrem Lande eingeführt werden, besonders die der Christen nicht. Verboten sei die Taufe, die Feier des Sonntags, das Nichtschwören bei Vater oder Mutter oder bei der Königin, die Weigerung, den Göttern Ochsen zu schlachten und sie zu verehren. „Kommt deßhalb und bekennet, die ihr euch hierin schuldig gemacht, damit ich euch die entsprechende Strafe auflegen kann. Wer nicht bekennt, und er wird angeklagt, der soll ohne Barmherzigkeit gestraft werden." Wie Schlachtschafe wurden sie jetzt eingetrieben, hier neun aus der Provinz Wonizongo, dort fünf aus der Hauptstadt, darunter zwei aus dem Gefolge des Prinzen Ramondscha, dann wieder ein höherer Offizier und ein gemeiner Soldat. Alle sollten bei den Göttern ihren Glauben abschwören. Wer dieß nicht that, wanderte vorderhand ins Gefängniß. Die Verhöre begannen. Treten wir näher und folgen ihnen. Bei einem derselben brachte der Richter folgende Klagen vor: „Was habt ihr gethan? Das, was die Königin haßt. Ihr glaubet an das Evangelium, verweigert, mit einander zu fechten und zu streiten, zu schwören beim andern Geschlechte und zwar mit einer Hartnäckigkeit die den Steinen oder dem Holze gleicht; ihr feiert den Sonntag als einen Tag der Ruhe, ihr nehmt von dem Saft der Traube und ein wenig Brod, rufet Segen auf das Haupt, fallet dann auf den Boden nieder und wenn ihr euch erhebet, rinnen Thränen aus euren Augen. Habt ihr das gethan? Denn solche Dinge, sagt man, geschehen von den betenden Leuten und deßhalb müssen sie einen Eid schwören." — Da erhob sich Einer aus den Angeklagten, Ramary mit Namen, und vortretend sagte er: „Ich glaube an Gott, denn Er hat alle Dinge gemacht, und ich folge dem Evangelio Gottes. Und was Fechten und Kämpfen betrifft, was wäre damit Gutes gethan, wenn wir, die wir Ein Volk sind, untereinander kämpfen und fechten würden? Aber wenn die Feinde unseres Landes kommen, dann werden die Knechte Gottes kämpfen. Und was das Schwören betrifft: wird, wenn man die Wahrheit sagt, durch das Schwören die Wahrheit zur Lüge? Oder, wenn man eine Lüge sagt, wird sie durch's Schwören

zur Wahrheit? Denn die Wahrheit ist Wahrheit und eine Lüge ist eine Lüge, ob man schwört oder nicht. Ich setze mein Vertrauen auf Gott und auf Jesum Christum, den Heiland und Erlöser Aller, die an ihn glauben." Darauf wanderten sie wieder ins Gefängniß. Und bei Ellis lesen wir folgendes Verhör vom 14. März desselben Jahrs.

Der Richter frug die Christen, die vor ihm standen: „Betet ihr zur Sonne, zum Monde oder zur Erde? — Einer aus ihnen sagte: „Ich bete nicht zu ihnen, denn die Hand Gottes hat sie gemacht." Der Richter: „Betet ihr zu den zwölf heiligen Bergen?" — Der Christ: „Ich bete nicht zu ihnen, denn es sind Berge." — Der Richter: „Betet ihr zu den Göttern, welche die Könige weihten?" — Der Christ: „Wir beten nicht zu ihnen, denn die Hand der Menschen hat sie gemacht." — „Betet ihr zu den Vorfahren der Könige?" — „Könige und Regenten sind von Gott gegeben, daß wir ihnen huldigen, dienen und gehorchen sollen. Nichts destoweniger sind sie auch nur Menschen wie wir. Wenn wir beten, beten wir zu Gott allein." — „Ihr haltet den Sonntag?" — „Das ist der Tag des großen Gottes; denn in sechs Tagen hat der Herr alle seine Werke gemacht, aber am siebenten Tage ruhete er und heiligte denselben; und ich ruhe und halte ihn auch heilig." — Aehnlich antworteten alle Christen. Und als diese Brüder und Schwestern gebunden wurden und im Gefängnisse saßen, kam Einer, dessen Frau selbst unter den Gebundenen war, ergriffen von ihrem guten Bekenntniß, und sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht, denn es ist gut, wenn ihr deßhalb sterbet!" — Er war ein Soldat von auswärts und nicht unter der Zahl der Angeklagten. Jetzt aber wurde er in's Verhör genommen, und als er dasselbe Bekenntniß ablegte, ward auch er gebunden.

Der Tag nahte, da sämmtliche Angeklagten sollten ihr Urtheil hören. Ellis meldet uns die Zahl der Verurtheilten folgendermaßen: 73, welche das Wort Gottes gepredigt hatten, wurden mit ihren Frauen und Kindern zur Sklaverei verurtheilt, 42, welche h. Schriften besaßen, theilten das gleiche Loos und verloren überdieß ihr Eigenthum, desgleichen 27 aus der Provinz Wonizongo; 6 wurden eingekerkert, 2055 je um einen Dollar gebüßt und 18 zum Tode verurtheilt. Der Bericht eines eingeborenen Christen, der in Angabe der Zahlen etwas abweicht, nennt neben Andern noch 109 Sklaven, deren jeder 20 Peitschenhiebe erhalten und zu lebenslänglicher Kettenarbeit verdammt sein sollte, und zwei Standespersonen, die schwer gebüßt wurden.

Diese beiden letzten waren der Prinz Ramondscha selbst mit 100 Thalern und ein Palastbeamter mit 50 Thalern. Jener verlor noch überdieß seine Würden. Allein er ertrug Alles mit christlicher Sanftmuth. Keiner wurde auch mehr von seinen Mitchristen geliebt und geehrt, wie er denn dessen im höchsten Grade würdig war. Sein Haus diente ihnen zum Versammlungs- und zuweilen zum Bergungsorte und freudig half er mit seiner Habe denen, die Alles verloren hatten. „Er ist ein weiser Mann und liebt Christum treulich," schreibt Einer, der selbst seine Hilfe erfahren hatte. „Er kämpft den guten Kampf täglich. Er predigt der Königin beständig, obgleich ihr Herz immer gegen ihn entbrennt, so oft er seinen Mund aufthut, um ihr vom Christenthum zu reden. Allein er achtet ihrer Wuth nicht; aber wir, seine Leidensgenossen, sind sehr bekümmert ob dem, was er zu dulden hat. Seine Verwandten ziehen ihn oft mit seinen Leiden auf. 'Er folgt nicht der Religion seiner Vorfahren,' sagen sie, 'sondern der Religion der Vorfahren des weißen Volkes, und das ist der Grund seiner Leiden.' Allein der Prinz antwortete jenen: 'Ich verehre nicht die Vorfahren der Fremden oder meine eigenen Vorfahren, sondern Gott, welcher Himmel und Erde gemacht hat. Ihm allein diene ich, und Jesu Christo, der für die Sünden der Menschen starb.' Sie halten ihn deßhalb für eigensinnig, aber die Königin straft ihn nicht, weil er ihrer Schwester geliebter Sohn ist."

Allein es ist Zeit, daß wir uns nach den achtzehn zum Tode Verurtheilten umsehen. In der Nacht vor der Hinrichtung kamen die noch freien Christen zum Gebete für ihre Leidensgenossen zusammen, und zwar, wie Einer aus ihnen schreibt, Nachts um Ein Uhr, um womöglich vor ihren Häschern sicher zu sein. Noch ehe der Tag graute, strömten allerlei Leute gegen die Mitte der Stadt zu einem steil abfallenden Felsenvorsprunge, Ampamarina (Arapimarinana) genannt, denn dort sollte die Hinrichtung von 14 stattfinden. Die Einen trieb blinder Christenhaß dorthin, Andere arge Neugierde, noch Andere gewiß auch herzliches Mitleid. Gehen wir jetzt ins Gefängniß, um zu sehen, in welcher Gemüthsverfassung sich die Verurtheilten befinden. Aeußerlich angesehen, ist ihre Lage beweinenswerth. Da sitzen sie auf dem Boden des Gefängnisses, in schmutzige Lumpen gehüllt, von Soldaten umgeben. Täuscht uns unser Ohr oder ist es Wirklichkeit? Wir hören einen Gesang. Aus dem Munde der Verurtheilten? So ist es. Sie singen aus ihrem madagassischen Liederbuche:

Wenn ich werde sterben
Und die Freunde lassen,
Wenn sie um mich weinen,
Wenn der Geist geschieden,
Werd ich glücklich sein.

Nachher stimmten sie das 154. Lied an:

Wenn ich Ihn werd' schauen,
Fröhlich in den Himmeln 2c.

Solch ein Geist der Freuden war über sie ausgegossen. Nun wurde Jeder an eine Stange gebunden und dann, getragen von zwei Männern, zum Richtplatz geschleppt. Obgleich man ihnen Lumpen in den Mund gestopft, redeten Einzelne doch auf dem Wege zum Volke. Und Etliche von diesen sagten hernach, daß ihre Angesichter gewesen wie Engelsangesichter. Auf dem Marterhügel angekommen, welchen Ellis den tarpejischen Felsen Tananariwo's nennt, wurde Jedem ein Seil fest um den Leib gebunden, dann Einer um den Andern an demselben ein wenig über dem Abgrund schwebend gehalten in der Hoffnung, es werde ihm der Muth entsinken, während einer der Henkersknechte, ein scharfes Messer in der Hand haltend, auf den Befehl wartete, den Strick entzwei zu hauen. Noch einmal ergieng die Frage: „Willst du das Beten sein lassen?" Nur Eine Antwort ward darauf gegeben, ein entschiedenes Nein! Ein Wink, — der Strick ward durchschnitten und der treue Bekenner stürzte in die Tiefe. Einer um den Andern theilte sein schreckliches Loos. Während einer aus ihnen zur Felsenspitze geführt ward, erbat er sich noch einige Augenblicke zum Gebet; „denn" fügte er hinzu, „deßhalb werde ich getödtet." Seine Bitte wurde gewährt. Er kniete nieder und betete laut. Dann sich erhebend, wandte er sich erst an die umstehende Menge in ergreifenden Worten, hierauf an seine Henker: „Meinen Leib werfet ihr in diesen Abgrund hinab, meine Seele aber könnet ihr nicht hinabwerfen, da sie hinauf zu Gott in den Himmel gehen wird. Darum geschieht mir wohl, im Dienste meines Schöpfers zu sterben." Was das Volk dabei gedacht und gesagt, mit welchen Gefühlen es zu seinen Hütten kehrte, davon sagt die Geschichte nichts; aber sollten keine darunter gewesen sein, welche die todüberwindende Siegesmacht des Christenthums wenigstens gefühlt hatten? Wenn wir später lesen: Aus Hunderten sind Tausende geworden, so mag wohl Mancher derselben hier den ersten „Stoß zu einer ewigen Bewegung" erhalten haben. Im Gefolge der Vierzehn befand sich noch eine junge Frau, die

der Königin sehr genehm gewesen, daher man sie gern gerettet hätte. Um sie womöglich abzuschrecken, ward sie auf dem Richtplatz so gestellt, daß sie Einen um den Andern in die Tiefe stürzen sah. Sie wurde gefragt, ob sie nicht die Götzen verehren und ihr Leben retten wolle? Sie blieb standhaft und bezeugte mit ihren Brüdern und Schwestern, in den Himmel gehen zu wollen. Der dabei stehende Offizier schlug ihr auf den Kopf und sagte: „Du bist eine Thörin, du bist wahnsinnig!“ Es ward der Königin berichtet, sie habe den Verstand verloren. Darauf schickte man sie aus der Hauptstadt weg. Später verheirathete sie sich mit einem Christen und vor wenigen Jahren ist sie gestorben, ihrem Manne einige Kinder hinterlassend.

Doch dieser denkwürdige Tag in der Geschichte Madagaskars ist noch nicht zu Ende. Wir müssen, wie sehr es auch unserm innersten Gefühle widerstreben mag, noch zu einer Richtstätte gehen. Farawohitra ist ihr Name, sie liegt auf einem Hügel am Nordende der Stadt. Dort sehen wir Pfosten in die Erde geschlagen und einen Scheiterhaufen ringsum aufgeschichtet. Das soll die Vollendungsstätte der vier Andern werden. Es sind das Adelige, darunter ein Ehepaar; und Adelsblut zu vergießen, widerstrebt madagassischem Gefühl, darum sollen sie verbrannt werden. In der That sie halten sich ritterlich und werden nicht schwach im Glauben. Auf dem Todesgange singen sie das Lied: „Wenn unsre Herzen sind betrübt,“ dessen Verse mit dem Refrain enden: „Alsdann gedenke unser!“ Zu Farawohitra angekommen, wurden sie an den Pfahl gebunden und der Holzstoß angezündet. Ein Regenbogen wölbte sich über den treuen Zeugen. Aus Rauch und Qualm aber ertönte nicht Klagegeschrei, sondern Lobgesang. Dennoch sollte sich zu diesem an sich schon herzzerreißenden Trauerspiel noch ein Vorgang schmerzenreichster Art gesellen. Ramananbalana, die Gattin Andriampinery's, die, wie schon angedeutet, mit unter den Vieren waren, trug sich mit Mutterhoffnungen, und unter den Todesqualen kam ihr jetzt die Stunde der Geburt und in den Flammen ward das Kind geboren. Als später Ellis darüber Erkundigungen einzog und frug, was aus dem Kind geworden, erhielt er die Antwort, die Nachrichter hätten gerufen: „Werft es in die Flammen!“ und so sei sein Leib mit dem seiner Eltern verbrannt, sein Geist aber mit dem ihrigen zu Gott aufgestiegen. Die Märtyrer waren mit dem Seufzer Stephani verschieden: „O Herr, nimm unsern Geist auf; denn Deine Liebe zu uns hat dich zu uns getrieben.

Rechne ihnen diese ihre Sünde nicht zu!" — „Sie beteten," bemerkt ein Augenzeuge, „so lange noch Leben in ihnen war. Dann starben sie still und sanft. Und erstaunt waren alle die Leute, welche sie verbrennen sahen."

Ellis aber schreibt später: „Als ich den Ort in Begleitung des Bischofs von Mauritius besuchte, stunden wir da und blickten auf die Gefängnisse in der Entfernung, in welchen die Dulder gesessen (zu Ambalinakange), auf den Ort, wo ihnen ihr Todesurtheil verlesen ward. Wir wandelten der Straße entlang, wo sie, umgeben von der aufgeregten Menge, Gott um seinen Beistand angefleht, standen an dem Orte, wo sie an die Todespfähle befestigt wurden, und fühlten, der Boden ist heiliges Land. — Unsre Begleiter, von denen die meisten Augenzeugen jenes ereignißreichen Tages gewesen, darunter ein Bruder eines der Märtyrer, unsere Begleiter zeigten auf die Stelle, wo die Heiden und die Soldaten gestanden und gerufen: „Wo ist nun Jehovah? Warum kommt er nicht und nimmt sie hinweg?" Worauf aber aus den Flammen die Stimmen der Märtyrer ertönt seien: „Jehovah ist hier; Er nimmt uns an einen bessern Ort!" Ebenso zeigten sie uns den Punkt der Straße, von wo aus die Verwandten und Genossen der Christen ihren freudig zum Tode gehenden Freunden ihr letztes Lebewohl zugewinkt, das sie noch mit versengten Händen erwiederten." —

Aber während diese tragische Scene dort oben sich vollzieht, ist bereits eine andere in Bewegung, als sollte heute die kannibalische Grausamkeit ihr Aeußerstes leisten. Zu dem schrecklichen Orte eilend, wo die zerschmetterten und verstümmelten Leichname der 14 Märtyrer lagen, in deren einem und anderem noch die ersterbende Flamme des Lebens mag gezittert haben, ergreifen die Gerichtsschergen die um ihre Leiber geschlungenen Stricke, und schleppen sie, gefolgt von dem kreischenden und fluchenden Pöbel, durch die Straßen der Stadt nach Farawohitra, wo die vier Edeln in den Flammen zusammengesunken. Gleich als wollten sie diesen neue Nahrung zuführen, werfen sie Leichnam um Leichnam auf den Scheiterhaufen, bis das fürchterliche Werk gethan war. Dieser mit Blut und Flammen in die Missionsgeschichte Madagaskar's eingeschriebene Tag wird dort unvergessen bleiben; und ebenso werden die vier genannten Leidensstätten in frischem Gedächtniß bleiben, auf denen sich jetzt die Märtyrerkirchen erheben, von denen wir später zu reden haben. „Als der Bruder eines der Dulder,"

schreibt der Bischof von Mauritius, „zu der Stelle kam, wo die Leichname verbrannt wurden, weinte er wie ein Kind bei der Erinnerung an jene Leiden seines Bruders."

Die Leiden der Anderen, die zwar nicht mit dem Tode, aber sonst empfindlich genug bestraft wurden, waren kaum geringer. Wenige retteten dießmal ihr Leben durch die Flucht über das Meer. Andere dagegen, bemerkt Ellis, die entweder zum Tode verurtheilt waren oder dieß doch zu fürchten hatten, entrannen und verbrachten längere Zeit in heimlichem Versteck oder pilgerten als heimatlose Wanderer im Lande umher. Wieder Andern wurde Land und Haus und jede Art des Eigenthums konfiscirt und weggenommen. Diese wurden nach Vermögen gebüßt, oft um die Hälfte ihres Besitzes, Jene, die nichts besaßen, mit Prügeln traktirt, Viele als Sklaven auf den öffentlichen Märkten verkauft und so nicht nur all den gewöhnlichen Leiden und Mühsalen unterworfen, welche die nothwendige Folge der Trennung von den Ihrigen waren, sondern nicht selten mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihre Verwandten sie nicht zurückkaufen dürfen, und daß sie unter strenger anhaltender Arbeit gehalten werden, bis sie, wie man sagte, „dem Unkraut gleich seien in der Wüste, ihre Köpfe hängend, bis sie sterben." Offiziere und höhere Beamte waren degradirt und zu den härtesten Arbeiten verurtheilt worden. Sie mußten unter harten Frohnvögten Steine brechen und führen zum Bau von Regierungsgebäuden. Ihre Kleider waren abgetragen, ihre Speisen karg zugemessen und mager. War eine Aufgabe vollendet, so gieng es an eine andere gleich harte. Auf das Steinbrechen folgte das Holzfällen und Schleppen über Hügel und durch Schluchten und ungebahnte Wege. „Einige derselben, die öfters mich besuchten," schreibt Ellis, „haben die Zeichen ihrer Strapazen bereits mit ins Grab genommen, Andere saßen im Gefängniß; wieder Andere, Männer und Frauen von Rang und Stand, giengen mit schweren Ketten belastet umher." Hören wir Einen im Namen Vieler. Dieser schreibt: „Ich war zur Sklaverei verurtheilt und zu dreißig Thalern Buße. Mein Weib und meine Kinder wurden gleichfalls zu Sklaven gemacht. Mein ganzes Eigenthum wurde mir genommen. Ich war Rainiharo's Adjutant und bis zum achten Ehrengrade befördert. Dieser Ehre ward ich entsetzt und zum gemeinen Soldaten degradirt, mußte dessen Dienste thun, bis sich meine Haut abschälte wie die einer Schlange. Denn wir durften weder Hut, noch Hemd tragen. Wir hatten nur einen

Gürtel um die Lenden. Gelobet sei Gott, der uns unsre Lasten tragen hilft!"

Trotz der Verfolgung jedoch konnten es die Christen nicht lassen zusammenzukommen, wenn es auch in dunkler Mitternacht geschehen mußte. Außer denen auf dem Lande gab es bald wieder sieben solcher Versammlungshäuser in der Hauptstadt. Da erhielten sie zuweilen Besuche, die sie nicht erwartet hatten, liebe Leidensgenossen, die aus der Stadt verbannt waren, aber in den Nächten doch je und je den Weg zu ihnen fanden. Sie trugen noch ihre Ketten, die ihnen um ihre Glieder waren geschlagen worden. In der That ein eigenthümlicher Anblick, wenn sie mit ihren klirrenden Ketten grüßend bei ihnen eintraten, dann im Gebete ihre gebundenen Hände mit ihnen zu Gott erhoben und vor Tagesanbruch wieder verschwanden. Gewiß für manches ängstliche Gemüth recht glaubenstärkende Erscheinungen!

Unser Berichterstatter bemerkt: „Ich verkehrte wiederholt sowohl mit den Wittwen und Waisen der Märtyrer, als auch mit denen, die Zeugen ihrer Standhaftigkeit und ihres stillen Triumphes im Tode gewesen waren. Durch ihr Zeugniß wurde Alles das, was wir früher gehört hatten, mehr als bestätigt." .... „Es fiel mir auf, wie alle Bitterkeit und jedes Rachegefühl gegen diejenigen, die ihnen so schwere Leiden zugefügt hatten, aus ihrem Herzen verbannt waren. Sie schienen ihre Leiden als Zulassung Gottes und als Prüfung ihres Glaubens zu betrachten."

Ueberhaupt ist die Gründung und Ausbreitung der christlichen Kirche in Madagaskar beinahe beispiellos in der Geschichte. Wie nüchtern schrieben doch die Missionare im Jahr 1835 beim Rückblick auf ihre 14jährige Wirksamkeit: „Wir dürfen wohl glauben, daß Einige gründlich zu Gott bekehrt sind, während Viele sich von der Thorheit des Götzendienstes und der Wahrsagerei überzeugt, und ganze Schaaren zum Nachdenken und Forschen einen Anstoß erhalten haben." So hatte der ausgestreute Same des Evangeliums kaum zu keimen begonnen, als die Säeleute fort mußten, und nur wenige Mittel waren den Jüngern gelassen, solchen empfindlichen Mangel zu ersetzen. Das Hauptmittel, ihren Glauben zu bewahren, waren einzelne Stücke des Wortes Gottes. Wie im leiblichen Organismus der Mangel eines Sinnes die Stärke der übrigen erhöht, so scheint es in der That bei den Christen auf Madagaskar im Geistlichen geschehen zu sein. Sie warfen sich mit einer Heilsbegierde, Liebe und Beharrlichkeit auf die

wenigen Brode des Lebens, die ihnen übrig gelassen waren, und gewannen dadurch eine Vertrautheit mit der Schrift, die unser Staunen erregt. Ihr solider Glaube ruhte nicht auf einem kirchlichen Lehrsystem, sondern einfach auf der h. Schrift, die sie weise machte für dieses und das zukünftige Leben. Daran schloß sich unmittelbar ihre fleißige Uebung des Gebets, wodurch sie die Kräfte der zukünftigen Welt anzogen, weßhalb sie auch, wie in der Südsee, fast allgemein „das betende Volk" genannt wurden. „Das Wort Gottes und das Gebet scheinen in der That die zwei Quellen gewesen zu sein, aus denen jene Kraft und Reife des christlichen Charakters floß, den sie der Welt darstellten." Desto größer ist der Sieg des Evangeliums auf Madagaskar, je weniger menschliche Faktoren, nicht einmal bedeutende Missionare, dabei mitgewirkt. Was anders hat dort die altheidnischen Gebräuche und Sitten des Landes, die dem fleischlichen Menschen so überaus angenehm sind, wankend gemacht und das sittlich so zerflossene Geschlecht, soweit es sich dem Einflusse des Evangeliums hingab, moralisch so bedeutend gehoben, daß gerade diese Umwandlung den Dienern des Fleisches der größte Dorn im Auge war, — was anders als die schlichte Bibelwahrheit? „Ich war," bemerkt ferner Ellis, „erstaunt und erfreut zu finden, daß ihre Organisation zu gegenseitiger Erbauung ganz dem schlichten, einfachen Muster gemäß war, das uns die h. Schrift zeigt. Welche besondere Gestalt auch ihre kirchliche Verfassung, — wenn dieser Ausdruck hier anwendbar ist, — in der Zukunft annehmen mag, das muß von der Märtyrerkirche Madagaskar's gesagt werden, daß sie, geleitet vom Geiste Gottes, durch ihre eigenen Glieder ist erbaut worden auf dem festen Grunde der neutestamentlichen Offenbarung."

Und dieser sichern Leitsterne bedurften sie auch ferner in der noch immer schweren Zeit. Zwar die blutige Verfolgung ruhte jetzt wieder, allein der christenfeindliche Druck dauerte fort. Alle vierzehn Tage wurde den zur Parade versammelten Truppen folgende Generalordre verlesen: „Wenn Jemand tauft oder sich taufen läßt, den werde ich tödten, sagt Ranawalo-Mandschaka; denn sie ändern die Gebete der zwölf Könige. Daher sucht und forscht, und wenn ihr Jemand findet, der also thut, so greift ihn, daß wir ihn tödten. Denn ich und ihr, wir werden Solche tödten, und wenn sie die Hälfte meines Volkes wären. Wer ändert, was die Vorfahren geordnet und gethan, und betet zu den Vorfahren der Fremden und nicht zu Andrianampoine-

merina und Lehidama, und zu den Göttern, welche die zwölf Könige heiligten, und zu den zwölf Bergen, welche verehrt werden: wer immer diese Vorschriften ändert, — ich thue es kund allem Volk, — den werde ich tödten, sagt Ranawalo-Mandschaka." Es ist dieß die alte Geschichte: „Diese, die den ganzen Weltkreis erregen, sind auch hergekommen. Und diese Alle handeln wider des Kaisers Gebot, sagen, ein Anderer sei König, nämlich Jesus" (Apg. 17, 6. 7). Die heidnischen Herrscher fürchteten, durch das Christenthum werden ihre Unterthanen ihrer legitimen Macht entfremdet und einer andern zugethan. Somit werden die Christen als Feinde des Staats wie des bisherigen, die weltliche Macht stützenden Kultus betrachtet und darnach behandelt. Das Heidenthum ist einmal unfähig, diese beiden Gebiete zu unterscheiden; und das ist kein Wunder, gelingt doch das Auseinanderhalten derselben auch dem Namenchristenthum nur selten. Richtig bemerkt Ellis: „Hätte das Volk und seine Obrigkeit im Allgemeinen die Grundsätze und den Charakter der Christen verstanden und zu schätzen gewußt, so würde die Regierung eingesehen haben, daß sie, indem sie die Christen tödtet, sich selbst die Nerven ihrer Kraft durchschneidet, und das Gemeinwesen seiner werthvollsten Glieder beraubt." Allein haben dieß gekrönte Häupter älterer und neuerer Zeit nicht erkannt, denen man so viel Staatsklugheit hätte zutrauen sollen, so ließ sich das von der leidenschaftlichen blinden Götzendienerin Ranawalona vollends nicht erwarten. Wirklich erhob sie auch noch einmal ihre blutige Hand gegen die Christen, noch einmal kam es bei ihr zu einem Wuthausbruche. Es war die letzte Eruption eines erlöschenden Vulkans. Die Schilderung dieses Nachgewitters jedoch und die Fortführung der Geschichte bis zur Gegenwart möge unsre letzte Abtheilung bringen.

Eine Stimme aus dem Lager des jungen Indiens.

Eine Zeitung der Eingebornen Bombay's, der Indu Prakasch (Mondlicht) genannt, brachte kürzlich einen sehr interessanten und ungewöhnlichen Artikel. Darin ist das offene Geständniß abgelegt, daß solche Hindu's, welche in Schulen die Falschheit des Heidenthums kennen gelernt haben, dagegen auch das Christenthum verwerfen und nun gar nichts mehr glauben, dem großen Werk der Reformation Indien's nimmermehr gewachsen seien. Der Aufsatz lautet:

„Keineswegs verachten wir den Rath des jungen Babu, der kürzlich auf dem Rathhaus uns durch seine feurige Rede so mächtig bewegt hat. Vielmehr lasset uns seine glühenden Worte zu Herzen nehmen, damit sie darin unsre innerste Ueberzeugung von sittlichen und geistlichen Wahrheiten so hell anfachen, daß wir nicht eher ruhen, als bis wir dieselben im Leben ausgeführt haben, ich meine zunächst Jeder in seinem persönlichen, und so weit es möglich ist, auch im geselligen Leben. Lasset uns genaue Selbstprüfung halten, um uns von der Aufrichtigkeit unsrer Ueberzeugung zu versichern und dessen gewiß zu werden, daß keinerlei Feigheit uns den Radschuh einlegt, sondern einzig und allein das richtige Gefühl von dem, was ausführbar ist in dem glorreichen Streben nach sittlicher und religiöser Reform. Wir müssen zugestehen, daß dem Fortschritt Bombay's noch ein Mangel anklebt. Wohl sind wir reich an dieser Welt Gütern; auch an Wohlthätigkeit und dem Sinn fürs gemeine Beste fehlt es nicht. Wohl sehen wir allgemeine Bildung sich immer weiter verbreiten und die Gebildeten immer mehr Einfluß gewinnen. Haben doch einige unsrer Mitbürger, die sich nur durch ihren Verstand auszeichnen, sich in Bombay mehr Geltung errungen, als der größte Reichthum ihnen hätte verschaffen können. Wohl erkennen wir, wie der Haß gegen das Kastenwesen sich immer mehr ausbreitet. Und dennoch müssen wir vorderhand noch zweifeln, ob es zu einer wirklich allgemeinen Auflehnung gegen Kaste und Götzendienst kommt. Das rührt gewiß von einer Schwäche in unsrer Ueberzeugung her. Beweis hiefür liefert ja eben unser ängstliches Bemühen, das Widerstreben gegen die Kaste allgemein zu machen, d. h. nicht sowohl eine persönliche, als vielmehr eine gesellschaftliche Bewegung herbeizuführen. Wir mögen nicht aufstehen, wenn nicht Andre mitaufstehen. Wäre nun aber unsre eigne Ueberzeugung stärker, so brauchten wir keine weitern Stützen: unsere Gewissen würden uns zwingen, unbekümmert um die Folgen, das Kastenjoch abzuschütteln. Und wenn wir dieß, jeder auf seine Faust thäten, ohne unsere Landsleute gegen ihren Willen zu Neuerungen zu zwingen, dann würde ja dem Volk, als solchem, kein Schaden draus erwachsen. — Es ist doch eine eigene Sache: fast täglich können wir sehen, wie Hindu's jeder Kaste zum Christenthum übertreten und eifrige 'Missionare des Kreuzes' werden. Diese Leute bringen wahrhaftig größere Opfer, als von uns Reformhindu's gefordert werden. Sie geben den Hinduismus auf und wagen ihr Leben dran, und das

ohne Rücksicht weder auf Familienbande, noch auf den Haß ihrer Landsleute, dem sie, als Abgefallene, unfehlbar sich aussetzen. Aber sie können nicht anders. Die Wahrheit, oder was sie für Wahrheit halten, ist ihnen theurer als all die zarten heiligen Bande von Eltern, Gatten und Kindern; theurer, als alles Lebens Glück, ja als das eigene Leben. Ist es nicht wunderbar, daß Leute vom gleichen Volk, von der gleichen Sprache und Kaste so verschieden sind? Wir fangen an den Unterschied zu spüren, und fragen nach den Gründen desselben. Augenscheinlich ists doch, daß diese Leute, die so ungetheilten und muthigen Herzens für das einstehen, was sie als Wahrheit erkennen, einen neuen Glauben erhalten haben statt des alten, welchen die Bildung in ihnen zerstört hat. Andrerseits zerstört der vom Staat ertheilte Unterricht den alten Hinduismus, ohne etwas Besseres dafür zu geben, weil er in wohlmeinender Weise sich nicht in Religionsfragen mischen will. Damit wird aber Gott aus unserm Leben gestrichen. Es ist dabei vergessen worden, daß in einem heidnischen Land jeder Unterricht an und für sich schon eine Einmischung in die bestehende Religion ist. Christen, die im Wesentlichen einen reinen und vernünftigen Glauben haben, können die höchste Bildung genießen, und werden dadurch nur desto mehr in ihrem Glauben, sowie in der Duldung gegen untergeordnete Abweichungen bestärkt. Aber Unterricht und Bildung in Indien werden unfehlbar den Götzendienst zerstören, und die von der Regierung errichteten Schulen so wohlgemeint sie sind, lehren doch im Grund nur den Atheismus. Daher haben die Schüler zuletzt gar keinen Glauben mehr. Viele unsrer jungen Leute werden auf diese Weise in den unglücklichen Zustand der europäischen Ungläubigen und Zweifler versetzt. Wohl mag, unter diesen Umständen, die Umgestaltung unsrer gesellschaftlichen Verhältnisse als eine Unmöglichkeit erscheinen. Sobald dieß allgemein erkannt und gefühlt wird, wird der Schrei: 'Vater, Vater', gib uns Glauben!' nach England hinüberbringen. Wissen allein genügt dem Menschen nicht, ebenso wenig zeitlicher Wohlstand, oder gutes Regiment. Die Dinge dieses Lebens verfliegen, das zukünftige Leben ist ewig, und Menschen und Völker können nur dann glücklich sein, wenn sie diese göttliche Thatsache erkennen und darnach handeln. Ohne Glauben ist dieß Leben ziellos und der Tod ohne Hoffnung; ohne Glauben gibt es weder Glück für den Einzelnen, noch wahre Größe für eine Nation. Wenn England unsern Ruf nicht hören noch ihm zuvorkommen will,

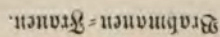
nun dann wird der Schrei doch zum Vater im Himmel bringen: 'Vater, Vater, gib uns Glauben!'"

Bücherschau.

Missionsbilder. Erstes Heft: Neuseeland. Calw, in der Vereinsbuchhandlung. Stuttgart, in Commission bei J. F. Steinkopf. 1864. — Zweites und drittes Heft: Polynesien. Ebendaselbst, 1865.

Bei dem sel. Dr. Barth hat sich im Lauf der Jahre zum Behuf seiner zahlreichen Missionsblätter und anderer Schriften nach und nach eine außerordentliche Menge von Holzschnitten angehäuft, welche, Scenen aus der Missionswelt darstellend, einmal verwendet wurden und dann unbenützt in der Vorrathskammer lagen. Da war es nun ein glücklicher Gedanke, daß des sel. Barths Nachfolger, Dr. Gundert, diesen Schatz von Holzschnitten noch einmal zu Tage förderte, dieselben missionsgeschichtlich und geographisch ordnete und nach ihnen eine Geschichte der einzelnen Missionsgebiete zu bearbeiten unternahm, die ebenso anziehend als reichhaltig und lehrreich ist. Das erste Heft (109 Seiten) schildert Neuseeland zuerst nach Land und Leuten, erzählt dann die Anfänge und Fortschritte der Mission auf dieser Insel, wobei den Schulen ein eigenes Kapitel gewidmet ist, und führt endlich den Leser bis in die neuesten Ereignisse herein. — Das zweite und dritte Heft (in Einem Bändchen von 221 Seiten) behandelt in ähnlicher klarer Reihenfolge, schöner Ordnung, und anziehender, fesselnder Form die Geschichte der Inselmissionen im großen Ocean (Polynesien), und läßt in einem Anhang noch die denkwürdige Geschichte der Pitcairn-Insel folgen. Fast jede Seite ist mit irgend einem — freilich bald schöneren, bald mangelhafteren, immerhin aber die Sache veranschaulichenden — Bilde belebt. Wir begrüßen diese Hefte, denen noch weitere folgen werden, mit besonderer Freude als eine schöne Gabe für alle — jüngeren und älteren — Freunde der Mission und empfehlen sie, zumal bei dem ungewöhnlich niedrigen Preise, aufs angelegentlichste Allen, welche etwas Gutes und Anziehendes zu lesen wünschen.

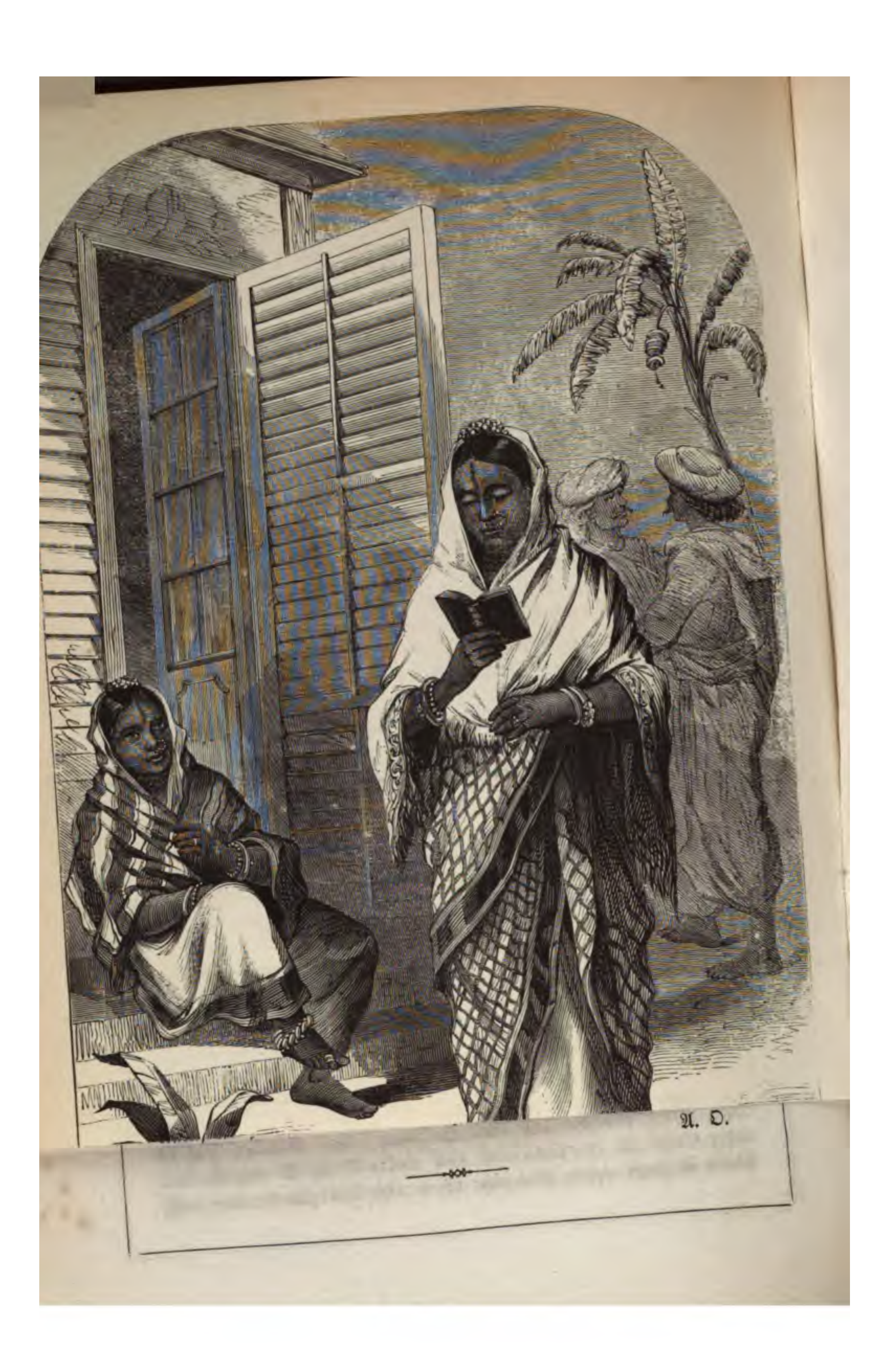
A. O.



Brahmanen-Frauen.



3. Religiöse Reinigungen nach der Berührung eines Leichnams.
4. Die Darbringung der Erstlingsfrüchte.
5. Das Anlegen von Säcken bei der Trauer.



Die Sandwich-Inseln
einst und jetzt.
(Fortsetzung.)

2. Ihre Urgeschichte.

Nachdem wir die Hawaii'schen Inseln betrachtet haben, wie sie jetzt sind, suchen wir auch einen Ueberblick über ihren früheren Zustand zu gewinnen, und zwar zunächst bis zu dem Zeitpunkt, wo durch die Predigt des Evangeliums eine neue Epoche ihrer Geschichte begann.

Wann und wie sie sich bevölkerten, ist noch immer eine schwierige Frage. Man hat bei den Südsee-Insulanern schon Spuren griechischer Abkunft entdecken wollen, und als solche auch den dem griechischen Helme nicht unähnlichen Federnschmuck der Hawaii'schen Häuptlinge, den Gebrauch des Speers, Pfeils und Bogens, die liegende Stellung bei den Mahlzeiten, den Gebrauch der Mehrzahl bei der Anrede und endlich das Wahrsagen aus den Eingeweiden der Opferthiere vor dem Beginn der Schlacht angeführt. Doch sind das wenigsagende Beweisgründe. Auffallender sind die Aehnlichkeiten mit den Juden, welche einzelne Forscher schon auf den Gedanken brachten, in den Kanaka's und den Indianern Amerika's die verlorenen zehn Stämme Israels zu suchen. Allgemein üblich war nämlich vor der Ankunft der Missionare auf den Sandwich-Inseln:

1. Die Beschneidung.
2. Die bei Todesstrafe gebotene Absonderung und Reinigung der Frauen nach ihrer Entbindung.
3. Religiöse Reinigungen nach der Berührung eines Leichnams.
4. Die Darbringung der Erstlingsfrüchte.
5. Das Anlegen von Säcken bei der Trauer.

6. Die Sitte der Häuptlinge, vor und nach der Mahlzeit die Hände zu waschen.

Bei keinem andern heidnischen Volk wurden ferner Freistädte gefunden wie auf Hawaii, und einige Sagen mahnen lebhaft an die Geschichten des alten Testaments. Es hat sich in ihnen nicht nur, wie bei fast allen Völkern der Erde, die Erinnerung an die Sündfluth erhalten, sondern sie erzählen auch von einem Manne, der zehn Söhne und eine Tochter hatte. Sein Liebling, Waikelenuiaiku, wurde von seinen Brüdern gehaßt und in eine Grube geworfen; der älteste aber erbarmte sich sein und zog ihn wieder heraus. Er entkam in ein Land, dessen König ihn in ein dunkles, unterirdisches Gefängniß steckte, in welchem noch Andere wegen verschiedener Vergehen schmachteten. Etlichen dieser Gefangenen legte er ihre Träume aus. Der Erste hatte eine reife Ohia, der zweite eine Banane, der dritte ein Schwein gesehen und verzehrt, der vierte Awa-Saft ausgepreßt und getrunken. Waikelenuiaiku deutete die drei ersten Träume in ungünstigem Sinn, und die Betreffenden wurden getödtet; dem Vierten verhieß er Leben und Freiheit, und wie er gesagt, so geschah es Als der König von den Wundergaben seines Gefangenen hörte, ließ er ihn frei und machte ihn zu einem der ersten Häuptlinge seines Reichs. Auch von einem Manne erzählt die Sage, der wie Jonas von einem Fisch verschlungen und dann wieder ans Land gespieen wurde.

Der Schöpfung gieng eine ewige Nacht oder ein Chaos voran, nur einige Götter hatten schon damals das Dasein. Kane und Kanaloa, die zwei größten derselben, schufen den Menschen aus dem Staube der Erde. Als die große Fluth kam, flüchteten sich einige Leute mit vielen Thieren und dem nöthigen Unterhalt in ein Schiff, dessen Höhe, Länge und Breite gleich groß war, und das, nachdem es eine Zeitlang umhergeschwommen, endlich auf der Spitze des allein aus dem Wasser hervorragenden Mauna Kea festsaß.

Diesen Anklängen an die hl. Schrift stehen aber entschieden heidnische Sagen und ein blutiger Götzendienst gegenüber. Die Mutter der Sandwich-Inseln war Papa. Erst lange nach ihr lebte Akea, der erste König Hawaii's. Halb Gott und halb Mensch, stieg er am Ende seiner Regierung in die Unterwelt hinab (kapapahananamoku) und gründete dort ein Reich. Ihm folgte auf dem Throne Hawaii's Miru, um nach seinem Tode auch in dem dunklen Lande die Herr-

schaft mit ihm zu theilen. Die Bewohner der Unterwelt trinken das Wasser der Ströme, die dort rauschen; sie nähren sich von Eidechsen und Schmetterlingen und ruhen zwischen weitarmigen Kou-Bäumen und riesigen Kahiri's (Fächern aus Vogelfedern). Nach Einigen kehrte aus diesem Geisterreich Keiner zurück; nach Andern wurden zuweilen abgeschiedene Seelen, wenn sie Miru vom Thun und Treiben der Könige und des Volks Bericht erstattet hatten, wieder zu den Lebenden heraufgeschickt, um sie aufzufordern, ins Todtenreich hinabzusteigen. Im Grunde aber dachte Niemand an dunkle Unterwelt, wenn nicht gerade die Priester von ihren Träumen und Visionen erzählten.

Die ganze Göttergeschichte der Kanaka's knüpfte sich an ihre Vulkane als an die Feuerwiege an, aus welcher sämmtliche Kinder der Pele hervorgiengen. Jeder Häuptling hatte überdies seine Akua's oder Götter, meist schauerliche Karrikaturen des menschlichen Angesichts mit weit aufgesperrtem haifischartigem Maul, und glänzenden Augen von Perlenmuscheln. Manche dieser Götzen waren mit dem hölzernen Gestell, auf dem sie standen oder saßen, 16 Fuß hoch; es gab ihrer aber von den verschiedensten Größen. Einige waren ziemlich künstlich aus schwarzem oder gelbem Holz geschnitzelt, andere von schmutzigem, anstößigem Charakter. Die abscheulichen Fratzen, welche unter dem Geschrei und Geheul der Priester im Krieg dem Heere vorangetragen wurden, sollten durch ihre Häßlichkeit die Feinde erschrecken. Das Bild des Kriegsgottes Lono selbst, für den später Cook gehalten wurde, war indeß eines der unscheinbarsten von allen — ein kleiner, am Ende einer etwas über 10 Fuß langen Stange befestigter Kopf. Außer diesen gab es noch andere, aus glänzenden Federn sinnreich über ein hölzernes Flechtwerk gebildete Götzen. Von beiden Arten sind jetzt mehrere im britischen Museum und in dem der Londoner Missionsgesellschaft zu sehen; Lono und einige andere befinden sich im Besitz der amerikanischen Missionsgesellschaft in Boston. Dort ist auch die häßliche kleine Gestalt des Giftgottes zu sehen, deren größeres Urbild Kamehameha I immer unter seinem Kopfkissen gehabt haben soll, und dem alle auf den Inseln vorkommenden Vergiftungen zugeschrieben wurden.

Die Götzen wurden von den Häuptlingen in ihren Heiau's oder rings umzäunten Götzentempeln und Opferplätzen aufgestellt. Die Tempel selbst wurden aus Lavablöcken gebaut, gewöhnlich aber nur

etwa 8 Fuß lang, 4 — 6 Fuß breit und 4 Fuß hoch; doch gab es auch bedeutend größere, wie z. B. der schon früher erwähnte, vor der Eroberung Oahu's von Kamehameha I erbaute, 200 Fuß lang und 100 Fuß breit war. Ihre Zahl war ungeheuer, und Menschenopfer darin etwas sehr Gewöhnliches. In der Regel wurden dazu zwar Leute gewählt, die sich irgend eines Vergehens schuldig gemacht hatten, aber nicht immer nur solche. Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts lebte in Oahu ein Häuptling, der, wenn ihn nach einem Menschenopfer gelüstete, in der Stille der Nacht sich mit einem einzigen Diener in ein Boot setzte und am Ufer ein klägliches Geschrei erhob, als wäre er in Gefahr zu ertrinken. Eilte dann Jemand dienstbereit herbei, so wurde er niedergeschlagen und sein Leichnam in dem Heiau des Unmenschen aufgehängt.

Wie auf allen Inseln des stillen Meeres, wurde auch hier der gefräßige Haifisch als eine Gottheit verehrt. Wollte man dieselbe für das nächste See-Unternehmen günstig stimmen, so wurde auf den Befehl des Königs oder der Priester an irgend einer Stelle ein verborgenes Netz ausgespannt, und wer in dieses Netz gerieth, in Stücke zerhauen und ins Meer geworfen.

Zeigen sich die Kanaka's schon in ihrem Götzendienste als Angehörige des großen polynesischen Stammes, der sich von Neu-Seeland und den Freundschafts-Inseln über alle Inseln des großen Oceans verbreitet, so noch viel mehr in Gestalt, Sprache und Sitte. Ihre Hautfarbe ist nur wenig dunkler, als die der Tahitier, ihre Sprache von der anderer Polynesier nur durch den Wechsel einiger Konsonanten verschieden. Unter den Sitten nennen wir hier nur den Bann des T a p u, der von Neuseeland an sich bis hieher erstreckte, aber auf keiner Inselgruppe schwerer lastete, als auf Hawaii. Es war dieß die Absonderung irgend einer Sache, Person oder Zeit für einen bestimmten Zweck durch den König oder die Priester. Da gab es immerwährende Tapu's, welche der König auf seine Fischteiche und Badeplätze legte; Tapu's, welche dem Weibe den Genuß der besten Speisen verboten; jahrelange Tapu's und endlich wieder kürzere, die nur für die Dauer einer Woche oder eines einzigen Tages verhängt wurden. Manchmal wurde ein ganzes Dorf oder ein ganzer Distrikt für Tapu erklärt. Es gab dabei leichtere und strengere Grade. Bei dem strengsten Tapu mußte jedes Feuer und Licht gelöscht werden, jede Arbeit war unterbrochen, Niemand durfte seine Hütte verlassen.

Damit die Grabesstille durch keinen Laut unterbrochen werde, verband man den Hunden und Schweinen das Maul und dem Geflügel die Augen. Letzteres wurde überdieß noch unter eine Kalabasse gesteckt. So vollständig, so drückend war kein Interdikt, das je die römische Kirche über ein Land verhängte. Und furchtbar wurde die Uebertretung des Tapu gerächt. Sicherer Tod, zuweilen unter den ausgesuchtesten Martern, traf den Schuldigen. Nur die geheiligten Personen des Königs und der Priester durften sich etwas freier bewegen; der Königin aber war so gut wie den andern Frauen Alles Tapu, was der Mann in seiner Selbstsucht für seinen Gaumen oder irgend sonst für seinen ausschließlichen Gebrauch sich vorbehalten hatte. Sie hatte zwar nicht den Tod durch Henkershand zu fürchten, war aber überzeugt, daß die Götter selbst ihren Ungehorsam strafen würden.

Unter den Kanaka's selbst findet sich neben der Sage, daß ihre Stammeltern auf den Sandwich-Inseln erschaffen worden seien und ihre Häuptlinge von dem ersten Könige Akea abstammen, auch die, daß ihre Vorfahren in einem Kahne von Tahiti herüber gekommen seien. Diese Annahme ist durch ausgedehnte Untersuchungen der Neuzeit zur Gewißheit erhoben worden. Malaiische Stämme von Buru siedelten sich auf verschiedenen Inseln an, machten dann Sawaii in der Samoagruppe zu einem Ausgangspunkt für weitere Wanderungen und gelangten über Tahiti und die Marquesas-Inseln nach Hawaii, dessen Namen an die frühere Heimat erinnern sollte. Uebrigens mag die dunkle Farbe der Kanaka's von einer Vermischung mit früheren Ureinwohnern herrühren, von deren Herkunft (ob von Papua's?) wir nichts wissen. Schon in den frühesten Zeiten scheint ein lebhafter Verkehr mit andern Inselgruppen stattgefunden zu haben.

Auch weißer Besuche erwähnen die Hawaiischen Sagen lange vor Cooks Ankunft. Etwas mährchenhaft klingt es zwar, daß der Mauna Kea seinen Namen „weißer Berg" nicht wegen seines schneegekrönten Hauptes, sondern wegen weißer Männer erhalten haben soll, die an seinen Abhängen wohnten und Abends oft ans Meeresufer hinabstiegen, um die Eingebornen zu erschrecken. Es giebt aber auch glaubwürdigere Ueberlieferungen als diese. So soll einst in der Kealakeakua-Bai ein Boot ohne Masten und Segel gelandet haben, das mit Malereien bedeckt, und auf dessen Hintertheil ein Sommerzelt aufgeschlagen war. Die Leute, welche darin kamen, waren in weiß und gelben Zeug gekleidet, und einer von ihnen trug einen Hut mit

einer Feder und ein Schwert an seiner Seite. Sie blieben im Lande und wurden mächtige Häuptlinge, welche Hawaii lange regierten. Etwas später scheiterte ein Schiff auf der Südseite derselben Bai. Nur der Kapitän und eine weiße Frau entgiengen dem Tode. Als sie das Land betraten, warfen sie sich zur Erde nieder und blieben lange in dieser Stellung. Von den Eingebornen freundlich aufgenommen, schlossen sie Verbindungen mit denselben, und von ihren Nachkommen sollen viele Häuptlinge und andere Kanaka's abstammen, welche eine etwas hellere Hautfarbe und röthliches, lockiges Haar unter ihren Volksgenossen auszeichnet. Auch ein weißer Priester aus fernem Lande, Paao, soll einst nach Hawaii gekommen sein und zwei Götzenbilder mitgebracht haben, von denen das eine groß, das andere klein war. Das Volk soll sie in die Zahl seiner Götter aufgenommen und sie in einem eigens dazu erbauten Tempel nach Paao's Anleitung angebetet haben.

Alle diese Besuche fanden wahrscheinlich im Laufe des 17. Jahrhunderts statt, wo spanische Kauffahrer vielfach den großen Ocean durchkreuzten, und die Häfen der Sandwich-Inseln vielleicht auch den Freibeutern zuweilen als Versteck dienten. Und wem sollte bei der Sage von jenem Priester Paao nicht unwillkürlich der Gedanke kommen, es könnte auch einmal ein katholischer Missionar mit dem Bilde der Jungfrau Maria und des Jesuskindes dorthin gelangt sein? Doch wir verweilen nicht länger bei diesen in so viel Dunkel gehüllten Nachrichten, um auf den Tag zu kommen, mit dem die eigentliche Geschichte der Kanaka's beginnt, indem er sie zum ersten Male und für immer in den Verkehr der übrigen Welt hineinzog und mit dem Fluch und Segen der Civilisation in Berührung brachte.

---

3. Ihre Entdeckung.

Es war der 19. Januar des Jahres 1778, an dem Cook mit seinen beiden Schiffen Resolution und Discovery sich den Küsten Kauaii's und Niihau's näherte. Lange schon mußten die Eingebornen keine jener schwimmenden „Inseln" mehr gesehen haben, wie sie von früheren Generationen manchmal aus der Ferne beobachtet wurden. Voll Staunen und Neugier fuhren sie in ihren Kähnen hinaus und umschwärmten die Schiffe. Sie zu besteigen konnten sie aber nicht vermocht werden, so gerne sie sich auch mit ihren Waaren in einen

Tauschhandel um Eisen einließen. Verwunderung und Bestürzung wuchs, als am folgenden Morgen die beiden Schiffe an der Südküste Kauaii's vor Anker lagen, und auf die Frage: „Was ist das große Ding mit Zweigen?" von Manchen die Antwort erfolgte: „Es ist ein Wald, der sich ins Meer geschoben hat." Doch sandten die Häuptlinge Spione aus, und diese beschrieben die Fremdlinge folgendermaßen: „Weiße Stirnen, helle Augen, rauhe Kleider, unbekannte Sprache und Köpfe gehörnt wie der Mond." (Die Hüte erschienen ihnen nämlich auch als ein Theil der Köpfe.) Wichtiger als das aber war den Häuptlingen die große Menge Eisen, von der sie berichten hörten; denn der Durst nach Eisen war unter diesen Wilden nicht minder stark, als unter den Europäern der Durst nach Gold. Ein kühner Häuptling beschloß, sich dieser Schätze zu bemächtigen und das Schiff zu plündern, aber eine Kugel streckte ihn nieder und er kehrte nicht zurück. Nun war es den Insulanern eine ausgemachte Sache, daß ihre Gäste Götter seien. Lono, der hawaii'sche Herkules, hatte einer alten Sage nach in einem Anfall von Eifersucht seine Frau erschlagen, und wahnsinnig über diese That die Inseln verlassen, aber nicht ohne das Versprechen, einst in einem Schiff mit Kokospalmen, Schweinen und Hunden wiederzukommen. Konnten nicht die fremden Fahrzeuge mit den hohen Masten ihn jetzt in sein Land zurückbringen, und der Donner und Blitz, der den Räuber getroffen hatte, von ihm kommen? Sollte man nun mit dem Gott streiten, oder ihn durch Gefälligkeiten gnädig zu stimmen suchen? Eine Häuptlingsfrau rieth das Letztere, und sandte zu diesem Zweck ihre eigenen Töchter und einige andere Frauen an Bord der Schiffe. — Obgleich mit manchen edlen und schönen Anlagen ausgestattet, standen die Kanaka's um jene Zeit in sittlicher Beziehung doch so tief, als ein gottentfremdetes, hilflos sich selbst überlassenes Geschlecht nur sinken kann, und nicht ohne Grund sprachen sie von sich selbst als von „Thieren". Der Tod, in einer ihnen bis dahin unbekannten Form, hatte den Tag bezeichnet, an dem einer von ihnen zuerst ein europäisches Schiff betrat; das verheerende Gift der Blattern und die Lustseuche war die erste Gabe, welche die eingebornen Weiber von dort zurückbrachten. Furchtbar schnell breitete sich die Krankheit über alle Inseln aus und raffte einen großen Theil der Bevölkerung weg; der einmal eröffnete Verkehr mit den Fremden dauerte jedoch ungestört fort, so lange die Schiffe vor Anker lagen. Auf den andern

Eilanden aber verbreitete sich das Gerücht: „Die Leute haben eine zweite Haut übergezogen, an den Seiten des Leibes haben sie Thüren, aus welchen sie Messer, Eisen, Tuch, Nägel u. s. w. hervorziehen, und im Munde trage Jeder einen rauchenden Vulkan." Schiffe und Mannschaft wurden in dieser Schilderung als lebende Wesen betrachtet und die Beschreibung beider so untereinander gemischt, daß man sie am Ende nicht mehr von einander unterscheiden konnte.

Nach etwa vierzehntägigem Aufenthalt segelte Cook, begünstigt von dem Südwest-Passat, der in den ersten Monaten des Jahrs die Oberhand hat, weiter nach der Nordwestküste Amerika's. Am 27. Nov. desselben Jahres ankerten seine Schiffe schon wieder vor einer der Hawaii'schen Inseln. Den Tag zuvor hatte Kalaniopu, der König von Hawaii, eine entscheidende Schlacht über den König von Maui gewonnen, und als nun die Sieger in der Bai von Wailuku „die Inseln der Götter" erblickten, von denen die Kunde seit Monaten zu ihnen gedrungen war, da zweifelten sie nicht, daß Lono gekommen sei, sie zu begrüßen. Kalaniopu sandte zuerst einige Schweine zum Geschenk aufs Schiff und machte dann selbst einen Besuch auf demselben, begleitet von seinem Neffen, dem damals etwa 25jährigen Kamehameha. Beide Krieger konnten aber das kaum erst eroberte Maui noch nicht sogleich verlassen, um Lono, so wurde Cook jetzt allgemein genannt, nach Hawaii zu folgen.

Es war gerade eine Woche strengen Tapu's, in der er in der Kealakeakua-Bai landete; dem wiederkehrenden Lono zu Ehren wurde es aber ohne Bedenken gebrochen. Das Volk umschwärmte die Schiffe auf seinen Kähnen, und der Häuptling Palea betrat dasselbe, begleitet von vielen Eingebornen. „Lono Vulkan" wurden nun die rauchenden Matrosen genannt, und Söhne Mokualii's (des Gottes der Kähnemacher) die auf dem Schiffe arbeitenden. Dem Kapitän aber nahte sich ehrfurchtsvoll ein Priester, warf ihm ein Stück rothen Tuches über die Schultern, brachte ihm ein Schwein zum Opfer dar, und hielt dann eine lange Ansprache an ihn. Cook nahm alle diese Huldigungen an, ohne wie einst die Apostel in Lystra um die Ehre des lebendigen Gottes zu eifern, und bei diesem, wie bei den nun folgenden Auftritten weiß man in der That nicht, wer eine kläglichere Rolle spielte, der große Weltumsegler oder die armen, blinden Heiden, die ihn als Gott verehrten. Allmählig sammelten sich wohl 3000 Kähne um das Schiff, und die herbeigeströmte Menge wurde auf

15,000 Personen geschätzt. Als Cook den Fuß an's Land setzte, verkündeten Herolde seine Ankunft und bahnten ihm einen Weg durch's Gedränge. Möglichst nahe wollten die Einen ihn sehen, Andere schauten schüchtern aus ihren Hütten oder hinter Mauern hervor oder von den Bäumen herab. Wie er vorwärts schritt, bedeckten Alle ihre Gesichter und die Nächststehenden warfen sich in tiefster Demuth längelang zur Erde nieder. War er vorbei, so entblößten sie ihre Gesichter und die im Staube Liegenden richteten sich wieder auf. Einige aber waren dabei nicht flink genug und wurden von der nachfolgenden Menge zertreten. Des ewigen Wechsels von Niederfallen und Wiederaufspringen müde, fiel dem praktischen Volke endlich ein anderes Mittel ein, seine Ehrfurcht zu bezeugen, und bald sah man einen Haufen von 10,000 fast nackten Männern und Weibern auf Händen und Füßen Cook folgen oder vor ihm fliehen.

Nun wurde er zu dem Haupt-Heiau geführt und an der heiligsten Stelle desselben auf ein Gerüste gesetzt. Zehn Männer trugen ein Schwein und einige Stücke rothen Tuches herbei; er wurde in das Tuch gehüllt und das Schwein geschlachtet, während zwei Priester Lono ein Loblied sangen. Ohne Widerstreben ließ sich hierauf Cook zwischen zwei hölzerne Götzen setzen, sein Gesicht, seine Hände und Arme mit gekauter Kokusnuß salben, ohne Widerstreben trank er von dem eckelhaftem Awa und aß das Fleisch, das ein alter Mann für ihn gekaut hatte.

Aehnliche Scenen wiederholten sich, so oft Cook das Ufer betrat, jedesmal erwartete ihn an demselben ein Priester, um die religiösen Ceremonien zu leiten, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden, und für alle Bedürfnisse der Schiffsmannschaft wurde auf's Reichlichste gesorgt. Den Engländern schien dies lauter Güte und Gastfreundschaft, und sie glaubten, ihre Ankunft habe einen allgemeinen Jubel über die ganze Insel verbreitet. Priester und Häuptlinge, denen daraus keine Lasten erwuchsen, schafften diese Lieferungen auch wirklich bereitwillig herbei; diejenigen aber, auf denen nun doppelt drückende Abgaben lasteten, wurden der fremden Gäste bald müde, obgleich sie noch immer Neugierde und Ehrfurcht und zuweilen jene ausgelassene Lustigkeit zeigten, in welche ein unterdrücktes Volk bei einem ungewohnten Schauspiel leicht geräth. Allmählig fieng man an, sich durch Diebstähle für die gezwungenen Geschenke bezahlt zu machen, und als bei der Rückkehr des Königs von Maui wieder ein strenges Tapu ausgesprochen

wurde, brach man es nicht mehr zu Gunsten der Fremden, die dießmal vergeblich auf die üblichen Lieferungen warteten. Durch Drohungen verschafften sie sich dieselben indessen dennoch trotz des Tapu's, und auch der König machte noch während der Dauer desselben einen Staatsbesuch auf den Schiffen. Drei Kähne fuhren vom Ufer ab, an dem in lautloser Stille nur wenige Eingeborne auf ihren Angesichtern lagen. Im ersten befanden sich der König und sein Gefolge in ihren kunstreichen Federmänteln und Helmen, und glänzende Lanzen in der Hand. Im zweiten war der Oberpriester mit seinen Genossen und Götzen. Der dritte Kahn war mit Opfern von Schweinen und Fischen gefüllt. Unter feierlichem Gesang der Priester ruderte man rings um die Schiffe; dann empfieng Cook seine Gäste in einem Zelte auf dem Verdeck. Der König warf seinen eigenen Mantel über Lono's Schultern, setzte ihm den eigenen Helm auf, und gab ihm einen seltsam gestalteten Fächer, das Zeichen der Königswürde in die Hand. Dann machte er ihm noch andere kostbare Mäntel zum Geschenk, und die Priester übergaben singend ihre Opfer. Die Feierlichkeit endete mit einem Austausch von Namen, dem größten Freundschaftszeichen unter den Kanaka's. Cook ließ es auch seinerseits gegen Kalaniopu und seine Häuptlinge nicht an Ehrenbezeugungen fehlen; sein einziges Gegengeschenk aber war ein leinenes Hemd und eine Hängematte.

Der Bruch des Tapu's hatte keine besondere Mißstimmung unter dem Volk erregt; ungern aber sah es Cooks Leute eine mit vielen Götzenbildern besetzte Einfriedigung ihres Heiau's als Brennholz auf's Schiff nehmen, und immer allgemeiner wurde das Bestreben, auch den Fremden bei jeder Gelegenheit abzunehmen, was sich erhaschen ließ. Lauter wurde das Murren der Eingebornen, als einige von ihnen von den erzürnten Matrosen mißhandelt wurden, und als einer der letzteren starb und am Ufer begraben wurde, da war der Glaube an die Unsterblichkeit und Gottheit der Fremden dahin. Endlich hieß es, die Schiffe rüsten sich, wieder unter Segel zu gehen. Voll Freude und Jubel über diese Aussicht, legte man bereitwillig noch Kleider, Lebensmittel und andere Gegenstände zu einem Abschiedsgeschenk zusammen, das an Größe und Werth die seitherigen Spenden weit übertraf. Die einzige Gegengabe dafür war ein Feuerwerk, das die Schiffsmannschaft abbrannte, mehr zum Schrecken als zur Freude der Eingebornen.

Man athmete auf, als die unersättlichen Gäste endlich fort waren. Doch siehe, schon nach einer Woche erschienen sie wieder in der Kea-

lakeakua-Bai. Ein Sturm hatte den Vordermast der Resolution zertrümmert und er sollte nun nebst einigen beschädigten Segeln am Ufer ausgebessert werden. Der stumme Empfang fiel Cook auf, machte ihn und seine Leute aber nicht weise. An Anlaß zu Streitigkeiten fehlte es nun bei dem gegenseitig erwachten Mißtrauen nicht, und nach verschiedenen Reibungen ward endlich ein gestohlenes Boot die Ursache des Kampfes, in welchem der noch vor kurzem als Gott angebetete Weltumsegler, von dem Messer eines Kanaka durchbohrt, sein Leben endete. Es war ein Sonntag Morgen, an dem Cook am Lande dem verlorenen Boote nachspürte und den König mit an Bord zu nehmen drohte, bis es wieder hergeschafft sei. Kalaniopu selbst war bereit, mit Cook zu gehen, aber seine Frau und seine Häuptlinge suchten ihn davon abzuhalten, und das Volk fieng an, sich mit Steinen, Keulen und Speeren zu bewaffnen. Schon schritt Cook allein seinem Boote zu, als von der andern Seite der Bai ein Mann herbeirannte mit dem Rufe: „Krieg! Krieg!" Die Engländer hatten nämlich dort auf die Eingebornen gefeuert. Nun griff einer der Nächststehenden Cook mit seiner Lanze an, aber er fiel von dessen Flinte getroffen. Vom Ufer her folgten jetzt Steinwürfe und von den Schiffen her Geschützsalven. Vergeblich suchte Cook die Seinen zum Einstellen der Feindseligkeiten aufzufordern, seine Stimme verhallte in dem allgemeinen Lärm; er wandte sich gegen das Ufer, um zu dem Volke zu sprechen; da fiel er, rücklings von einem tödtlichen Stich getroffen, entseelt ins Wasser. Ein tragisches Ende des glänzenden Empfangs in der Kealakeakua-Bai!

Der König mit seinen Kanaka's floh nun ins Land hinein, die Leichname Cooks und vier seiner erschlagenen Gefährten mit sich nehmend. Cooks Körper wurde zuerst den Götzen geopfert, dann das Fleisch von den Knochen abgelöst und verbrannt. Seine Gebeine wurden nachher theilweise den Engländern zurückgegeben, theilweise von den Priestern aufbewahrt und göttlich verehrt, sein Herz von drei Kindern verzehrt, die es für das Herz eines Hundes hielten. — Der Zorn und das Rachegefühl der Fremden über den Verlust ihres Anführers kannte keine Gränzen; sie feuerten sogar auf einen Mann, der sich, begleite von zwölf Knaben, mit einem Friedenszeichen nahte. Er wurde jedoch nicht getroffen, und es zeigte sich, daß es ein Priester war, der Cook stets die treuste Anhänglichkeit bewiesen hatte. Dem Worte der Engländer trauend, daß das Eigenthum der Priesterschaft

nicht beschädigt werden solle, hatte diese ihre Habe nicht, wie die andern Eingebornen es thaten, in Sicherheit gebracht, und zum Lohne dafür wurde ihr Alles geraubt. Darüber kam er sich zu beschweren. Am gleichen Tage noch brachte eine Anzahl Eingeborner die üblichen Geschenke aufs Schiff und bat um Frieden. Unter diesen Geschenken waren auch welche von dem beleidigten Priester. Wir kennen seine Beweggründe nicht; wenn aber seine Großmuth und Versöhnlichkeit in seiner Verehrung für den vermeintlichen Lono wurzelte, so könnten manche Christen daran ein beschämendes Beispiel nehmen. — Auf der andern Seite aber zeigte sich während jener Feindseligkeiten auch die fast unglaubliche Oberflächlichkeit der Kanaka's und die furchtbare Versunkenheit des weiblichen Geschlechts. Eingeborne Weiber blieben die ganze Zeit über an Bord der Schiffe und sahen gedankenlos zu, wenn die Köpfe ihrer erschlagenen Landsleute hergebracht wurden; ja als sie ein Dorf am Ufer in Flammen stehen sahen, indem englische Matrosen aus Rache für eine empfangene Beleidigung einige Häuser angezündet hatten, äußerten sie, das sei ein schöner Anblick.

Die Friedensbedingungen wurden angenommen. Was von den Gebeinen Cooks zu erhalten war, wurde in eine feine Tapa gehüllt und mit weißen und schwarzen Federn verziert an Bord gebracht; ein Häuptling übergab den Engländern Cooks Flinte und Schuhe nebst einigen andern Kleinigkeiten, und sagte ihnen zugleich, daß unter den Gefallenen sechs ihrer ergebensten und einflußreichsten Anhänger seien. Nachdem die Gebeine ihres Befehlshabers feierlich in die Tiefe versenkt waren, segelten die Schiffe weiter, berührten Oahu, und ankerten dann an der Südküste Kauai's, wo der von den Eingebornen mit Diebstahl und Unzucht eröffnete Verkehr von den Engländern unverzüglich mit Tod und Krankheit bezahlt worden war. Es wurde ihnen kein freundlicher Empfang. Sogar einige Ziegen, welche Cook in wohlwollender Absicht auf der Insel gelassen hatte, hatten sich als ein unheilvolles Geschenk erwiesen, indem sie zu einem Zankapfel wurden, der einen Krieg herbeiführte. Durch keine abergläubische Furcht mehr im Bann gehalten, nahmen die Kanaka's eine entschieden feindselige Haltung an, und ihre unwillkommenen Gäste setzten nach kurzem Aufenthalt ihre Reise fort.

Trotz der glühenden Schilderungen, welche die Zeitungen von der Schönheit und Fruchtbarkeit der neu entdeckten Inseln verbreiteten, wurden diese nun in der Erinnerung an Cooks Ende von den euro-

päischen Schiffen mehrere Jahre hindurch gemieden. Hatte man Anfangs die Harmlosigkeit und Güte der Kanaka's gerühmt, so sah man jetzt in ihnen nur heuchlerische, grausame Wilde, die man sogar der Menschenfresserei beschuldigte. Allmählig aber eröffneten englische und amerikanische Kauffahrer einen mit jedem Jahre wachsenden Handelsverkehr. Wenige Ausnahmen abgerechnet, ist die Geschichte dieses Verkehrs lange Zeit hindurch nur eine Reihe von Mordthaten, Kämpfen, Verräthereien und Schandthaten auf beiden Seiten, und doch mußte auch er den göttlichen Liebesabsichten über Hawaii dienen.

Ein einem amerikanischen Schiffe gestohlenes Boot, das hundert unschuldige Eingeborne Maui's mit ihrem Leben bezahlten; beschimpfende Streiche, die ein hawaiischer Häuptling wegen einer unbedeutenden Ursache von dem grausamen Kapitän eben dieses Schiffes erhielt, — welche Früchte konnte man menschlicher Berechnung nach von einer solchen Aussaat erwarten? Die Härte des Kapitäns wurde an seinem eigenen Sohne gestraft, der ihm mit einem kleinen Schooner nach Kawaihae vorauseilte, wo der gekränkte Häuptling eben auf eine Gelegenheit wartete, am ersten landenden Weißen seine Rache zu kühlen. Mit Geschenken beladen, gieng er mit seinen Leuten an Bord; der ahnungslose Jüngling wurde ergriffen und ins Meer gestürzt, die kleine Bemannung niedergemacht, das Fahrzeug selbst an den Strand gezogen und geplündert. Nur Ein Matrose, J. Davis, entkam mit dem Leben. Er wurde mit ans Ufer genommen, wo man seine Wunden verband und ihn freundlich behandelte. Er erwarb sich bald die Liebe und das Vertrauen des Volks und war bestimmt, in die weiteren Geschicke desselben wohlthätig einzugreifen. Denselben Beruf erhielt auch J. Young, Matrose des größeren Schiffes, der aus Ufer geschickt, um Wasser zu holen, mit Gewalt da festgehalten wurde, und mit schwerem Herzen die Abschiedssignale seiner Kameraden hörte, ohne ihnen folgen zu können.

Es war in der That kein beneidenswerthes Loos, da hingebannt zu sein unter diese Kanaka's, die wir aus dem Bisherigen schon in manchen Zügen kennen lernten, deren häusliches und politisches Leben uns aber noch zu beschreiben bleibt.

Wir haben schon ihrer mangelhaften Kleidung erwähnt. Die lauwarme Luft machte eine vollständigere Bedeckung entbehrlich, und Zucht und Sitte forderten eine solche nicht; Schönheitssinn und Eitelkeit war aber damals und ist heute noch auf den hawaiischen Inseln

so gut zu Hause, wie irgendwo unter der Sonne. Aus den innern Fasern der jungen Sprößlinge des Papiermaulbeerbaumes (Morus papyrifera) verfertigten die Frauen die schönen feinen Gewebe (tapa), durch welche diese Inseln berühmt sind. Das pau der Frauen reichte von der Taille etwas über die Knie herab, das maru der Männer war nur ein schmales Stück Tuch um die Lenden; größere tapa's wurden zu Schlafgewändern für die Häuptlinge gewoben. Man verstand die Kunst, das tapa mit Pflanzen- und Erdfarben schön zu drucken, und den Kleidungsstücken der Frauen durch Sandelholz und Pandanusblüthen einen angenehmen Geruch zu verleihen. Um den Kopf trugen beide Geschlechter einen Kranz von Blättern und Blumen, theils zum Schmuck, theils um die Augen vor der Sonne zu schützen. Ueber dem maru trug das Volk manchmal noch einen kurzen Mantel; die Häuptlinge besaßen außerdem kostbare, mit glänzenden Federn durchwobene Kriegsmäntel (mamo). Kamehameha I hatte einen solchen aus lauter gelben Federn, der 4 Fuß lang und 11½ Fuß weit war, und an dem unter der Regierung von neun verschiedenen Königen gearbeitet wurde. Auch zu den Helmen der Häuptlinge und zu dem kahiri (eine Art Fächer, der vor dem König hergetragen wurde), so wie zum Schmucke der Götzen wurden mit viel Geschicklichkeit und Geschmack bunte Federn verwendet. Neben dem Schönen hatte übrigens das Neue für die Sandwich-Insulanerinnen denselben Reiz wie für ihre der Mode ergebenen civilisirten Schwestern anderer Länder. So hatte bei Cooks erstmaligem Besuch der Häuptling von Kauai von den Engländern ein Stückchen Segeltuch erhalten, das er als große Merkwürdigkeit dem Könige von Oahu zum Geschenk machte. Dieser beglückte damit die Königin, der bald darauf eine feierliche Prozession Gelegenheit gab, sich dem Volke in ihrem neuen Schmucke zu zeigen. Das Läppchen Leinwand, an den am meisten in die Augen fallenden Theil ihrer spärlichen Bedeckung befestigt, mag komisch genug ausgesehen haben und erinnert unwillkührlich an eine Bemerkung, welche 30 Jahre später die Abgeordneten der Londoner Gesellschaft über die mit Fratzen und Gliederverzerrungen begleitete Musik machten, mit der sie in einer armseligen hawaiischen Hütte empfangen wurden: „Thiere machen sich niemals lächerlich; dieß ist ein eigenthümlicher Vorzug des Menschen, der es in eben dem Grade wird, in dem er sich auf seine Kunst etwas einbildet."

An Nahrungsmitteln waren die Hawaiischen Inseln damals be-

deutend ärmer als jetzt, denn Kaffee, Mais, Weintrauben, Orangen, Citronen, Gemüse, so wie Pferde, Rinder und Schafe wurden erst später durch die Europäer hinverpflanzt. Die Hauptnahrung der Eingebornen war damals wie noch jetzt das „Poi", ein aus der Tarowurzel bereiteter und etwas gegohrener Brei, den die Europäer sehr unschmackhaft finden, die Kanaka's aber so angenehm, daß einige von ihnen schon äußerten, sie möchten keinen Besuch in England machen, weil sie dort ihr Lieblingsgericht nicht haben könnten. Geschlachtete Hunde wurden nur so lange in einen Ofen gesteckt, bis ihr Haar versengt war, und dann blutig verzehrt. Fische wurden meistens roh verspeist, Krebse und andere kleine Geschöpfe konnte man sogar lebendig aufessen sehen. Dazu kam der übermäßige Genuß des berauschenden und die Gesundheit vergiftenden Awa-Trankes.

Die Wohnungen der Kanaka's waren äußerst armselig und hatten meistens nur einen engen, niedrigen Eingang, durch den man hineinkriechen mußte. Auch die Hütten der Häuptlinge bestanden nur aus einem einzigen Gemach, das aber eine oder auch zwei größere Thüren hatte, und dessen Boden mit schönen Matten bedeckt war. Eine eigentliche Abgeschlossenheit der Wohnungen kannte man nicht; hatte ein Häuptling Besuche oder war er krank, so strömte aus Neugierde oder Theilnahme Jung und Alt ohne alle Ceremonien ab und zu. Für Schlafen und Essen gab es auf den Sandwich-Inseln keine bestimmte Zeit. Jeder aß und ruhte, wie es ihm wohlgefiel. Selten konnte man in eine Hütte eintreten, ohne daß einige Familienglieder auf dem Boden schliefen, und viele brachten die Nacht wachend mit ihren Geschäften oder Vergnügungen zu.

In ihren Geschäften zeigten die Kanaka's große Geschicklichkeit, aber wenig Ausdauer. Schon ehe sie eiserne Werkzeuge kannten, verfertigten sie aus Stein, Zähnen, Kokosschalen, Holz und Muscheln die mannigfaltigsten Geräthe; ihre Kähne waren dauerhaft und mit viel Geschick gebaut, und sie wußten damit in Sturm und Wind die See zu befahren. Daß sie den Ackerbau nur nachlässig betrieben, hatte seinen Grund theils darin, daß sie in dem herrlichen Klima ihre wenigen Bedürfnisse mit gar geringer Mühe befriedigen konnten, theils darin, daß ihre despotischen Häuptlinge sich ohne Bedenken jede Frucht angestrengterer Arbeit angeeignet hätten. Ohnedieß vielfach zu harten Frohndiensten gezwungen, thaten sie lieber in der Zwischenzeit so wenig, als nur immer möglich. In ihren Spielen und Vergnügungen

dagegen zeigten sie eine unermüdliche Beharrlichkeit. Männer und Frauen übten sich im Schwimmen bis zur Erschöpfung. Auch Tänze und sogar musikalische Theaterstücke wurden aufgeführt. Uebrigens kannten die Kanaka's nicht einmal die schlichten Blas-Instrumente der Tahitier; sie hatten nur eine Art Trommel und wußten, mit kleinen Stäben auf ausgehöhlte Kürbisse schlagend, ein dumpfes Geklapper hervorzubringen; zur Kriegsmusik dienten ihnen große Seeschnecken.

Die dunkelste Seite im Leben der Kanaka's war ihre schon wiederholt berührte Versunkenheit in sittlicher Beziehung. Nicht nu hatte der Mann mehrere Frauen, sondern, unter den Häuptlir wenigstens, die Frau auch zwei Männer. Von ehelicher Treue hatte sie so wenig einen Begriff, daß die Gastfreundschaft nicht für vollständig gehalten wurde, wenn der Mann mit seinem Besuche sich nicht auch in den Besitz seines Weibes theilte. Und Hand in Hand damit gieng die grausige Sitte des Kindsmords. Die Zucht erlaubt nicht, alle haarsträubenden Gebräuche aufzuführen, die dabei üblich waren. So zahlreich auch die Kinder einer ärmeren Familie sein mochten, so wurden doch selten mehr als zwei oder drei, manchmal nur ein einziges am Leben gelassen, weil die Eltern zu träge waren, für ihren Unterhalt zu sorgen, und bei ihrem unstäten Leben ihre Verpflegung ihnen lästig war. Manches kränkliche Kind wurde, damit man mit Einem Male die Last los wurde, lebendig begraben. Ja es konnte geschehen, daß eine Mutter, wenn ihr Kleines sie durch sein Geschrei ermüdet hatte, anstatt es an ihr Herz zu drücken, und es in dem Schmerz, den es ihr noch nicht mit Worten klagen konnte, durch Liebkosungen zu trösten, seine Stimme für immer erstickte, indem sie ihm ein Stück Tapa in den Mund stopfte, und vielleicht nur einige Ellen von ihrem Lager oder von der Stelle entfernt, wo sie ihre täglichen Mahlzeiten einnahm, dem hilflosen Würmlein sein Grab unter dem Boden der Hütte bereitete. Nach den Nachrichten, welche Miss. Ellis hierüber einzog, mögen wohl zwei Drittel der Kinder durch ihre unnatürlichen Eltern ums Leben gebracht worden sein; auch der Streit zwischen Ehegatten hatte gewöhnlich den Tod eines armen Kindes zur Folge.

Die Kanaka's sahen übrigens auch für sich selbst dem Tod mit unglaublicher Ruhe ins Auge. War es mehr Stumpfheit oder mehr stoischer Muth? Wir wissen es nicht. Das aber ist gewiß, daß dieselben Kanaka's, die im Krieg die größte Tapferkeit bewiesen, sich in abergläubischer Furcht zum Sterben hinlegten und wirklich starben,

blos weil sie der Meinung waren, irgend ein Zauberer habe sich vorgesetzt, sie todt zu beten. Ein solcher Betrüger trat einmal in Youngs Wohnung ein, um sie zu plündern, wurde aber von diesem mit einer tüchtigen Tracht Schläge heimgeschickt. Die Nachbarn staunten über eine solche Verwegenheit, und der Zauberer eilte weg mit der Drohung, Young zu Tode zu beten. Er zog sich in das Gebirg in einen zerfallenen Götzentempel zurück und fieng da seine Künste an. Einen Tag um den andern sahen sich jetzt die Insulaner um, ob Young nicht plötzlich gestorben sei; statt dessen aber kam der Betrüger auf elende Weise ums Leben, und nun glaubte man allgemein, Young habe seinerseits ihn zu Tode gebetet durch einen Zauberbann, in dessen Besitz er sich befinde. Dadurch wuchs sein Ansehen und Einfluß außerordentlich.

In politischer Beziehung herrschte ein sehr ausgebildetes Feudal-System. Jede Insel hatte ihren König, ihre Häuptlinge, ihr armes, geknechtetes Volk. Der König war der einzige Grundbesitzer, und seine Macht unbeschränkt. Er theilte das Land als Lehen an seine Häuptlinge aus, die es dann wieder in der willkührlichsten Weise an das Volk verpachteten. War der König schwach, so blieb er mehr nur der Verwalter seiner Domänen und die Hauptmacht lag in den Händen der Häuptlinge. Beide behaupteten indeß gewöhnlich ihre Würde mit Erfolg und sicherten sich auch noch die Unterstützung der Priesterschaft, indem sie ihre Vorrechte bis auf einen gewissen Grad mit dieser theilten. Furcht und Aberglauben erhielt das Volk in der tiefsten Abhängigkeit von dieser doppelten Macht, und zu dem Drucke des Tapu und der Steuern kamen häufig noch außerordentliche Frohndienste. So war z. B. das Sandelholz, das auf den hohen Gebirgen wuchs und das, sobald der Verkehr mit andern Völkern eröffnet war, der kostbarste Ausfuhrartikel wurde, ausschließliches Eigenthum des Königs, und seine Unterthanen mußten ihm davon, so viel er verlangte, auf eigene Kosten ans Ufer liefern. Die Abgeordneten der Londoner Missionsgesellschaft sahen auf ihrer Reise um die Welt in Hawaii einmal bei 2000 Insulaner, welche schwere Lasten dieses Sandelholzes auf ihren Schultern in die Vorrathshäuser des Königs geschleppt hatten, ohne die geringste Belohnung, müde und hungrig, und dennoch ohne Murren zu ihren Hütten zurückkehren. Auch zur Errichtung von Häusern, zur Erbauung steinerner Wälle und zum Anbau des Landes wurden sie hin und wieder massenhaft aufgeboten, und mit erstaunlicher Schnellig-

keit war dann die Arbeit gethan. Die Kanaka's scheinen gerne ihre Geschäfte in großer Gesellschaft zu verrichten, denn noch jetzt, wo Jeder frei für sich selbst arbeitet, ist es in vielen Dörfern eine Gewohnheit, die nöthigen Geschäfte gemeinsam abzumachen. Ebenso verabreden auch die Frauen meistens einen bestimmten Tag, um in den Wäldern (ohia) Aepfel oder Blumen zu ihren Kränzen zu holen.

Während das Volk für die Häuptlinge arbeitete, hatten diese solchen Ueberfluß an Ruhe und Nahrung, daß beide Geschlechter eine ungewöhnliche Größe erreichten. Noch jetzt ist ihre Gestalt meist so viel höher als die des übrigen Volks, daß man in ihnen schon die Nachkommen fremder Eroberer von einem andern Stamm vermuthen wollte; in vorgerückteren Jahren, in denen alle Kanaka's Neigung zur Wohlbeleibtheit haben, wird den Häuptlingen ihr Umfang oft zur gewaltigen Bürde. Früher konnte man sogar welche sehen, die drei Zentner wogen und, obwohl gesund, unfähig waren zu gehen.

Die Königswürde war erblich; doch hatte der König das Recht, einen Nachfolger zu ernennen, auch wenn er eigene Kinder hatte. Wahrscheinlich in Folge des lockeren ehelichen Bandes hatten die Nachkommen der weiblichen Linie bei dem Erbrecht den Vorrang. Trotz der tiefen Erniedrigung des weiblichen Geschlechtes war es immer eine Frau, die den nächsten Rang nach dem König einnahm, wie auch jetzt noch eine Frau die Stelle des Staatsministers (premier) bekleidet.

Eine geschriebene Geschichte besaßen die Kanaka's vor der Ankunft der Missionare so wenig als geschriebene Gesetze; ihre Barden aber, deren fabelhaften Erzählungen und Liedern das Volk gerne lauschte, zählten, und zwar an verschiedenen Orten ziemlich übereinstimmend, die Namen von 77 auf einander folgenden Königen auf, deren Geschichte, wenn man auf Eine Regierung nur 5 Jahre rechnet, schon einen Zeitraum von 400 Jahren einnimmt. Nichts sticht darin so sehr hervor, wie die Erzählungen von den Mord- und Raubzügen der Eingebornen einer Insel gegen die der andern, oder von den blutigen Schlachten zwischen den Bewohnern der verschiedenen Bezirke einer und derselben Insel.

Wir haben schon erwähnt, wie auch als Cook in Maui landete, ein solcher Krieg dort tobte, indem eben Kalaniopu, der König von Hawaii, mit seinem Neffen Kamehameha auf einem Eroberungszug dort war. Das war nur der Anfang einer ganzen Reihe langer, verheerender Kämpfe, während deren das Schwert und Hunger und

Seuchen wohl den vierten Theil der Bevölkerung hinrafften, bis endlich, lange nach Kalaniopu's 1782 erfolgtem Tode, Kamehameha sämmtliche Inseln unter seine Herrschaft gebracht hatte. Wir folgen ihm nicht ins Einzelne auf seiner blutigen Laufbahn, müssen aber doch den Mann etwas näher ins Auge fassen, der bestimmt war, als der Gründer des vereinigten Königreichs von Hawaii-Nei eine bessere Zeit für sein Volk anzubahnen.

---

4. Kamehameha.

Kamehameha war etwa ums Jahr 1754 an der Nordküste Hawaii's geboren, die ihm als Erbtheil von „zwei Vätern" zufiel. Schon als Jüngling entfaltete er Muth, Charakterfestigkeit, Thatkraft und eine unermüdliche Ausdauer in Verfolgung seiner Ziele. Mit einer Schaar junger Häuptlinge, die er an seine Person zu fesseln und für seine Unternehmungen zu begeistern wußte, bahnte er über einen 100 Fuß hohen Felsen hinab einen Weg bis zur See, um die Fischerboote hinauf- und herabzulassen. Er pflanzte Bäume und baute seine Ländereien, und seine Freunde folgten seinem Beispiel. In körperlichen Uebungen und kriegerischen Spielen that's ihm Keiner zuvor. Seine äußere Erscheinung war keineswegs einnehmend, als er zum ersten Male ein europäisches Schiff betrat. Cooks Begleiter, Kapitän King, beschreibt ihn als einen Mann von dem wildesten Aussehen, dessen natürliche Häßlichkeit noch vermehrt wurde durch eine schmutzige Puderkruste auf seinem Haar.

Für Kamehameha aber war die Ankunft der Weißen ein Ereigniß von tief eingreifender Wirkung. Von nun an stand er immer auf der Warte, um keine Gelegenheit, etwas Neues zu lernen oder seine Macht zu vergrößern, ungenützt vorbeigehen zu lassen. Höchst willkommen waren ihm daher die Feuerwaffen, welche fremde Handelsschiffe einige Jahre später einzuführen begannen, und nicht minder erwünscht war es ihm, in Davis und Young europäische Lehrer und Rathgeber erbeutet zu haben. Er machte sie zu seinen Häuptlingen und namentlich Young zu seinem vertrauten Freund. Anfangs machten die unfreiwilligen Ansiedler mehrere Fluchtversuche; dann aber suchten sie sich in das Unabänderliche zu finden, und in der Folge erwiederte Young Kamehameha's Zuneigung mit warmer Liebe.

So niedrig auch für ein christliches Land der sittliche Standpunkt und die Bildungsstufe der beiden Seeleute sein mochten, wurden sie

doch für Hawaii in manchen Beziehungen ein Segen, wie in einem dunklen Raum auch ein bei Tag unsichtbares Lichtlein einige Helle verbreitet. Sie nahmen in Vielem die Sitten der Kanaka's an, aber etwas Weniges von christlicher Zucht und Erkenntniß hatten sie doch aus ihrer Heimat mitgebracht, und Youngs Charakter scheint mit seinem wachsenden Einfluß mehr und mehr gereift zu sein. Er diente seinem königlichen Schutzherrn mit treuer Hingebung und milderte oft die Ausbrüche seiner leidenschaftlichen Natur. Seine liebenswürdige Enkeltochter nahm an der Seite Kamehameha's IV den Thron von Hawaii ein.

Eine andere wichtige Epoche im Leben Kamehameha's waren die Besuche des edlen Vancouver in den Jahren 1792—1794. Bekanntlich hatte dieser schon Cooks Entdeckungsreise mitgemacht. Mit inniger Theilnahme bemerkte er jetzt die seither stattgefundene Entvölkerung der Inseln; angenehm aber fiel ihm die Veränderung in Kamehameha's Wesen auf, der von allen ihm früher bekannten Häuptlingen allein noch übrig war. Sein einst so wilder Ausdruck hatte sich in den von Festigkeit und Würde verwandelt, sein Benehmen hatte etwas Majestätisches und alle seine Bewegungen verriethen einen hohen Geist. Sein dunkles Auge schien in den Herzen seiner Umgebungen zu lesen; noch immer zitterte auch der Muthigste vor ihm, wenn er zürnte. In vielen Stücken noch völliger Barbar, stand er in anderen dennoch weit über seinem Volke, dessen einzige Triebfeder im Verkehr mit den Fremden jetzt gränzenlose Habsucht geworden zu sein schien. Manchmal schon hatten seine Häuptlinge fremde Schiffe überfallen und plündern gewollt, und er hatte es verhindert, so groß auch sein Wunsch war, sich eine eigene Seemacht zu erwerben. Zu einem Anfang dazu verhalf ihm nun Vancouver, indem er ihm mit Hilfe eines englischen Zimmermanns, den Kamehameha in seine Dienste genommen hatte, durch seine Mannschaft ein Schiff bauen ließ. Er gab ihm ferner Anleitung zu besserer Disciplin seiner Truppen, half ihm eine Leibwache mit Tag- und Nachtdienst organisiren, die der Anfang des kleinen stehenden Heeres der hawaiischen Könige wurde, führte ihm die Vortheile des Friedens zu Gemüthe und brachte eine Versöhnung mit seiner jungen, schönen, damals aus Eifersucht von ihm verstoßenen Lieblingsgemahlin Kaahumanu zu Stande. Die Wiedervereinigung fand unter Thränen und herzlichen Umarmungen statt; zum Schluß aber richtete Kaahumanu an Vancouver noch die naive Bitte, er

möchte sich doch bei ihrem Gemahle für sie verwenden, daß dieser sie künftig nie mehr schlage. Vancouver war es auch, der den ersten Versuch machte, Schafe und Rindvieh in Hawaii einzuführen, und sämmtliche Inseln mit nützlichen Sämereien beschenkte. Seine Bemühungen, dem fortwährenden Krieg und Blutvergießen durch wohlgemeinte Vermittlungsvorschläge ein Ende zu machen, waren zwar vergeblich, sein von allen bisherigen Besuchern so ganz verschiedenes Benehmen aber gewann Kamehameha's Herz so, daß er ihn bat, ihm doch christliche Lehrer von England zu senden und seinem König das Protektorat über die hawaii'schen Inseln anzutragen. So fassen die amerikanischen Schriftsteller die Absicht Kamehameha's auf; englische sahen darin eine völlige Abtretung seines Landes, an dessen Ufer Vancouver allerdings zum Zeichen der Besitzergreifung für die englische Krone die britische Flagge aufpflanzen ließ. Wie dem aber auch sei, es war eine Zeit, in der die europäischen Fürsten, tief erschüttert von dem tragischen Ende Ludwigs XVI, näher liegende Sorgen hatten, als die Wünsche eines fernen Völkleins zu beherzigen; unter den Gläubigen aber fieng der Missionssinn erst an, recht zu erwachen, und so verhallten jene Bitten unbeachtet. Branntwein und Waffen wurden nach wie vor auf die Inseln gebracht und Betrügereien und Schandthaten aller Art auf denselben verübt; dann und wann landete auch ein edlerer Kapitän, der Theilnahme fühlte für das reich begabte und doch so unglückliche Volk, aber noch volle 25 Jahre verstrichen, bis die ersten Sendboten christlicher Liebe sich dorthin aufmachten.

Unterdessen vollendete Kamehameha seine Eroberungen. Im Jahre 1801 machte er sich auf, Kauai und Niihau, die letzten noch nicht unter seiner Herrschaft stehenden Inseln, zu unterjochen. Auf Oahu aber brach unter seinem 8000 Mann starken Heere das gelbe Fieber aus und raffte in wenigen Tagen mehr als zwei Drittheile desselben weg. Die Priester verordneten nun eine zehntägige Reinigung und ein Opfer von 3 Menschen, 400 Schweinen, 400 Kokosnüssen und 400 Pisangzweigen. Drei Männer, welche das schreckliche Verbrechen begangen hatten, mit der alten Königin Kokosnüsse zu essen, wurden sofort festgenommen und auf den Opferplatz geführt. Noch war es aber drei Tage zu früh für die Darbringung des Opfers, und inzwischen mußten die Gequälten mit ausgestochenen Augen und zerbrochenen Armen und Beinen den Gnadenstoß erwarten. Zum Krieg kam es aber nicht mehr. Kaumalii, der edle König von Kauai, unter-

warf sich freiwillig seinem mächtigen Gegner, der ihm sein Land als Lehen zurückgab und ihn bis ans Ende seines Lebens mit der größten Achtung behandelte.

Jetzt endlich war, verglichen mit früher, für die hawaiischen Inseln eine Zeit der Ruhe gekommen. War Kamehameha nur durch Ströme von Blut zur Herrschaft gelangt, so bewies er als Sieger eine bis dahin unbekannte Milde. Einflußreiche Häuptlinge wußte er durch große Schenkungen zu fesseln; seine eigene Herrschaft befestigte er durch eine zweite Heirath mit Keopuolani, einer Enkelin der Könige von Hawaii und Maui. Daneben besaß er in hohem Grade die königliche Gabe, die rechten Männer zu seinen Rathgebern zu wählen; so wußte er auch den edlen Kalaimoku, der einst gegen ihn gefochten hatte, zu gewinnen und zu einer Stütze seines Thrones zu machen. Er setzte einen Rath von Hauptleuten ein, mit denen er sich in allen wichtigen Fragen besprach, gab Gesetze gegen Mord und Diebstahl und setzte über jede Insel einen Statthalter, der die untergeordneteren Beamten zu ernennen und zu beaufsichtigen hatte. Young übertrug er die Verwaltung von Hawaii, Davis behielt er gewöhnlich in seiner Nähe. Seinen Wohnsitz hatte er bald in Oahu, bald in dem schönen Lahaina auf Maui, bald in Kailua oder an der Kealakeakua-Bai in Hawaii, wo er namentlich gegen das Ende seines Lebens viel verweilte. Allgemeine Sicherheit für Jung und Alt herrschte nun im Lande; seine eigene Person aber umgab der König noch immer mit all dem rohen Gepränge eines despotischen Herrschers. Wo er sich zeigte, mußte alles Volk Kopf und Schultern entblößen; seine Diener hatten je nach ihrem Range mehr oder weniger lästige Ceremonien zu beobachten; sein Trinkwasser wurde aus gewissen Quellen meilenweit hergeholt. Doch war er klug genug, europäische Seeleute und andere Fremde, die er in seine Dienste zog, von dieser lästigen Etikette zu entbinden, und wo es galt, zu irgend einem landwirthschaftlichen oder andern Unternehmen einen neuen Impuls zu geben, legte er noch immer selbst Hand ans Werk. Manchmal sah man ihn nach dem ersten feierlichen Besuch seinen Kahn allein zu einem im Hafen liegenden Schiffe rudern, um sich dort recht gründlich umzusehen und zu unterrichten. In allen seinen Besitzungen wurden fremde Schiffe und ihre Mannschaften stets willkommen geheißen; der Hafen von Honolulu wurde immer bekannter und besuchter, und allmählig gelangte auch Kamehameha selbst in den Besitz einer kleinen Flotte.

Man kann ein Gefühl von Wehmuth nicht unterdrücken, daß dieser reichbegabte Fürst, der einst so lebhaft nach christlichen Lehrern verlangt hatte, bis zum Ende seines Lebens nur mit Namenchristen verkehrte, deren Wandel nicht von der Macht des Evangeliums zeugte. Seeleute, die in den hawaii'schen Häfen all' ihren Lüsten fröhnten; aus den Verbrecherkolonieen entronnene Sträflinge, der Auswurf der englischen Nation; ein abgefallener Prediger, der sich hier dem Sündendienst ergab — das waren keine Vertreter des christlichen Glaubens, die das Herz des redlichen Heiden dafür gewinnen konnten, und so blieb er bis zu seinem Tode ein Götzendiener.

Am Anfang des Jahres 1819 erkrankte er. Priester, Aerzte und Häuptlinge drängten sich um ihn, brachten ihm Nahrung und neue Götzen, und trugen ihn in dienstfertigem Eifer wiederholt von einem Hause ins andere. Einmal ließen sie sein Haupt unter einem Dache und seine Füße unter dem des nebenstehenden Hauses ruhen, aber all das vermehrte nur die Schwäche des sterbenden Königs. Am 8. Mai verschied er. Groß war der Schmerz seines Volkes. Die Häuptlinge hielten gleich im Sterbezimmer Rath, wie man ihn im Tode noch ehren solle. Der Vorschlag, die Liebe zu dem Verstorbenen dadurch an den Tag zu legen, daß man seinen Leichnam verzehre, wurde von der Mehrzahl verworfen; man beschloß dagegen, seine Gebeine, in seine Tapa gehüllt, an einem verborgenen Orte aufzubewahren.

Die Kanaka's pflegten sich beim Tode eines Angehörigen als Zeichen des Kummers einige Vorderzähne einzustoßen, beim Tode eines Häuptlings oder Königs aber sich ganz zu zerfleischen. Auf die Aeußerungen des wildesten Schmerzes folgten dann wahre Saturnalien der zügellosesten Lust. Diese altheidnischen Gebräuche fanden aber bei Kamehameha's Leichenbegängniß schon nicht mehr in demselben Grade statt wie früher, obgleich Admiral Beechey berichtet, daß sich dabei einige seiner ergebensten Freunde selbst entleibten und einer oder zwei andere nur mit Mühe davon abgehalten wurden. Beechey erzählt auch von einigen Menschenopfern, die den Manen des Verstorbenen noch dargebracht worden sein sollen; andere Berichterstatter dagegen wissen nur von geopferten Hunden und Schweinen.

Schon zu Kamehameha's Lebzeiten hatte das drückende System des Tapu zu wanken begonnen. Bald in der Trunkenheit, bald im Leichtsinn war es von Einzelnen insgeheim verletzt worden, ohne daß eine besondere Strafe der Götter erfolgte. Zitternd fieng das Volk

an, seine Freiheit zu ahnen und an der Macht seiner Götzen zu zweifeln. Von Tahiti herüber drang die Kunde von vielen wunderbaren Neuerungen, und mehr und mehr bemächtigte sich der Herzen ein Ueberdruß am Alten. Selbst die sinnlichen, habgierigen, zornmüthigen Seeleute, die auf den Inseln einkehrten, mußten dazu mitwirken durch ihren Spott über die Götzen, vielleicht zuweilen auch unbewußt durch eine Gewissensregung mitten im Taumel ihrer Leidenschaften oder durch eine nicht zu bannende Erinnerung aus den Kinderjahren, da sie noch zu beten pflegten. — Trug das Volk nur noch mit Ungeduld das dreifache Joch, das Könige, Häuptlinge und Priester um seinen Nacken geschmiedet hatten, so fanden auch die fürstlichen Frauen das Tapu, unter das sie sich gleich dem ärmsten Weibe zu beugen hatten, immer unerträglicher, und zwar besonders die königlichen Wittwen Kaahumanu und Keopuolani.

Wir müssen hier einen Augenblick bei den Gliedern der königlichen Familie verweilen, die später bei der Gründung der hawaii'schen Kirche eine so hervorragende Stelle einnahmen. Kaahumanu ist uns schon früher als Kamehameha's Lieblingsgattin, Keopuolani als die Enkelin der Könige von Hawaii und Maui begegnet. Als solche nahm sie den ersten Rang ein, und ihre beiden Söhne Liholiho und Kauikeaouli bestiegen nacheinander als Kamehameha II und III den Thron ihres Vaters. Ihre Tochter Nahienanena starb im Jahre 1836. Neben dem König hatte Keopuolani mit dessen voller Zustimmung noch einen zweiten Gemahl Hoapili, so wie auch Kamehameha neben seinen beiden Gemahlinnen noch eine dritte hatte, di von Kindheit auf für ihn bestimmt gewesen war. Diese, Kekauluohi, wurde nach seinem Tode die Gattin seines Sohnes Liholiho.

Der junge König hatte wenig von der Thatkraft seines Vaters geerbt. Von offenem, wohlwollendem Gemüth und würdevollem, einnehmendem Wesen, aber vergnügungssüchtig und dem Trunke ergeben, war er von Kamehameha bis auf einen gewissen Grad unter die Vormundschaft der klugen, willensstarken Kaahumanu gestellt worden, die als Premier die Staatsgeschäfte leitete. So verschieden sie und Keopulani in ihrer ganzen Art und Weise sonst waren, in dem Einen Punkte stimmten sie überein, daß sie sich darnach sehnten, das Tapu los zu werden. Und eine merkwürdige, unerwartete Stütze fanden sie in diesem Streben gerade in dem Manne, der beim Sturz

der alten Religion das meiste zu verlieren hatte, dem Oberpriester Hewahewa.

Nach langem Zaudern gab Liholiho dem Wunsche der königlichen Wittwen nach und brach das Tapu, indem er sich, festlich geschmückt, bei einem großen Gastmahle öffentlich am Tisch der Frauen niederließ und mit ihnen aß. „Das Tapu ist gebrochen! das Tapu ist gebrochen!“ schallte es nun durch die Inseln, und bald hallten Felsen und Wogen auch von dem andern Rufe wieder: „Der große Pan ist todt!“ Denn bei jenem ersten Schritt blieb der junge König nicht stehen. Es wurden Befehle erlassen, die Götzen, Heiau's und heiligen Plätze zu zerstören, und der Erste, der dazu die Fackel ergriff, war der Oberpriester Hewahewa. Der Rauch der einstigen Heiligthümer stieg von einer Insel nach der andern auf, und feierlich wurde jetzt der Götzendienst für abgeschafft erklärt.

Unzählige jener häßlichen Gestalten wurden verbrannt und zertrümmert, viele aber auch nur in Höhlen und Klüften versteckt; denn obgleich der größere Theil des Volkes laut jubelte über seine Befreiung, war mit dem königlichen Machtspruch der Götzendienst doch noch lange nicht ausgerottet. Von den unzufriedenen Priestern angefeuert, sammelten sich die Anhänger der alten Volksreligion unter Kakuaokalami, dem Obersten derselben, einem Vetter Liholilo's und an Rang nur Hewahewa nachstehend. Siegte er, so hatte er nicht nur die Götzen und Altäre gerettet, sondern für sich selbst auch die Krone erbeutet. Kalaimoku rieth, die Empörer sogleich in ihrem Hauptquartier anzugreifen. Keopuolani aber wollte zuerst versuchen, ihren Neffen durch Milde zu gewinnen. Begleitet von ihrem Gemahl Hoapili und dem Redner Naihe begab sie sich in dessen Lager; die angebotene Versöhnung wurde jedoch in einer Weise zurückgewiesen, daß die Vermittler froh sein mußten, ihr Leben davon zu tragen. Nun kam es zur Schlacht. Bei Kailua wurden die Rebellen nach blutigem Widerstand aufgerieben, und neben ihrem Anführer Kakuakalani auch dessen heldenmüthiges Weib Manona von einer Kugel getroffen.

So waren die Thäler erhöhet und die Hügel geniedrigt, ehe noch der Ruf der Friedensboten erscholl: „Bereitet dem Herrn den Weg und machet auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserm Gott.“

5. Die Mission.

Vierzig Jahre waren nun seit der Entdeckung der Sandwich-Inseln verstrichen, und die einst durch Vancouver von England erbetenen Religionslehrer waren noch immer nicht gekommen. Der Herr aber hatte schon seit einem Jahrzehend angefangen, in einem andern Lande und durch andere Werkzeuge die Theilnahme der Christen für die Kanaka's zu wecken und eine Mission unter ihnen vorzubereiten.

Unter den blutigen Kriegen, welche in der ersten Hälfte von Kamehameha's Regierung die Inseln verheerten, wuchs ein Knabe Namens Obukia auf. Er sah Vater, Mutter und einen jüngern Bruder grausam niedermetzeln, und wurde dann als Waise von einem Oheim angenommen, der ihn zum Priester erziehen wollte. Noch zeigt man am östlichen Ufer der Kealakeakua-Bai die Trümmer eines kleinen Heiau, in deren Mitte eine Kokospalme ihr Haupt erhebt. Dorthin soll der junge Obukia von seinem Onkel geschleppt worden sein, um den Götzen zu opfern, und die Palme soll er gepflanzt haben. Von einem Erlöser und von Himmel und Hölle wußte er so wenig als alle seine Landsleute, aber da er keine Eltern mehr hatte, trieb ihn eine unbestimmte Sehnsucht hinaus, die Welt zu sehen. Von einem amerikanischen Kapitän als Schiffsjunge mitgenommen, langte er mit Hopu, einem andern hawaii'schen Jüngling, der auf dem gleichen Schiffe als Kajütenknabe diente, gegen das Ende des Jahres 1808 in New-Haven (Amerika) an. Das dortige Kollegium für junge Amerikaner bildet eine stattliche Häuserreihe, deren Bestimmung Obukia nicht verborgen blieb. Weinend, daß die Schätze der Erkenntniß Andern geöffnet seien, und nicht auch ihm, fand ihn eines Tages der ehrwürdige Dr. Dwight auf einer der Treppen dieser Gebäude sitzend. Sein Wissensdurst wurde nun gestillt; Dwight wurde sein Lehrer und bald auch das Werkzeug zu seiner Bekehrung. Die Fortschritte des jungen Fremdlings waren in jeder Beziehung höchst erfreulich. In wenigen Monaten lernte er das neue Testament lesen, und mit dem Lesen desselben die englische Sprache verstehen; die lieblichen Eindrücke aber, die das Evangelium auf ihn machte, offenbarten sich in einem kurzen Herzensgebet, das er noch in gebrochenem Englisch mit seinem Freunde sprach. Schon am Ende des Jahres 1809 sehen wir daher einen andern Prediger, S. Mills, der Obukia in sein Haus aufgenommen hatte, nicht nur bei sich selbst den Gedanken an eine Mission unter

den Kanaka's bewegen, sondern denselben auch bei Andern anregen; aber Gottes Stunde dafür war noch nicht gekommen.

Unterdessen langten noch andere junge Kanaka's in Amerika an; und im Jahre 1815 wurde auch Hopu, der zuerst viel mehr Sinn für ein herumirrendes Vagabundenleben als für's Lernen gezeigt hatte, tiefbekümmert wegen seiner Sünden, bis er Frieden in Christo fand. Wie sein Freund Obukia, so konnte nun auch er es nimmer lassen, von seinem Erlöser zu zeugen. „Er erinnerte mich lebhaft an die Anrede des Andreas an seinen Bruder Petrus: Wir haben den Messias gefunden!" schrieb Prediger Vail, nachdem er ihn einmal mit Honuri, einem seiner noch unerleuchteten Landsleute, hatte sprechen hören. Auch dieser Honuri wurde gewonnen, und ebenso Kanui, ein anderer junger Sandwich-Insulaner, den die christlichen Freunde in New-Haven mit ihrer Fürsorge und ihren Gebeten umgaben.

Neben diesen Geretteten waren aber in den Vereinigten Staaten auch viele Heidenjünglinge aus den verschiedensten Ländern, denen ihr Aufenthalt in dem christlichen Amerika eher zum Verderben als zum Segen wurde. Von Neugierde getrieben, kamen sie auf amerikanischen Schiffen aus ihrer Heimat; aber fremd mit allem, was sie in dem neuen Lande umgab, unbekannt mit dessen Sprache und Sitten, sowie mit den Beschäftigungen des civilisirten Lebens, ohne Eigenthum und Freunde, und noch ganz ihren natürlichen Neigungen dahin gegeben, wanderten sie von einem Orte zum andern, hiengen sich an die schlechteste Menschenklasse, wurden mit neuen Lastern vertraut, und stürzten sich vor der Zeit in Elend und Tod, oder brachten sie bei der Rückkehr in ihr Vaterland nichts mit als ein tieferes Verderben, das der Verkündigung des Evangeliums nur desto größere Hindernisse bereitete. Manche ergriffen freilich auch die erste Gelegenheit, wieder heimzukehren, ohne viel berührt zu sein von den Einflüssen der Finsterniß oder des Lichtes in dem fernen Lande.

Im Blicke auf alle diese jungen Fremdlinge reifte nun unter den amerikanischen Christen der Plan, eigene Erziehungshäuser für sie zu errichten, und die tauglichsten unter ihnen zum Missionsdienste in ihrem Vaterlande heranzubilden. So trat im Jahre 1817 in Cornwall im Staate Connectikut die „auswärtige Missionsschule" in's Leben, deren erster Lehrer und Inspektor Dr. Dwight wurde. Unter den 12 ersten Zöglingen der Anstalt befand sich neben den uns schon bekannten vier jungen Kanaka's Georg Kaumalii, der Sohn des edlen Königs

und späteren Gouverneurs von Kauai. Er war in seinem sechsten Jahre von seinem Vater einem amerikanischen Kapitän übergeben worden, damit er in den Vereinigten Staaten erzogen würde. Bald nach seiner Heimkehr aber verlor dieser Kapitän mit seinem eigenen Vermögen auch die ihm für die Erziehung des jungen Prinzen anvertrauten Gelder. Der Lehrer, dem er denselben übergeben hatte, dachte zwar edel genug, den Knaben auch ohne Bezahlung in seinem Hause zu behalten; aber nach einiger Zeit gab er das Unterrichten auf, und fieng an Handel zu treiben. Da mußte ihm denn Georg bei diesem Geschäfte helfen. Im Jahre 1813 verließ er seinen seitherigen Beschützer und nahm Dienste bei einem Pächter, in dessen Haus er bei magerer Kost eine harte Behandlung hatte. Von Boston aus wollte er nun mit der nächsten Gelegenheit in sein Vaterland zurückkehren; christliche Freunde hörten von ihm, wollten ihn noch aufsuchen und sich seiner annehmen, aber er war nirgends zu finden. Erst zwei Jahre später traf ihn ein in Boston lebender frommer Kanaka auf der Schiffswerfte von Charlestown. Georg war unterdessen freiwillig in die Dienste eines Kriegsschiffes getreten, und hatte unter Commodore Decatur auf dem mittelländischen Meere mit einer Algier-Fregatte gekämpft. Die christlichen Freunde in Boston bewarben sich um seine Freilassung, erhielten dieselbe, und im Frühling 1817 trat er in die Missionsschule ein. Anfangs wurde es ihm etwas schwer, sich in die Ordnung des Hauses zu finden, bald aber berechtigte sein Betragen zu lieblichen Hoffnungen, die indeß in der Folge schmerzlich getäuscht wurden.

Nach einem halben Jahre fand vor der über die neue Anstalt gesetzten Kommission die erste Prüfung der Zöglinge statt, in mehreren Fächern zur vollen Zufriedenheit der Anwesenden. „Wir sehnen uns nach dem Augenblicke, in welchem wir diese theuren Jünglinge aussenden können, um das Panier des Erlösers in ihrem Geburtslande aufzupflanzen.... Möge Gott die Stunde beschleunigen, in der die Gesellschaft den Weg geöffnet sieht, eine Mission auf den Sandwich-Inseln zu errichten.... Nach allen Nachrichten, die wir von dorther vernehmen, ist das Feld reif zur Ernte. Mögen die Arbeiter, die der Herr beruft, bald fertig sein, um ihre Sicheln anzuschlagen und zu ernten!" So heißt es unter Anderem am Schluß ihres Berichts.

Derselbe Wunsch beseelte auch den wackern Obukia, dessen Herz von heiliger Begierde brannte, ein Verkündiger des Evangeliums Christi zu werden. Der theure Jüngling sollte aber nicht in sein

Vaterland zurückkehren; am 17. Febr. 1818 nahm ihn der Herr, 26 Jahre alt, zu sich. Allein obschon er gestorben war, redete er doch noch, und zwar in tief eindringlicher Weise. Seine Lebensbeschreibung und die Nachrichten über seinen Heimgang erweckten in den amerikanischen Kirchen eine lebhafte Theilnahme für sein ganzes Volk, und H. Bingham und A. Thurston, zwei fromme Studenten der Theologie, boten sich zu Missionaren unter denselben an. Nachdem sie die Ordination empfangen hatten, wurden sie am 15. Okt. 1819 mit ihren Gattinnen, einem Arzte, zwei Lehrern, einem Buchdrucker, einem Landmann und deren Frauen, und den drei Missionszöglingen Hopu, Kanui und Honuri in Boston feierlich verabschiedet. Eine große Versammlung lauschte den feurigen Ermahnungen, die Dr. Worcester, der erste Sekretär der Missionsgesellschaft, den Scheidenden mit auf den Weg gab. Am 23. Oktober schifften sie sich in der Brigg Thaddäus ein, begleitet von Georg Kaumalii, für den jetzt endlich die Stunde der Rückkehr in seine Heimat geschlagen hatte, und am 31. März des folgenden Jahres landeten sie nach fünfmonatlicher Fahrt in Hawaii. Wer beschreibt aber ihr anbetendes Staunen, als ihnen dort der Ruf entgegentönte: „Kamehameha ist todt! Das Tapu hat ein Ende! Die Götzen sind verbrannt, die Altäre niedergeworfen!"

Doch waren damit nicht alle Hindernisse aus dem Wege geräumt; denn Liholiho mit vielen seiner Häuptlinge war noch so tief in die Vielweiberei verstrickt, daß er gegen die Missionare sogleich das Bedenken äußerte, wenn er ihnen zu bleiben gestatte, werden sie ihm gebieten wollen, wie sie selbst auch nur eine einzige Frau zu haben. Fremde Ansiedler, die lieber in der Finsterniß wandelten als im Lichte, flüsterten ihm ferner die Befürchtung ein, eine amerikanische Mission auf den Inseln könnte seinen Beziehungen zu England schaden. Keopuolani und Kaahumanu aber nahmen die Missionare freundlich auf, und erwiederten ihren Besuch auf dem Schiff; und der Oberpriester Hewahewa sprach: „Ich wußte, daß die hölzernen Bilder unserer Götter, die wir mit unsern Händen machten, uns nicht helfen können; aber ich diente ihnen, weil es die Sitte unserer Väter war. Meine Gedanken sind immer gewesen, daß es nur einen einzigen großen Gott gibt, der im Himmel wohnt."

Zwölf Tage hatten die Missionare an Bord zu bleiben, bis im Rath der Häuptlinge beschlossen war, ihnen vorerst für ein Jahr Aufenthaltserlaubniß zu ertheilen. Missionar Thurston und der Arzt

Holman mit ihren Frauen ließen sich nun in Kailua nieder, und bewohnten da eine Zeitlang gemeinschaftlich eine ihnen vom Könige angewiesene Hütte mit nur Einem Gemach, ohne Bretterboden, Fenster, oder irgendwelche Einrichtung, mitten in dem schmutzigen, geräuschvollen Heidendorfe. Die Andern segelten weiter nach Honolulu, damals ein aus elenden Hütten bestehendes Dorf mit 3000 Einwohnern. Auch hier konnten sich's die Missionare nicht viel bequemer machen als in Kailua; denn das Schiff, das sie aus Amerika brachte, war zu klein und überfüllt gewesen, um Geräthschaften mitzunehmen, und auf keiner der Hawaii'schen Inseln war auch nur ein Stuhl zu bekommen. Von Honolulu aus giengen die beiden Lehrer Whitney und Ruggles nach Kauai hinüber und brachten Kaumalii seinen Sohn zurück. Nirgends wurde den Missionaren ein so herzlicher Empfang wie hier. Einige Jahre vorher hatte der alte König einem Amerikaner, der über die Vorzüge der christlichen Religion mit ihm zu sprechen versuchte, zur Antwort gegeben: „Was sagt ihr mir von den Vorzügen Eurer Religion; habt Ihr nicht meinen Sohn zum Sklaven gemacht? Behandelt ihn, wie es recht ist, und bringet mir ihn mit einer guten Erziehung oder mit seinem Eigenthum wieder zurück, ehe Ihr mich von der Vortrefflichkeit Eurer Religion überzeugen wollt." Jetzt, da er seinen Sohn wieder hatte, wollte er auch die christlichen Lehrer nie mehr fortlassen, und versprach ihnen, ein Vater zu sein, wie sie jenem Väter gewesen seien. Mit großer Anstrengung lernten er und seine Familie lesen und schreiben, und schon Ende Juli diktirte er in seinem gebrochenen Englisch einen Brief an die amerikanische Missionsgesellschaft, den er dann mit eigener Hand abschrieb. „Wenn Eure guten Leute mich unterrichten wollen, bin ich bereit, Euren Gott anzubeten. Ich bin sehr vergnügt, daß Eure guten Leute uns zu Hilfe gekommen sind. Wir sind hier gar unwissend. Es wird mich freuen, Eure guten Leute hier zu sehen. Wenn Ihr kommt, werde ich für Euch sorgen. Ich hoffe, Ihr werdet auch für meine Leute in Eurem Lande sorgen. Ich danke Euch, daß Ihr meinen Sohn unterrichtet habt." Und in gleicher Weise schrieb seine Gemahlin an die Mutter einer der Missionsfrauen: „Ich bin froh, daß Eure Tochter hiehergekommen ist. Ich will jetzt ihre Mutter und sie soll meine Tochter sein. Ich bin ihr gut, gebe ihr Tapa und gebe ihr Hermat und gebe ihr zu essen genug. Nach und nach spricht Eure Tochter Hawaiisch. Dann unterrichtet sie mich im Lesen und Schreiben und Nähen, und spricht

viel von dem großen Akua, den die frommen Leute in Amerika lieb haben. Ich fange an zu buchstabiren. Lesen kommt sehr schwer, wie Stein. Ihr seid sehr gut, habt Eure Tochter einen großen Weg geschickt, die Heiden zu lehren."

In Kailua waren Thurston's Schüler, Liholiho selbst mit Kamamalu und Kinau, zwei seiner Frauen und zugleich seine Halbschwestern, sein damals erst fünfjähriger Bruder Kauikeaouli und Kuakini, der nachmalige Gouverneur von Hawaii. Als bald darauf der Hof nach Honolulu übersiedelte, hielt es Thurston für gerathen, ihm für einige Zeit dorthin zu folgen, um das angefangene Werk fortzusetzen, während Loomis, der Drucker, der dort noch keine in sein Fach einschlagende Beschäftigung fand, schon vorher nach Hawaii zurückgekehrt war, um in Kawaihae mit einer Klasse von dem Minister Kalaimoku ausgewählter junger Leute auch diesen selbst und seine Gemahlin zu unterrichten.

Schon aber fieng in Honolulu der Widerstand der Feinde sich zu regen an. Uebelwollende Fremde suchten die Missionare als politische Agenten darzustellen, die unter einem schönen Vorwande sich eingeschlichen haben, und am besten wieder fortgeschickt würden. Man versicherte, die englischen Missionare haben auf den Gesellschafts-Inseln das Land an sich gerissen und das Volk zu Sklaven gemacht, und die amerikanischen Missionare werden auf den Sandwich-Inseln das gleiche thun, wenn man sie dulde; zudem sei ihre Anwesenheit eine Beleidigung für den König von England, den Schutzherrn der hawaii'schen Inseln, der ihnen seinen Zorn darüber wohl könnte zu fühlen geben. Diesen Vorspiegelungen liehen am Ende so viele leichtgläubige Häuptlinge ihr Ohr, daß den Missionaren fast bange werden wollte für das begonnene Werk; aber wunderbar griff der Herr selbst ein, um die zarte Pflanze zu schützen.

Georg IV beschloß nämlich, das englische Schiff, das Vancouver im Namen seines Königs Kamehameha I versprochen hatte, jetzt endlich an Liholiho abzusenden, und ließ der Kolonialregierung von Neu-Süd-Wales die Weisung zugehen, dem kleinen Schooner „Prinz Regent" diese Bestimmung zu geben. Dieses Schiff berührte die Gesellschafts-Inseln gerade, als die Abgeordneten der Londoner Missionsgesellschaft Bennett und Tyerman auf ihrer Reise durch Polynesien dort verweilten. Da der Kapitän im Sinne hatte, auch an den Marquesas-Inseln anzulegen, bot er ihnen an, zwei tahitische

Häuptlinge als Missionare dorthin mitzunehmen. Bennett und Tyerman nahmen dieses Anerbieten nicht nur für die beiden Häuptlinge, sondern auch für sich selbst und den seither in der Missionsgeschichte so wohl bekannt gewordenen Missionar Ellis an. Der Kapitän aber änderte seinen ursprünglichen Plan, und besuchte die Sandwich-Inseln zuerst, so daß die ganze Gesellschaft gegen ihre Absicht im Frühling 1822 dort mit ihm landete. Sie wurde von den Missionaren und der königlichen Familie mit großer Freude empfangen. Die tahitischen Häuptlinge besprachen sich sogleich mit Liholiho und seinen Räthen, und schilderten ihnen den Charakter, die Arbeit und den Einfluß der Missionare unter ihren eigenen Landsleuten; die Abgeordneten der Londoner Gesellschaft bezeugten die freundlichen Gesinnungen des Königs von England, und so waren alle jene beunruhigenden Gerüchte mit Einem Male Lügen gestraft. Von großem Werthe war es für den Fortgang des Werks, daß auf die Bitte der Häuptlinge Missionar Ellis sich entschloß, mit seinen Tahitiern längere Zeit auf den Sandwich-Inseln zu verweilen, in deren Sprache er schon nach zwei Monaten predigen konnte.

Den Amerikanern war es unterdessen gelungen, sie zur Schriftsprache zu erheben, und die Presse hatte die Arbeit begonnen. Dadurch war auch die Arbeit in den Schulen erleichtert und ihre Erweiterung möglich. Vornehme und Geringe lernten mit großer Leichtigkeit lesen und schreiben; die meist nur von Erwachsenen besuchten Schulen fiengen an, die volksthümlichen Spiele zu verdrängen; die Häuptlinge, welche Anfangs die dort zu erwerbenden Kenntnisse wie jeden andern Besitz als ihr ausschließliches Vorrecht betrachtet hatten, waren jetzt verlangend, die Vortheile der Civilisation auch dem Volke zuzuwenden, und erbaten sich weitere Lehrer, namentlich auch in den Handwerken; das Volk selbst, das, wenn die Missionare, wie sie zu thun pflegten, beim Gebete mit geschlossenen Augen dastanden, zuerst ängstlich vor ihnen geflohen war, weil es sie für gefährliche Zauberer hielt, stellte sich allmählig in Schaaren bei der Predigt des Evangeliums ein.

Im Frühling 1823 langte die von Amerika erbetene Verstärkung der Missionare an, und wurde von Liholiho mit Freuden empfangen. Nun konnte auch der Wunsch Keopuolani's erfüllt werden, einige Lehrer nach Lahaina mitzunehmen, wohin sie eben im Begriff war, ihren Wohnort zu verlegen. Die neu angekommenen Missionare Richards und Stewart und Auna, einer der Tahitier, wurden für diesen

Posten bestimmt. Da die beiden Ersteren die Landessprache noch nicht kannten, war es Auna, der bei der ehrwürdigen Königin die Stelle eines Hauskaplans bekleidete. Tochter einer Königsfamilie, Gemahlin eines Königs und Mutter zweier Könige, wurde diese durch ihre natürliche Sanftmuth und Liebenswürdigkeit nicht minder als durch ihren Rang ausgezeichnete Frau der Erstling der hawaii'schen Kirche. In den alten heidnischen Zeiten galt ihre Person für so heilig, daß an manchen Tagen Niemand es wagen durfte sie anzublicken, und wenn sie gegen Abend, ihrer gewöhnlichen Ausgangszeit, sich in den Straßen zeigte, fiel alles Volk vor ihr auf sein Angesicht nieder. Sie hatte neben Hoapili noch einen zweiten Gemahl. Als nun im Sommer des Jahrs 1823 die Kraft des Evangeliums ihr Herz erfaßte, ließ sie diesen rufen um die Erklärung zu vernehmen: „Ich habe unserer alten Religion, dem Glauben der hölzernen Götter entsagt. Ich habe die Religion Jesu Christi angenommen. Er ist mein König und Heiland, und Ihm wünsche ich zu gehorchen. Demnach kann ich nur Einen Mann haben und künftig nimmer mit Euch leben." Ihre christliche Entschiedenheit zog ihr das Mißfallen mancher Häuptlinge und eines Theils des Volks zu, aber sie ließ sich dadurch nicht irre machen. Nachdem sie am 24. August noch mit großer Freude die Einweihung der Kirche zu Lahaina mitgefeiert hatte, erkrankte sie. Auf ihrem Sterbelager sprach sie zu den versammelten Häuptlingen: „Jehovah ist ein guter Gott; unsere vorherigen Götter waren falsch, aber Er ist der Gott, durch den wir Alle ewig im Himmel leben. Ich kann Euch sagen, ich habe den Herrn Jesum lieb; ich weiß, Er liebt mich auch, und Er wird mich zu sich nehmen."

Die letzten Tage ihres Lebens benützte sie zu verschiedenen Anordnungen zum Besten ihres Volkes und ihrer Familie. Am Morgen ihres Todestages kamen die Missionare Ellis und Ruggles von Honolulu an, und der König selbst wünschte, daß ihr im Sterben noch das Siegel der Jünger Jesu aufgedrückt werde, dem sie sich schon vor ihrer Krankheit zum Eigenthum übergeben habe. Eine Stunde, nachdem sie von Missionar Ellis die h. Taufe empfangen hatte, entschlief sie, am 16. September. Ihrem letzten Willen gemäß unterblieben bei ihrem Tode alle heidnischen Ceremonien und Gräuel, und sie wurde als Christin zur Erde bestattet. Ein großer Trauerzug meist europäisch gekleideter Eingebornen folgte ihrem Sarge, den die fünf Frauen Liholiho's und eine andere stattliche Häuptlingsfrau trugen. Aus den

Steinen eines alten Heiau wurde die Einfassung des Grabes gebildet. Nur Häuptlinge und Häuptlingsfrauen legten dabei Hand an. Auch Kamamalu, über alle Andern ihres Geschlechtes hervorragend, trug einen großen Stein, während das Volk mit Fächern in der Hand neben seinen schwer beladenen Häuptern hergieng. Missionar Ellis hielt eine eindringliche, von der großen Versammlung mit Andacht und Rührung vernommene Rede über Off. 13, 14., und nach der Beerdigung hörte man Kalaimoku zum Könige sagen: „Was für Thoren sind wir doch gewesen, unsere Todten zu verbrennen und in's Meer zu werfen, anstatt sie dem Grabe zu übergeben und die Befriedigung zu haben, noch in ihrer Nähe zu wohnen." — Es war ein entscheidender Tag in der Geschichte Hawaii's, an dem der früheren Unsitte bei den Leichenfeierlichkeiten der Häuptlinge für immer der Abschied gegeben wurde.

Liholiho war seiner Mutter mit großer Liebe und Ehrerbietung ergeben gewesen, aber der Same des Wortes Gottes fand wenig Grund in seinem oberflächlichen Gemüth; wenn er eben einen Anlauf zum Bessern genommen hatte, sank er gar oft, von fremden Gästen und Rathgebern verführt, wieder in seine alten Ausschweifungen zurück. Unedel zeigte er sich auch gegen den alten Kaumalii, dessen treue Hingebung er damit lohnte, daß er ihn verrätherischer Weise gefangen nahm und unthätig in Honolulu zurückhielt, während es diesem doch ein Leichtes gewesen wäre, nach Kamehameha's Tode wieder den unabhängigen Besitz seiner anererbten Inseln zu behaupten. Dagegen lernte der König eifrig lesen und schreiben und erwarb sich schnell einige Kenntniß von der Lage, den Sitten, Erzeugnissen und Regierungsformen anderer Länder. Einen Monat nach dem Tode seiner Mutter faßte er plötzlich den Entschluß, mit seiner Lieblingsgemahlin Kamamalu einen Besuch in England und den Vereinigten Staaten zu machen. Für den Fall, daß er nicht wiederkehren sollte, bestimmte er seinen jüngern Bruder Kauikeaouli zu seinem Nachfolger. Traurig stand eine große Menge Volks am Ufer, als am 27. November sich das Königspaar einschiffte, begleitet von den Häuptlingen Boki, Kapihi und Kekuanaoa. Wie von einer bangen Ahnung ergriffen, wandte sich Kamamalu, die Letzte, die das Boot bestieg, auf dem Hafendamm noch einmal um und rief: „O Himmel! O Thäler! O Berge und Meere! O Hüter und Volk! Liebe Euch Allen! Lebewohl, o Boden, o Land, für das mein Vater litt!" Obgleich nicht erwartet, wurden diese Kinder der fernen Inseln von der englischen Regierung doch freundlich und gastfrei auf-

genommen. Es wurde ihnen in der Person eines Hr. Byng ein Beschützer zur Seite gestellt, der für ihre Bequemlichkeit zu sorgen hatte. Schneider und Putzmacherinnen schafften schnell Hilfe für das etwas auffallende Kostüm, in dem die königlichen Gäste zuerst erschienen; der Adel überschüttete sie mit Aufmerksamkeiten; die Zeit verstrich unter Besuchen, Ausflügen und einem wahren Strudel von Zerstreuungen aller Art. Aber noch ehe sich Gelegenheit zu einer Audienz bei Georg IV bot, erkrankte die ganze Gesellschaft an den Masern. Am 8. Juli 1824 starb die liebenswürdige Kamamalu, trotz aller Anstrengungen der ersten Aerzte Londons; am 14. folgte ihr Liholiho nach; die Andern genasen.

In Honolulu arbeiteten unterdessen die Missionare wacker fort, und durften unter den um sie versammelten Häuptlingen köstliche Früchte des Glaubens reifen sehen. Zwei der neubekehrten wurden schon im Laufe des Jahrs 1824 in die ewigen Scheunen gesammelt: der edle Kaumalii und Keeaumoku, sein Nachfolger auf Kauai. Der letztere war einer der listigsten und wildesten Krieger des ersten Kamehameha gewesen, seinem Herrn treu ergeben, aber zur Erreichung seiner Zwecke vor keinem Mittel zurückbebend. Ihm wurde besonders die Unterweisung Honuri's gesegnet, und auf seinem Krankenlager betete er: „Herr, Du kennst meine Thaten von Jugend an, Du kennst meine Sünden. Herr vergib sie, mache mich selig durch Jesum Christum, den einzigen Heiland."

Sehr verschieden von diesen beiden Männern endete der arme Georg Kaumalii, der einstige Zögling der Missionsschule in Cornwall. Als Keeaumoku's feste Hand nicht mehr die Zügel der Regierung führte und das Volk von Kauai den Tod seines alten Königs vernahm, erwachte in manchen Herzen wieder der Hang zur alten heidnischen Sitte und das Verlangen nach politischer Unabhängigkeit. An die Spitze der Unzufriedenen stellte sich zum großen Schmerz der Missionare der junge Fürst. Nach wenigen blutigen Gefechten hatte Kalaimoku den Aufstand unterdrückt; den verirrten Königssohn aber fand er halb verhungert, halb betrunken, in einem abgelegenen Thale der Insel. Von Kalaimoku freundlich behandelt, starb er später an den Folgen seiner Trunksucht. — Auch Kanui entsprach den von ihm gehegten Erwartungen nicht. Er mußte bald unter Kirchenzucht gestellt werden, und wurde, nachdem er wieder in die Gemeinde aufgenommen war, im Jahre 1848 von dem damals erwachten Goldfieber nach Kalifornien

getrieben, wo er gute Geschäfte machte, in der Folge aber durch den Fall eines Handlungshauses wieder sein ganzes Vermögen verlor. Er starb jedoch 1864 als ein begnadigter Sünder, dessen einzige Hoffnung Jesus, dessen einziger Wunsch der Himmel war, und dem sowohl der Prediger der Gemeinde in St. Francisko, der er sich in seinen letzten Lebensjahren anschloß, als der Kaplan des Spitals in Honolulu, der ihn in seiner letzten Krankheit viel besuchte, ein schönes Zeugniß geben. — Hopu und Honuri blieben dem Dienst am Worte treu, und ihre Arbeit war nicht vergeblich.

Als lebendige Christen traten namentlich der Redner Naihe und seine von den Königen von Hawaii abstammende Gemahlin Kapiolani hervor, deren heldenmüthiger Gang zum Krater des Kilauea unsern Lesern von früher her bekannt ist. Als die Missionare sie 1820 zuerst erblickten, saß sie eben auf einem Felsen und salbte ihren Körper mit Oel. Damals war sie eine abergläubische, dem Sinnengenuß ergebene Frau; einige Jahre später kannte sie keine größere Freude mehr, als anständig gekleidet in ihrem wohleingerichteten Hause an der Kealakeakua-Bai die Boten ihres Herrn und Heilandes zu empfangen, deren Schülerin sie zuerst in Kailua, dann in Honolulu gewesen war, und sich mit ihnen über das Wohl ihres Volkes zu berathen. In Gemeinschaft mit ihrem Gemahle erbaute sie in Kaawaola und den benachbarten Dörfern Versammlungshäuser, in denen sie und einige ihrer Freunde sangen, lasen und dem Volke verkündeten, was sie von dem Evangelium wußten. Oft sandten sie auch Samstags ein Boot nach Kailua, um für den Sonntag einen der dort stationirten Missionare zu holen. Im Jahre 1824 bezog dann Missionar Ely, den später Ruggles ablöste, die Missionswohnung, die sie in der Nähe ihres eigenen Hauses erbaut hatte. Die schnelle Einführung des Christenthums an der Westküste Hawaii's, wo Kapiolani's Besitzungen lagen, hatte ihren Grund großentheils in dem Einfluß dieser durch und durch bekehrten Fürstin.

Ein warmer Freund des Evangeliums wurde ferner der weise und kräftige Minister Kalaimoku, von den Kanaka's das Eisenseil, von den Engländern ihrem eigenen großen Staatsmanne nach oft William Pitt genannt. Wenn irgend Jemand auf den Inseln schmerzlich getroffen wurde von der Nachricht vom Tode des Königspaares, so war es Kalaimoku, der vieljährige Rathgeber Kamehameha's I, der die Kinder seines Herrn hatte unter seinen Augen aufwachsen

sehen. Als aber die Trauerkunde kam, forderte er in der Kirche sein Volk auf, zwölf Tage nacheinander um Vergebung ihrer Sünden und um Gottes Gnade und Segen zu beten. Auch an alle Häuptlinge wurde die Aufforderung gesendet, erst im Gebete vor Gott zu treten, ehe sie sich zu einer Versammlung einfänden. Als dann im Mai 1825 ein englisches Kriegsschiff unter Lord Byron (dem Erben der Titel des im gleichen Monat mit Liholiho verschiedenen Dichters) die Leichen nach Oahu zurückbrachte, und das Wehklagen des Volks das Rauschen der Brandung übertönte, sprach Kalaimoku: „Wir dürfen wohl weinen, aber laßt uns nicht Arges denken von Gott. Er hat nicht Unrecht gethan, sondern wir. Wir wollen uns beugen unter Seine Hand. Alle Belustigungen sollen stille stehen. Unsere tägliche Arbeit soll aufhören. Lasset alles Volk 14 Tage lang sich demüthigen vor Gott."

Die wunderbarste Veränderung aber gieng mit Kaahumanu vor. In den Tagen des Heidenthums war sie die stolzeste, gebieterischste und grausamste ihres Geschlechts gewesen. Keiner ihrer Unterthanen konnte ohne Zittern ihren Blick ertragen, wenn sie zürnte; auf der andern Seite aber hatte ihre ungewöhnliche Kraft, Entschlossenheit und Gewandtheit, unterstützt von Kalaimoku's Einsicht und Erfahrung, mehr als einmal das Land aus einer schwierigen Lage gerettet. Den Missionaren zeigte sie sich zwar gleich Anfangs geneigt, ihr Benehmen gegen dieselben war jedoch stolz und verächtlich. Im Jahre 1822, noch ehe sie das Alphabet gelernt oder der Verkündigung des Evangeliums ihr Ohr geliehen hatte, machte sie sich's schon zur besondern Aufgabe, auf einer Reise durch Hawaii alle in den Felsen und Klüften verborgenen Götzen aufsuchen und zerstören zu lassen. Nicht lange darauf saß sie als eine demüthige Jüngerin zu den Füßen Jesu; das Eis der Härte und Selbstsucht schmolz vor Seiner Liebe, und die einst fast unnahbare Fürstin wurde die treu besorgte Mutter ihres Volks, die gerne dem Geringsten die Hand zum Gruße reichte. Mild und doch fest gieng sie nun einher, dankbar gegen ihre Lehrer, gütig gegen Alle. So groß war die Umwandlung ihres ganzen Wesens, daß als sie später wieder nach Hawaii kam, das Volk sie nur „die neue Kaahumanu" nannte. Ihr Beispiel gewann Viele für das Evangelium; man fühlte, „daß sie mit Jesus lebte."

Diese Frau wurde nun für die Zeit von Kauikeaouli's Minderjährigkeit als Regentin bestätigt, der neunjährige König auf den Rath

des Gouverneurs von Hawaii dem regelmäßigen Unterricht der Missionare übergeben, „damit er die Verirrungen seines Bruders meiden lerne." In einem während Lord Byrons Anwesenheit gehaltenen Rath der Häuptlinge wurde das Christenthum als Landesreligion anerkannt, und am Schluß des Jahres empfieng Kaahumanu mit neun derselben zum ersten Male das h. Abendmahl. So war die Regierung der Inseln eine christliche geworden, ehe noch dem ganzen Volke das Evangelium verkündet war, eine in der Missionsgeschichte fast einzig dastehende Thatsache. Die süße Botschaft nun aber möglichst schnell vor Alle zu bringen, lag den Häuptern der Kanaka's jetzt nicht minder am Herzen, als den Missionaren selbst. Im Herbst 1826 fanden sich bei einer nach Kailua einberufenen Volksversammlung an 10,000 Eingeborne ein, um die Predigt des Evangeliums zu hören. Im gleichen Jahre noch ließ der Gouverneur Adams dort ein Versammlungshaus errichten, das fast 5000 Personen zu fassen vermochte. Das Bauholz wurde aus den Bergwaldungen herbeigeschafft, und Tausende arbeiteten an den 180 Fuß langen und 78 Fuß breiten Wänden und dem weitgewölbten Dach der Hütte. Einen wunderbaren Kontrast mit den lärmenden Volkshaufen, welche die Missionare bei ihrer Ankunft hier gesehen hatten, bildete die Versammlung, welche das neue Gotteshaus bei seiner Einweihung füllte. Kaahumanu, Kuakini, Naihe, Kapiolani und Hoapiliwahine sprachen selbst zu dem Volke; der Letztere erklärte demselben auch den Entschluß der Regierung, die Vorschriften des Christenthums künftig zu ihrer Richtschnur zu nehmen.

Zu ihren Regentenpflichten rechnete Kaahumanu freilich nicht nur die möglichste Förderung der Predigt des Evangeliums und der Errichtung von Schulen, die damals von etwa 5000 Eingebornen besucht wurden, sondern auch die möglichste Beschränkung und die Bestrafung des Kindsmords, der Unzucht, der Trunkenheit, der Sonntagsentheiligung und des Diebstahls. Das kurze Gesetzbuch, das sie nun in Hawaii einführte, waren einfach die zehn Gebote. Es konnte nicht fehlen, daß die dahinzielenden Verordnungen bei vielen ihrer Unterthanen bittern Aerger erregten; die Feindschaft brach aber zuerst von Seiten der Fremden offen hervor, die sich nicht darein finden konnten, daß den eingebornen Weibern nicht mehr wie früher gestattet war, ihre Schiffe zu besuchen. Mehrmals kam es vor, daß die Matrosen Krawalle in den Straßen erregten, um die Zurücknahme jener Gesetze zu er-

zwingen, und daß der Kapitän, der jetzt nicht mehr die gewohnte „Reisegefährtin“ mitnehmen konnte, auf die Seite seiner Mannschaft trat. Natürlich wandte sich der Haupthaß den Missionaren zu, die man als die Urheber der ganzen Veränderung betrachtete. Nicht nur wurden sie von dem rohen Schiffspöbel wiederholt persönlich bedroht, sondern auch von Kapitänen und Kaufleuten in englischen und amerikanischen Zeitungen mit Lügen und Schmähungen überschüttet, als hätten sie gewaltthätig die ganze Regierung der Inseln an sich gerissen. Selbst der englische Konsul gehörte zu ihren Anklägern, und drohte ihnen, katholische Priester als ihre Gegner herbeizurufen. Auf dieß hin richteten die Missionare nach Amerika die Bitte um Untersuchung ihres Verhaltens. Ihr Wunsch wurde erfüllt und Kapitän Jones, der mit dem Schiffe Peacock am Ende des Jahres 1826 nach Honolulu kam, mit dieser Untersuchung beauftragt. Sein Bericht lautete: „Diese große Prüfung schlug zum vollkommensten und glänzendsten Triumph der Missionare aus, den ihre wärmsten Freunde nur immer wünschen konnten. Kein Jota, das gegen ihren Charakter spräche“ rc. Der alte Young aber schrieb: „Da manche Personen behauptet haben, die Arbeiten der Missionare auf diesen Inseln seien mit Uebelständen und Nachtheilen für das Volk verknüpft, bezeuge ich hiemit mit Freuden das Gegentheil. Ich bin vollkommen überzeugt, daß des Guten, das sie bewirken und schon bewirkt haben, nicht wenig ist. Die große und gründliche Wendung zum Bessern, welche schon in den Sitten und Gewohnheiten dieses Volkes eingetreten ist, hat meine kühnsten Erwartungen weit übertroffen. Während meines vierzigjährigen Aufenthalts in diesem Lande habe ich Tausende hilfloser Geschöpfe in den vernichtenden Kriegen grausam hinschlachten sehen. Ich habe Schaaren meiner Mitmenschen den Götzen opfern sehen. Ich habe diese große, einst dicht bevölkerte Insel durch Krieg und Seuchen auf ihre jetzige Einwohnerzahl herabsinken sehen, und bin überzeugt, daß nur das Christenthum sie vor völligem Aussterben retten kann. Ich freue mich, daß wahre Religion an die Stelle des Aberglaubens und des Götzendienstes tritt, gute Sitten der Herrschaft des Verbrechens folgen und christliche Gesetze künftig statt der Willkühr und Bedrückung herrschen werden. Alles das hatte ich längst gewünscht, aber nicht zu erleben gehofft. Ich danke Gott, daß ich es in meinen alten Tagen noch sehen, und wie ich demüthig hoffe, auch an mir selbst erfahren darf.“

Missionsanfänge in Bengalen.

1. Die erste Sirampur Mission.*)

Sirampur (eig. Sri-rām-pūr, Stadt des seligen Rama) ist ein kleines Städtchen auf dem rechten Hugli-Ufer in der malerischsten Gegend der bengalischen Ebene gelegen, etwa sechs Stunden nördlich von Kalkutta. Nachdem die Dänen lange in der drei Stunden weiter stromaufwärts gelegenen französischen Stadt Tschandernagar Handel getrieben hatten, bewogen sie endlich mit schwerem Gelde den Nawāb von Murschidabad, ihnen zwanzig Morgen Lands in Sirampur zu „schenken", um darauf eine Faktorei zu errichten, kaum zwei Jahre vor der Eroberung Bengalens durch Clive. Am 8. Oct. 1755 wurde die dänische Flagge dort aufgezogen, neben einer ärmlichen Hütte, und 90 Jahre lang hat sie daselbst mit kurzer Unterbrechung geflattert, über einem längere Zeit lieblich aufblühenden Städtchen, das Friedrichsnagar genannt wurde.

Dänemark hat früher als andere Staaten seinen kleinen Kolonieen die Segnungen des Christenthums zuzuwenden gesucht. Bekannt ist die Mission in Trankebar, 1706 gestiftet durch den edeln König Friedrich IV in Verbindung mit den hallischen Pietisten. Minder bekannt ist die Arbeit der Brüdergemeinde in Ostindien.**) Um Kolonisten für die ungesunden Nikobar-Inseln zu bekommen, auf welchen von Trankebar aus 1756 ein Handelsort errichtet worden war, sicherte die dänische Regierung den Herrnhutern bedeutende Privilegien zu, falls sie sich dort niederlassen wollten. Bruder Stahlmann mit zwei Theologen landete in Trankebar 1760, andre Brüder folgten ihnen in großer Zahl. Das hörte „der englische Gouverneur in Bengalen" und wünschte auch einige nach Tschatigam (Chittagong) zu bekommen. Doch hatten sie genug zu thun, bis sie unter Entmuthigungen aller Art sich in Trankebar und auf den Nikobaren einigermaßen festgesetzt hatten, ohne daß sich doch eine bleibende Frucht zeigen wollte.

---

*) Hauptquelle: The lives et times of Carey, Marshman and Ward. London 1859, ein grundlegendes Werk des bekannten J. Marshman, Mitglieds des indischen Raths.

**) S. Fortsetzung von D. Cranzens Brüderhistorie. Barby 1791, 1804.

Aber eine spätere Einladung der Dänen in Sirampur wurde angenommen. Grasmann und Schmidt landeten im Sept. 1777 in Friedrichsnagar, kauften sich einen Garten und wohnten in einem Bambuhause am Flusse, Bengali lernend, während Schmidt als Arzt ziemliche Praxis bekam und dadurch den Unterhalt der Brüder bestritt. Etliche Engländer hätten schon damals gerne eine Mission in Kalkutta selbst gesehen, wie denn ein Beamter Livius ihnen zu Geringa, eine halbe Stunde von Kalkutta, einen Garten schenkte, den sie 1782 auf einige Zeit bezogen. Auch der dänischen Loge in Patna wurde ein Besuch abgestattet; Latrobe und Andere fiengen an 1783 sich dort bleibend niederzulassen. Je weniger es auf den Nikobaren glücken wollte, desto entschiedener richteten sich die Augen nach Bengalen. Als ein Sturm das Bambuhaus niederwarf, baute man ein festeres aus Backsteinen. An Arbeit und Verdienst fehlte es nicht, ebenso wenig an Aufmunterung von Seiten einzelner europäischer Gönner. Am 11. Nov. 1783 wurde „die muselmanische Sklavin einer englischen Freundin getauft, welche acht Tage darauf selig entschlief". Aber diese Taufe konnte den durch Schmidts Hinscheiden (Aug. 1783) schon tiefgesunkenen Muth nicht lange neu beleben. „Den Brüdern wurde keine Seele bekannt, welcher mit dem Evangelio gedient gewesen wäre." Es scheint auch, sie vermochten der herrschenden Stimmung, welche alle Mission an einer so kompakten Masse uralter Civilisation für Unsinn erklärte, nicht widerstehen, — „die Hindernisse, welche in der aus dem ostindischen Götzendienste unmittelbar entspringenden und damit genau verbundenen bürgerlichen Verfassung so fest eingewurzelt sind, schienen ganz unübersteiglich, und die Stunde, da der Schlüssel Davids die Riegel der Kerker zerbrechen möchte, in welchen Millionen dieser verblendeten Seelen schmachten, noch nicht gekommen."

Bischof J. F. Reichel sollte daher durch eine Visitationsreise den Muth neu erwecken und die passendsten Einrichtungen anrathen. Er that sein Möglichstes, in Trankebar, das er 1786 erreichte, die sichersten Erkundigungen einzuziehen, und seinem in Kopenhagen gegebenen Versprechen gemäß wenigstens der Nicobar Mission zu einigem Aufschwung zu verhelfen. Bengalen hat er nicht besucht. Grasmann stellte sich von dort ein und gab Bericht, wie nun vier europäische Familien, etliche Armenier und viele Katholiken unter etwa 9000 Schwarzen in Sirampur wohnen. „Die Brüder haben ein schönes Wohnhaus mit Nebengebäuden; sie bringen sich durch, der eine als

Arzt, ein anderer als Tischler, verdienen auch etwas durch Stunden-geben; sie führen eine gemeinschaftliche Haushaltung mit fünf schwarzen Dienern. Den Heiden ist noch wenig gepredigt worden, troß aller dazu gegebenen Freiheit. [Die Kaste wird als das Haupthinderniß bezeichnet.] Doch hat Grasmann fleißig Bengalisch gelernt, ein Wörterbuch gesammelt und manches übersetzt. In Patna seien mehr Brahmanen und die Kasten noch strenger; dort fehle ferner die Freiheit, das Evangelium zu verkündigen. Entstünden aus der Bekehrung der Heiden einige Unruhen, wie unvermeidlich ist, so würde die englische Regierung die Mission untersagen, wie schon in Ansehung der katholischen Mission geschehen ist." — Reichel hatte nicht Brüder genug, um alle Posten gehörig zu besetzen, daher beschloß er die Aufhebung der bengalischen Mission, und schiffte sich schon eine Woche nach Grasmann's Ankunft mit dem kranken Latrobe nach Europa ein (Okt. 1786).

Grasmann hatte nun die zwei Brüder aus Patna zurückzurufen; so wurde im Dec. 1787 diese Station verlassen, und im Jahr 1792 schiffte auch er sich nach Europa ein. Schon vier Jahre zuvor war die Nicobar Mission zu Ende gegangen, und 1795 beschloß die Aeltestenkonferenz die Aufhebung des Brüdergartens in Trankebar, „da die Unterhaltung in die Länge unerschwinglich wurde, und man nicht die geringste Aussicht zur Ausbreitung des Reiches Christi hatte," worauf sich die Brüder allmählig zurückzogen, bis in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts die 40jährige Verbindung der Brüdergemeinde mit Indien gelöst war, scheinbar ohne irgend welche nennenswerthe Frucht.

Was aber Grasmann von Sirampur behauptete: „Wenn das Evangelium fleißig verkündigt wird, und die Stunde der Heiden einmal schlägt, so scheint dort die beste Gelegenheit zu einer Missionsanstalt in Ostindien zu sein," das lautet uns nun wirklich prophetisch. Energischere Männer rückten in die offene Stelle nach, und weil sie glaubten, und das Evangelium fleißig verkündigten, schlug auch die Stunde der Heiden.

---

2. Vorbereitungen zur bengalischen Mission.

Ehe wir aber die Engländer erwähnen, welche nach Grasmann sich daran wagten Bengalen zu evangelisiren, sei noch eines Lutheraners gedacht, der gleichfalls von Trankebar nach Bengalen kam. Der Schwede Kiernander (geb. 1711) fand sich durch die Fortschritte der Franzosen in Südindien so eingeengt, daß er sich nach Kalkutta einschiffte (1758), wo ihn Oberst Clive, der 15 Monate zuvor durch den Sieg bei Plassey die Herrschaft der Kompagnie begründet hatte, mit offenen Armen empfieng, wie er denn mit Frau Clive das jüngste Kind des Missionars aus der Taufe hob. Dieser wurde der allgemeine Liebling, richtete eine Freischule ein und predigte in portugiesischer Sprache den Mischlingen der reißend schnell aus ihren Ruinen erstehenden Hauptstadt. In Folge einer zweiten Heirath wurde Kiernander ein reicher Mann (1761), baute eine Kirche und Schulhaus und machte Stiftungen für wohlthätige Zwecke. Aber durch die Bürgschaft für einen lieberlichen Sohn gerieth er in äußerste Armuth, so daß er (1787) nach Sirampur unter den Schutz der dänischen Flagge flüchten mußte, um seinen Gläubigern zu entgehen. Fast 90jährig starb er 1799 im holländischen Tschinsura an den Folgen eines Beinbruchs. Carey, der ihn fünf Jahre vor seinem Tode sah, erbaute sich an dem ungelöschten Missionseifer des Greisen, und ward durch seinen Zuspruch nicht wenig ermuthigt.

Hier war also ein überaus eifriger Missionar, dem es jedoch sicherlich an der rechten Nüchternheit fehlte.*) Er hatte auch Mitarbeiter an dem durch ihn gewonnenen Pater Bento, wie an den Missionaren Diemer (1774—1785) und Gerlach (1778—1788). Da aber alle Unterstützung von Europa ausblieb — sechs Jahre lang kam kein Gehalt an —, mußten sie sich irgendwie durchzubringen suchen. Nur Ein Hindu von guter Kaste wird genannt, den Kiernander getauft hat, der reiche Dollmetscher Ganeschambas (1774). Sonst beschränkte sich sein Missionsdienst auf die verachteten Halbeuropäer und Knechte, und diese verloren sich nach seinem Abtreten unter der englischen Gemeinde.

Für diese wurde David Brown der erste rechte Hirte. Dieser bischöfliche Geistliche kam 1787 in Kalkutta an, um die Pflege der

*) Siehe Fenger, Geschichte der Trankebar Mission.

Hunderte verwahrloster halbeuropäischer Kinder zu übernehmen, deren Zahl in der sittenlosen Stadt schnell zunahm. Da fand er die Protestanten durch Kiernanders Unglück verwaist, und predigte ihnen am Sonntag. Die Vorsteher der Waisenhäuser zürnten ihm darüber, obgleich er die ganze Woche hindurch Schullehrerdienste that, und entließen ihn 1788. Er unterrichtete nun in Häusern der Beamten, und kam dadurch in enge Beziehungen zu Ch. Grant, einem frommen Christen mitten unter Spöttern und Schwelgern. Grant war es, der Kiernander's Kirche, gerade ehe sie verauctionirt werden sollte, um 10,000 Rupies ankaufte und für den Dienst der Mission der christlichen Erkenntniß-Gesellschaft anbot. Mit ihm stand der Beamte des Obergerichts, R. Chambers, ein Freund von Missionar Schwarz, an, für die Evangelisirung Bengalens etwas zu wagen. Aber wohin sie sich auch wendeten, überall fehlte es an geeigneten Werkzeugen.

Damals kam der wohlmeinende, aber unsolide Schiffsarzt J. Thomas nach Kalkutta, und suchte umsonst nach einem Christen. Am Sonntag wehte wohl die Flagge auf Fort William, und einige Wenige fanden sich zum Gottesdienst ein; sonst aber ließ sich kein Zeichen entdecken, daß Bengalens Eroberer irgend welcher Religion angehörten. Excentrisch wie er war, rückte er 1. Nov. 1783 in die India Gazette eine Ankündigung ein: es bestehe ein Plan, das Evangelium in Bengalen zu verbreiten; alle Klassen werden eingeladen, ihm darin beizustehen. Unterzeichnet A B C. Darauf antwortete Ein Mann, der edle Chambers, er sei bereit für eine Hindustani Uebersetzung des Neuen Testaments etwas zu thun; aber Thomas kehrte für jetzt ohne weitere Erklärung nach England zurück. — Als er Kalkutta 1786 wieder besuchte, wurde es ihm so wohl im Grant'schen Kreis, daß er daselbst seine Gedanken eröffnete, selbst das Evangelium unter den Hindu's zu predigen. Grant besaß eine Indigofaktorei bei Malda, welcher damals der fromme Udny vorstand. Zu ihm wurde Thomas geschickt und sein Unterhalt durch Grant und seine Freunde bestritten. Da legte er sich mit großem Eifer auf die Erlernung des Bengalischen und predigte bald hin und her auf Bootreisen im Lande. Doch war er als Baptist ein so heftiger Sektirer, daß seine Verbindung mit Kirchenleuten nicht lange dauern konnte; auch ließ er sich wieder auf unglückliche Spekulationen ein. Grant gab ihm Geld zur Reise nach England, wohin er nun selbst auch zurückkehrte (1790).

Einen umfassenderen Plan für eine kirchliche Mission, zunächst

auf acht Stationen berechnet, hatte Grant 1786 entworfen und Freund Brown gebeten, ihn dem Generalgouverneur Lord Cornwallis vorzulegen. Wie man ohne dessen Erlaubniß etwas Größeres anfangen könne, vermochte Brown sich gar nicht zu denken; und um ihn nicht im Voraus abzuschrecken, wagte er nur die Nothwendigkeit von Schulen, „welche die christliche Belehrung der Heiden vorbereiten könnten," ihm vorzustellen. Der Lord aber entließ ihn mit der kühlen Bemerkung, er halte nichts auf solche Plane. Grant wagte sich selbst an den großen Mann, und überreichte ihm sein Papier, das wahrscheinlich nicht einmal gelesen wurde. Lord Cornwallis war nur bemüht, ein Gesetzbuch zu verfassen, eine neue Aristokratie zu schaffen und die Grundsteuer auf ewig festzusetzen, — alles wohlgemeinte Bestrebungen, die aber ein Fluch für Bengalen geworden sind. Eine Mission hielt er (1788) in Indien für unmöglich: „Die Taktlosigkeit eines einzigen Lehrers könnte eine Regierung erschüttern, welche ihre Stütze an einer Armee von Kastenmännern hat, deren Treue und Zuneigung wir uns nur durch unablässige Aufmerksamkeit auf die Schonung ihrer abergläubischen Eigenheiten gesichert haben."

Grant ließ sich nicht abschrecken; er versuchte es mit dem Erzbischof von Canterbury, mit den Vertretern der evangelischen Partei, und endlich mit Wilberforce (Sept. 1787), denen allen er die Sache brieflich an's Herz legte. Vorerst waren die evangelischen Freunde mehr mit den Negern Westindiens beschäftigt; doch als Grant persönlich seine Angelegenheit Wilberforce empfahl (1790), nahm sich dieser der Sache eifrig an, rieth aber vorerst sich ganz nur auf Unterrichtsplane für Indien zu beschränken. Alles Religiöse wurde aus dem Entwurf gestrichen, aber auch so mundete er dem Erzbischofe (Dr. Moore) nicht; und der König hatte seine Bedenken „wegen der von Frankreich ausgehenden Neuerungssucht!"

Es nahte die Zeit, da der Freibrief der ostind. Kompagnie für weitere 20 Jahre bestätigt werden sollte. Der tüchtige Minister Indiens, Dundas, brachte 1793 seinen Gesetzesvorschlag ein; Wilberforce versuchte denselben durch zwei Sätze zu vervollständigen: 1. daß es die Pflicht des Parlaments sei, das Glück der britischen Unterthanen im Osten zu befördern durch Maßregeln für ihren allmähligen Fortschritt in nützlichem Wissen und sittlicher und religiöser Besserung; 2. daß für den Unterricht der Protestanten in Indien genügende Vorsorge getroffen werden solle, auch Kaplane auf den größeren Schiffen anzustellen seien. Der Vor-

schlag wurde ohne Murren angenommen; als aber die Juristen das Wort „Zulassung von Missionaren und Schullehrern“ einrücken wollten, erhoben sich die Direktoren im India Haus und führten die Verwerfung der beiden Sätze herbei.

Um dieß zu erklären, müssen wir uns nun die Stellung der ostindischen Kompagnie zum Christenthum vergegenwärtigen. So lange sie nur Handel trieb, hatte sie sich der Mission nie abgeneigt gezeigt. Auch hatte das Parlament im Freibrief von 1698 festgesetzt, daß auf jeder Station ein Prediger unterhalten werden müsse, der portugiesisch zu lernen habe, um Sklaven oder Diener der Kompagnie im Glauben unterrichten zu können. Den deutschen Missionaren in Südindien waren die Beamten der Kompagnie nie in den Weg getreten, hatten sie vielmehr zu Zeiten unterstützt und den Obern von deren Fortschritten Bericht abgestattet, zuletzt im Jahr 1752. Da kam die Schlacht von Plassey (eigentlich Palâsi) dazwischen, welche aus Kaufleuten Prinzen, aus der Kalkutta Faktorei die Hauptstadt eines Reiches machte. Dem Ehrgeiz und der Habsucht war damit ein ungeheurer Spielraum eröffnet, und jeder ernstere Gedanke wurde von dem Verlangen, möglichst bald auch Vermögen zu erwerben, erstickt. Was im Orient seit alten Zeiten für Recht gegolten hatte: die Kunst, den Machtbesitz in Geld zu verwandeln, wurde von den schlechtbezahlten Dienern der Kompagnie im Nu erlernt; und die Direktoren derselben vermochten mit ihren unmächtigen Strafbriefen nicht durchzudringen. Das Parlament mußte sich drein legen, und um der Bedrückung der Eingebornen Abhilfe zu verschaffen, wurde 1774 der königliche Gerichtshof in Kalkutta errichtet. Der unverschämtesten Gewissenlosigkeit wurde damit gesteuert; aber überall öffneten sich noch Hilfsquellen in Menge, daraus sich ohne besondere Schande Gold gewinnen ließ. Ehen waren damals überaus selten, die meisten Engländer lebten mit eingebornen Weibern, die für die besten Munschi's (Sprachlehrer) galten, und die Höchstbesoldeten hielten sich Zenanas (Harems). Je freier nun über das Christenthum gespottet wurde, desto andächtiger beugte man sich vor den „religiösen Vorurtheilen der Eingeborenen“. Von sonntäglichem Gottesdienst war keine Rede, der Tag wurde am liebsten durch Wettrennen gefeiert. England hatte zwar Bengalen erobert, aber bengalische Sitte herrschte über die Eroberer.

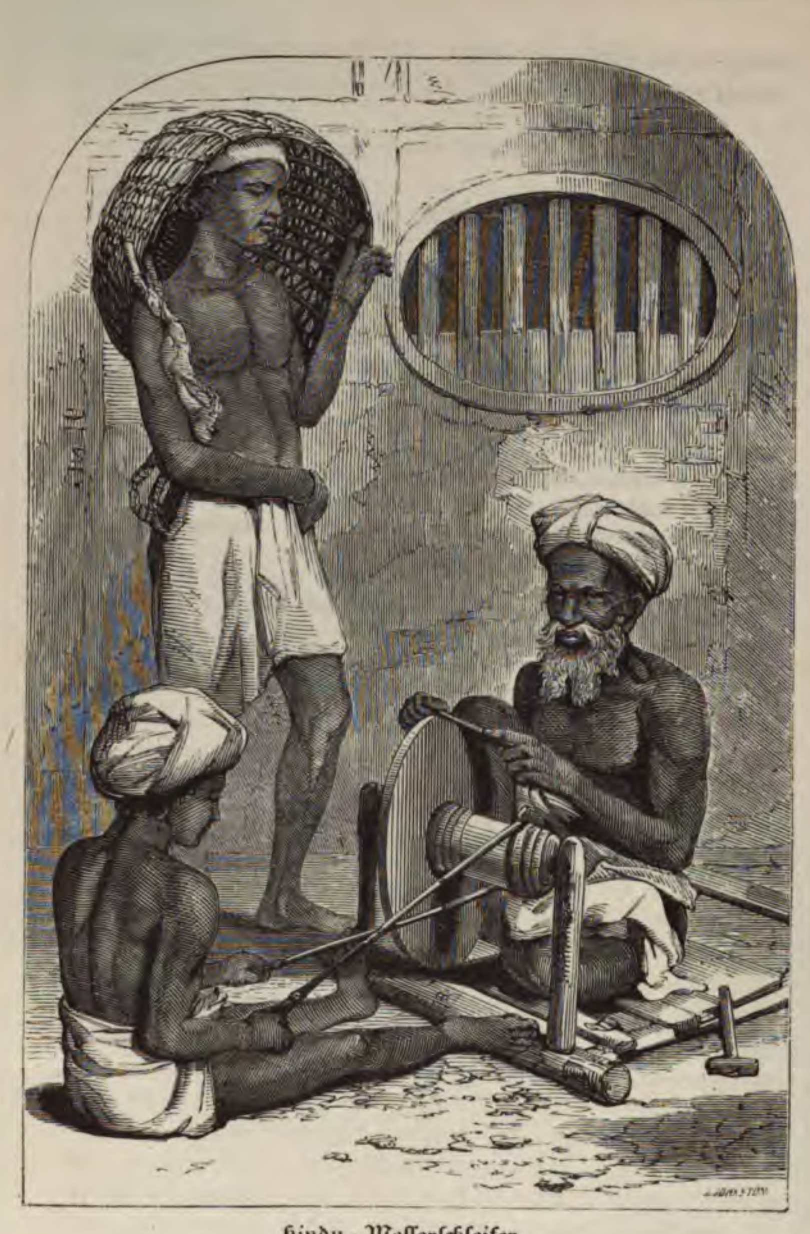
Die zurückgekehrten Angloindier suchten fortan einen Sitz im Direktoren-Hof zu gewinnen, um ihren Söhnen und Verwandten

dieselbe vielversprechende Laufbahn zu eröffnen. Es gelang; die Direktion der Kompagnie gerieth somit unter den Einfluß der „alten Indier". Diese alle schwärmten für indischen Aberglauben, und haßten „die Heiligen" aufs bitterste. Sobald sie von dem Vorschlag hörten, Missionaren Zutritt nach Indien zu gestatten, hielten sie einen Rath, in welchem nur Ein Freund von Wilberforce, Thornton, gegenwärtig war. Lushington, der in Indien reich geworden war, eröffnete die Verhandlung (23. Mai 1793), indem er nach seinen und seiner Freunde allgemeinem Urtheil Missionen in Indien für ein Hirngespinnst erklärte und sich auf die Aufklärung der Neuzeit berief, welche alles Proselytiren für einen Anachronismus halten müsse; der Vorschlag gefährde jedenfalls die Sicherheit der indischen Regierung. Umsonst stellte Thornton vor, man wolle nicht proselytiren, sondern nur durch Schulen so viele Kenntniß der christlichen Religion verbreiten, daß denen, welche sich ihr zuwenden wollten, Gelegenheit geboten sei, ihren falschen Glauben gegen einen bessern auszutauschen. Eben darin, meinte Lushington, bestehe die große Gefahr; sobald die Einheit des Glaubens, das größte Gut der Indier, gestört werde, sei es mit der britischen Herrschaft aus. M. Campbell, der Schwarz gekannt hatte, lachte über den tollen Gedanken; jedenfalls bekäme man nur die Auswürflinge Indiens in die Mission, die höheren Klassen besitzen bereits die reinste Sittlichkeit und die strengste Tugend. Die meisten stimmten eilends bei, und es wurde beschlossen, dem Vorschlag Wilberforce's im Parlament mit Macht entgegenzutreten. Daß die Kompagnie sich hinfort gegen jeden Missionsversuch wehren werde, war damit klar ausgesprochen. Sie fürchtete Schulen und Unterricht fast mehr als das Predigen einiger Schwärmer; denn wenn die Indier aufgeklärt würden, ließ sich die unverantwortliche Fremdherrschaft nicht in bisheriger Weise fortführen. Eines aber thaten sie: eine hohe Schule in Benares sollte hinfort die Literatur, Gesetze und Religion der Hindu's in Pflege nehmen, und 1400 Pfd. Sterling jährlichen Aufwands wurden für diesen Zweck bewilligt.

Umsonst nahm sich Wilberforce im Parlament des verschrieenen Christenthums an. Minister Dundas bezeugte ihm seine höchste Achtung, meinte aber, wegen der indischen Bigotterie müsse vorerst noch zugewartet werden. Das Haupt der Liberalen, Charles Fox, hielt alles Proselytiren für unrecht und gefährlich. Das Unterhaus ließ also den Vorschlag fallen, und im Oberhaus nahmen sich kaum Einer

oder zwei der Bischöfe seiner an. Indien war wieder auf 20 Jahre dem Fortschritt verschlossen, — soweit die Großen der Erde darein zu reden hatten.

(Fortsetzung folgt.)



Hindu = Messerschleifer.

Die Sandwich-Inseln
einst und jetzt.
(Fortsetzung.)

6. Neue Anfechtungen.

Die katholischen Priester kamen aber doch, obgleich nicht vom englischen Konsul gerufen. In das Schiff, das Liholiho nach England brachte, hatte sich ein gewisser Rives, ein Franzose von sehr zweideutigem Charakter, einzuschleichen gewußt. Seine Anwesenheit wurde erst entdeckt, als das Schiff schon unter Segel war; der harmlose König ließ sich den ungebetenen Begleiter gefallen und behielt ihn in London einige Zeit als Dollmetscher bei sich. Entlassen, wandte sich Rives nach Frankreich, und wußte sich dort durch seinen vorgeblichen Einfluß auf Liholiho wichtig zu machen. Er gab sich für den Besitzer großer Pflanzungen auf den Hawaii'schen Inseln aus, und warb einige Katholiken zu Arbeitern auf denselben an, während der Papst Leo XII, gleichfalls durch ihn angeregt, J. E. Bachelot als apostolischen Präfekten in Begleitung von zwei Priestern dorthin abordnete. Der Urheber dieser ganzen Expedition hatte indeß nicht den Muth, dieselbe zu begleiten. Er segelte in einem andern Schiffe nach Süd-Amerika, wo sein Name aus der Geschichte verschwindet. Die katholischen Sendboten aber landeten am 7. Juli 1827 in Honolulu.

Am 8. Februar des gleichen Jahres hatte in Kailua, wo er zu sterben wünschte, Kalaimoku seinen Lauf im Glauben beschlossen. Eine seiner letzten Aeußerungen war gewesen: „Die Welt ist voller Sorgen, aber im Himmel ist keine Sorge, kein Schmerz; da ists gut und schön und herrlich."

Die Sorgenlast dieser Welt bekam Kaahumanu nun doppelt drückend zu fühlen, da der treue, erfahrene Freund ihr nicht mehr zur Seite stand, sie mit ihr zu tragen. Sein Bruder Boki, der jetzt an seine Stelle trat, kam ihm nicht von ferne gleich. Er war mit Kalaimoku schon 1819 an Bord eines französischen Schiffes, ohne vorhergehenden Unterricht und ohne etwas von der Bedeutung dieser Ceremonie zu verstehen, nach katholischem Ritus getauft worden; aber die erneuernde Kraft des Evangeliums hatte er nicht an seinem Herzen erfahren, und später sank er mit seiner Gemahlin Liliha sogar in's Heidenthum zurück. In den Verlegenheiten, die mit der Landung der katholischen Priester über Kaahumanu hereinbrachen, stand er dieser indessen zuerst redlich bei. Kaahumanu beanspruchte nämlich den neuen Lehrern gegenüber dasselbe Recht, das Liholiho sieben Jahre früher bei der Landung der amerikanischen Missionare sich gewahrt hatte, — frei und selbständig zu entscheiden, ob dieselben sich auf den Inseln niederlassen dürften oder nicht. Vergeblich aber forderte sie den Kapitän auf, die Priester, deren Bleiben sie nicht wünschte, wieder mitzunehmen. Dieser meinte, er habe schon genug Unruhe mit ihnen gehabt, und segelte davon. Boki suchte ihnen begreiflich zu machen, wie nachtheilig und verwirrend für die junge Hawaii'sche Kirche verschiedene Formen des Gottesdienstes sein müssen, wenn solche auch ohne Schaden unter größeren und gebildeteren Völkern bestehen können; jedoch da waren sie, und sie blieben.

Sie meinten es gut, aber natürlich wollten sie doch Seelen für ihre Kirche gewinnen. Ueber Unduldsamkeit von Seiten der Eingebornen oder der amerikanischen Missionare hatten sie sich nicht zu beklagen; die Letzteren liehen ihnen sogar zur Erlernung der Sprache ihre eigenen Bücher. Im Januar 1828 eröffnete Bachelot eine kleine Kapelle. Die Neugierde führte ziemlich viele Kanaka's herbei. Wie staunten sie aber, als sie da Bilder anbeten sahen! Den katholischen Unterschied zwischen „anbeten" und „verehren" verstanden sie natürlich nicht. Kaahumanu, welche sich schon vorher eine Verstärkung der evangelischen Mission erbeten hatte, und von ganzem Herzen wünschte, ihre Kanaka's zu einem christlichen Volke zu machen, sah darin eine Rückkehr zum Heidenthum, und war trotz der Einwendungen der Missionare entschlossen, die 1819 gegen den Götzendienst erlassenen Gesetze gegen diese neue Form desselben anzuwenden. Sie that dieß, indem sie 1830 einige ihrer eigenen zur katholischen Kirche übergetretenen Unterthanen durch Geldbußen und Gefängniß strafte; den Priestern aber

geschah kein Leid, und ihrer Wirksamkeit unter den auf den Inseln ansäßigen Fremden wurde nicht gewehrt.

Diese Fremden aber machten in ihrem Aerger über die evangelische Mission, die im März 1828 ihre zweite Verstärkung erhalten und 10 Jahre nach ihrer Gründung schon 900 Schulen in's Leben gerufen hatte, die Priester glauben, das Volk seufze unter dem Joch seiner Häuptlinge und diese unter der despotischen Gewalt der Missionare. An diese Fremden schlossen sich alle heidnischen Elemente an, die nach dem ungehemmten Fleischesleben früherer Tage lüstete. Boki ergab sich wieder den alten Ausschweifungen; der junge König selbst, der leider schon frühe einen Hang zur Unmäßigkeit zeigte, hielt sich nicht ferne davon. Es drohte endlich offene Empörung gegen die Regentin, begünstigt und geschürt von den englischen und amerikanischen Konsuln, und wie man zu wissen glaubte, auch von deren Freunden, den Priestern. Da griff Kekuanaoa's gewaltige Hand ein. Als Gouverneur von Oahu und Gemahl Kinau's erstickte er die Unruhen noch im Keim, und gab in gemessenen Zwischenräumen den Priestern die dreimalige Weisung, die Inseln zu verlassen. Als diese erfolglos blieb, schickte er die hartnäckigen Eindringlinge auf Regierungskosten (1832) nach Kalifornien, wohin sie gerade eine dringende Einladung von Seiten des Präfekten der dortigen Mission erhalten hatten.

Boki hatte sich und den König tief in Schulden gestürzt, und konnte das Sandelholz, das er seinen ausländischen Gläubigern als Zahlung versprochen hatte, in seiner Heimat nicht aufbringen. Da beschloß er, mit zwei Schiffen in den fernen Südwesten zu segeln, um die Neuen Hebriden zu erobern, von deren Reichthum an kostbaren Waldungen er gehört hatte. Scheidend rief er (Sept. 1829) dem Volke zu: „Höret, meine Freunde! Merket auf, was ich zu sagen habe. Ihr wißt, meine Sünde ist groß: — sie stinkt von Hawaii nach Kauai: — sie ist unermeßlich, und sie ist meine eigene und keines Andern. Ich reise, um die Schuld des Königs zu tilgen, und nicht zu schlechten Zwecken." Der arme Mann kehrte nicht wieder. Man vermuthet, sein schönes Schiff Kamehameha, auf dem sich ein großes Quantum Pulver befand, sei ein Raub der Flammen geworden, da er und seine Gefährten sehr unvorsichtig zu rauchen pflegten. Von 500 Männern kehrten nur 20 zurück!

Kaahumanu entschlief im Frieden am 5. Juni 1832, 58 Jahre alt. Nicht weit vom königlichen Schlosse in Honolulu steht ein steinernes

Haus mit nur Einem Raume, der Gruft. In der Mitte derselben liegt auf einem verhängten Tische die Hawaii'sche Krone, längs der Mauer stehen Särge, einige davon mit Gold und Scharlach geschmückt. Unter den Fürsten und Fürstinnen, in deren Hand einst das Wohl und Wehe ihres Volkes gelegt war und deren Leiber nun hier ruhen, nennen die Inschriften dreier Särge auch Liholiho (Kamehameha II), Kamamalu und Kaahumanu. Spät erst in den Weinberg des Herrn berufen, hatte die Letztere nach dem ihr geschenkten Lichte aufrichtig und treu darin gearbeitet. Ihr Name wurde vom Volke dadurch geehrt, daß er nun der Amtstitel jedes Premiers geworden ist.

Mit ihrem Tode brachen neue Stürme über die Mission herein. Kinau, ihre Nachfolgerin als Premier, war zwar eine edle, wahrhaft bekehrte Frau, ihr Halbbruder aber, der junge König, der im folgenden Jahre als Kamehameha III (1824—1854) die Regierung antrat, nur der Spielball seiner eigenen Lüste und der Einflüsterungen schlechter Freunde. Er verfiel in grobe Ausschweifungen, nahm die von Kaahumanu erlassenen Gesetze zurück und erließ eine Proklamation, in der er erklärte, daß alle Gewalt in seinen Händen ruhe und er unumschränkter Herr über Leben und Tod seiner Unterthanen sei. Und nun zeigte sich's, daß das Christenthum seine Wurzeln auf den Inseln bis jetzt zwar weit, aber nicht tief geschlagen hatte. Das Volk, das sich äußerlich den strengen Sittengesetzen Kaahumanu's gefügt hatte, warf mit Einem Schlage alle Zügel von sich. Nicht nur in Honolulu, sondern auf der ganzen Gruppe wurden wahre Saturnalien aller Laster gefeiert; die Schulen wurden verlassen, auch Lehrer fielen ab; in Hawaii wenigstens wurde in Einem Distrikt sogar der alte Götzendienst wieder aufgerichtet. So lange die Gräuel der Trunkenheit und Unzucht ihren Höhepunkt erreicht hatten, war es der trefflichen Kinau mit all' ihrem Ernst unmöglich, auch nur den geringsten Einfluß zu üben; ja, sie mußte sich mit wenigen Getreuen in das Fort verschließen, das den Hafen von Honolulu bewacht, um ihre eigene Person vor den gröbsten Beschimpfungen zu schützen.

Zum Glück dauerte dieser Taumel nicht lange. Erschöpft, krank, übersättigt sanken die Opfer ihrer Leidenschaften aus ihrer fieberhaften Aufregung bald in einen Zustand dumpfer Ermattung zurück. Der König fieng an, wieder auf die warnende Stimme seiner Schwester zu hören und bestätigte sie als Premier, so gerne sie auch seine Genossen, voran der englische Konsul, beiseitigt gesehen hätten. Die Nachricht

von ihrem Sieg wirkte elektrisch; die Krisis war vorbei; Kamehameha III selbst aber schwankte noch hin und her: bald sah man ihn in sinnlichen Genüssen schwelgen, bald andächtig im Hause des Gebetes. Zu einer gründlichen Erneuerung seines ganzen Wesens kam es nicht; als Regent jedoch lernte er mehr und mehr das Rechte treffen. Er sorgte väterlich für sein Volk und brachte dessen Wohle freiwillig viele Vorrechte der Krone zum Opfer. Die erste Maßregel, welche 1834 seine Rückkehr zu gesunderen Grundsätzen bezeichnete, war die Erneuerung der von ihm aufgehobenen Gesetze und die Beschränkung des Verkaufs geistiger Getränke.

---

7. Die Erweckung.

Allen Fremden, welche für die Physiognomie verschiedener Länder ein Auge haben, fallen neben den Spuren des unterirdischen Feuers auf den Hawaii'schen Inseln die vielen Regenbogen auf, die sich an ihren Bergen bilden und unter Umständen so vergrößern, daß sie von einem Ufer zum andern die ganze Insel umfassen, oder mit einem Fuße auf dem Meere und mit dem andern auf der Erde zu ruhen scheinen. Wie oft mögen sich an diesem Friedenszeichen die Herzen der Missionare aufgerichtet haben, während rings um sie her der Abgrund aufgethan und alle Mächte der Finsterniß losgelassen schienen!

Und der göttliche Gnadenregen blieb nicht aus. An einzelnen Orten war wohl auch schon früher ein Geist des Gebets spürbar gewesen. So schrieb Missionar Richards im April 1825 von Lahaina: „Als ich heute Abend durch die Straßen gieng, hörte ich in sechs verschiedenen Häusern ganz nahe bei einander beten. Ich glaube, es sind jetzt nicht weniger als 50 Häuser in Lahaina, in denen regelmäßiger Morgen- und Abendgottesdienst gehalten wird. Selten vergeht eine Stunde im Tage, ohne daß ich durch Besuche unterbrochen werde, die ängstlich fragen, was sie thun müssen, um selig zu werden. Wenn ich Morgens erwache, warten schon Leute an meiner Thüre, um sich über die heilige Schrift mit mir zu besprechen. Bereits bestehen hier drei Gebetsversammlungen." Und Missionar Stewart, der nach Amerika zurückgekehrt war, und 1829 als Kaplan eines Regierungsschiffes die Inseln wieder besuchte, schilderte den Sonntagmorgen, der seiner Landung in Kailua folgte, also: „Kaum hatten wir unser Frühstück auf dem Schiffe eingenommen, als wir in der Ferne einzelne Haufen Insulaner

ihren Weg die Hügel herab nach der Kirche nehmen sahen. Wir hatten gestern Abend so wenige Boote und Menschen in Bewegung gesehen, daß man hätte glauben sollen, die Bevölkerung dieses Distrikts müsse nur gering sein; aber jetzt strömten so viele Eingeborene von allen Seiten herbei, daß unser Schiffsvolk über die große Menschenmenge in laute Verwunderung ausbrach. Ich selbst konnte mich des Staunens nicht enthalten. Die Erinnerung an die Vergangenheit ergriff mit unwiderstehlicher Gewalt meine ganze Seele, und die große und selige Veränderung, welche an dieser Missionsstelle stattgefunden hat, überwältigte mich, wenn ich zurückdachte, wie vor vier Jahren noch das Beispiel der Häuptlinge, die täglichen Ermahnungen der Lehrer und der Reiz der Neugierde kaum hundert dieser Insulaner in Bewegung setzen konnten, um auf eine kurze Zeit auch nur mit einiger Ruhe der Predigt des Evangeliums ihr Ohr zu leihen. Ich machte mich fertig, nach unserem eigenen Gottesdienst auf dem Schiff an's Land zu gehen, um gemeinschaftlich mit diesen Kanaka's den Herrn anzubeten. Schon hatte der Gottesdienst begonnen, als unser Boot landete. Die Kirche war so angefüllt, daß für uns kaum noch ein Plätzchen unter der Kanzel übrig geblieben war. Wie ward mir, als ich die große Menge der Eingebornen überblickte, die auf schönen Matten so dicht neben einander auf dem Boden saßen, daß man nichts als lauter Köpfe wahrnehmen konnte, die einen Raum von mehr als 9000 Quadratfuß bedeckten. Ich habe schon vielen gottesdienstlichen Versammlungen in Amerika und England beigewohnt, aber noch keine gesehen, deren Anblick in so hohem Grade wie diese mich im Innersten bewegte, so fühlbar war das Wehen des Geistes. Die Missionsfamilie und einige Distriktshäuptlinge ausgenommen, waren die Tausende, die sich hier eingefunden hatten, in ihre ursprüngliche Nationaltracht gekleidet, und so trug diese Versammlung das volle Bild ihres früheren heidnischen Zustandes, und war den kirchlichen Versammlungen auf den Gesellschafts-Inseln eben so unähnlich, wie denen in unserem Vaterlande. Aber die athemlose Stille, die gierige Aufmerksamkeit, die halbunterdrückten Seufzer, das laute Weinen, die Mannigfaltigkeit der traurigen und freudigen Gefühle, die sich auf den Gesichtern lebhaft ausdrückten; — alles das verkündete das Dasein einer unsichtbaren, aber allmächtigen Gewalt, welche allein die Menschenherzen zu schmelzen und zu erneuen vermag, wie sie auch allein das Menschenherz geschaffen hat." —

Im Jahr 1835 aber, nachdem die sieben ersten Gemeinden orga-

nisirt waren und 5300 Schüler lesen gelernt hatten, während zahlreiche Ehen eingesegnet wurden (2000 in Einem Jahr), begann es sich allenthalben zu regen, so daß in den Missionaren sowohl als in den Leitern des amerikanischen Board die Hoffnung erwachte, der Herr könnte Sein Werk auf den Inseln, so weit ihre Hand dabei betheiligt sei, innerhalb einer oder zwei Generationen vollenden und durch dieses herrliche Beispiel von der Macht des Evangeliums seine ganze Kirche zu neuem Eifer in ihrer Arbeit unter den Heiden entflammen. Obgleich 1831, 32 und 33 neue Verstärkungen der Mission nach den Sandwich-Inseln abgegangen waren, geriethen dort dennoch die Schulen in's Stocken, weil es an weißen Lehrern fehlte, und die eingeborenen gar bald die geringen Kenntnisse erschöpft hatten, die sich während eines Aufenthalts von etlichen Monaten in der unmittelbaren Nähe der Missionare erwerben ließen; die Zöglinge des 1831 gegründeten Seminars in Lahainaluna aber hatten ihren Kurs noch nicht vollendet. So wurde denn nach reiflicher Erwägung beschlossen, den 1835 hinausziehenden Arbeitern schon im folgenden Jahre 32 weitere nachzusenden, worunter vier ordinirte Missionare und neun Lehrer mit ihren Frauen. Manche Missionsfreunde konnten es damals nicht recht begreifen, daß auf ein so kleines Feld so viele Kräfte verwendet werden sollten. Die Kleinheit des Feldes war es aber gerade, welche den Board zu dieser Maßregel veranlaßte: nirgends glaubte er so gut wie unter diesem für die Aufnahme des Evangeliums so wohl vorbereiteten Inselvölklein den Versuch machen zu können, die Missionsarbeit zu einem schnellen Abschluß zu bringen. Und der Erfolg zeigte, daß diese weiteren Sendboten nicht in zu großer Zahl und gerade zur rechten Stunde kamen; denn kaum hatten sie sich über die Inseln vertheilt und die Sprache erlernt, als die wunderbare Erweckung begann, welche Schaaren von Eingebornen der christlichen Kirche einverleibte.

Die ersten Anzeichen der nahenden Gnadenstunde waren auf den Generalversammlungen der Missionare in den Jahren 1836 und 37 spürbar. Ihre Herzen flossen dabei zusammen in heißen Wünschen und Gebeten für die Bekehrung der Inseln und der ganzen Welt. Ein Aufruf voll Kraft und Ernst ergieng in diesem Sinne auch an die Kirchen der Vereinigten Staaten, fand aber dort nicht sogleich die verdiente Beachtung. Missionare waren ja eben erst in Menge nach den Inseln abgegangen; Geld floß in der damaligen schweren Handelskrisis gar spärlich. . . . Erst später wurde der Inhalt jenes Aufrufes

durch Missionar Dibble's Schrift (Thoughts on Missions) weiter verbreitet, und er wirkt bis heute fort.

Unter den Kanaka's begann die Erweckung auf Hawaii im Frühling 1838 fast auf allen Stationen. Bald wurden auch Maui, Oahu und Kauai davon ergriffen. Stumpfe, unwissende, verkommene Leute wurden aufmerksame Hörer des Worts und fiengen an zu denken und zu fühlen; solche, die früher nie eine Gewissensregung gezeigt hatten, fragten ängstlich nach dem Wege des Lebens. Wann und wo immer der Missionar eine Versammlung ankündigte, war er sicher, aufmerksame Zuhörer zu finden. So große Massen auch zusammenströmten, kamen doch im Allgemeinen keine Unordnungen vor. Die Versammlungen waren in jener Zeit wirklich unermeßlich. In Ewa mußte man die Kapelle verlassen, weil die Herbeiströmenden nicht Raum darin fanden; 4000 Personen saßen dort unter einem neuerrichteten Obdach dicht gedrängt auf dem Boden umher. In Honolulu hielten sich zu einer Versammlung etwa 2500, zur andern an 4000 Seelen. Selbst das große Versammlungshaus in Wailuku wollte nicht mehr ausreichen; in Hilo kamen oft 5—6000 Personen zusammen.

Schon zu Kaahumanu's Zeit hätte sich das Volk gerne massenweise in die christliche Kirche aufnehmen lassen. Die Missionare aber fühlten, daß es dabei mehr der am Hofe herrschenden Strömung folgte, als eigener freier Ueberzeugung, und waren daher mit der Ertheilung der Taufe und der Zulassung zum heiligen Abendmahl äußerst vorsichtig. Jetzt aber konnten und wollten sie nicht mehr wehren. Daß in einer Zeit so allgemeiner Erregung sich Viele zur Taufe drängten, bewies zwar allein noch nichts für die Zahl wahrhaft angefaßter Seelen, aber es lagen auch wirkliche Früchte des Geistes vor. Man sah nur noch selten betrunkene Eingeborene; der Sonntag wurde heilig gehalten; Hausgottesdienste waren allgemeiner noch als das öffentliche Bekenntniß zum Christenthum. Sämmtliche Missionare, ordinirte und unordinirte, bezeugten einstimmig, und zwar nicht nur während der Dauer der Bewegung, sondern nach Jahren noch, daß der heilige Geist damals über die Kirchen und Versammlungen der Hawaii'schen Inseln reichlich ausgegossen wurde. Unter so vielen Zeugen aus allen Theilen der Vereinigten Staaten und von so verschiedenen Bildungsgraden und Lebensführungen waren natürlich die Ansichten über diese und jene Erscheinung bei der großen Erweckung getheilt; Keiner aber wagte zu läugnen, daß ein Gnadenwerk begonnen habe; Manche nennen

es nicht nur gewaltig, sondern geradezu einzig. Maßlose Gefühlsäußerungen und schnelle und zahlreiche Aufnahmen in die Kirche kamen nur auf wenigen Stationen vor; auch in letzterer Beziehung giengen einige Missionare ängstlicher, andere beherzter zu Werke; doch hielten die meisten die rechte Mitte zwischen Uebereilung und allzugroßer Bedenklichkeit.

Im Jahre 1837 hatte die Hawaii'sche Kirche 1259 Gemeindeglieder gezählt; 1842 umfaßte sie 19,210, 1843 aber 23,804 Seelen. Durch die Konferenz des Jahres 1839 wurde nun die Presbyterialverfassung eingeführt, obwohl den einzelnen Gemeinden unbenommen blieb, sich nach kongregationalistischen Grundsätzen zu konstituiren*). Doch ward erst 1860 die Einsetzung von vier Presbyterien auf den vier Hauptinseln (Kauai, Hawaii, Oahu und Maui) zum Abschluß gebracht.

---

8. Die Umwandlung.

Wie alle Zeiten besonderer Erhebung, so gieng auch diese vorüber. Hören wir aber, was im Jahre 1848 die Missionare in einem Gesammtschreiben an ihre Gesellschaft über die Veränderung berichten konnten, welche die 28jährige Predigt des Evangeliums auf den Hawaii'schen Inseln bewirkt hatte. „Als die ersten Missionare landeten, war zwar der Götzendienst abgeschafft, aber die Herzen des Volkes waren noch voller Götzen. Grobe, schamlose Sittenlosigkeit herrschte allenthalben; es gab keine Zufluchtsstätte für die Tugend, keine Schriftsprache, keine Bücher, keine Schulen, und Niemand konnte sagen, wie lange die Nacht der Unwissenheit und des geistlichen Todes noch dauern werde. Eltern gaben ihre Töchter, Männer ihre Frauen um schnöden Gewinns willen preis; die Einen giengen freiwillig, die Andern gezwungen wie Schafe zur Schlachtbank; denn jedes landende Schiff nahm solche lebendige Fracht an Bord.

„Jetzt sind die vor 20 Jahren noch fast nackten Kanaka's so anständig gekleidet, daß ihre Sonntagsversammlungen in ihrer äußeren Erscheinung nicht sehr verschieden sind von den amerikanischen; manche von ihnen gehen in dieser Beziehung wirklich zu weit. Die natürlichen und geselligen Bande werden geachtet und die damit verknüpften

*) Memorial Volume of the first 50 years of the Amer. Board. Boston 1861. S. 300.

Pflichten durch die Gesetze geregelt und überwacht. In 336 Volksschulen werden 16,153 Schüler, in fünf höhern Lehranstalten 534 Zöglinge unterrichtet. Die Elementar-Schulkenntnisse sind so ziemlich über alle Inseln verbreitet. Die Bibel ist seit 1840 in den Händen des Volks, nebst einer ansehnlichen Bibliothek von Schulbüchern und Elementarwerken.*) Selten wird ein Kind über 10 Jahre gefunden werden, das nicht mehr oder weniger fließend liest, während Tausende in andern Fächern verschiedene Fragen ziemlich richtig zu beantworten wissen. Unter unsern Gemeindegliedern sind freilich Viele, von denen wir fürchten, daß sie nicht Kinder Gottes sind. Manche, fürchten wir, sind Heuchler, während Andere unwissend oder in Selbsttäuschung befangen sind; manche geben nicht die unzweideutigen Zeugnisse, die wir wünschen, daß sie vom Tode zum Leben hindurch gedrungen sind. Auf unserm Acker wächst neben dem Waizen auch Unkraut, und wird wohl mitwachsen bis zum großen Erntetag. Die meisten Gemeindeglieder sind noch unmündige Kinder in Christo — Kinder in der Erkenntniß, im Verständniß, in der Weisheit, in der Erfahrung, in der Beständigkeit, in der Kraft, in Allem. Manche von ihnen sind in der Finsterniß und unter den Gräueln des Heidenthums aufgewachsen; ihre Gemüther und ihre Gewissen sind durch die Sünde verdunkelt worden. Daher darf man auch von wahrhaft Bekehrten nicht erwarten, daß sie der Versuchung zu widerstehen vermögen wie ein erstarkter Mann in dem Maß des vollkommenen Alters Christi. Aber wir haben manche lebendige, von allen Menschen erkannte und gelesene Briefe — erprobte und treue Streiter des Kreuzes. Diese sind unsere Freude und Krone. Jedes Jahr wächst ihre Zahl, ihre Erfahrung, ihre Kraft und unser Vertrauen zu ihnen. Jedes Jahr liefert neue Beweise, daß Gott ein großes, herrliches Werk unter diesem Volke gethan hat. Wir glauben, daß Er eine auf den Grund der Apostel und Propheten erbaute Kirche hier hat, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden. Tausende sind aus den Banden der Sünde und des Todes erlöst und Denkmale der herrlichen und königlichen Gnade Gottes geworden.

„Zur Zeit der Ankunft der ersten Missionare war das ganze Volk dem Trunke ergeben und jedes Laster wurde geübt, jedes Verbrechen

---

*) Im Jahre 1860 belief sich die Zahl der gedruckten Werke auf 238. Mem. Vol. S. 444.

begangen, das aus Trunkenheit entspringt. Diese Gräuel waren nicht auf das gemeine Volk beschränkt, der König und die Häuptlinge thaten es vielmehr in dem wüsten Treiben jener Tage allen Andern zuvor. Das Auge sah und das Ohr hörte Dinge, die ungesagt bleiben müssen. Die Zunge würde sich sträuben sie auszusprechen, das Papier selbst sich schämen, die Erzählung davon aufzubewahren. Jetzt ist es etwas Seltenes, betrunkene Eingeborne zu sehen; die Fremden sind es vorzüglich, die berauschende Getränke verbrauchen. Kein Volk in der Welt kann nun mit mehr Recht ein mäßiges genannt werden, als die Kanaka's, und sie wären es noch beharrlicher und völliger, wenn man sie in dieser Sache allein, ohne fremde Einmischung handeln ließe. Leider hat ja aber die Hawaii'sche Regierung nicht die Freiheit, die Einfuhr irgend eines Handelsartikels zu verbieten (s. unten Nr. 10). Der König [?], die Regierung und das Volk huldigen dem Grundsatz der Mäßigkeit, und fast die ganze Nation könnte nicht mit Unrecht eine große Mäßigkeitsgesellschaft genannt werden. Wir wagen zu behaupten, daß unter den Kanaka's eben so viele Sittlichkeit und wahre Frömmigkeit zu finden ist, als unter irgend einem gleich großen Volke auf der weiten Erde.*)

*) Ein nüchterner Herrnhuter Bruder, der 1850 die Inseln besuchte und im Missionshaus von Honolulu etliche gesegnete Tage zubrachte, war zwar voll von all dem Großen und Schönen, was er da sah, deutete aber doch an, daß die Amerikaner in der Mäßigkeitsfrage zu weit gehen. „Kaufmann Altin aus Hamburg und seine Frau sind sehr hübsche Leute; ihr Söhnlein ist noch nicht getauft, weil kein evangelischer Geistlicher außer den Missionaren da ist, und diese das Kind nicht taufen wollen, so lange der Vater zum Mittagessen ein Glas Wein trinkt. Die Missionare verdammen jede Art spirituöser Getränke; und trinkt ein Mitglied ihrer Kirche ein Glas Wein und dergleichen, so wird es von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen." (Reisetagebuch von J. A. Miertsching. Gnadau 1856.) Weiter heißt es: „Der König ist noch nicht getauft und liebt die Weinflasche mehr als das Christenthum." Er hatte also innerhalb zweier Jahre sein Enthaltsamkeitsgelübde gebrochen; wer weiß, ob er nicht ohne Gelübde besser gefahren wäre! So wird es noch bei Vielen seiner Unterthanen gegangen sein; und man muß sich nur verwundern, daß nicht mehr Große sich der katholischen Kirche mit ihrer laxeren Moral zuwandten. Gewiß ist bei einem neubekehrten Volke die Grenze zwischen erlaubtem Gebrauch und Mißbrauch der Gaben Gottes schwer zu ziehen, und die Missionare haben wohl durch allerhand Erfahrungen gefunden, daß völlige Enthaltsamkeit für ihre Kanaka's der sicherere Weg wäre. Schön, daß sie ihnen darin mit gutem Beispiel vorangehen. Aber um wirklich segensreich zu sein, müßte die Enthaltsamkeit auf freiem Entschluß beruhen, statt sich in der Form des Gesetzes

„Wir könnten noch manche andere Thatsachen als Beweise für die Hebung des ganzen Volkslebens anführen. Die Kanaka's haben sich jetzt manche Künste und Gebräuche des civilisirten Lebens angeeignet; verschiedene Handwerke zählen tüchtige Arbeiter; manche besitzen Heerden oder bauen gepachtete Felder; Einigen gelingt es, eigenen Grundbesitz zu erwerben — und Alle, vom Höchsten bis zum Niedersten, genießen den gleichen Schutz der Gesetze. Kein König oder Häuptling kann wie früher nehmen, was nicht sein ist; das Volk ist sicher, daß die Früchte seiner Arbeit nur ihm gehören. Viele fangen daher auch an, sich die Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens zu verschaffen; die Häuser sind besser und manche derselben in verschiedene Gemächer getheilt. Da und dort sieht man auch Tische, Stühle und andere in christlichen Ländern übliche Geräthe."

Uebereinstimmend mit diesem Bericht der Missionare, den wir nur auszugsweise mittheilen, lautet das Urtheil eines völlig unparteiischen Augenzeugen*), der zwölf Jahre später die Inseln besuchte, und aus dessen im Jahr 1860 zuerst in der „New-York Tribüne" erschienenen Mittheilungen wir hier zur Ergänzung des oben entworfenen Bildes noch einige Züge beifügen.

„Es ist nichts Geringes, daß die Missionare des amerikanischen Board in weniger als vierzig Jahren dieß ganze Volk lesen und schreiben, rechnen und nähen lehrten. Sie haben ihm ein Alphabet, eine Grammatik, ein Wörterbuch, eine Literatur gegeben, die Bibel, sowie verschiedene erbauliche, belehrende und unterhaltende Schriften in seine Sprache übersetzt und es dahin gebracht, daß die Zahl derer, die lesen und schreiben können, verhältnißmäßig größer ist als in Neu-England. Die Eingebornen, welche sie bei ihrer Ankunft als halbnackte Wilde fanden, die in der Brandung und im Sande lebten, sich von rohen Fischen nährten, der Sinnlichkeit ergeben und von despotischen Häuptlingen gedrückt waren, dürfen sie jetzt anständig gekleidet, in geordneter Ehe lebend und den Gottesdienst fleißiger benützend sehen, als die Masse des Volks in der Heimat. Die aus-

aufzudrängen. Wir werden später sehen, wie klug der puseyitische Bischof (1862) diesen Mißgriff zu benutzen wußte. Es ist einmal vom Uebel, den Bogen zu überspannen, denn der Rückschlag bleibt nicht aus.

*) Richard Dana, ein geachteter und nicht zu den Kongregationalisten, sondern zur bischöflichen Kirche gehörender, Rechtsgelehrter aus Boston.

gezeichnetsten Kanaka's nehmen Theil an der Leitung der öffentlichen Geschäfte in der konstitutionellen Monarchie, unter der sie leben, sie haben ihre Sitze auf der Bank der Richter und im gesetzgebenden Körper, oder bekleiden die Stellen der Lokal-Behörden.

„Man hat schon oft gegen die Missionare eingewendet, die Civilisation eines Volkes müsse seiner Bekehrung zum Christenthum vorangehen, oder es müsse ihm wenigstens beides zugleich gebracht werden; der bloße Prediger mit seinem Buch unter dem Arm sei ein unnützer Arbeiter. Nun, die Missionare kamen familienweise auf den Sandwich-Inseln an und stellten in ihrem häuslichen Leben den Eingebornen die Gewohnheiten, Sitten, Einrichtungen, mit Einem Wort das ganze Thun und Treiben der civilisirten Gesellschaft vor Augen. Und nicht umsonst; denn die Kanaka's hatten weder wie die Asiaten schon ihre eigene Kultur, noch wie die nordamerikanischen Indianer eine entschiedene Abneigung davor. Jeder Missionar mußte vor seiner Aussendung sich auf einen gewissen Grad medizinische und chirurgische Kenntnisse aneignen, und jedes Missionshaus wurde für die Eingebornen der Ort, an dem sie ärztlichen Rath und Heilmittel suchten. Jeder Missionar unterrichtete die Eingebornen in ihrer Landessprache; die Missionsfrauen waren in ihrem Berufe kaum weniger eifrig als die Männer, und lehrten Frauen und junge Mädchen nicht nur lesen, nähen, stricken, bügeln, singen, sondern leiteten sie auch zur Kinderpflege und Erziehung an. Sie konnten überdieß auf mancherlei Weise den Frauen und Kindern näher kommen und einen zarten, in vielen Fällen entscheidenderen Einfluß üben, als es den Männern möglich gewesen wäre. Diese Missionsfamilien zerstreuten sich über das Land, etwa wie ein Eroberer militärische Posten darauf vertheilt hätte, so daß keine noch so abgelegene und unangenehme Gegend ohne einen solchen Mittelpunkt der Civilisation und des Christenthums blieb.*)

„Während meines zweimonatlichen Aufenthalts auf diesen Inseln

---

*) Wie viel schneller übrigens das Christenthum unter den Insulanern Eingang fand, als die Civilisation, erhellt aus einem Schreiben vom 23. Aug. 1836, in dem der junge König und einige seiner Häuptlinge ihre amerikanischen Freunde um die Zusendung von mehr Lehrern bitten, und darunter namentlich aufführen: einen Zimmermann, Schneider, Schuhmacher, Maurer, Papiermacher, Schriftgießer, Wagner, einen in der Behandlung des Zuckerrohrs erfahrenen Landmann und einen Lehrer für die Häuptlinge, um sie über alle Angelegenheiten ihres Landes nach der Weise aufgeklärter Völker zu unterrichten.

habe ich die Gastfreundschaft mancher dieser Missionsfamilien genossen, und beinahe alle kennen gelernt. Und außer der Treue in ihrem Berufe den Eingebornen gegenüber, kann ich in Wahrheit sagen, daß ich bei ihnen eine Güte und Gastfreundschaft gegen Fremde, eine vielseitige Bildung, ein Streben nach Erweiterung ihrer Einsicht in die verschiedensten Gebiete und eine Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt in der Erziehung ihrer Kinder gefunden habe, wie sie bei den achtungswürdigsten Familien in der Heimat kaum in höherem Grade gefunden wird. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß ohne die Missionare die hawaii'sche Sprache nie zur Schriftsprache geworden, die Regierung fremden Einflüssen unterlegen und der begabte, liebenswürdige Stamm der Kanaka's zur Bedeutungslosigkeit oder vielleicht in die Knechtschaft der herrschenden Weißen herabgesunken wäre.

„Das Unterrichtswesen auf den Inseln ist das Werk der Missionare und ihrer Freunde unter den fremden Ansiedlern. Ein früherer Missionar ist jetzt Unterrichtsminister. In jedem Distrikt sind Freischulen für die Eingebornen, in denen Lesen, Schreiben, Singen, Rechnen, Geographie durch eingeborne Lehrer gelehrt wird. *) In Lahainaluna ist die Normalschule für Eingeborne, in der die besten Zöglinge der Distriktsschulen eine höhere Bildung erhalten. Ursprünglich eine Missionsschule, ist sie jetzt (seit 1849) eine Staatsanstalt. Einige Missionare auf kleinen und entlegenen Stationen widmen sich auch der Weiterbildung vorgerückterer Zöglinge. In Honolulu besteht eine königliche Hochschule für Häuptlingskinder, und eine Mittelschule für Weiße und Kinder von gemischter Abkunft; beide sind in vortrefflichem Zustand. Der eigentliche Stolz der Anstrengungen der Missionare im Erziehungsfach ist aber das Punahu-Kollegium (auf Oahu), das jetzt 79 Zöglinge zählt." [Mathematik, Philosophie und die Naturwissenschaften werden da hoch getrieben; ein deutscher Professor hat auch den Gesang der Zöglinge so ausgebildet, daß die Eingebornen zu den ihnen sonst unverständlichen Prüfungen in Masse herbeiströmen.]

„Unter den Seeleuten, Handelsmännern und Reisenden, welche diese Inseln besuchten, haben Manche nachtheilige Gerüchte über die

*) Seit 1847 hat die hawaii'sche Regierung den Unterhalt der Volksschulen übernommen und zahlt jährlich über 30,000 Dollars für Unterrichtszwecke. Ebenso hat sie 1853 das Oahu-Kollegium mit einem Fond von 10,000 Dollars bedacht. Mem. Vol. S. 305 f. 328.

Missionare verbreitet, und viele unvollständige Nachrichten werden auch von Personen heimgebracht, welche nur die halb europäisirten Hafenstädte besuchten, in denen sich die Eingebornen von ihrer schlimmsten Seite zeigen. Ich machte Besuche bei allen Klassen der Bevölkerung, den fremden Kaufleuten, Händlern, Schiffsherren, fremden und eingebornen Beamten, und unter den Eingebornen vom König und einigen Häuptlingen an bis zu den Aermsten und Geringsten, in deren Hütten ich auf einer Rundreise durch Hawaii Gastfreundschaft begehrte. Ich zog bei Allen, bei Fremden und Einheimischen, bei freundlich und unfreundlich Gesinnten Erkundigungen ein, und das Resultat dieser Erkundigungen ist, daß die besten Leute und die, welche mit dem Hergang der Dinge am vertrautesten sind, die Arbeit und den Charakter der Missionare in hohen Ehren halten. Solchen, die nur auf Vergnügen, Macht und Gewinn ausgehen, ist ihr Einfluß zuwider, und diejenigen, welche auf der Seite jenes amerikanischen Seeoffiziers standen, der (1826) die Stadt zu bombardiren drohte, wenn die Behörden nicht das Verbot zurücknähmen, daß eingeborne Weiber die fremden Schiffe besuchten, sind natürlich Feinde der Mission. Es versteht sich von selbst, daß ich damit nicht sagen will, es herrsche unter den besten Leuten oder auch nur unter den Missionaren selbst ganz die gleiche Ansicht über alle einzelnen Fragen, wie z. B. die Duldung der Katholiken und einige andere untergeordneten Punkte der bürgerlichen Verfassung. Aber was die große Frage ihres sittlichen Einflusses betrifft, war auf diesen Inseln immer und wird darauf immer ein Kampf sein zwischen guten und schlimmen Elementen. Es kehren auf ihnen Schiffe aller Nationen ein; vorübergehend wohnen da meist unverheirathete Kaufleute; wenn der Walfischfang seinen Höhepunkt erreicht hat, beläuft sich die Zahl der fremden Seeleute im Hafen von Honolulu gerade halb so hoch als die der Einwohner der Stadt. Den Versuchungen, welche aus diesen Verhältnissen entspringen, und denen die angeborne Charakterschwäche der Kanaka's nur zu viele Haltpunkte bietet, arbeiten die besten Leute, Eingeborne wie Fremde, unaufhörlich entgegen, sowohl durch gesetzliche Beschränkungen und Strafen, als durch Mittel zur sittlichen Hebung und Bewahrung des Volks. Es ist ein fest geschlossener, in den großen Seehäfen oft entmuthigender Kampf mit zweifelhaftem Erfolg, aber ein Kampf der Pflicht, der bis jetzt nie aufgegeben wurde.

„Gewiß haben die Missionare die Gesetzgebung des Königreichs

sehr beeinflußt, und ein Glück ists, daß sie's gethan. Einfluß von irgend einer Seite her war die Bedingung der Entwicklung der Eingebornen. Hätten nicht die Missionare und ihre Freunde unter den fremden Kaufleuten und Handwerkern die Oberhand gewonnen, so hätte hier wie an so manchen andern Orten eine Handvoll Fremder Alles erpreßt von einem Volke, das ihnen Alles bestritt. Wie die Dinge jetzt stehen, habe ich nirgends in der Welt so strenge und doch so vernünftige und gut durchgeführte Verordnungen in Beziehung auf Vergnügungen und Ausschweifungen gefunden. Die Regierung und die besten Bürger stehen als ein guter Genius zwischen dem Volke und dem Heere der Belagerer. Was das Innere der Inseln betrifft, so ist ja bekannt, daß ein Reisender auch mit Geld ohne Begleitung die wildesten Gegenden durchwandern kann. Da ich gerade aus den Gebirgen Kaliforniens kam, war ich mit dem dort so nöthigen Gürtel und Allem was dran hängt, versehen, aber bald vernahm ich, daß solche Vertheidigungsmittel in Hawaii etwas Unerhörtes seien. Dagegen fand ich nicht Eine Hütte ohne Bibel und Gesangbuch; und die Familienandacht und das Tischgebet, wenn die Mahlzeit auch nur aus einer Kalabasse voll Poi und ein wenig getrocknetem Fisch besteht, ist so allgemein als in Neu-England vor hundert Jahren."

Doch wir sind mit der Zusammenstellung dieser Zeugnisse über den Segen, den der Herr auf die Arbeit Seiner Knechte legte, und über die Früchte der außerordentlichen Gnadenwirkungen seines heiligen Geistes in den Jahren 1838 – 41 dem Gang der Ereignisse vorausgeeilt und haben jetzt den Faden der Geschichte wieder aufzunehmen.

---

9. Die Verfassung.

Der amerikanische Board hatte seine ersten Sendboten mit der Weisung auf die Hawaii'schen Inseln geschickt, alle Kraft anzuwenden, das ganze Volk zu christlicher Civilisation zu erheben, sich dabei aber von aller Einmischung in die politischen Angelegenheiten und Partei-Bestrebungen des Landes ferne zu halten. Es ist den Missionaren von ihren Gegnern vielfach der Vorwurf gemacht worden, in letzterer Beziehung seien sie ihrer Aufgabe nicht treu geblieben, sie haben vielmehr nach Macht und Herrschaft gestrebt, ja die Regierung auf eine Weise in die Hand genommen, daß der König und seine Häuptlinge

nur noch willenlose Werkzeuge zur Durchführung ihrer Plane gewesen seien. Sehen wir, ob dieser Vorwurf gegründet ist oder nicht.

Die Missionare kamen mit der Bibel in der Hand zu Fürst und Volk, um Beide zu lehren, ihr Leben nach dem Worte Gottes einzurichten, und Beide mit ihren besonderen Pflichten bekannt zu machen. Sollten sie dem Könige und seinen Häuptlingen, deren Wille bisher das einzige Landesgesetz gewesen war, etwa nicht sagen, daß, wenn die Kanaka's ein christlich civilisirtes Volk werden sollten, sie ihnen auch die Rechte eines solchen einräumen müßten? Die Beschlüsse, welche sie hierüber nach gemeinsamer Berathung im Juni 1838 faßten, sind folgende:

„1. Obgleich die Regierung des Landes seit der Thronbesteigung Liholiho's durch den Einfluß des Christenthums und die Einführung geschriebener und gedruckter Gesetze wesentlich verbessert wurde, ist sie doch noch so ungenügend für die Bedürfnisse eines gesitteten Volkes, daß es von großer Wichtigkeit ist, dem König und seinen Räthen die richtige Ansicht von den Rechten und Pflichten der Herrscher und Unterthanen und die Grundzüge der Rechtsverwaltung und des Staatshaushaltes vor Augen zu stellen.

„2. Es ist die Pflicht der Missionare, zu lehren, daß die Herrscher gerecht seien, in der Furcht Gottes regieren, das Beste des Volkes suchen und nie mehr von ihren Unterthanen fordern sollen, als sie billigerweise fordern dürfen; und wenn solche unter ihnen, die in die Kirche Christi aufgenommen sind, die Gebote Gottes übertreten, haben sie sie mit derselben Treue zu ermahnen, wie ihre Untergebenen.

„3. Herrscher haben ihr Amt von Gottes Gnaden, und in einem gewissen Sinn auch durch den Willen oder die Zustimmung des Volks. Sie sollen daher nicht vor den damit verknüpften Sorgen und Verantwortlichkeiten zurückschrecken; und die Lehrer der Religion haben die Unterthanen vor jeder Mißachtung der Obrigkeit und jeder Umgehung ihrer Befehle zu warnen.

„4. Die Hilfsquellen des Landes sind verfügbar zu seiner Vertheidigung und Hebung; und den Unterthanen sollte begreiflich gemacht werden, daß ein Theil ihrer Zeit und ihrer Kraft, ihres Eigenthums und ihres Gewinns von dem König und seinen Räthen beansprucht werden kann zur Deckung der Regierungskosten in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung; daß es die Pflicht der Christen ist, nach Röm. 13, 7 Schoß zu geben dem der Schoß gebührt, Zoll dem der

Zoll gebührt u. s. w.; und daß die Sünde der Unbotmäßigkeit, welche zu Verwirrung, Anarchie und Zerfall führt, denselben Tadel verdient, wie Ungerechtigkeit der Herrscher, oder jede andere Uebertretung der göttlichen Gebote.

„5. Wie es den Herrschern freistehen soll, mit dem Ihren und mit dem, was sie ein Recht haben von dem Volke zu fordern, nach Belieben zu schalten, so sollten wir auch das Recht der Unterthanen zu sichern trachten, mit dem Ihren nach eigenem Belieben zu schalten, vorausgesetzt, daß sie dem Kaiser geben, was dem Kaiser gebührt.

„6. Die Herrscher sollten daran erinnert werden, die sittliche Hebung des Volks auch dadurch zu fördern und den herrschenden Uebelständen entgegenzuarbeiten, daß sie durch weise Gesetze allmählig die Rechte und Pflichten aller Klassen bestimmen; ein Fortschritt, der am Ende mehr zum Nutzen als zum Schaden des Regentenhauses ausschlüge, indem dadurch seine Verwaltung nur segensreicher würde.

„7. Um der Sorglosigkeit und Stumpfheit des Volkes entgegenzuwirken und Betriebsamkeit und Wohlstand unter demselben zu fördern, ist es die Pflicht des Missionars, Patriotismus, allgemeines Wohlwollen und edle gesellige Sitte zu wecken zu suchen. Daneben sollte er, ohne die althergebrachten oder erst später angenommenen künstlichen Bedürfnisse des Volkes zu verwerfen, weil sie auf bloßer Laune oder einem noch rohen Geschmack beruhen, bemüht sein, solche Bedürfnisse zu ermuthigen und zu vermehren, welche seine Kraft, seine Erfindungsgabe, seinen Unternehmungsgeist und seinen Fleiß in Bewegung setzen und erweiterten Plänen zu nützlicher Beschäftigung einen Spielraum eröffnen könnten. Recht geleitet, könnten so die Eingebornen sich in baumwollene, leinene und seidene Stoffe kleiden, das Land mit reichen und mannigfaltigen Pflanzungen, mit bequemen, dauerhaften und geschmackvoll eingerichteten Wohnungen, mit schönen und geräumigen Schulgebäuden und Kirchen schmücken, und die Häfen und das Meer mit Schiffen bedecken, welche ihren Ueberfluß in andere Länder trügen."

Wir haben bereits erwähnt, wie schon zwei Jahre früher von Seiten des Königs und seiner Häuptlinge an den Board die Bitte um mehr Lehrer für die Dinge dieses Lebens gerichtet wurde. Die Missionare hatten diese Bitte unterstützt, die heimische Kommittee sie aber nicht gewährt, da ihre Erfüllung ihr keine Lebensfrage schien, und sie den Grundsatz festhielt, daß in äußerlichen Dingen das Be-

dürfniß selbst gewöhnlich auch seine Befriedigung schafft. Dagegen hielt sie es für nöthig, im Jahre 1838 einigen Missionaren zu erlauben, aus der Verbindung mit dem Board auszuscheiden und in die Dienste des Königs zu treten, dem es nicht gelungen war, den seit 1836 durch Vermittlung seiner Freunde in Amerika gesuchten Staatsmann zu finden, der ihn und seine Häuptlinge „über alle Angelegenheiten ihres Landes nach der Weise aufgeklärter Völker unterrichten" sollte. Kamehameha III erbat sich hiezu Missionar Richards, der sein und seiner Häuptlinge volles Vertrauen besaß und es auch sowohl durch seinen klaren Verstand als durch seinen Eifer für das Wohl des Landes vollkommen verdiente. Missionar Armstrong übernahm die Leitung des Unterrichtswesens, für das die Regierung jährlich 40,000 Dollars aussetzte; und der Arzt Judd unterzog sich der schweren Aufgabe, den Staatshaushalt aus den finanziellen Schwierigkeiten, in die er verstrickt war, herauszureißen. Alle drei lösten ihre Aufgabe zum Wohle des Volkes, dessen dankbare Anerkennung Richards' Wittwe eine Pension aussetzte und bis zu ihrem erst vor Kurzem erfolgten Tode regelmäßig bezahlte. Die Mission aber durfte sich dem Opfer, das sie mit der Entlassung dieser Männer zu bringen hatte, nicht entziehen; denn das Gedeihen der Kirche war wesentlich bedingt durch den Geist, der die Regierung beseelte, obgleich auf den hawaii'schen Inseln nie eine eigentliche Verbindung zwischen Kirche und Staat bestand, sondern jeder Theil nur auf seinem eigenen Gebiet dem Herrn zu dienen sich befliß. Kein unbefangener und unterrichteter Beobachter wird aber verkennen, daß ohne jene Stützen, welche die Mission ihr gewährte, die hawaii'sche Regierung alle die Hindernisse, die ihr bei ihren ersten schwankenden Schritten zu ihrer Neugestaltung von Innen und Außen in den Weg traten, nimmer hätte überwinden können.*)

Richards war nicht frei von Irrthümern und Mißgriffen, und die Gesetzgebung mußte unvollkommen ausfallen, weil sie auf die niedere Bildungsstufe des Volkes und das möglicher Weise Durchführbare berechnet war. Sie war streng in Beziehung auf die herrschenden Laster der Trunkenheit und der Unzucht, bewirkte aber wenigstens so viel, daß diese Sünden nicht mehr mit schamloser Frechheit

*) Das erkennt auch der Engländer Hopkins an, indem er zugleich die Missionare lobt, daß sie sich hüteten, republikanische Grundsätze nach amerikanischem Muster einzuführen.

zu Tage traten; und das erste Todesurtheil, das nach ihr vollzogen wurde, traf einen Häuptling von hohem Range und noch dazu Günstling des Königs. Er hatte seine Frau vergiftet und wurde nach einem regelmäßigen Verhör vor zwölf Geschwornen, bei dem Kekuanaoa den Vorsitz führte, an den Mauern der Festung aufgehängt. — Doch hören wir die erste Urkunde, durch deren Unterzeichnung am 7. Juni 1839 Kamehameha III aus freien Stücken, einzig im Blick auf das Wohl seiner Unterthanen, sich seiner bisher unumschränkten Gewalt begab, um darnach zu ermessen, wie weit aus seinen Rathgebern der Geist der Liebe oder der der Herrschsucht sprach:

„Gott hat aus Einem Blut alle Menschen geschaffen, daß sie in Einigkeit und Glückseligkeit auf Erden wohnen sollen. Gott hat auch allen Menschen und Häuptlingen und Völkern aller Länder gewisse gleiche Rechte gegeben.

„Dieß sind die Rechte, die Er gleichermaßen jedem Menschen und jedem Häuptling gegeben hat: Leben, Glieder, Freiheit, die Arbeit seiner Hände und die Arbeit seines Geistes.

„Gott hat auch Regierungen und Herrscher eingesetzt zur Erhaltung des Friedens; aber wenn man einem Volke Gesetze giebt, ziemt es sich nicht, sie zu machen nur zum Schutze der Herrscher und nicht auch zum Schutze der Unterthanen; noch ziemt es sich, Gesetze zu machen nur zur Bereicherung der Häuptlinge und nicht auch zur Bereicherung ihrer Unterthanen. Darum soll kein Gesetz gegeben werden, das sich nicht mit diesem oben ausgesprochenen Grundsatz verträgt, noch soll eine Steuer oder ein Dienst oder eine Arbeit von irgend Jemand gefordert werden im Widerspruch mit den oben ausgedrückten Grundsätzen.

„Diese Grundsätze werden hiemit kund gethan, um Alle gleichermaßen zu beschützen, beide, das Volk und die Häuptlinge aller dieser Inseln, daß kein Häuptling einen Unterthanen drücken kann, sondern daß die Häuptlinge und das Volk den gleichen Schutz unter den gleichen Gesetzen genießen mögen.

„Schutz ist hiemit gewährt den Leuten aller Völker, ihren Ländereien, ihren Gebäulichkeiten und all ihrer Habe, und Nichts soll irgend Jemand genommen werden, außer nach dem Ausspruch der Gesetze. Welcher Häuptling beharrlich diesem Gebote zuwider handelt, kann nicht Häuptling bleiben: und ebenso soll es sein mit den Statthaltern, Offizieren und allen Beamten.“

Dieser Erklärung folgte am 8. Oct. 1840 die Verfassung, mit der Kamehameha III sein Volk beschenkte, und welche die drei großen Faktoren einer beschränkten Monarchie: König, Gesetzgebung und Richter anerkennend, auf einen gewissen Grad die Pflichten eines jeden bestimmte. Die vollziehende Gewalt kommt nach derselben dem Könige zu, und seine Person ist unverletzbar und geheiligt. Seine Minister sind verantwortlich. Gesetze, welche in beiden Häusern angenommen wurden, müssen von dem König und seinem ersten Minister unterzeichnet werden. Die erste Kammer darf nicht über dreißig Mitglieder zählen (1864 hatte sie deren nur fünfzehn, worunter fünf Ausländer); sie werden vom König ernannt und nehmen ihre Sitze lebenslänglich ein. Das Volk wählt seine Vertreter alle zwei Jahre; ihre Zahl richtet sich nach der der Bevölkerung (1864 waren es 27, worunter nicht ganz der vierte Theil Ausländer.)

Der in der Verfassung ausgesprochene Grundsatz, daß auf den Inseln kein Gesetz Gültigkeit haben solle, das im Widerspruche stehe mit dem Worte Gottes oder dem Geiste der Gesetze Jehovahs, machte übrigens die Mitwirkung eines mit den Gesetzen anderer Länder vertrauten Rechtsgelehrten nicht entbehrlich, da der Beziehungen zu fremden Staaten und deren Unterthanen immer mehrere wurden. Man fand einen solchen in der Person eines Hrn. Ricord (aus Jersey), der im Juni 1845 die früheren Gesetze mit den durch die Umstände erforderten und von beiden Häusern angenommenen Grundsätzen und Verbesserungen in englischer Sprache herausgab. Richards besorgte die hawaii'sche Ausgabe. Wir führen daraus nur drei auf die Ausübung der christlichen Religion bezügliche Paragraphen an:

„1. Die Religion des Herrn Jesu Christi wird auch fortan die Landesreligion auf den hawaii'schen Inseln sein. Die mündlich verkündeten Gesetze Kamehamehas III, welche allen Götzendienst und alle alten heidnischen Gebräuche verbieten, werden hiemit in Kraft erhalten; der besagte Götzendienst und die damit verknüpften Gebräuche sind verboten unter den im Kriminal-Gesetzbuch bestimmten Strafen.

„2. Obgleich die protestantische Religion die Religion der Regierung ist, soll durch sie weder eine besondere Form des Gottesdienstes vorgeschrieben, noch die geistliche Gewalt mit der weltlichen verbunden werden. Allen, welche in dem Königreich leben, soll es gestattet sein, den Gott der Bibel nach den Eingebungen ihres eigenen Gewissens anzubeten, und dieses heilige Recht soll nie verkümmert

werden. Alle Störungen religiöser Versammlungen oder Beeinträchtigungen des freien ungehemmten Gottesdienstes, vorausgesetzt, daß bei demselben nichts Unanständiges vorkommt, sollen als Büberei betrachtet und nach dem Kriminal-Gesetzbuch bestraft werden.

„3. Der christliche Sabbath soll durch kein weltliches Geschäft entweiht werden. Alle am Sabbath abgeschlossenen und unterzeichneten Verträge sollen keine gerichtliche Gültigkeit haben. Jeder Versuch, an diesem Tage einen Civilproceß zu verfolgen, soll als eine Uebertretung der Gesetze betrachtet werden, und es steht der dadurch verletzten Person frei, gegen den betreffenden Beamten Klage zu erheben. In Kriminalfällen ist es jedoch gestattet, eine gerichtliche Verhandlung betreffs der Festnahme von Uebelthätern zu veranstalten, und auch ohne eine solche Verhandlung soll jeder mit der Sorge für die öffentliche Sicherheit und Moralität Betraute das Recht haben, einen Uebelthäter den Gerichten zur Untersuchung zu überliefern."

Dem Gesetzbuch im Ganzen kann selbst Hopkins, der harte Richter der amerikanischen Missionare, seine theilweise Anerkennung nicht ganz versagen. Er tadelt zwar den zuletzt angeführten Paragraphen desselben als jüdischen Sauerteig, wie er überhaupt die unter dem Einfluß der Missionare entstandenen Verordnungen in ihrer ursprünglichen Fassung mehr dem Buchstaben als dem Geiste des Alten Testaments entsprechend findet, hält aber das Werk in seiner endgiltigen Gestalt wenigstens in wissenschaftlicher Beziehung großen Lobes werth. Was er daran hauptsächlich rügt, ist sein weit über die Bedürfnisse eines so kleinen Völkleins hinausreichender Umfang; die Lage der Kanaka's scheint ihm der einer Familie vergleichbar, der es in ihrer Hütte zu enge geworden, und die man statt in eine Wohnung von etwa sechs Zimmern in ein weitläufiges Herrenhaus verpflanzte.

Vom Jahre 1845 an nahm der Einfluß der Missionare auf die Regierung ab. Noch stand dem König zwar wie früher Dr. Judd zur Seite, an dem Schotten Wyllie aber gewann derselbe einen ausgezeichneten Minister des Aeußern; Ricord, ein Mann von starkem Willen und unabhängigem Charakter, wurde Staatsanwalt, der Amerikaner Lee oberster Richter des höchsten Gerichtshofs; ihm beigegeben war neben einem Engländer auch der wackere Eingeborne John Ii. In allen diesen Männern schenkte der Herr dem jungen Staate kräftige Stützen; und die Diener Seines Worts hatten nicht länger nöthig,

auch in weltlichen Dingen den König zu berathen, der schon 1852 die erste Verfassung durch eine noch freisinnigere ersetzte.

(Schluß folgt.)

Missionsanfänge in Bengalen.

(Fortsetzung.)

3. Carey und die Baptistische Missionsgesellschaft.

Was dem mit allen Mitteln wohlausgerüsteten edlen Grant mißlang, sollte nun einem armen Schuhflicker gelingen. Dem Schulmeister des Dorfes Pury bei Northampton wurde 17. August 1761 ein Sohn geboren, William Carey, der frühe alle Bücher las, die er bekommen konnte, jede Pflanze beobachtete, jedes Insekt zu sammeln und zu zeichnen bemüht war. Keine Schwierigkeiten brachten ihn von seinem Ziele ab; was er wollte, setzte er irgendwie durch. Ein lateinisches Wörterbuch, das ihm im zwölften Jahr in die Hände gerieth, lernte er fast auswendig; und als die armen Eltern ihn einem Schuhmacher in die Lehre gaben, fand er einen neutestamentlichen Kommentar, aus welchem griechische Wörter abgezeichnet und auswendig gelernt werden konnten. Eine Magd im Hause machte ihn auf sein leichtsinniges Wesen aufmerksam; nun hörte er fleißig den frommen Prediger Scott in Ravenstone und arbeitete sich aus einem gesetzlichen Christenthum zu der rechten Erkenntniß des Heils in Christo durch. Er wußte mehr als andere heilsdurstigen Seelen und wurde von einem Kreis dissentirender Gläubigen zum Prediger berufen. Erst achtzehn Jahre war er alt, als er seine erste Predigt hielt, und er hat sich dieser verfrühten schwachen Anfänge oft geschämt. Während er aber Schuhe flickte und sich auf seine Sonntagspredigten vorbereitete, kamen ihm Zweifel über die Kindertaufe. Im Oktober 1783 ließ er sich von Dr. Ryland im Flüßchen Nen taufen. Er war nun Baptist, wurde auch mit knapper Noth als Baptistenprediger angenommen, entlehnte fleißig Bücher und lernte täglich etwas Latein und Griechisch. Sein Meister war 1781 gestorben, worauf Carey sein Geschäft übernahm und die Schwester des Meisters heirathete, ehe er zwanzig Jahr alt war, — ein unkluger Schritt, denn die Frau war so beschränkt und eigensinnig als möglich;

das Geschäft wollte nicht vorwärts gehen, Armuth und Fieber schienen Jahrelang jeden Fortschritt unmöglich zu machen. Er versuchte es mit Schulehalten, aber dazu hatte er nicht das mindeste Geschick. Als er später einst mit Lord Hastings speiste, und ein General den Adjutanten leise fragte, ob Dr. Carey nicht ein Schuhmacher gewesen sei, rief dieser aus: Ach nein! nur ein Schuhflicker. Und über sein Schulhalten äußerte er: Die Jungen haben mehr ihn gehalten, als er sie. Unter allen diesen Schwierigkeiten aber lernte er Eines: die Zeit auf's sorgsamste zu vertheilen und jeden Augenblick auf's beste zu benützen, bis er in der heiligen Schrift bewandert war wie wenige, und durch eine gelungene Predigt sich die Freundschaft des geistreichen Baptistenpredigers A. Fuller in Kettering erwarb.

Als Carey einst Cooke's Endeckungsreisen las, fiel ihm das Elend der Heidenwelt schwer aufs Herz. Er wurde den Gedanken an die Mission kaum mehr los. In seinem Arbeitszimmer hatte er eine große Weltkarte aufgehängt, in welche er alle Bemerkungen über den Zustand der Heidenvölker und ihre Religionen eintrug. Während er Schuhe flickte, sah er oft wieder nach der Karte und betete für dieses und jenes Volk. Einmal waren die Baptistenprediger in Northampton versammelt und Ryland schlug vor, die Jüngern sollten einen Gegenstand zur Besprechung vorlegen. Carey stand auf und nannte die Pflicht der Christen, das Evangelium unter den Heiden auszubreiten. Darüber sprang Ryland auf und donnerte: „Junger Mensch, sitz nieder! Wenn Gott die Heiden bekehren will, braucht er weder dich noch mich dazu." Und auch Fuller meinte: „wenn Gott Fenster im Himmel machen sollte, könnte das je geschehen?" Carey aber arbeitete eine Broschüre über den Gegenstand aus — während er oft hungrig zu Bette gehen mußte und wochenlang kein Fleisch zu schmecken bekam, — und aus diesem Schriftchen verbreitete sich der Missionsgedanke über die kleinen Dissenter-Gemeinden Englands. Es zeugt von einer ungemeinen Bekanntschaft mit der Geographie und Geschichte der verschiedensten Länder, sowie von einer Energie, welche vor keiner Aufgabe zurückschrickt.

Carey erhielt nun eine Stelle in Leicester 1789, welche es ihm möglich machte, seinen Studien ohne weitere Handarbeit obzuliegen, während er in Stadt und Land das Evangelium predigte. Er schloß daselbst eine innige Freundschaft mit dem Stiftsprediger Robinson, wie mit andern ausgezeichneten Männern verschiedener Kirchengemein-

schaften. Wie er aber auch für Missionen wirken mochte, Niemand wollte seinen Namen zu so wilden Plänen hergeben. Da predigte er einmal (Mai 1792) über Jes. 54, 2 f. vor den versammelten Geistlichen seiner Sekte, indem er den Doppelgedanken ausführte: 1. Erwartet Großes von Gott, 2. Versuchet Großes für Gott. Alle waren bewegt; dennoch wollten sie bereits, ohne Hand anzulegen, scheiden, als Carey fast verzweifelnd Fuller bei der Hand packte und fragte: „und geht ihr noch einmal auseinander, ohne etwas zu thun?" So wurde denn vorgeschlagen und beschlossen: bei der nächsten Zusammenkunft solle der Plan einer Mission unter die Heiden berathen werden.

Das geschah in Kettering 2. Okt. 1792; man wußte weder rechts noch links; praktische Fertigkeit, Geld und Einfluß, Alles mangelte. Doch bildete sich eine Gesellschaft, mit fünf Männern als Kommittee, darunter Fuller, Ryland und Carey. Zusammengelegt wurden 157 fl., worauf Carey sich anbot, in irgend ein Land zu reisen, das die Gesellschaft wählen würde. Die Baptisten in Birmingham übersandten 78 Pfd. Sterl. als ihren ersten Beitrag, und andere Gemeinden folgten dem Beispiel. Die reichen Baptisten in London aber hielten sich in kühler Ferne, weil kein bekannter Name auf der Liste stund. Nur der fromme anglikanische Geistliche J. Newton bezeugte Carey seine herzliche Theilnahme und gab ihm väterlichen Rath.

England verhielt sich kalt zu der großen Frage; Schottland war sogar feindlich gestimmt. Als dort in der Generalversammlung 1796 die Mission erwähnt wurde, erklärten sie gelehrte Doktoren für unnatürlich, weil die Völker augenscheinlich erst civilisirt werden müßten, ehe man sie Religion lehren könne, — ja für höchst gefährlich, weil mit dem gesammelten Gelde einmal die gesellschaftliche Ordnung des Landes erschüttert werden könnte.

Wo aber sollten die Baptisten den ersten Versuch machen? Man rieth hin und her, als Freund Thomas von Bengalen zurückkehrte und Carey von seinem Missionsversuch in Malda benachrichtigte. Er schilderte die dortigen Aussichten so glänzend, daß man (Jan. 1793) beschloß, Carey und Thomas nach Bengalen abzuordnen.

Frau Carey aber wollte nichts davon hören, sich mit ihren vier Kindern ans Ende der Welt verbannen zu lassen, und ihr Gatte gerieth darüber in die größte Gewissensnoth. Er entschloß sich endlich, allein mit seinem ältesten Sohne auszugehen, und wenn die Mission

gegründet wäre, die Familie nachzuholen. Aber dann fand sich, daß das gesammelte Geld zur Hinausreise nicht zureiche. Thomas wanderte im Lande umher, auch Fuller bettelte und borgte; das Nöthigste war endlich beisammen und es handelte sich nur noch um ein Schiff.

Eine schwere Frage! Denn ohne den Paß der Compagnie war es gefährlich in Indien zu landen, und die Direktoren waren noch so aufgeregt von Wilberforce's Vorschlag, daß von ihrer Gewährung eines solchen keine Rede sein konnte. Thomas bewog zwar den Kapitän eines Compagnieschiffs, sie auch ohne Paß aufzunehmen; aber ein anonymer Drohbrief von London schreckte den Mann ab; das schon eingeschiffte Gepäck mußte wieder gelandet werden. Ohne Paß nach Indien zu gehen, war 1783 für ein schweres Verbrechen erklärt worden; hätte ein Ostindienfahrer die Missionare auch bis Sagar gebracht, sie wären dort zur Umkehr genöthigt worden. Carey mußte weinend zusehen, wie sich vor Portsmouth die ganze Flotte von Ostindienfahrern sammelte und endlich eines schönen Morgens in die See stach, — ohne ihn mitzunehmen.

Doch Thomas trieb sich wieder in London um, stets auf der Hut vor seinen Gläubigern, denen er noch 6000 fl. schuldete! Da hört er von einem dänischen Schiff, das von Kopenhagen nach Kalkutta fahre. Man mußte sich schnell entscheiden; und dem nie verlegenen Thomas gelang es auch unverhofft, Frau Carey zum Mitgehen zu bewegen. Wie wunderbar! dachte Carey; — nur wollte seine Frau nicht ohne ihre Schwester abreisen, und damit zeigte sich der Geldbeutel nicht einverstanden. Carey zwar verkaufte binnen 24 Stunden Alles, was er besaß, lös'te aber nur 230 fl. Statt der erforderlichen 600 Pfd. waren höchstens 300 aufzutreiben. Doch Thomas redete mit dem Kapitän, machte die schönsten Anerbietungen, wollte mit der schlechtesten Kost vorlieb nehmen: nur Carey und seine Frau sollten am Tisch speisen, die andern als Dienerschaft angesehen werden u. s. w. Es gelang, und am 13. Juni 1793 schifften sich die zwei Männer mit zwei Frauen und vier Kindern auf der „Kronprinzessin Maria" ein. Der Kapitän war so freundlich, die vier Erwachsenen an seinen Tisch zu nehmen; er that was er konnte, die Reise Allen angenehm zu machen.

---

4. Carey's Missionsversuche.

Unbeschrieen landeten die Missionare am 11. November in Kalkutta, wo sie ein Haus mietheten und sich eine Zeitlang vom Verkauf der Waaren ernährten, in welche die Beiträge der Gesellschaft waren umgewandelt worden. Doch waren diese schneller aufgezehrt, als sich das Bengali erlernen ließ. Sie forschten nach einem wohlfeileren Wohnort, versuchten sich auch in Bandel (bei Tschinsura), wo die älteste katholische Kirche Bengalens steht, vor etwa 260 Jahren von Portugiesen erbaut, und in Nabija, dem Hauptsitz bengalischer Gelehrsamkeit, wo sich die Pandits freundlich bezeigten. Endlich aber fand sich Thomas bewogen, um leben zu können, wieder Arzt in Kalkutta zu werden; und Carey mußte das Anerbieten eines reichen Hindu annehmen, eines seiner Häuschen in der Vorstadt Manicktolah mit seiner Familie zu beziehen. Zwanzig Jahre später war der Hindu arm geworden, und Carey in Stand gesetzt, ihm seine Freundlichkeit reichlich zu vergelten.

Vorerst aber nagte er am Hungertuche, und die Kinder erkrankten in dem engen Gemach, während seine Gattin ihn mit Vorwürfen überschüttete und sein leicht beweglicher Freund mit geborgtem Geld sich vornehm einrichtete. Carey war zu unbeholfen, um irgendwo eine Summe aufnehmen zu können. Er entschloß sich endlich, den frommen anglikanischen Prediger Brown zu besuchen, hatte zwei Stunden weit zu gehen, und fand — kalte Höflichkeit. Nicht einmal Erfrischungen wurden ihm geboten; die Verbindung mit dem wohlbekannten Thomas hatte die englischen Freunde mit Argwohn gegen Carey erfüllt. Er fühlte sich allein und verlassen wie nie zuvor.

Da beschloß er, irgendwo in den Sundarban's ein unbebautes Stück Land zu suchen und es zu bebauen; war ihm doch immer das Gärteln besser geglückt als das Schuhflicken. Sobald ihm Thomas etwas Geld leihen konnte, schiffte er sich in einem Boot ein, er wußte selbst nicht wohin, nur hinaus in die Wüste! Seine Lebensmittel waren fast alle, als er am Ufer bei Dehatta, 16 Stunden von Kalkutta, einen Salzfaktor Alligators schießen sah. Carey landete und legte ihm sein Anliegen vor. Der einsame Europäer (er hieß Short) war froh, einem Fremden Gastfreundschaft zu erweisen, so unverständlich ihm das Missionsgerede erschien. Er lud ihn auf sechs Monate zu sich ins Haus ein; und dort im dichten Walde baute sich nun

Carey eine Hütte, schoß Gazellen und wilde Schweine zur Nahrung, legte Aecker an, und erwartete nicht ohne Sorge die gefürchtete Regen- und Fieberzeit, immer bemüht, mit den benachbarten Salzsiedern über ihr Seelenheil zu reden.

Da zeigte sich ein neuer Ausweg. Der wackere Beamte Udny in Malda hatte seinen Bruder und seine Schwägerin durch einen Unfall auf dem Fluß verloren, und Thomas, der ihm seiner Zeit viel Noth bereitet hatte, bezeugte ihm darüber schriftlich sein herzliches Beileid. Udny vergaß alles Vergangene und lud ihn freundlichst zu sich ein. Da es mit der ärztlichen Kundschaft sich nicht gut schicken wollte, und Udny die Reise bezahlte, war Thomas gleich bereit und ließ sich gerne als Indigo-Aufseher anstellen. Er erwähnte gegen den edlen Mann die mißliche Lage seines Freundes, und auch diesem wurde eine ähnliche Stelle angeboten.

Am 1. März 1794 erhielt Carey den Brief und nahm das Anerbieten mit beiden Händen an; hatte er doch nun Aussicht auf eine sorgenfreie Stellung und Zutritt zu den einfachen Landleuten der Faktorei. Im Juni langte er in Malda an, und predigte den 16 Engländern, die er dort traf, ehe er sich in dem zwölf Stunden nördlich gelegenen Madnabatty niederließ, während Thomas sechs Stunden weiter entfernt wohnte. Udny gab ihm 200 Rupies des Monats, von denen Carey 1/4, oft 1/3 für Missionszwecke zu ersparen vermochte. Fünf Jahre brachte er dort in der Stille zu, beschäftigt mit Verbesserungen im Ackerbau, mit der Predigt des Worts und der Uebersetzung des Neuen Testaments. Auch eine Schule ließ sich einrichten. Die Gesellschaft aber, die ihn ausgesandt, und in drei Jahren nur 300 Pfd. Sterl. für beide Missionare zusammenzubringen vermochte, zankte ihn tüchtig aus, daß er „sich vom Missionsgeist durch Handelsbestrebungen abbringen lasse". Sein Trost war, daß er unter allen Widerwärtigkeiten langsam, doch sicher seinem Ziele zusteuerte.

Schon thaten auch seine Berichte ihre Wirkung in England; es bildete sich dort eine zweite Missionsgesellschaft, die Londoner, von freigesinnten Independenten und Kirchenleuten, 1795 gestiftet. Ihr reichster Anhänger, der schottische Seeoffizier Haldane, war bereit, in Bengalen eine umfassende Mission auf eigene Kosten zu gründen. Aber umsonst mühte sich Wilberforce für ihn ab; die Direktoren der Compagnie hätten lieber eine Bande von Teufeln nach Indien gelassen, als eine Schaar Missionare. Sie erließen strenge Befehle,

alle Europäer in Indien nur gegen Vorzeigung von Freibriefen oder auf Bürgschaft zu dulden, und jeden aus dem Lande zu schicken, der eine unerlaubte Beschäftigung treibe. Für Carey, der als Indigopflanzer bezeichnet ward, leistete Udny mit noch einem Freunde Bürgschaft. Da kam ein weiterer Missionar, Fountain, nach Madnabatty; er hatte sich als „Bedienter" nach Indien eingeschmuggelt. Der Geist der französischen Revolution hatte ihn so weit angesteckt, daß er sich in seinen Briefen nach England bitter über die ostindische Compagnie und ihr Monopol äußerte, und da die Post damals viele verdächtige Briefe öffnete, durch sein unbesonnenes Urtheil die Mission in große Gefahr brachte. Er ließ sich jedoch von seinen Obern zurechtweisen und predigte fleißig in Bengali, ward aber bald (1800) von der Ruhr hinweggerafft.

Indessen hatte Carey so wenig Glück mit seinem Indigogeschäft, als Thomas, so daß Udny an die Aufhebung der Faktoreien denken mußte. Er kaufte noch für Carey eine Druckerpresse, um das bengalische Neue Testament endlich in den Druck zu geben; die Maschine wurde von den Landleuten in Madnabatty für einen europäischen Götzen gehalten. Dann aber kam an Udny der Ruf zu einer höhern Stelle in Kalkutta; sein Nachfolger in Malda haßte die Mission, und Carey mußte sich in ein Häuschen in Kidderpur zurückziehen, während Thomas sich an verschiedenen Orten mit wechselndem Glück umtrieb, und nur der Einen Aufgabe treu blieb, überall das Evangelium zu verkündigen und durch unentgeltliche ärztliche Hilfe es den Eingebornen zu empfehlen.

So waren sechs Jahre vergangen in unsteter Vorbereitung. Täglich predigte Carey in Bengalisch, an Sonntagen zweimal, und noch keine Frucht! Er war aber so wenig entmuthigt, daß er einen Plan entwarf, nach Art der Herrnhuter sich in Strohhütten irgendwo niederzulassen, sieben oder acht Missionsfamilien zumal mit gemeinschaftlicher Haushaltung; dazu dürften, meinte er, 400 Rupies des Monats zur Noth ausreichen. Es war ein unausführbarer Plan, dessen Nichtigkeit wohl die erste Regenzeit erwiesen hätte; war doch auch Carey schon ein Kind dahingestorben und seine arme Gattin über dem Verlust wahnsinnig geworden, so daß er sie ihr übriges Leben hindurch († Dec. 1805) eingesperrt halten mußte.

Doch waren die Freunde in England geneigt, an die Ausdehnung der Mission zu denken, so trüb sich die Aussichten in Bengalen

anließen. Grant war 1794 ins Direktorium der Compagnie gewählt worden, — ein folgenreiches Ereigniß! Er empfahl in einem wohlerwogenen Pamphlet die Vortheile, welche den Unterthanen der Compagnie aus europäischem Unterricht erwachsen dürften. Ueberall wirkte er für die Zulassung von Missionaren; ihm hatte es Ringeltaube zu danken, daß er im Dienste der „christlichen Erkenntniß-Gesellschaft" nach Kalkutta gehen durfte (1798). Sodann dachte Grant auf Mittel, die Sittlichkeit der englischen Gesellschaft in Indien zu heben. Außerhalb Kalkutta's gab es noch keine Kirche; die Kaplane, sechs bis sieben an der Zahl, hatten nicht einmal die Pflicht sonntäglichen Gottesdienstes: es schien genug, wenn sie tauften, trauten und beerdigten. Der schwache, aber gewissenhafte Generalgouverneur, Sir J. Shore (1793—98), später als Lord Teignmouth Präsident der Bibelgesellschaft, ließ sich bewegen, vier weitere Kapellen in Dacca, Patna u. s. w. zu dekretiren, ohne daß freilich in 25 Jahren auch nur eine derselben zu Stande gekommen wäre. Aber bessere Kaplane (worunter Claudius Buchanan) wurden nun in das Land geschickt, den schlechten mit Entlassung gedroht und anständiger Besuch des Gottesdienstes, sowie Heiligung des Sonntags anbefohlen. Grant vermochte die Direktoren dazu, die Unsitte der sonntäglichen Wettrennen strenge zu rügen, und das hohe Spiel, das überall gäng und gäbe war, zu verbieten. Wer für mehr als 10 Pfd. Sterl. spiele, solle alsbald nach England zurückgeschickt werden. — Carey hatte die Aussicht, als Indigopflanzer in Bengalen unangefochten wohnen zu dürfen; warum sollte er nicht Gehilfen für seine Arbeit anzunehmen wagen? Die Gesellschaft fand in kurzer Zeit vier tüchtige Männer, von denen zwei, Brunsdon und Grant, frühe hinweggerafft wurden, während die beiden andern zu Zierden der Sirampur-Mission heranwuchsen.

Der eine, W. Ward, geb. 1796, hatte eine fromme Erziehung genossen, fiel aber später als Buchdrucker in französischen Republikanismus, und wurde ein gefürchteter Redakteur der freisinnigen Presse, während er zugleich im Verein mit Clarkson die Uebel der Sklaverei und des Sklavenhandels aufs wirksamste angriff. Die Bekanntschaft mit christlichen Freunden brachte ihn 1796 von der Politik ab, so sehr, daß er Jahrelang keine Zeitung mehr ansah, und sich dem Unterricht der Armen widmete. Als er von dem Vorschlag Carey's hörte, einen tüchtigen Drucker für das bengalische Neue Testament zu senden, bot

er sich sogleich an und bereitete sich mit Eifer auf seinen Beruf vor. — Josua Marshman, geb. 1768, Sohn eines frommen Webers, hatte seines Vaters Handwerk gelernt, und zugleich sein ungeheures Gedächtniß mit allen Büchern angefüllt, deren er habhaft werden konnte, als Luthers Erklärung des Galater-Briefs ihm zeigte, woran es ihm noch fehle. Die strenge Baptisten-Gemeinde, bei der er um Aufnahme nachsuchte, mißtraute seinem „Kopfwissen" und hielt ihn sieben Jahre lang hin. Da wurde er Schulmeister in Bristol und studirte weiter auf der dortigen Akademie, bis er es den Besten gleich that. Auch er zog den Missionsberuf den glänzenden Aussichten, die sich in Bristol vor ihm aufthaten, vor. Ein amerikanisches Schiff, befehligt von einem frommen Presbyterianer, Wickes, führte die vier Männer nach Bengalen, wo sie nach Direktor Grants Rath Kalkutta umgehen und sogleich das dänische Sirampur aufsuchen sollten. Als am 5. Okt. 1799 der Lootse bei Sagar an Bord stieg und die Personenliste verlangte, beschloßen sie, sich offen als Missionare anzugeben, „unterwegs nach Sirampur." Niemand hielt sie in Kalkutta an; der Kapitän verschaffte ihnen ein Boot, das sie den 13. Oct. in Sirampur landete, wo sie sich in das kleine Gasthaus begaben und Gott für die glückliche Reise dankten.

---

5. Eine zweite Sirampur-Mission.

Nachdem das holländische Tschinsura und das französische Tschandernagar im Verlauf des Revolutionskriegs von den Briten besetzt worden waren, stand Sirampur gerade in seiner schönsten Blüthe, als der alleinige Sitz ausländischen Handels in Bengalen. Die vier Missionare statteten dem Gouverneur, Oberst Bie, einen Anstandsbesuch ab, überreichten einen Brief vom dänischen Konsul in London, und erhielten die Zusicherung aller ihm zu Gebot stehenden Hilfe. Der wackere Oberst hatte die deutschen Missionare in Trankebar, voran den eben erst entschlafenen Vater Schwarz, wohl gekannt; vierzig Jahre schon hatte er der dänischen Compagnie treu gedient, und sich auch dem gefürchteten Warren Hastings nicht gefügt, wenn er Auslieferung von Personen verlangte, welche den Schutz des Danebrog aufgesucht hatten. Am Abend kam Kapitän Wickes in Person angerudert: seinem Schiff sei der Aufenthalt in Kalkutta verweigert,

die vier Missionare sollen sich auf der Polizei stellen und augenblicklich nach Europa zurückkehren. Das gab Anlaß zu sorgenvollen Berathungen, über denen der junge Grant an einem Fieber, das ihm das feuchte Miethhaus gebracht hatte, schnell wegstarb.

Doch zeigte sich, daß die Kalkutta-Zeitung statt des unverstandenen Baptistennamens sie „Papistische" Missionare gescholten hatte, welche natürlich damals im Verdacht standen, für Bonaparte zu agiren. Lord Wellesley*), vielleicht der bedeutendste Staatsmann, der Indien je regiert hat, war seit Oktober 1798 Generalgouverneur, und Kaplan Brown galt viel bei ihm. Durch ihn wurden die Empfehlungsbriefe des ehrwürgigen J. Newton, die Instruktionen der Gesellschaft, welche den Missionaren völlige Enthaltung von aller politischen Aktion auferlegten rc., dem Generalgouverneur vorgelegt. Derselbe war so weit befriedigt, daß er dem amerikanischen Schiff kein Hinderniß mehr in den Weg legte, auch die Missionare nicht weiter behelligte, außer daß ihnen alle Arbeit auf britischem Boden untersagt blieb.

Was sollten sie nun beginnen? Carey war ungeneigt, sein Kidderpur so bald wieder zu verlassen; aber von Lord Wellesley wußte man, daß er eine Druckerpresse auf britischem Gebiet nicht dulden werde. Er hatte eben erst Tippu Sahibs Herrschaft im Süden vernichtet und sah mit Besorgniß auf die Bewegungen unter den übrigen Mächten Indiens. Ein unvorsichtiger Zeitungsartikel, in welchem die Macht Englands mit den eingebornen Staaten verglichen wurde, hatte ihn veranlaßt, den unglücklichen Redakteur mit dem nächsten Schiff nach Europa zu schicken, und eine strenge Censur über die Presse zu verhängen. Nichts dürfe gedruckt werden, was die öffentliche Ruhe irgend gefährden könnte. Unter diesen Umständen war den Missionaren ein Besuch des dänischen Gouverneurs (6. Nov.) ein Wink von oben; aufs freundlichste lud er sie ein, Sirampur zu ihrem Hauptquartier zu machen, die Presse und eine Schule für englische Kinder zu errichten, und erbot sich, ihnen die Rechte dänischer Unterthanen zuzusichern. Für geeignete Wohnung lasse sich leicht sorgen, und die Kirche, an der er eben baue, solle ihnen überlassen werden.

---

*) Man hüte sich, ihn mit seinem jüngern, noch berühmter gewordenen Bruder, Lord Arthur Wellington, zu identifiziren, wie das mehreren deutschen Geschichtschreibern, auch Menzel, bis in die neueste Zeit begegnet ist.

Mit einem dänischen Paß machte sich Ward auf den Weg zu Carey, den er nur wenig verändert fand, und stellte ihm die Sachlage so dringend vor, daß Carey sich den Verlust, welcher mit dem Aufgeben des alten Plans verknüpft war, nicht weiter anfechten ließ, sondern seine Indigo-Faktorei verkaufte, die Presse nach Sirampur schickte und (10. Jan. 1800) mit seiner wahnsinnigen Gattin und vier Söhnen sich daselbst einfand. Eine sichere Stätte für künftige Arbeit war endlich gefunden, zunächst an der Hauptstadt des britischen Indiens und doch außerhalb des Bereichs ihrer Herrscher. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ohne diesen Schritt Ward und Marshman des Landes verwiesen worden wären und Carey's Arbeit mit seinem Tode aufgehört hätte.

Nun richteten sie sich ein zu gemeinschaftlicher Haushaltung in einem um 6000 Rupies gekauften Gehöfte. Carey sollte Kassier und Apotheker sein, während jeder Missionar der Reihe nach einen Monat lang das Hauswesen zu besorgen hatte. Alle Einnahmen sollten in die gemeinschaftliche Kasse wandern. Den Heiden wurde nun fleißig gepredigt, das Missionshaus füllte sich mit neugierigen Besuchern und im März wurde der erste Bogen des bengalischen Neuen Testaments gedruckt. Die Marshmans richteten eine Kostschule für europäische Kinder ein, welche schon am Ende des Jahrs der Mission ein monatliches Einkommen von 300 Rupies verschaffte. Auch die Eingebornen freuten sich über die andere Schule, welche für ihre Kinder eröffnet wurde.

Indessen hatte der Generalgouverneur die strengsten Befehle erlassen, der üblichen Sonntagsentheiligung ein Ende zu machen. Ohne irgend so fromm zu sein, wie sein Vorgänger, war er entschlossen, zu zeigen, daß das Christenthum die Religion des Staates sei. Keine Zeitung durfte mehr am Sonntag erscheinen; er selbst besuchte regelmäßig die Kirche. Um seinen Sieg über Maisur würdig zu feiern, wurde am 6. Febr. 1800 der erste feierliche Dankgottesdienst in Kalkutta gehalten. Da paradirten 2000 Truppen, während er mit den Spitzen der Gesellschaft in die Kirche zog; Kanonensalven accompagnirten den Gesang des Tedeums, worauf Buchanan eine Predigt hielt, welche von Regierungs wegen gedruckt und auf alle Stationen verschickt wurde. Die Ungläubigen spotteten anfangs, wie sich das erwarten ließ; doch wurde es bald Sache des guten Tons, anzuerkennen, daß etwas Religion für den civilisirten Staat unentbehrlich sei.

Zoll gebührt u. s. w.; und daß die Sünde der Unbotmäßigkeit, welche zu Verwirrung, Anarchie und Zerfall führt, denselben Tadel verdient, wie Ungerechtigkeit der Herrscher, oder jede andere Uebertretung der göttlichen Gebote.

„5. Wie es den Herrschern freistehen soll, mit dem Ihren und mit dem, was sie ein Recht haben von dem Volke zu fordern, nach Belieben zu schalten, so sollten wir auch das Recht der Unterthanen zu sichern trachten, mit dem Ihren nach eigenem Belieben zu schalten, vorausgesetzt, daß sie dem Kaiser geben, was dem Kaiser gebührt.

„6. Die Herrscher sollten daran erinnert werden, die sittliche Hebung des Volks auch dadurch zu fördern und den herrschenden Uebelständen entgegenzuarbeiten, daß sie durch weise Gesetze allmählig die Rechte und Pflichten aller Klassen bestimmen; ein Fortschritt, der am Ende mehr zum Nutzen als zum Schaden des Regentenhauses ausschlüge, indem dadurch seine Verwaltung nur segensreicher würde.

„7. Um der Sorglosigkeit und Stumpfheit des Volkes entgegenzuwirken und Betriebsamkeit und Wohlstand unter demselben zu fördern, ist es die Pflicht des Missionars, Patriotismus, allgemeines Wohlwollen und edle gesellige Sitte zu wecken zu suchen. Daneben sollte er, ohne die althergebrachten oder erst später angenommenen künstlichen Bedürfnisse des Volkes zu verwerfen, weil sie auf bloßer Laune oder einem noch rohen Geschmack beruhen, bemüht sein, solche Bedürfnisse zu ermuthigen und zu vermehren, welche seine Kraft, seine Erfindungsgabe, seinen Unternehmungsgeist und seinen Fleiß in Bewegung setzen und erweiterten Plänen zu nützlicher Beschäftigung einen Spielraum eröffnen könnten. Recht geleitet, könnten so die Eingebornen sich in baumwollene, leinene und seidene Stoffe kleiden, das Land mit reichen und mannigfaltigen Pflanzungen, mit bequemen, dauerhaften und geschmackvoll eingerichteten Wohnungen, mit schönen und geräumigen Schulgebäuden und Kirchen schmücken, und die Häfen und das Meer mit Schiffen bedecken, welche ihren Ueberfluß in andere Länder trügen."

Wir haben bereits erwähnt, wie schon zwei Jahre früher von Seiten des Königs und seiner Häuptlinge an den Board die Bitte um mehr Lehrer für die Dinge dieses Lebens gerichtet wurde. Die Missionare hatten diese Bitte unterstützt, die heimische Kommittee sie aber nicht gewährt, da ihre Erfüllung ihr keine Lebensfrage schien, und sie den Grundsatz festhielt, daß in äußerlichen Dingen das Be-

dürfniß selbst gewöhnlich auch seine Befriedigung schafft. Dagegen hielt sie es für nöthig, im Jahre 1838 einigen Missionaren zu erlauben, aus der Verbindung mit dem Board auszuscheiden und in die Dienste des Königs zu treten, dem es nicht gelungen war, den seit 1836 durch Vermittlung seiner Freunde in Amerika gesuchten Staatsmann zu finden, der ihn und seine Häuptlinge „über alle Angelegenheiten ihres Landes nach der Weise aufgeklärter Völker unterrichten" sollte. Kamehameha III erbat sich hiezu Missionar Richards, der sein und seiner Häuptlinge volles Vertrauen besaß und es auch sowohl durch seinen klaren Verstand als durch seinen Eifer für das Wohl des Landes vollkommen verdiente. Missionar Armstrong übernahm die Leitung des Unterrichtswesens, für das die Regierung jährlich 40,000 Dollars aussetzte; und der Arzt Judd unterzog sich der schweren Aufgabe, den Staatshaushalt aus den finanziellen Schwierigkeiten, in die er verstrickt war, herauszureißen. Alle drei lösten ihre Aufgabe zum Wohle des Volkes, dessen dankbare Anerkennung Richards' Wittwe eine Pension aussetzte und bis zu ihrem erst vor Kurzem erfolgten Tode regelmäßig bezahlte. Die Mission aber durfte sich dem Opfer, das sie mit der Entlassung dieser Männer zu bringen hatte, nicht entziehen; denn das Gedeihen der Kirche war wesentlich bedingt durch den Geist, der die Regierung beseelte, obgleich auf den hawaii'schen Inseln nie eine eigentliche Verbindung zwischen Kirche und Staat bestand, sondern jeder Theil nur auf seinem eigenen Gebiet dem Herrn zu dienen sich befliß. Kein unbefangener und unterrichteter Beobachter wird aber verkennen, daß ohne jene Stützen, welche die Mission ihr gewährte, die hawaii'sche Regierung alle die Hindernisse, die ihr bei ihren ersten schwankenden Schritten zu ihrer Neugestaltung von Innen und Außen in den Weg traten, nimmer hätte überwinden können.*)

Richards war nicht frei von Irrthümern und Mißgriffen, und die Gesetzgebung mußte unvollkommen ausfallen, weil sie auf die niedere Bildungsstufe des Volkes und das möglicher Weise Durchführbare berechnet war. Sie war streng in Beziehung auf die herrschenden Laster der Trunkenheit und der Unzucht, bewirkte aber wenigstens so viel, daß diese Sünden nicht mehr mit schamloser Frechheit

*) Das erkennt auch der Engländer Hopkins an, indem er zugleich die Missionare lobt, daß sie sich hüteten, republikanische Grundsätze nach amerikanischem Muster einzuführen.

zu Tage traten; und das erste Todesurtheil, das nach ihr vollzogen wurde, traf einen Häuptling von hohem Range und noch dazu Günstling des Königs. Er hatte seine Frau vergiftet und wurde nach einem regelmäßigen Verhör vor zwölf Geschwornen, bei dem Kekuanaoa den Vorsitz führte, an den Mauern der Festung aufgehängt. — Doch hören wir die erste Urkunde, durch deren Unterzeichnung am 7. Juni 1839 Kamehameha III aus freien Stücken, einzig im Blick auf das Wohl seiner Unterthanen, sich seiner bisher unumschränkten Gewalt begab, um darnach zu ermessen, wie weit aus seinen Rathgebern der Geist der Liebe oder der der Herrschsucht sprach:

„Gott hat aus Einem Blut alle Menschen geschaffen, daß sie in Einigkeit und Glückseligkeit auf Erden wohnen sollen. Gott hat auch allen Menschen und Häuptlingen und Völkern aller Länder gewisse gleiche Rechte gegeben.

„Dieß sind die Rechte, die Er gleichermaßen jedem Menschen und jedem Häuptling gegeben hat: Leben, Glieder, Freiheit, die Arbeit seiner Hände und die Arbeit seines Geistes.

„Gott hat auch Regierungen und Herrscher eingesetzt zur Erhaltung des Friedens; aber wenn man einem Volke Gesetze giebt, ziemt es sich nicht, sie zu machen nur zum Schutze der Herrscher und nicht auch zum Schutze der Unterthanen; noch ziemt es sich, Gesetze zu machen nur zur Bereicherung der Häuptlinge und nicht auch zur Bereicherung ihrer Unterthanen. Darum soll kein Gesetz gegeben werden, das sich nicht mit diesem oben ausgesprochenen Grundsatz verträgt, noch soll eine Steuer oder ein Dienst oder eine Arbeit von irgend Jemand gefordert werden im Widerspruch mit den oben ausgedrückten Grundsätzen.

„Diese Grundsätze werden hiemit kund gethan, um Alle gleichermaßen zu beschützen, beide, das Volk und die Häuptlinge aller dieser Inseln, daß kein Häuptling einen Unterthanen drücken kann, sondern daß die Häuptlinge und das Volk den gleichen Schutz unter den gleichen Gesetzen genießen mögen.

„Schutz ist hiemit gewährt den Leuten aller Völker, ihren Ländereien, ihren Gebäulichkeiten und all ihrer Habe, und Nichts soll irgend Jemand genommen werden, außer nach dem Ausspruch der Gesetze. Welcher Häuptling beharrlich diesem Gebote zuwider handelt, kann nicht Häuptling bleiben: und ebenso soll es sein mit den Statthaltern, Offizieren und allen Beamten.“

Dieser Erklärung folgte am 8. Oct. 1840 die Verfassung, mit der Kamehameha III sein Volk beschenkte, und welche die drei großen Faktoren einer beschränkten Monarchie: König, Gesetzgebung und Richter anerkennend, auf einen gewissen Grad die Pflichten eines jeden bestimmte. Die vollziehende Gewalt kommt nach derselben dem Könige zu, und seine Person ist unverletzbar und geheiligt. Seine Minister sind verantwortlich. Gesetze, welche in beiden Häusern angenommen wurden, müssen von dem König und seinem ersten Minister unterzeichnet werden. Die erste Kammer darf nicht über dreißig Mitglieder zählen (1864 hatte sie deren nur fünfzehn, worunter fünf Ausländer); sie werden vom König ernannt und nehmen ihre Sitze lebenslänglich ein. Das Volk wählt seine Vertreter alle zwei Jahre; ihre Zahl richtet sich nach der der Bevölkerung (1864 waren es 27, worunter nicht ganz der vierte Theil Ausländer.)

Der in der Verfassung ausgesprochene Grundsatz, daß auf den Inseln kein Gesetz Gültigkeit haben solle, das im Widerspruche stehe mit dem Worte Gottes oder dem Geiste der Gesetze Jehovahs, machte übrigens die Mitwirkung eines mit den Gesetzen anderer Länder vertrauten Rechtsgelehrten nicht entbehrlich, da der Beziehungen zu fremden Staaten und deren Unterthanen immer mehrere wurden. Man fand einen solchen in der Person eines Hrn. Ricord (aus Jersey), der im Juni 1845 die früheren Gesetze mit den durch die Umstände erforderten und von beiden Häusern angenommenen Grundsätzen und Verbesserungen in englischer Sprache herausgab. Richards besorgte die hawaii'sche Ausgabe. Wir führen daraus nur drei auf die Ausübung der christlichen Religion bezügliche Paragraphen an:

„1. Die Religion des Herrn Jesu Christi wird auch fortan die Landesreligion auf den hawaii'schen Inseln sein. Die mündlich verkündeten Gesetze Kamehamehas III, welche allen Götzendienst und alle alten heidnischen Gebräuche verbieten, werden hiemit in Kraft erhalten; der besagte Götzendienst und die damit verknüpften Gebräuche sind verboten unter den im Kriminal-Gesetzbuch bestimmten Strafen.

„2. Obgleich die protestantische Religion die Religion der Regierung ist, soll durch sie weder eine besondere Form des Gottesdienstes vorgeschrieben, noch die geistliche Gewalt mit der weltlichen verbunden werden. Allen, welche in dem Königreich leben, soll es gestattet sein, den Gott der Bibel nach den Eingebungen ihres eigenen Gewissens anzubeten, und dieses heilige Recht soll nie verkümmert

werden. Alle Störungen religiöser Versammlungen oder Beeinträchtigungen des freien ungehemmten Gottesdienstes, vorausgesetzt, daß bei demselben nichts Unanständiges vorkommt, sollen als Büberei betrachtet und nach dem Kriminal-Gesetzbuch bestraft werden.

„3. Der christliche Sabbath soll durch kein weltliches Geschäft entweiht werden. Alle am Sabbath abgeschlossenen und unterzeichneten Verträge sollen keine gerichtliche Gültigkeit haben. Jeder Versuch, an diesem Tage einen Civilproceß zu verfolgen, soll als eine Uebertretung der Gesetze betrachtet werden, und es steht der dadurch verletzten Person frei, gegen den betreffenden Beamten Klage zu erheben. In Kriminalfällen ist es jedoch gestattet, eine gerichtliche Verhandlung betreffs der Festnahme von Uebelthätern zu veranstalten, und auch ohne eine solche Verhandlung soll jeder mit der Sorge für die öffentliche Sicherheit und Moralität Betraute das Recht haben, einen Uebelthäter den Gerichten zur Untersuchung zu überliefern."

Dem Gesetzbuch im Ganzen kann selbst Hopkins, der harte Richter der amerikanischen Missionare, seine theilweise Anerkennung nicht ganz versagen. Er tadelt zwar den zuletzt angeführten Paragraphen desselben als jüdischen Sauerteig, wie er überhaupt die unter dem Einfluß der Missionare entstandenen Verordnungen in ihrer ursprünglichen Fassung mehr dem Buchstaben als dem Geiste des Alten Testaments entsprechend findet, hält aber das Werk in seiner endgiltigen Gestalt wenigstens in wissenschaftlicher Beziehung großen Lobes werth. Was er daran hauptsächlich rügt, ist sein weit über die Bedürfnisse eines so kleinen Völkleins hinausreichender Umfang; die Lage der Kanaka's scheint ihm der einer Familie vergleichbar, der es in ihrer Hütte zu enge geworden, und die man statt in eine Wohnung von etwa sechs Zimmern in ein weitläufiges Herrenhaus verpflanzte.

Vom Jahre 1845 an nahm der Einfluß der Missionare auf die Regierung ab. Noch stand dem König zwar wie früher Dr. Judd zur Seite, an dem Schotten Wyllie aber gewann derselbe einen ausgezeichneten Minister des Aeußern; Ricord, ein Mann von starkem Willen und unabhängigem Charakter, wurde Staatsanwalt, der Amerikaner Lee oberster Richter des höchsten Gerichtshofs; ihm beigegeben war neben einem Engländer auch der wackere Eingeborne John Ii. In allen diesen Männern schenkte der Herr dem jungen Staate kräftige Stützen; und die Diener Seines Worts hatten nicht länger nöthig,

auch in weltlichen Dingen den König zu berathen, der schon 1852 die erste Verfassung durch eine noch freisinnigere ersetzte.

(Schluß folgt.)

Missionsanfänge in Bengalen.

(Fortsetzung.)

3. Carey und die Baptistische Missionsgesellschaft.

Was dem mit allen Mitteln wohlausgerüsteten edlen Grant mißlang, sollte nun einem armen Schuhflicker gelingen. Dem Schulmeister des Dorfes Pury bei Northampton wurde 17. August 1761 ein Sohn geboren, William Carey, der frühe alle Bücher las, die er bekommen konnte, jede Pflanze beobachtete, jedes Insekt zu sammeln und zu zeichnen bemüht war. Keine Schwierigkeiten brachten ihn von seinem Ziele ab; was er wollte, setzte er irgendwie durch. Ein lateinisches Wörterbuch, das ihm im zwölften Jahr in die Hände gerieth, lernte er fast auswendig; und als die armen Eltern ihn einem Schuhmacher in die Lehre gaben, fand er einen neutestamentlichen Kommentar, aus welchem griechische Wörter abgezeichnet und auswendig gelernt werden konnten. Eine Magd im Hause machte ihn auf sein leichtsinniges Wesen aufmerksam; nun hörte er fleißig den frommen Prediger Scott in Ravenstone und arbeitete sich aus einem gesetzlichen Christenthum zu der rechten Erkenntniß des Heils in Christo durch. Er wußte mehr als andere heilsdurstigen Seelen und wurde von einem Kreis dissentirender Gläubigen zum Prediger berufen. Erst achtzehn Jahre war er alt, als er seine erste Predigt hielt, und er hat sich dieser verfrühten schwachen Anfänge oft geschämt. Während er aber Schuhe flickte und sich auf seine Sonntagspredigten vorbereitete, kamen ihm Zweifel über die Kindertaufe. Im Oktober 1783 ließ er sich von Dr. Ryland im Flüßchen Nen taufen. Er war nun Baptist, wurde auch mit knapper Noth als Baptistenprediger angenommen, entlehnte fleißig Bücher und lernte täglich etwas Latein und Griechisch. Sein Meister war 1781 gestorben, worauf Carey sein Geschäft übernahm und die Schwester des Meisters heirathete, ehe er zwanzig Jahr alt war, — ein unkluger Schritt, denn die Frau war so beschränkt und eigensinnig als möglich;

das Geschäft wollte nicht vorwärts gehen, Armuth und Fieber schienen Jahrelang jeden Fortschritt unmöglich zu machen. Er versuchte es mit Schulehalten, aber dazu hatte er nicht das mindeste Geschick. Als er später einst mit Lord Hastings speiste, und ein General den Adjutanten leise fragte, ob Dr. Carey nicht ein Schuhmacher gewesen sei, rief dieser aus: Ach nein! nur ein Schuhflicker. Und über sein Schulhalten äußerte er: Die Jungen haben mehr ihn gehalten, als er sie. Unter allen diesen Schwierigkeiten aber lernte er Eines: die Zeit auf's sorgsamste zu vertheilen und jeden Augenblick auf's beste zu benützen, bis er in der heiligen Schrift bewandert war wie wenige, und durch eine gelungene Predigt sich die Freundschaft des geistreichen Baptistenpredigers A. Fuller in Kettering erwarb.

Als Carey einst Cooke's Entdeckungsreisen las, fiel ihm das Elend der Heidenwelt schwer aufs Herz. Er wurde den Gedanken an die Mission kaum mehr los. In seinem Arbeitszimmer hatte er eine große Weltkarte aufgehängt, in welche er alle Bemerkungen über den Zustand der Heidenvölker und ihre Religionen eintrug. Während er Schuhe flickte, sah er oft wieder nach der Karte und betete für dieses und jenes Volk. Einmal waren die Baptistenprediger in Northampton versammelt und Ryland schlug vor, die Jüngern sollten einen Gegenstand zur Besprechung vorlegen. Carey stand auf und nannte die Pflicht der Christen, das Evangelium unter den Heiden auszubreiten. Darüber sprang Ryland auf und donnerte: „Junger Mensch, sitz nieder! Wenn Gott die Heiden bekehren will, braucht er weder dich noch mich dazu." Und auch Fuller meinte: „wenn Gott Fenster im Himmel machen sollte, könnte das je geschehen?" Carey aber arbeitete eine Broschüre über den Gegenstand aus — während er oft hungrig zu Bette gehen mußte und wochenlang kein Fleisch zu schmecken bekam, — und aus diesem Schriftchen verbreitete sich der Missionsgedanke über die kleinen Dissenter-Gemeinden Englands. Es zeugt von einer ungemeinen Bekanntschaft mit der Geographie und Geschichte der verschiedensten Länder, sowie von einer Energie, welche vor keiner Aufgabe zurückschrickt.

Carey erhielt nun eine Stelle in Leicester 1789, welche es ihm möglich machte, seinen Studien ohne weitere Handarbeit obzuliegen, während er in Stadt und Land das Evangelium predigte. Er schloß daselbst eine innige Freundschaft mit dem Stiftsprediger Robinson, wie mit andern ausgezeichneten Männern verschiedener Kirchengemein-

schaften. Wie er aber auch für Missionen wirken mochte, Niemand wollte seinen Namen zu so wilden Plänen hergeben. Da predigte er einmal (Mai 1792) über Jes. 54, 2 f. vor den versammelten Geistlichen seiner Sekte, indem er den Doppelgedanken ausführte: 1. Erwartet Großes von Gott, 2. Versuchet Großes für Gott. Alle waren bewegt; dennoch wollten sie bereits, ohne Hand anzulegen, scheiden, als Carey fast verzweifelnd Fuller bei der Hand packte und fragte: „und geht ihr noch einmal auseinander, ohne etwas zu thun?" So wurde denn vorgeschlagen und beschlossen: bei der nächsten Zusammenkunft solle der Plan einer Mission unter die Heiden berathen werden.

Das geschah in Kettering 2. Okt. 1792; man wußte weder rechts noch links; praktische Fertigkeit, Geld und Einfluß, Alles mangelte. Doch bildete sich eine Gesellschaft, mit fünf Männern als Kommittee, darunter Fuller, Ryland und Carey. Zusammengelegt wurden 157 fl., worauf Carey sich anbot, in irgend ein Land zu reisen, das die Gesellschaft wählen würde. Die Baptisten in Birmingham übersandten 78 Pfd. Sterl. als ihren ersten Beitrag, und andere Gemeinden folgten dem Beispiel. Die reichen Baptisten in London aber hielten sich in kühler Ferne, weil kein bekannter Name auf der Liste stund. Nur der fromme anglikanische Geistliche J. Newton bezeugte Carey seine herzliche Theilnahme und gab ihm väterlichen Rath.

England verhielt sich kalt zu der großen Frage; Schottland war sogar feindlich gestimmt. Als dort in der Generalversammlung 1796 die Mission erwähnt wurde, erklärten sie gelehrte Doktoren für unnatürlich, weil die Völker augenscheinlich erst civilisirt werden müßten, ehe man sie Religion lehren könne, — ja für höchst gefährlich, weil mit dem gesammelten Gelde einmal die gesellschaftliche Ordnung des Landes erschüttert werden könnte.

Wo aber sollten die Baptisten den ersten Versuch machen? Man rieth hin und her, als Freund Thomas von Bengalen zurückkehrte und Carey von seinem Missionsversuch in Malda benachrichtigte. Er schilderte die dortigen Aussichten so glänzend, daß man (Jan. 1793) beschloß, Carey und Thomas nach Bengalen abzuordnen.

Frau Carey aber wollte nichts davon hören, sich mit ihren vier Kindern ans Ende der Welt verbannen zu lassen, und ihr Gatte gerieth darüber in die größte Gewissensnoth. Er entschloß sich endlich, allein mit seinem ältesten Sohne auszugehen, und wenn die Mission

gegründet wäre, die Familie nachzuholen. Aber dann fand sich, daß das gesammelte Geld zur Hinausreise nicht zureiche. Thomas wanderte im Lande umher, auch Fuller bettelte und borgte; das Nöthigste war endlich beisammen und es handelte sich nur noch um ein Schiff.

Eine schwere Frage! Denn ohne den Paß der Compagnie war es gefährlich in Indien zu landen, und die Direktoren waren noch so aufgeregt von Wilberforce's Vorschlag, daß von ihrer Gewährung eines solchen keine Rede sein konnte. Thomas bewog zwar den Kapitän eines Compagnieschiffs, sie auch ohne Paß aufzunehmen; aber ein anonymer Drohbrief von London schreckte den Mann ab; das schon eingeschiffte Gepäck mußte wieder gelandet werden. Ohne Paß nach Indien zu gehen, war 1783 für ein schweres Verbrechen erklärt worden; hätte ein Ostindienfahrer die Missionare auch bis Sagar gebracht, sie wären dort zur Umkehr genöthigt worden. Carey mußte weinend zusehen, wie sich vor Portsmouth die ganze Flotte von Ostindienfahrern sammelte und endlich eines schönen Morgens in die See stach, — ohne ihn mitzunehmen.

Doch Thomas trieb sich wieder in London um, stets auf der Hut vor seinen Gläubigern, denen er noch 6000 fl. schuldete! Da hört er von einem dänischen Schiff, das von Kopenhagen nach Kalkutta fahre. Man mußte sich schnell entscheiden; und dem nie verlegenen Thomas gelang es auch unverhofft, Frau Carey zum Mitgehen zu bewegen. Wie wunderbar! dachte Carey; — nur wollte seine Frau nicht ohne ihre Schwester abreisen, und damit zeigte sich der Geldbeutel nicht einverstanden. Carey zwar verkaufte binnen 24 Stunden Alles, was er besaß, löste aber nur 230 fl. Statt der erforderlichen 600 Pfd. waren höchstens 300 aufzutreiben. Doch Thomas redete mit dem Kapitän, machte die schönsten Anerbietungen, wollte mit der schlechtesten Kost vorlieb nehmen: nur Carey und seine Frau sollten am Tisch speisen, die andern als Dienerschaft angesehen werden u. s. w. Es gelang, und am 13. Juni 1793 schifften sich die zwei Männer mit zwei Frauen und vier Kindern auf der „Kronprinzessin Maria" ein. Der Kapitän war so freundlich, die vier Erwachsenen an seinen Tisch zu nehmen; er that was er konnte, die Reise Allen angenehm zu machen.

4. Carey's Missionsversuche.

Unbeschrieen landeten die Missionare am 11. November in Kalkutta, wo sie ein Haus mietheten und sich eine Zeitlang vom Verkauf der Waaren ernährten, in welche die Beiträge der Gesellschaft waren umgewandelt worden. Doch waren diese schneller aufgezehrt, als sich das Bengali erlernen ließ. Sie forschten nach einem wohlfeileren Wohnort, versuchten sich auch in Bandel (bei Tschinsura), wo die älteste katholische Kirche Bengalens steht, vor etwa 260 Jahren von Portugiesen erbaut, und in Nadija, dem Hauptsitz bengalischer Gelehrsamkeit, wo sich die Pandits freundlich bezeigten. Endlich aber fand sich Thomas bewogen, um leben zu können, wieder Arzt in Kalkutta zu werden; und Carey mußte das Anerbieten eines reichen Hindu annehmen, eines seiner Häuschen in der Vorstadt Manicktolah mit seiner Familie zu beziehen. Zwanzig Jahre später war der Hindu arm geworden, und Carey in Stand gesetzt, ihm seine Freundlichkeit reichlich zu vergelten.

Vorerst aber nagte er am Hungertuche, und die Kinder erkrankten in dem engen Gemach, während seine Gattin ihn mit Vorwürfen überschüttete und sein leicht beweglicher Freund mit geborgtem Geld sich vornehm einrichtete. Carey war zu unbeholfen, um irgendwo eine Summe aufnehmen zu können. Er entschloß sich endlich, den frommen anglikanischen Prediger Brown zu besuchen, hatte zwei Stunden weit zu gehen, und fand — kalte Höflichkeit. Nicht einmal Erfrischungen wurden ihm geboten; die Verbindung mit dem wohlbekannten Thomas hatte die englischen Freunde mit Argwohn gegen Carey erfüllt. Er fühlte sich allein und verlassen wie nie zuvor.

Da beschloß er, irgendwo in den Sundarban's ein unbebautes Stück Land zu suchen und es zu bebauen; war ihm doch immer das Gärteln besser geglückt als das Schuhflicken. Sobald ihm Thomas etwas Geld leihen konnte, schiffte er sich in einem Boot ein, er wußte selbst nicht wohin, nur hinaus in die Wüste! Seine Lebensmittel waren fast alle, als er am Ufer bei Dehatta, 16 Stunden von Kalkutta, einen Salzfaktor Alligators schießen sah. Carey landete und legte ihm sein Anliegen vor. Der einsame Europäer (er hieß Short) war froh, einem Fremden Gastfreundschaft zu erweisen, so unverständlich ihm das Missionsgerede erschien. Er lud ihn auf sechs Monate zu sich ins Haus ein; und dort im dichten Walde baute sich nun

Carey eine Hütte, schoß Gazellen und wilde Schweine zur Nahrung, legte Aecker an, und erwartete nicht ohne Sorge die gefürchtete Regen- und Fieberzeit, immer bemüht, mit den benachbarten Salzsiedern über ihr Seelenheil zu reden.

Da zeigte sich ein neuer Ausweg. Der wackere Beamte Udny in Malda hatte seinen Bruder und seine Schwägerin durch einen Unfall auf dem Fluß verloren, und Thomas, der ihm seiner Zeit viel Noth bereitet hatte, bezeugte ihm darüber schriftlich sein herzliches Beileid. Udny vergaß alles Vergangene und lud ihn freundlichst zu sich ein. Da es mit der ärztlichen Kundschaft sich nicht gut schicken wollte, und Udny die Reise bezahlte, war Thomas gleich bereit und ließ sich gerne als Indigo-Aufseher anstellen. Er erwähnte gegen den edlen Mann die mißliche Lage seines Freundes, und auch diesem wurde eine ähnliche Stelle angeboten.

Am 1. März 1794 erhielt Carey den Brief und nahm das Anerbieten mit beiden Händen an; hatte er doch nun Aussicht auf eine sorgenfreie Stellung und Zutritt zu den einfachen Landleuten der Faktorei. Im Juni langte er in Malda an, und predigte den 16 Engländern, die er dort traf, ehe er sich in dem zwölf Stunden nördlich gelegenen Madnabatty niederließ, während Thomas sechs Stunden weiter entfernt wohnte. Udny gab ihm 200 Rupies des Monats, von denen Carey 1/4, oft 1/3 für Missionszwecke zu ersparen vermochte. Fünf Jahre brachte er dort in der Stille zu, beschäftigt mit Verbesserungen im Ackerbau, mit der Predigt des Worts und der Uebersetzung des Neuen Testaments. Auch eine Schule ließ sich einrichten. Die Gesellschaft aber, die ihn ausgesandt, und in drei Jahren nur 300 Pfd. Sterl. für beide Missionare zusammenzubringen vermochte, zankte ihn tüchtig aus, daß er „sich vom Missionsgeist durch Handelsbestrebungen abbringen lasse". Sein Trost war, daß er unter allen Widerwärtigkeiten langsam, doch sicher seinem Ziele zusteuerte.

Schon thaten auch seine Berichte ihre Wirkung in England; es bildete sich dort eine zweite Missionsgesellschaft, die Londoner, von freigesinnten Independenten und Kirchenleuten, 1795 gestiftet. Ihr reichster Anhänger, der schottische Seeoffizier Haldane, war bereit, in Bengalen eine umfassende Mission auf eigene Kosten zu gründen. Aber umsonst mühte sich Wilberforce für ihn ab; die Direktoren der Compagnie hätten lieber eine Bande von Teufeln nach Indien gelassen, als eine Schaar Missionare. Sie erließen strenge Befehle,

alle Europäer in Indien nur gegen Vorzeigung von Freibriefen oder auf Bürgschaft zu dulden, und jeden aus dem Lande zu schicken, der eine unerlaubte Beschäftigung treibe. Für Carey, der als Indigopflanzer bezeichnet ward, leistete Udny mit noch einem Freunde Bürgschaft. Da kam ein weiterer Missionar, Fountain, nach Madnabatty; er hatte sich als „Bedienter" nach Indien eingeschmuggelt. Der Geist der französischen Revolution hatte ihn so weit angesteckt, daß er sich in seinen Briefen nach England bitter über die ostindische Compagnie und ihr Monopol äußerte, und da die Post damals viele verdächtige Briefe öffnete, durch sein unbesonnenes Urtheil die Mission in große Gefahr brachte. Er ließ sich jedoch von seinen Obern zurechtweisen und predigte fleißig in Bengali, ward aber bald (1800) von der Ruhr hinweggerafft.

Indessen hatte Carey so wenig Glück mit seinem Indigogeschäft, als Thomas, so daß Udny an die Aufhebung der Faktoreien denken mußte. Er kaufte noch für Carey eine Druckerpresse, um das bengalische Neue Testament endlich in den Druck zu geben; die Maschine wurde von den Landleuten in Madnabatty für einen europäischen Götzen gehalten. Dann aber kam an Udny der Ruf zu einer höhern Stelle in Kalkutta; sein Nachfolger in Malda haßte die Mission, und Carey mußte sich in ein Häuschen in Kidderpur zurückziehen, während Thomas sich an verschiedenen Orten mit wechselndem Glück umtrieb, und nur der Einen Aufgabe treu blieb, überall das Evangelium zu verkündigen und durch unentgeltliche ärztliche Hilfe es den Eingebornen zu empfehlen.

So waren sechs Jahre vergangen in unsteter Vorbereitung. Täglich predigte Carey in Bengalisch, an Sonntagen zweimal, und noch keine Frucht! Er war aber so wenig entmuthigt, daß er einen Plan entwarf, nach Art der Herrnhuter sich in Strohhütten irgendwo niederzulassen, sieben oder acht Missionsfamilien zumal mit gemeinschaftlicher Haushaltung; dazu dürften, meinte er, 400 Rupies des Monats zur Noth ausreichen. Es war ein unausführbarer Plan, dessen Nichtigkeit wohl die erste Regenzeit erwiesen hätte; war doch auch Carey schon ein Kind dahingestorben und seine arme Gattin über dem Verlust wahnsinnig geworden, so daß er sie ihr übriges Leben hindurch († Dec. 1805) eingesperrt halten mußte.

Doch waren die Freunde in England geneigt, an die Ausdehnung der Mission zu denken, so trüb sich die Aussichten in Bengalen

anließen. Grant war 1794 ins Direktorium der Compagnie gewählt worden, — ein folgenreiches Ereigniß! Er empfahl in einem wohlerwogenen Pamphlet die Vortheile, welche den Unterthanen der Compagnie aus europäischem Unterricht erwachsen dürften. Ueberall wirkte er für die Zulassung von Missionaren; ihm hatte es Ringeltaube zu danken, daß er im Dienste der „christlichen Erkenntniß-Gesellschaft" nach Kalkutta gehen durfte (1798). Sodann dachte Grant auf Mittel, die Sittlichkeit der englischen Gesellschaft in Indien zu heben. Außerhalb Kalkutta's gab es noch keine Kirche; die Kaplane, sechs bis sieben an der Zahl, hatten nicht einmal die Pflicht sonntäglichen Gottesdienstes: es schien genug, wenn sie tauften, trauten und beerdigten. Der schwache, aber gewissenhafte Generalgouverneur, Sir J. Shore (1793—98), später als Lord Teignmouth Präsident der Bibelgesellschaft, ließ sich bewegen, vier weitere Kapellen in Dacca, Patna u. s. w. zu dekretiren, ohne daß freilich in 25 Jahren auch nur eine derselben zu Stande gekommen wäre. Aber bessere Kaplane (worunter Claudius Buchanan) wurden nun in das Land geschickt, den schlechten mit Entlassung gedroht und anständiger Besuch des Gottesdienstes, sowie Heiligung des Sonntags anbefohlen. Grant vermochte die Direktoren dazu, die Unsitte der sonntäglichen Wettrennen strenge zu rügen, und das hohe Spiel, das überall gäng und gäbe war, zu verbieten. Wer für mehr als 10 Pfd. Sterl. spiele, solle alsbald nach England zurückgeschickt werden. — Carey hatte die Aussicht, als Indigopflanzer in Bengalen unangefochten wohnen zu dürfen; warum sollte er nicht Gehilfen für seine Arbeit anzunehmen wagen? Die Gesellschaft fand in kurzer Zeit vier tüchtige Männer, von denen zwei, Brunsdon und Grant, frühe hinweggerafft wurden, während die beiden andern zu Zierden der Sirampur-Mission heranwuchsen.

Der eine, W. Ward, geb. 1796, hatte eine fromme Erziehung genossen, fiel aber später als Buchdrucker in französischen Republikanismus, und wurde ein gefürchteter Redakteur der freisinnigen Presse, während er zugleich im Verein mit Clarkson die Uebel der Sklaverei und des Sklavenhandels aufs wirksamste angriff. Die Bekanntschaft mit christlichen Freunden brachte ihn 1796 von der Politik ab, so sehr, daß er Jahrelang keine Zeitung mehr ansah, und sich dem Unterricht der Armen widmete. Als er von dem Vorschlag Carey's hörte, einen tüchtigen Drucker für das bengalische Neue Testament zu senden, bot

er sich sogleich an und bereitete sich mit Eifer auf seinen Beruf vor. — Josua Marshman, geb. 1768, Sohn eines frommen Webers, hatte seines Vaters Handwerk gelernt, und zugleich sein ungeheures Gedächtniß mit allen Büchern angefüllt, deren er habhaft werden konnte, als Luthers Erklärung des Galater-Briefs ihm zeigte, woran es ihm noch fehle. Die strenge Baptisten-Gemeinde, bei der er um Aufnahme nachsuchte, mißtraute seinem „Kopfwissen“ und hielt ihn sieben Jahre lang hin. Da wurde er Schulmeister in Bristol und studirte weiter auf der dortigen Akademie, bis er es den Besten gleich that. Auch er zog den Missionsberuf den glänzenden Aussichten, die sich in Bristol vor ihm aufthaten, vor. Ein amerikanisches Schiff, befehligt von einem frommen Presbyterianer, Wickes, führte die vier Männer nach Bengalen, wo sie nach Direktor Grants Rath Kalkutta umgehen und sogleich das dänische Sirampur aufsuchen sollten. Als am 5. Okt. 1799 der Lootse bei Sagar an Bord stieg und die Personenliste verlangte, beschlossen sie, sich offen als Missionare anzugeben, „unterwegs nach Sirampur.“ Niemand hielt sie in Kalkutta an; der Kapitän verschaffte ihnen ein Boot, das sie den 13. Oct. in Sirampur landete, wo sie sich in das kleine Gasthaus begaben und Gott für die glückliche Reise dankten.

---

5. Eine zweite Sirampur-Mission.

Nachdem das holländische Tschinsura und das französische Tschandernagar im Verlauf des Revolutionskriegs von den Briten besetzt worden waren, stand Sirampur gerade in seiner schönsten Blüthe, als der alleinige Sitz ausländischen Handels in Bengalen. Die vier Missionare statteten dem Gouverneur, Oberst Bie, einen Anstandsbesuch ab, überreichten einen Brief vom dänischen Konsul in London, und erhielten die Zusicherung aller ihm zu Gebot stehenden Hilfe. Der wackere Oberst hatte die deutschen Missionare in Trankebar, voran den eben erst entschlafenen Vater Schwarz, wohl gekannt; vierzig Jahre schon hatte er der dänischen Compagnie treu gedient, und sich auch dem gefürchteten Warren Hastings nicht gefügt, wenn er Auslieferung von Personen verlangte, welche den Schutz des Danebrog aufgesucht hatten. Am Abend kam Kapitän Wickes in Person angerudert: seinem Schiff sei der Aufenthalt in Kalkutta verweigert,

die vier Missionare sollen sich auf der Polizei stellen und augenblicklich nach Europa zurückkehren. Das gab Anlaß zu sorgenvollen Berathungen, über denen der junge Grant an einem Fieber, das ihm das feuchte Miethhaus gebracht hatte, schnell wegstarb.

Doch zeigte sich, daß die Kalkutta-Zeitung statt des unverstandenen Baptistennamens sie „Papistische" Missionare gescholten hatte, welche natürlich damals im Verdacht standen, für Bonaparte zu agiren. Lord Wellesley*), vielleicht der bedeutendste Staatsmann, der Indien je regiert hat, war seit Oktober 1798 Generalgouverneur, und Kaplan Brown galt viel bei ihm. Durch ihn wurden die Empfehlungsbriefe des ehrwürgigen J. Newton, die Instruktionen der Gesellschaft, welche den Missionaren völlige Enthaltung von aller politischen Aktion auferlegten rc., dem Generalgouverneur vorgelegt. Derselbe war so weit befriedigt, daß er dem amerikanischen Schiff kein Hinderniß mehr in den Weg legte, auch die Missionare nicht weiter behelligte, außer daß ihnen alle Arbeit auf britischem Boden untersagt blieb.

Was sollten sie nun beginnen? Carey war ungeneigt, sein Kidderpur so bald wieder zu verlassen; aber von Lord Wellesley wußte man, daß er eine Druckerpresse auf britischem Gebiet nicht dulden werde. Er hatte eben erst Tippu Sahibs Herrschaft im Süden vernichtet und sah mit Besorgniß auf die Bewegungen unter den übrigen Mächten Indiens. Ein unvorsichtiger Zeitungsartikel, in welchem die Macht Englands mit den eingebornen Staaten verglichen wurde, hatte ihn veranlaßt, den unglücklichen Redakteur mit dem nächsten Schiff nach Europa zu schicken, und eine strenge Censur über die Presse zu verhängen. Nichts dürfe gedruckt werden, was die öffentliche Ruhe irgend gefährden könnte. Unter diesen Umständen war den Missionaren ein Besuch des dänischen Gouverneurs (6. Nov.) ein Wink von oben; aufs freundlichste lud er sie ein, Sirampur zu ihrem Hauptquartier zu machen, die Presse und eine Schule für englische Kinder zu errichten, und erbot sich, ihnen die Rechte dänischer Unterthanen zuzusichern. Für geeignete Wohnung lasse sich leicht sorgen, und die Kirche, an der er eben baue, solle ihnen überlassen werden.

---

*) Man hüte sich, ihn mit seinem jüngern, noch berühmter gewordenen Bruder, Lord Arthur Wellington, zu identifiziren, wie das mehreren deutschen Geschichtschreibern, auch Menzel, bis in die neueste Zeit begegnet ist.

Mit einem dänischen Paß machte sich Ward auf den Weg zu Carey, den er nur wenig verändert fand, und stellte ihm die Sachlage so dringend vor, daß Carey sich den Verlust, welcher mit dem Aufgeben des alten Plans verknüpft war, nicht weiter anfechten ließ, sondern seine Indigo-Faktorei verkaufte, die Presse nach Sirampur schickte und (10. Jan. 1800) mit seiner wahnsinnigen Gattin und vier Söhnen sich daselbst einfand. Eine sichere Stätte für künftige Arbeit war endlich gefunden, zunächst an der Hauptstadt des britischen Indiens und doch außerhalb des Bereichs ihrer Herrscher. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ohne diesen Schritt Ward und Marshman des Landes verwiesen worden wären und Carey's Arbeit mit seinem Tode aufgehört hätte.

Nun richteten sie sich ein zu gemeinschaftlicher Haushaltung in einem um 6000 Rupies gekauften Gehöfte. Carey sollte Kassier und Apotheker sein, während jeder Missionar der Reihe nach einen Monat lang das Hauswesen zu besorgen hatte. Alle Einnahmen sollten in die gemeinschaftliche Kasse wandern. Den Heiden wurde nun fleißig gepredigt, das Missionshaus füllte sich mit neugierigen Besuchern und im März wurde der erste Bogen des bengalischen Neuen Testaments gedruckt. Die Marshmans richteten eine Kostschule für europäische Kinder ein, welche schon am Ende des Jahrs der Mission ein monatliches Einkommen von 300 Rupies verschaffte. Auch die Eingebornen freuten sich über die andere Schule, welche für ihre Kinder eröffnet wurde.

Indessen hatte der Generalgouverneur die strengsten Befehle erlassen, der üblichen Sonntagsentheiligung ein Ende zu machen. Ohne irgend so fromm zu sein, wie sein Vorgänger, war er entschlossen, zu zeigen, daß das Christenthum die Religion des Staates sei. Keine Zeitung durfte mehr am Sonntag erscheinen; er selbst besuchte regelmäßig die Kirche. Um seinen Sieg über Maisur würdig zu feiern, wurde am 6. Febr. 1800 der erste feierliche Dankgottesdienst in Kalkutta gehalten. Da paradirten 2000 Truppen, während er mit den Spitzen der Gesellschaft in die Kirche zog; Kanonensalven accompagnirten den Gesang des Tedeums, worauf Buchanan eine Predigt hielt, welche von Regierungs wegen gedruckt und auf alle Stationen verschickt wurde. Die Ungläubigen spotteten anfangs, wie sich das erwarten ließ; doch wurde es bald Sache des guten Tons, anzuerkennen, daß etwas Religion für den civilisirten Staat unentbehrlich sei.

Wie ernst es der Kalkutta-Gesellschaft mit solchen Reden sei, sollte bald durch die Sirampur-Missionare auf die Probe gestellt werden. Der Druck des bengalischen Neuen Testaments kostete sie solche Summen, daß sie sich kaum zu helfen wußten und zuletzt in den Tagblättern der Hauptstadt um Subskriptionen für die bengalische Bibel baten: „48 fl. würde ein Exemplar des vollendeten Werkes kosten." Die hohen Herren waren erstaunt über eine solche Impertinenz; einen Augenblick schien auch Wellesley betroffen. Doch ließ er sich von Brown beruhigen: die Missionare würden sich gewiß nie auf Politik einlassen und hätten den Druck eines politischen Pamphlets bereits abgewiesen. — „Aber ist es ungefährlich, die Bibel zu verbreiten, ohne daß die Schriftlehre von christlicher Gleichheit durch einen Kommentar recht erklärt werde?" — Brown versicherte, er nehme alles Unheil, das die Bibel in Indien anrichten werde, auf sich; die Uebersetzung werde auch für die Pflege der bengalischen Sprache von Nutzen sein u. s. w. Und von da an war der Lord über die Thätigkeit der Missionare ohne Sorgen, so sehr auch seine Räthe ihn gegen dieselbe einzunehmen suchten. Der Subskription wurde nichts in den Weg gelegt, und sie brachte etwa 1500 Rupies ein.

Während nun die neuen Missionare die kaum erlernte Sprache auf Reisepredigten übten, brachte der unermüdliche Thomas im November 1800 den ersten Bengalen, der Christ werden wollte, nach Sirampur. Es war ein geschickter Arbeiter auf einer Zuckerfabrik in Birbhum, Fakir mit Namen. Als dieser den Brüdern seinen Glauben bekannte und die Prüfung aufs beste bestand, gab ihm jeder der Missionare die Hand; aus vollem Herzen wurde ein „Nun danket alle Gott" gesungen. Es war die erste Frucht nach siebenjähriger treuer Arbeit. Am selben Tage noch hatte Thomas einem schwarzen Zimmermann den gebrochenen Arm einzurichten; er redete dabei die Umstehenden so innig und feurig an, daß der Patient, Krischna, in Thränen ausbrach. In wenigen Tagen war er entschieden, mit Fakir dem Taufunterricht beizuwohnen. Und während Fakir auf der Reise zu seinen Freunden festgehalten und wahrscheinlich zum Abfall vermocht wurde, — man hat nie wieder von ihm gehört — trat Krischna nur um so entschiedener in seine Stelle ein und bewog auch seine Frau und Tochter, christlichen Unterricht anzunehmen; selbst sein Bruder Golak stand mit an. Am 22. Dec. 1800 saßen die beiden Männer mit den Missionaren beim Essen, zur großen Verwunderung

der Dienerschaft, und brachen damit die Kaste. Der bewegliche Thomas aber wurde darüber so aufgeregt, daß er auf etliche Wochen den Verstand verlor; hatte ihn der Rückfall Fakirs niedergeschmettert, so schien ihm jetzt die Bekehrung der beiden Brüder ein fast zu hohes Glück. Ein gewaltiger Auflauf der Heiden, welche diesen beiden mit Tod und Verderben drohten, wurde von dem dänischen Beamten mit großer Weisheit beigelegt. Doch waren Golak und die beiden Weiber davon so erschüttert, daß sie vorerst zurücktraten. Am Sonntag den 28. December taufte dann Carey seinen eigenen Erstgeborenen und den Erstling Krischna im Huglystrom, in Gegenwart des Gouverneurs und unzähliger Zuschauer; wenn diese sich wenigstens ruhig verhielten und aufmerksam der Rede Carey's zuhörten, brach der alte Gouverneur geradezu in Weinen aus. Es war ein froher, doch ernster Tag für die Missionare; Thomas, den man auf sein Lager hatte binden müssen, brüllte Gotteslästerungen, und Frau Carey, gleichfalls eingeschlossen, schrie wie eine Rasende. Natürlich wurde in Folge der Taufe die Schule von allen Eingebornen verlassen.

---

6. Fortschritt des Christenthums in Wellesley's Tagen.

In demselben Jahr kam Lord Wellesley zu der Erkenntniß, daß die erste Bedingung einer besseren Verwaltung des indischen Reichs in der Hebung seiner Beamten bestehe. Vierzig Jahre waren vorübergegangen, und noch immer traten die englischen Jünglinge, welche der Direktorenhof heraussandte, um ihr Reich zu verwalten, ohne alle Vorbereitung und Prüfung in ihren wichtigen Beruf ein. Ob sie sich durch Schulden, Spiel und Laster jeder Art um ihre geistige Gesundheit und die Achtung der Unterthanen brachten, ob sie in Kenntnissen und Geschick ab- oder zunahmen, darnach wurde nicht gefragt; die, welche am Leben blieben, rückten dem Alter nach von selbst in die höchsten Stellen nach. Wellesley sah, daß da zuerst reformirt werden müsse, und schlug die Errichtung eines Kollegiums vor, in welchem die jungen Civilbeamten neben europäischer Wissenschaft die Sprachen und Geschichte Indiens erlernen sollten. Die tüchtigen Geistlichen Brown und Buchanan sollten die Studien und die Aufführung der Studenten überwachen. Ohne gute Zeugnisse und strenge Prüfung in den Landessprachen sollte vom 1. Jan. 1801 an kein Brite mehr in den Staatsdienst eintreten. Gewohnt, rasch zu

handeln, ohne lang zu fragen, richtete Wellesley sogleich seine Hochschule (Fort William College) ein, und stellte, da sich kein anderer Bengali-Lehrer fand, Carey als solchen an (April 1801). Damit war diesem nicht bloß die Sorge für seinen Unterhalt abgenommen, sondern auch der Umgang mit Gelehrten aller Sprachen eröffnet, welche nun von ganz Indien nach Kalkutta zogen. Die Direktoren aber erschraken über die neue Ausgabe und über das unabhängige Schalten ihres Dieners; und wie auch der Generalgouverneur für seine Schöpfung sich wehrte, auf die er mehr hielt als auf seinen Sieg über Tippu, das Kollegium mußte vorerst fallen (Dec. 1803). Sobald jedoch Pitt ans Ruder kam, nöthigte er die Direktoren, dem edlen Lord seinen Willen zu lassen, und in beschränkter Form (mit Ausschluß der beiden andern Präsidentschaften) dauerte die Anstalt dennoch fort.

Indessen hatte ihr Bestand der Mission ungemeinen Nutzen gebracht: einmal bei der Besetzung Sirampurs durch englische Truppen, welche im Mai 1801 die dänische Herrschaft auf vier Monate beseitigte. So gefährlich für die Mission ein solcher Wechsel früher gewesen wäre, legte er doch jetzt den Missionaren keinerlei Beschränkung auf. Carey hatte aber noch einen besonderen Vortheil von seinem Amte am College. Wie er nämlich dort mit den besten Sprachgelehrten Indiens näher bekannt wurde, wollte ihm seine Uebersetzung des Neuen Testaments, die er im Februar 1801 vollständig gedruckt hatte, nicht mehr gefallen. Die bisher zu Hilfe gezogenen Bengalen hatten sie als vollkommen gepriesen; nun erst zeigte sich, daß ihr der orientalische Sprachgeist noch völlig mangle. Carey nahm daher tägliche Lektionen bei dem Pandit Mritjundschay, einem Koloß von Hindu-Gelehrsamkeit, und lernte nun erst bengalisch denken und schreiben. Zu seiner Entschuldigung muß bemerkt werden, daß zu der Zeit, da Carey seine erste Lektion im Kollegium ertheilte, noch kein prosaisches Werk in bengalischer Sprache vorhanden war, ausgenommen einige schlechte Uebersetzungen englischer Verordnungen. Jetzt erst stellte er seinen Munschi's die Aufgabe, Sanskritwerke ins Bengalische zu übersetzen, während er selbst die nöthigen Schulbücher verfaßte. Da er sofort auch zum Sanskrit-Professor ernannt wurde, arbeitete er eine Grammatik dieser wie der bengalischen Sprache aus. Der Aufschwung, welchen von da an die bengalische Literatur genommen hat, läßt sich hier nicht im Einzelnen verfolgen. Es mag genügen zu

erwähnen, daß jetzt die Eingebornen in Kalkutta allein mehr als dreißig Pressen gehörig beschäftigen. Ebenso ließen nun die Missionare Sanskrit-Typen schneiden, die ersten, die in Indien gesehen wurden, und das erste Sanskritbuch Hitopadesha auf der Missionspresse drucken, welchem bald das Ramayana mit englischer Uebersetzung folgen sollte.

Am 13. Okt. 1801 war es, daß Thomas in Dinadschpur zu seiner Ruhe eingieng, nachdem er zum Schluß seiner 15jährigen Wirksamkeit noch einmal fröhlich missionirt hatte. Ein Charakter voll edler Züge, war er doch viel zu wankelmüthig, als daß man für irgend eine geordnete Thätigkeit je auf ihn hätte zählen können. Dennoch hat er das Wort mit Kraft verkündigt und vielen Hindu's tiefe Eindrücke seiner rückhaltslosen Hingebung hinterlassen. Als der erste Missionar, der die bengalische Heidenpredigt zu seiner Aufgabe machte, wird er immer in liebendem Andenken bleiben.

Um diese Zeit waren aus dem Einen Bekehrten sechs geworden, darunter Krischna's Frau und Tochter; doch lachte man noch immer über die gutmüthigen Missionare, welche durch die Sammlung von Zimmerleuten und Zuckersiedern Indien zu bekehren gedachten. Aber nun meldete sich auch (Jan. 1802) der erste Kâjasth an, ein Glied der hochangesehenen Schreiberkaste. Es war der 60jährige Pitâmbar Sing, ein frommer Forscher, der durch einen Traktat auf das Christenthum aufmerksam gemacht, die Reise nach Sirampur unternommen hatte. In wenigen Tagen hatte die Wahrheit bei ihm einen vollen Sieg erfochten. Auf ähnliche Weise wurde ein Jahr später der erste Brahmane, Krischna prasad, zu Christus geführt; die heilige Schnur trug er noch nach der Taufe, bis ihm im Lauf der Jahre unter vielem Streite mit früheren Kastengenossen die Ueberzeugung sich aufdrängte, daß sich das nicht gebühre. Nicht als wären die Missionare gegen die Beibehaltung der Kaste gleichgiltig gewesen. Sie wußten wohl, wie gar nachsichtig die hallischen Missionare im Tamilland, unter dem verderblichen Einfluß, der von der jesuitischen Praxis in Ponditscheri ausgieng, diese Frage behandelt hatten und fürchteten sich vor jeder ähnlichen Vermischung indischen Aberglaubens mit kirchlichen Handlungen. Als daher die Bekehrten, 15 an der Zahl, zum Abendmahle zusammensaßen, reichte der Zimmermann Krischna den Kelch erst, nachdem er daraus getrunken, dem jungen Brahmanen und dieser trank ihm fröhlich nach. Ob die Schnur eine blos bürgerliche Auszeichnung sei, war noch nicht gewiß; die Missionare rüttelten daran

so wenig als an den heidnischen Namen. Die Folge aber hat gezeigt, daß der Brahmane als Christ jene nicht länger tragen konnte, während die Namengebung etwas Gleichgiltiges blieb.

Ein weiterer Stoß wurde dem Kastenwesen versetzt, als nach etlichen Monaten (Apr. 1803) der bekehrte Brahmane des Zimmermanns Tochter heirathete. Bei dieser Gelegenheit speisten das erstemal auch die Missionare mit ihren Bekehrten im Zimmer der letzteren, wo ein noch immer beliebtes Lied des theuren Erstlings gesungen wurde. Ob ihre Trauung auch vor englischen Gerichten anerkannt worden wäre, haben freilich die Missionare nicht erst gefragt; es sollte noch fast ein Halbjahrhundert währen, ehe Trauungen von Dissenter Geistlichen in Indien vom Gesetz erlaubt wurden (1852). — Nun kam es auch zur Bestattung eines Sudra-Christen. Marshman redete den Brüdern zu, den Leichnam gemeinschaftlich zu bestatten; er selbst und Carey's Sohn, Felix, mit getauften Brahmanen und Muselmanen, trugen den Sarg durch die Straßen, unter dem Gesang eines bengalischen Liedes. So war durch Abendmahl, Ehe und Beerdigung der Kaste jeder mögliche Stoß versetzt; ein Vorgang von großer Bedeutung, wenn man bedenkt, wie jeder nachfolgenden Mission im nördlichen Indien damit der Weg vorgezeichnet war, den sie zu nehmen hatte, wollte sie auch nur dem entsprechen, was jedes Heidenkind vom Christenthum wahrnehmen konnte.

Man vergegenwärtige sich übrigens die damaligen Unsitten des Hinduismus, um sich recht in die Lage des kleinen Häufleins hinein zu denken. „Ein schrecklicher Tag," schrieb damals Ward in sein Tagebuch, „das tolle Hakenschwingen (Tscharakverehrung genannt), und drei Wittwen mit ihren Männern auf Einem Scheiterhaufen neben unserm Haus verbrannt!" Natürlich legten die Traktate der Missionare gegen diese Unsitten starkes Zeugniß ab, und die Hindu's begannen zu fragen, wo die Wahrheit liege. Ein bedeutender Mann zeigte diese Traktate dem missionsfeindlichen Oberrichter in Kalkutta, um zu erfahren, ob die Regierung solche Angriffe auf den Volksglauben billige. Da Wellesley gerade im Nordwesten des Reichs beschäftigt war, standen bereits sehr mißliebige Verhandlungen in Aussicht, als Kaplan Buchanan den Richter bewog, diese Traktate doch lieber erst ins Englische übersetzen zu lassen, ehe er weiter vorgehe. Carey, in seiner Eigenschaft als Bengalilehrer, hatte diese Uebersetzung zu besorgen; der Richter ließ sich von der Ungefährlichkeit der kleinen

Büchlein überzeugen, oder sah wenigstens ein, daß hier kein dringlicher Fall vorliege, und die Missionare entgiengen einer ihr Unternehmen bedrohenden Untersuchung.

Es war die Zeit, da die alten Indier sich bemühten, den Hinduismus neben oder vor dem Christenthum als unantastbare Staatsreligion zu bezeichnen. Für den Sieg über die Mahratta's zu danken, mußte damals eine englische Deputation der Göttin von Kalighat 5000 Rupies verehren, in Gegenwart von Tausenden von Eingebornen. Man denke sich, wie höhnisch sie sich darüber gegen die armen Missionare aussprachen! Und dennoch übten diese schon jetzt, da sie selbst noch eine bedrohte Stellung einnahmen, den ersten nachhaltigen Einfluß auf die Regierung aus. Georg Udny, welcher Carey im Jahr 1794 aufgenommen hatte, war nun selbst ein Mitglied des hohen Raths geworden. Er stellte dem Generalgouverneur vor, welche Gräuel in Gangā Sāgar, an der Mündung des heiligen Stroms, jährlich verübt werden, und verlangte, daß die unmenschlichen Kinderopfer aufhören. Wellesley war der erste Mann, der sich über die Bedenklichkeiten jener Zeit erhob. Carey wurde als Professor beauftragt, über diesen Gegenstand zu berichten; er hielt dafür, daß der Staat als solcher die Aufgabe habe, Unmenschlichkeiten wie die Wittwenverbrennungen, das Aussetzen und Opfern von Kindern, manche Arten von Selbstpeinigungen, das nackte Herumziehen der heiligen Jogis u. s. w. geradezu zu verbieten, wie viele Verse auch zu ihrer Beschönigung sich in den Schastras auffinden lassen. Daraufhin that der edle Lord den ersten Schritt und verbot (Aug. 1802) das Ertränken der Kinder in Sāgar, für welches sich sogar aus den jüngsten Schastras keinerlei Befehl anführen ließ. 50 Sipahis wurden dort am nächsten Jahresfest aufgestellt und verhinderten, obgleich selbst Hindu's, jede Ausführung solcher Gelübde. Die von christlichen Heulern geweissagte Rebellion wollte nicht ausbrechen; kaum, daß die Brahmanen etwas zu murren wagten. Als 27 Jahre später auch die Wittwenverbrennung verboten wurde, waren die Kinderopfer so sehr in Vergessenheit gerathen, daß die stärksten Vertheidiger jener Unsitte den ehemaligen Bestand dieser geradezu abläugnen konnten! Die Missionare aber fuhren fort über die Wittwenverbrennungen (Sati) die genauesten Berechnungen anzustellen; sie fanden, daß jährlich 300—400 Fälle im Umkreis von Kalkutta vorkamen, worauf Udny einen Vortrag für den hohen Rath ausarbeitete, diesen Greueln Einhalt zu thun. Erst eine Woche vor Wellesley's Abgang kam die Sache

zur Verhandlung (Juli 1805). Sie war zu wichtig, um in der Eile entschieden werden zu können; ein Vierteljahrhundert gieng darüber hin, und wohl 30,000 Wittwen fielen noch diesem Aberglauben zum Opfer, ehe auf der betretenen Bahn weiter geschritten wurde.

Vom Kaplan Brown eingeladen, hatte Carey in Kalkutta den Engländern zu predigen angefangen (Januar 1803), als ein neuer Missionar landete, der energische Chamberlain; im Vertrauen auf Wellesley's Großherzigkeit, betrat er keck in Kalkutta selbst den Boden Indiens. Er hat besonders in der Heidenpredigt Großes geleistet; vermochte er doch in jenem Klima fünf Stunden lang ununterbrochen mit den umgebenden Volkshaufen zu sprechen. Aehnliche Körperkraft zeichnete Marshman aus, der im heißesten Monat ungestraft Tagelang zu Fuß reiste. Doch täuschten sich die Brüder über ihre Aussichten so wenig, daß sie schon damals nur von eingebornen Predigern die Bekehrung Indiens erwarteten und mit aller Kraft die Männer, welche Gott ihnen zuführte, zu diesem Dienste heranzubilden suchten. Der edle Pitambar Sing († 1805) war der erste Gehilfe, den sie in Sukfagar, an der Grenze von Dscheffur, auf einer Außenstation ansiedelten, ungeachtet aller Opposition der Brahmanen. Fernandez in Dinadschpur (1804—1833) wurde dann der erste Prediger, welchen sie ordinirten; ein geschickter liebenswürdiger Mann, den seine Vermögensumstände befähigten, ohne allen Gehalt sich ausschließlich dem Dienst am Reich zu widmen. Als die Mission 1805 durch vier weitere Europäer verstärkt wurde, kaufte man wohl für sie ein weiteres Haus, dachte aber schon an Ausdehnung der Operationen bis nach China, indem Buchanan, der sich eben zu seinem Besuch bei den syrischen Christen in Malabar anschickte, für diesen Zweck 5000 Rs. beizutragen versprach; doch mußte man sich zunächst auf Operationen in der Nähe beschränken.

Die beiden frommen Kaplane standen damals im herzlichsten Verkehr mit ihren Baptistischen Mitarbeitern, wie schon dieses Anerbieten beweist. Buchanan suchte auf jede Weise Interesse für die Ausdehnung der Mission zu wecken; er bot den englischen und schottischen Universitäten Preise im Betrage von 6500 Rupies für die besten Aufsätze über die Mittel, Aufklärung und Religion unter den 60 Millionen britischer Unterthanen in Indien zu verbreiten. Brown aber hatte sich bei Sirampur ein Haus gekauft, in Albin, wo nun trotz aller Verschiedenheit der Ansichten die herzlichste christliche Eintracht vorwaltete. Wenn die schwarzen Christen ein Liebesfest feierten, schlossen

sich auch die Weißen an, so daß die Zahl der Theilnehmer oft auf 50 stieg. Und in diesem Geiste beschlossen auch die Missionare, zum Abendmahl nicht bloß Baptisten zuzulassen, sondern wer immer den Herrn lieb habe (1805). So konnte denn nicht nur der Kaplan nach Gewohnheit der Predigt der Baptisten anwohnen, sondern seine Gattin nahm auch das Abendmahl mit ihnen. Ebenso ermunterte Brown die Brüder in Kalkutta, wo sie ihrerseits den anglikanischen Gottesdienst besuchten, selbst auch eine Kapelle zu bauen, und steuerte dazu 500 Rs. bei. Andere Freunde halfen gleichfalls und freuten sich, etwas für den Unterricht der vernachläßigten Mischlinge und anderer Namenchristen zu thun. Die Compagnie hatte erst 1786 ihre erste Kirche zu Stande gebracht, zu deren Bau ein Heide, der den Boden schenkte, doppelt soviel beitrug, als der Direktorenhof! Kiernander's Missionskirche aber hatte sich nach und nach mit einer vornehmeren Zuhörerschaft gefüllt, so daß es zeitgemäß war, für die niedere christliche Bevölkerung ein Gotteshaus herzustellen.

Plötzlich jedoch gieng die Regierung des großen Wellesley zu Ende, indem unerwarteter Weise sein Nachfolger, Lord Cornwallis, in Kalkutta eintraf (Juli 1805). Die Missionare sowohl, wie alle Einsichtigen, bedauerten den Wechsel, der nur der engherzigen Krämerpolitik des Direktorenhofs zuzuschreiben war. Wellesley hatte, nach dem ersten Schrecken, die Missionare großmüthig geschützt, und bei einem Examen des Kollegiums (Sept. 1804) gestattet, daß Carey mit einer Sanscrit-Rede vor den versammelten Spitzen der Gesellschaft auftrat und erklärte, wie er, der täglich den Hindu's predige und mit ihnen auf's innigste verkehre, wohl befugt sei, es in ihrem Namen auszusprechen, wie viel diese Anstalt zur Niederreißung der Schranken zwischen den Eroberern und den Unterthanen beigetragen habe. Das Kollegium bewährte sich auch wirklich als ein Sauerteig in dem abgestandenen Kreise der angloindischen Gesellschaft. Die Wittwenverbrennung, die Nachtheile des Kastenwesens und ähnliche Punkte wurden von den Studenten, in Gegenwart des Generalgouverneurs und vieler Radscha's und Brahmanen, freimüthig und geistvoll abgehandelt. Der Hindustaniprofessor Dr. Gilchrist, mit seinem Kollegen Carey immer inniger verbunden, schlug einmal geradezu das Thema vor: „Sobald die Hindu's im Stande sein werden, das Evangelium mit ihren Schastras zu vergleichen, werden sie sich jenem zuwenden." Darüber murrten die Sprachlehrer; „die alten Indier" schürten die Flamme, und die

Muhammedaner der Stadt wurden veranlaßt, gegen diese Verhandlung als gegen einen Bruch der zugesagten Toleranz zu protestiren. Das Thema bezog sich nämlich auf den Plan, welchen die Missionare 1804 ausarbeiteten, die Bibel in sieben Sprachen Indiens zu übersetzen, wobei ihnen bereits europäische Offiziere und eingeborne Gelehrte kräftige Hilfe leisteten. Der Protest wurde dem Generalgouverneur überreicht, welcher den kühlen Bescheid abgab, er sehe nichts Unpassendes in dem vorgeschlagenen Thema; doch um alle Befürchtungen der Eingebornen zu zerstreuen, könne ja über einen andern Gegenstand verhandelt werden. Dr. Gilchrist war über diese Einmischung der Regierung so empört, daß er sein Amt aufgab und nach England zurückkehrte. Wellesley wurde dann von vielen Seiten bestürmt, den „Aufwieglern" in Sirampur ihr Handwerk niederzulegen; dennoch legte er, überzeugt von ihrer vorsichtigen Handlungsweise, ihnen nie die geringste Schwierigkeit in den Weg.

Wie weit sich die Spaltung zwischen den alten und jungen Gliedern der angloindischen Gesellschaft erstreckte, sollte (1804) in einer Streitigkeit offenbar werden, welche jene Zeit vollständig zu zeichnen geeignet ist. Die Civilbeamten beschlossen nämlich einen Wittwen- und Waisenfond zu gründen. Sehr gut, dachten die Alten, und setzten voraus, ihre unehlichen Kinder werden denselben gleichfalls zu genießen haben. Dagegen erhoben sich die im Kollegium gebildeten Jünglinge, an deren sittlichen Fortschritten der Generalgouverneur seine ganze Freude hatte: man dürfe, behaupteten sie, die alten Grenzen von Recht und Unrecht nicht vermengen. Verdiente Männer, wie der Generalkassier Tucker (nota bene kein Christ) meinten, es wäre endlich Zeit, daß der Unterschied zwischen einer Gattin und einer Beischläferin wieder zu seinem Rechte komme; gewiß bleiben Viele zu lange in Indien, bis sie zuletzt jeden englischen Begriff verlernen. Er mochte an Leute denken, wie jener Richter war, der seiner Maitresse einen Tempel erbaute, oder wie ein anderer, der im Testament vorschrieb, man solle seinen Leichnam halb verbrennen, wie es die Bigam (Frau) wünsche, halb beerdigen, wie sichs für einen Christen zieme. Nicht ohne Verwunderung bemerkte die englische Presse, die Jungen haben sich in dieser Frage auf diejenige Seite gestellt, auf welcher man sonst die Alten zu sehen erwarten würde. Diese Alten drechselten Gedichte, in welchen die Neulinge aufgefordert wurden, von ihren Stelzen herabzusteigen und es zu machen wie andre ehrliche Leute. Die Jungen aber, voran Metcalfe und

Adam (beide später zu Generalgouverneuren befördert), kämpften offen und wacker für die Sache der Tugend und des Gesetzes, so wie für die Ehre des englischen und Christennamens; und das sowohl in gedruckten Briefen, als auch mit den leichteren Waffen der Karikaturen und Satyren. Es kam zur Abstimmung; von 350 Männern, aus welchen der Civildienst der Präsidentschaft bestand, stimmten 175 für die Zulassung der natürlichen Kinder, 175 dagegen. Lord Wellesley entschied dagegen. Die Alten hofften dennoch den Direktorenhof zu gewinnen und appellirten an ihn: „ihre Herren werden doch einsehen, wie unfreundlich gegen alte Ordnungen (ancient institutions) diese Entscheidung ausgefallen sei." Der Hof konnte aber nicht umhin, dem neuernden Generalgouverneur gegen die alten Freunde Recht zu geben. Wellesley's Verwaltung bezeichnet unverkennbar in sittlicher wie in staatsmännischer Hinsicht den Anbruch einer neuen Zeit in der Geschichte des indobrittischen Reichs.

7. Anfang der Prüfungszeit.

Der greise Lord Cornwallis kam in Indien, das er vor zwölf Jahren in voller Manneskraft verlassen hatte, als ein Sterbender an; schon nach zwei Monaten unterlag er seinen Leiden, der einzige Generalgouverneur, der in Indien seinen Tod gefunden hat. Da kein Kaplan um den Weg war, wurde er ohne Gebete begraben. Ihm folgte in der Regierung der älteste Beamte, Sir G. Barlow, ein wohlmeinender Mann, freisinnig, so lange ein Wellesley am Ruder stand, schwach, sobald er selbst regieren sollte. Mit ihm begann für die Mission eine Prüfungszeit, welche erst nach acht Jahren durch neue Beschlüsse des britischen Parlaments ihr Ende erreichte.

Die Missionare hatten indeß ihre Uebersetzungsarbeiten bedeutend ausgedehnt, und die Freunde in Europa waren durch Beiträge aus allen Kirchengemeinschaften ermuthigt worden, sie zu weiteren Anstrengungen aufzufordern. Buchanan suchte auch den neuen Generalgouverneur dafür zu interessiren; dieser wollte sich jedoch kaum darauf einlassen, obwohl er von den Hindustani Evangelien, welche Lord Wellesley auf Regierungskosten hatte drucken lassen, den Missionaren 400 Exemplare zustellte und ihren Bestrebungen „persönlich" gewogen zu sein versicherte. Die beiden Kaplane steuerten zu dem Unternehmen allein 6000 Rupies bei; die übrigen Angloindier nur

10000. Weil eine chinesische Uebersetzung der Bibel ein nothwendiges Bedürfniß schien, machte sich Marshman mit einem gelehrten Armenier von Macao, Lassar, auch an diese ungeheure Aufgabe; er hat sie wirklich gelöst und das erste chinesische Neue Testament in Sirampur gedruckt. Doch hatte unzweifelhaft Ward Recht, wenn er seine Freunde vor allzu ausschweifenden Plänen warnte; ihm schien es viel wichtiger, in nächster Nähe das Evangelium auszubreiten, als für entlegene Sprachgebiete ihre Kraft aufs Ungewisse zu vergeuden.

Dasselbe lag übrigens auch den Missionaren an; sie hatten den Plan, in Entfernungen von 50—60 Stunden Missionsstationen anzulegen, als Mittelpunkte, um welche her sich Nebenstationen einheimischer Prediger reihen würden. Mit solchen Gedanken traten sie nun eben Missionsreisen in's Innere an. Hatte aber noch 1804 ein Beamter in Dschessur, Middleton, trotz eines Auflaufs den Missionar befreundet und geschützt, so verlangte jetzt der Amtmann in Dacca ihre Pässe; und da sie keine hatten, befahl er ihnen die Vertheilung von Tractaten, wodurch das Volk nur aufgeregt werde, aufzugeben und sogleich die Stadt zu verlassen. Die Europäer in Dschessur verbaten sich entschieden jede Niederlassung eines Missionars in ihrer Nähe. Nur in Malda, wo Ellerton und andere fromme Indigopflanzer wohnten, konnte Missionar Mardon, obgleich ohne Paß, einen ruhigen Aufenthaltsort finden. Udny verwendete sich für die Missionare bei Sir Georg Barlow; warum sollten protestantische Lehrer sich nicht derselben Freiheit erfreuen, wie katholische? Es war Alles umsonst; denn dem Gouverneur blieb es eine ausgemachte Sache, daß ohne die Billigung des Direktorenhofs keine Missionsstation angelegt werden dürfe. Und nun gieng auch Udny's Dienstzeit zu Ende; mit ihm verloren die Missionare den einzigen einflußreichen Freund.

Eben hatte Ward in der neuen Kapelle in Kalkutta (1. Juni) den Gottesdienst eröffnet; nicht bloß predigte er selbst in Bengali, auch Ram Mohan, ein bekehrter Brahmane, redete zu großen Versammlungen, die ihn freilich auch zu Zeiten nach Herzenslust verhöhnten und schmähten. Noch nie war solche Nachfrage zu spüren gewesen; die Freude ward noch größer, als der theure amerikanische Kapitän Wickes (23 Aug. 1806) ein weiteres Paar von Missionaren (Chater und Robinson) einschmuggelte. Aber diese Freude sollte den Sirampurern gründlich verbittert werden! Barlow ließ ihnen durch die Polizei sagen, sie dürfen weder predigen noch ihre Gehilfen predigen lassen, noch irgend welche Bücher verbreiten;

in keiner Weise, weder durch Unterredung noch sonstwie dürfe ein Hindu aufgefordert werden, seine Religion zu verlassen.

Was mochte wohl der Grund dieses unerwarteten Wechsels sein? Nun, die alten Indier waren schon lange böse über die offenen Bekenntnisse, welche Carey vor Wellesley und im Kollegium abgelegt hatte. Die Aufforderung zu Beiträgen für die Sirampurer hatte sie noch mehr gereizt. Und eben jetzt kam ihnen das Gemetzel von Welür höchst erwünscht. In dieser Festung nämlich, viel zu nahe an der Grenze Maisurs, waren seit 1799 die Prinzen des gefallenen Sultans Tippu eingeschlossen. Sie zettelten unter den Muhamedanern und Sipahis eine Verschwörung an und warteten nur auf die Abreise des gefürchteten Wellesley. Unvorsichtiger Weise wurde nun in der Madras-Präsidentschaft den Sipahis statt des bisherigen Turbans eine neue Kopfbedeckung vorgeschrieben, welche sich leicht mit einem Hut, dem ekelhaften Zeichen des Franken, vergleichen ließ. [Der Europäer wird in den indischen Sprachen bald Franke, bald Hutträger genannt.] Nun hieß es, die Regierung gehe damit um, den Sipahis das Christenthum aufzunöthigen. In der Frühe des 10. Juli 1806 fielen die Verschworenen über die Europäer der Besatzung her und mordeten alle, mit Ausnahme eines kleinen Ueberrestes, der sich auf den Wällen verzweifelt wehrte, bis gegen Mittag Oberst Gillespie mit seinen Dragonern von Arkadu angeritten kam und noch denselben Abend die Empörung im Blut von 350 Verschworenen erstickte!

Wie willkommen dieses Ereigniß den Missionsfeinden in Indien und Europa war, läßt sich denken. Major Waring verlangte sogleich, daß jeder Missionar aus Indien zurückgerufen werden müsse, vor allen die Sirampurer. Aber in der Madras-Präsidentschaft waren deutsche Missionare seit 100 Jahren an der Arbeit, und Tippu hatte, wie sein Vater, um des Einen Schwarz willen sie vor allen Engländern ausgezeichnet; von Sirampur vollends wußte man in der Madras-Armee kein Wort. Im Gegentheil zeigte sich, daß Missionare, die von der Regierung nur geduldet sind, dem Volke keinen Schrecken einjagen; während es durch kleinliche Neuerungen von obenher, wenn sie für den Orientalen den Schein religiöser Abzeichen haben und in der Form des Befehls auftreten, seinen Herrschern leicht abgeneigt wird.

Sir Georg Barlow hielt sich in Kalkutta nicht für sicher, wenn nicht die Kapelle im Bazar augenblicklich geschlossen würde. Der Gouverneur in Madras wurde von den Direktoren ungehört abberufen;

er mußte, wie sich diese Behörde ausdrückte, „den verletzten Rechten der Eingebornen, deren religiösen Gebräuchen wir Achtung schuldig sind, zum Opfer fallen.“ Es war der treffliche Lord W. Bentinck, dem Indien später soviel zu verdanken hatte. Mit Mühe erwirkten die Baptisten-Missionare sich die Freiheit, auf dänischem Boden ihr Werk fortzusetzen; das englische Gebiet blieb ihnen zunächst gänzlich verschlossen. Die kaum erst gelandeten Missionare wurden nach England zurückbeordert, weil sie keine Pässe der Kompagnie aufzuweisen hatten. Sie hatten sich indessen unter dänischen Schutz gestellt, was der Gouverneur in Sirampur, Oberst Krefting, ihnen in aller Form bescheinigte. Allein am 1. November wurde Kapitän Wickes vorgefordert und ihm mitgetheilt, sein Schiff dürfe nicht auslaufen, ohne daß es die Missionare zurückführe. Kaplan Brown nahm sich seiner aufs Beste an und erbot sich, für die Missionare mit seiner Person zu haften; schon die Menschlichkeit fordere, eine hoch schwangere Frau nicht in dieser Eile fortzuschicken. Der Kapitän aber stellte vor, er sei ein Amerikaner und seine Passagiere stehen unter dem Schutz der dänischen Flagge; er warne die Behörden vor den Reklamationen, welche sich von Washington und Kopenhagen her erheben werden. Neue Berathungen folgten; das amerikanische Schiff durfte endlich ausfahren, die Missionare aber wurden beordert, sogleich zu sagen, in welchem Fahrzeug sie nach Europa zurückkehren werden, da sie einmal in Indien nicht bleiben dürfen. Chater sah, daß von dem Generalgouverneur nichts zu hoffen sei, und entrann nach Rangun, um unter einer heidnischen Regierung, der in Barma, die Arbeit zu beginnen, welche einer christlichen so unerträglich schien.

Doch auch in diesem Jahre hatten die Sirampurer 22 Eingeborne, zum Theil aus fernen Gegenden, getauft. Von 94 Bekehrten waren bis jetzt 16 wieder ausgeschlossen worden, 6 hatte der Tod weggerafft. Ihre 10 Gehilfen sandten sie nach wie vor auf britisches Gebiet, je zwei und zwei; die Reisepredigt einzustellen, meinten sie, werde es noch Zeit genug sein, wenn einmal britische Beamte die Boten wirklich nach Sirampur zurückgetrieben haben. Und in Dinadschpur setzte Fernandez, in Catwa Chamberlain, in Malda Mardon die regelmäßige Predigt im Stillen fort; selbst in Kalkutta blieb ein engerer Kreis noch immer zugänglich für die Missionare. Sie waren entschlossen, sich wohl dem Sturme zu beugen, aber nicht vor ihm zu weichen.

Es versteht sich, daß die Freunde in Großbritannien die Hände

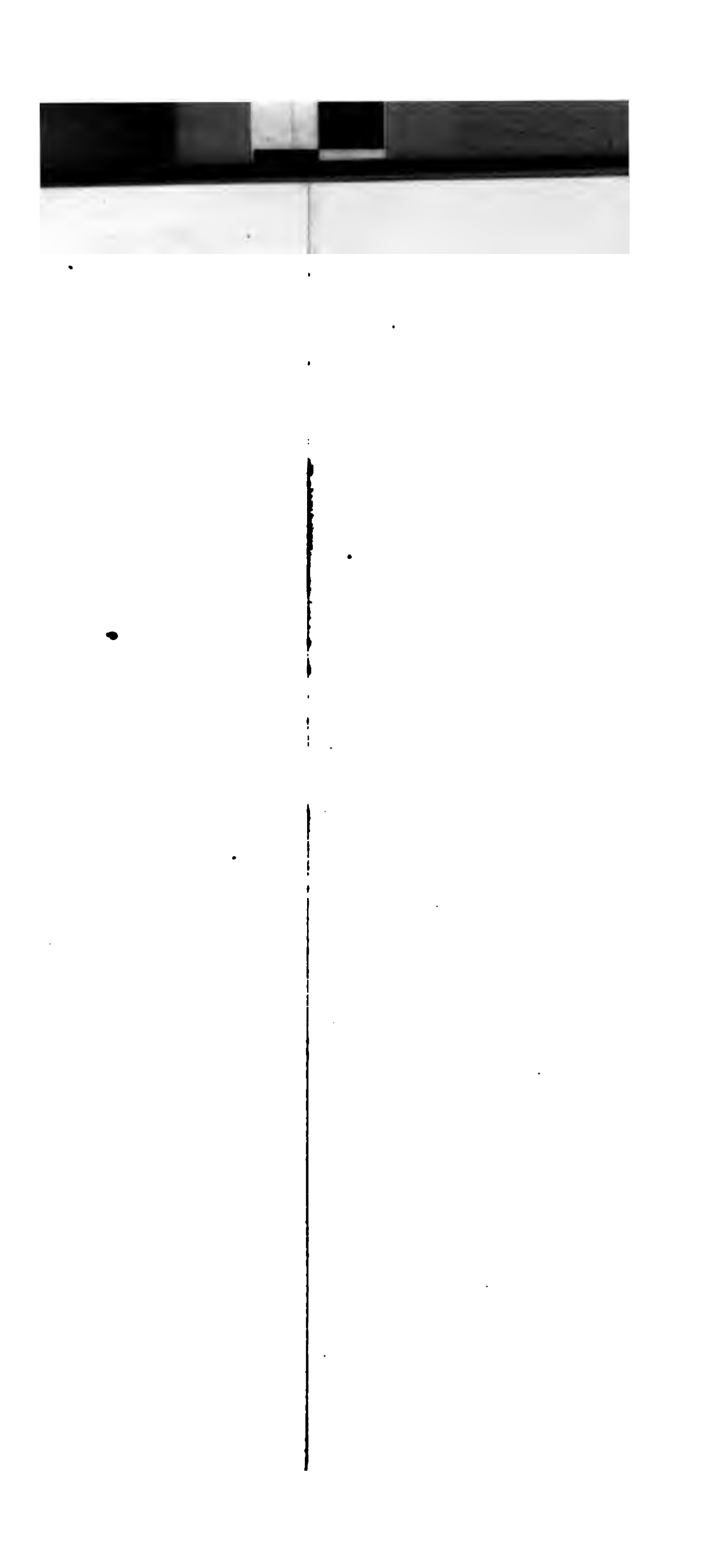
nicht in den Schooß legten. Grant berieth sich mit Fuller, dem Vorstand der Baptisten-Mission, und dieser mit den Leitern der London Mission und anderen Freunden. Es zeigte sich, daß das Ministerium der Missionssache noch weniger gewogen war als selbst die Direktoren der Kompagnie. Eine Vertheidigung der Missionare wurde daher dem Druck übergeben und an die Direktoren, die Minister und Glieder der Königsfamilie vertheilt. Dann wurden die einflußreichsten Männer der Reihe nach von Fuller besucht und alle Einwendungen gegen die Mission durchgesprochen. Ueberall wurde auf die Nothwendigkeit, mit äußerster Behutsamkeit voranzugehen, großer Nachdruck gelegt. Der indische Minister (der jüngere Dundas) hatte schon auf Privatwegen Traktate der Sirampur-Presse zu Gesicht bekommen und wies z. B. auf den Satz: „Eure Schastra's gründen sich auf Fabeln und passen eher für Weiber und Kinder als für Männer," als höchst aufreizend und unpassend hin. Fuller konnte ihm sagen, daß dieser Traktat von einem nur angeregten, nicht bekehrten Hindu Rambosu herrühre, und von den Hindu's gerne gelesen werde; daß dieselben solche Worte nicht so schlimm aufnehmen, wie etwa von einem stolzen Engländer zu erwarten wäre; es sei darüber doch noch zu keinem Auflauf gekommen, der die Regierung beunruhigen könnte. Doch beharrt Dundas darauf, von Gestattung der Reisepredigt und Anlegung neuer Stationen könne einmal noch nicht die Rede sein. Der Marquis Wellesley, den Fuller gleichfalls besuchte, hätte gegen eine solche Erlaubniß nichts einzuwenden gewußt; er redete mit hoher Achtung von den Missionaren. Lord Teignmouth aber setzte eine Vertheidigung der Mission für Staatsmänner auf, in welcher er geradezu den Gedanken ausführte: „wir können in Indien nimmermehr festen Fuß fassen, ohne eine Partei im Volk auf unserer Seite zu haben. Das aber ist nur durch das Christenthum zu erreichen. Gefahren sind bei keiner Handlungsweise zu vermeiden. Die Mission aber will und thut, was recht ist; und Alles, was recht ist, wird sich zuletzt auch als weise erproben." Es sollte noch lange Kämpfe kosten, bis dieser Grundsatz in der Ernennung des gegenwärtigen Vicekönigs von Indien, Sir John Lawrence (1863), zu wirklicher Anerkennung von Seiten der englischen Regierung kam.

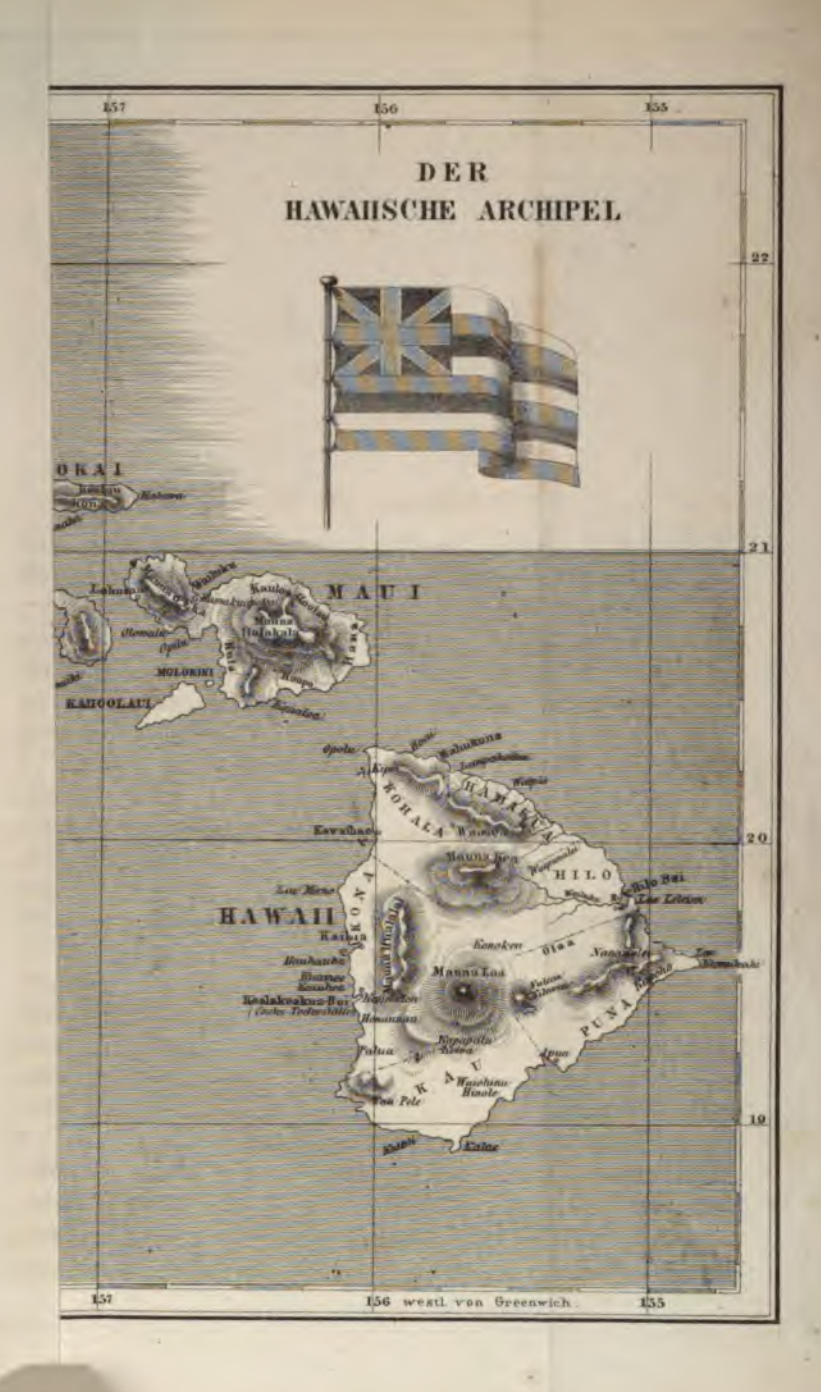
(Fortsetzung folgt.)

Die Mission unter den Kols.

Auch weltliche Blätter können nicht umhin, je und je von den Fortschritten der Mission in gewissen Gegenden Indiens zu reden. So schrieb der Korrespondent der Times aus Kalkutta (7. Mai 1865): „Die amerikanischen Baptisten haben in den letzten zehn Jahren mindestens 60,000 Karenen civilisirt; der Oberkommissär im britischen Barma, Oberst Phayre, hat schon bemerkt, er betrachte einen gewissen Missionar und seine Gattin als werthvoller für die Regierung, denn ein Halbdutzend Magistrate. In Tschota Nagpur haben die (Goßner'schen) Sendboten seit 1850 wohl 7000 Personen getauft. Blos in den letzten Wochen sind, wie ich höre, 600 Menschen in die Kirche aufgenommen worden. So bemerkenswerth ist der Fortschritt, daß der Oberkommissär der Centralprovinzen, Herr Temple, diese Missionare eingeladen hat, ihre Thätigkeit auf ähnliche Stämme weiter südlich auszudehnen. Die engherzige Partei von Civilbeamten, die da meint, Indien sei blos für sie und die Eingebornen da, und Missionare und Ansiedler seien bloße Störenfriede, ist mehr und mehr im Schwinden."

Damit wir uns nicht dem Vorwurf, mit runden Zahlen umzugehen, aussetzen, stehe hier, was der Jahresbericht der letztern Mission, der unter den Kols im Gebirge von Tschota Nagpur, mittheilt. Im November 1864 wurden allein 517 Seelen getauft, im ganzen Jahre 1864 waren der Getauften 1170 Erwachsene und 930 Kinder. Die Gesammtzahl der Getauften im Verbande mit der Mission belief sich auf 7923. Diese stehen aber nicht alle unter der Pflege der Missionare, weil trotz deren Vorstellungen, Viele durch Nahrungssorgen sich zum Auswandern genöthigt glaubten. Die Christen wohnen in 383 Dörfern, von denen die meisten im südlichen Theil der Provinz liegen. Noch warten viele seit Jahren auf die Taufe, und zu diesen sind allein im letzten Jahre 376 Familien hinzugekommen, die dem Heidenthum entsagt und die Gemeinschaft der Christen gesucht haben. Die Aeltesten, deren es 64 gibt, haben für die so nothwendige Vermehrung der Schulen große Opfer gebracht; außer den Kostschulen und dem Seminar bestehen leider erst 11 Dorfschulen. Den Unterricht der Taufkandidaten besorgen großentheils die 14 Katechisten, deren Zahl auf 20 vermehrt werden kann, sobald dies die Geldmittel erlauben.





157
156
155
DER
HAWAIISCHE ARCHIPEL
22
21
20
19
OKAI
Kahana
Lahaina
Wailuku
MAUI
Kaulea
Mauna
Olowalu
Opala
Kula
Kaupo
MOLOKINI
KAHOOLAUI
Opolu
Kawaihae
KOHALA
HAMAKUA
Mauna Kea
HILO
Hilo Bai
HAWAII
KONA
Kailua
Mauna Loa
Olaa
Kealakeakua-Bai
PUNA
KAU
Apua
Palua
Kalae
156 westl. von Greenwich

Die Sandwich-Inseln
einst und jetzt.
(Schluß.)

10. Beziehungen zum Ausland.

Daß die Theilnahme der Missionare an der Gesetzgebung nicht zum Schaden des Volkes ausschlug, geht aus dem Bisherigen zur Genüge hervor. Wie aber verhält es sich mit der andern Anklage, daß sie auf unbefugte Weise sich in die politischen Beziehungen der Kanaka's zu andern Völkern mischten? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir nochmals zum Jahre 1837 zurückkehren, wo sich der Knoten mit Frankreich schürzte, der so oft der Unduldsamkeit der Missionare zur Last gelegt wurde.

Im September 1836 war ein neuer katholischer Priester Namens Walsh auf den Inseln angekommen, und der englische Konsul Charlton hatte die Aufenthaltserlaubniß für ihn durch die Vorstellung erzwungen, sein Stand als Priester beraube ihn nicht seiner Rechte als britischer Unterthan. Zugleich lud Charlton auch die in Kalifornien weilenden französischen Priester zur Rückkehr ein, indem er ihnen den Weg als hinreichend geebnet darstellte. Diese hatten soeben vom Papste die Weisung erhalten, ihre Niederlassung auf den Sandwich-Inseln durchzusetzen, und so langten sie im April 1837 in einem Schiffe unter englischer Flagge, dessen Eigenthümer Duboit sich für einen englischen Unterthanen ausgab, im Hafen von Honolulu an. Verstohlener Weise wurden sie an's Land gesetzt. Sobald Kekuanaoa davon Kenntniß erhielt, verlangte er ihre sofortige Umkehr, indem er sie an ihre frühere Erklärung erinnerte, nur so lange auf den Inseln bleiben zu wollen, bis sie eine Gelegenheit zur Heimreise fänden. Ein energischer Erlaß des Königs, der gerade in Maui verweilte, wiederholte nach einigen

Tagen diese Aufforderung, aber vergeblich. Die Priester waren entschlossen zu bleiben, die „Clementine", die sie gebracht, rüstete sich zur Abfahrt. Da wurden einige Offiziere abgesandt, die Widerspenstigen an Bord zu schaffen. Sie ließen es nicht zum Aeußersten kommen, und begaben sich ohne Anwendung von Gewalt auf's Schiff. Doch noch ehe dieses den Hafen verließ, kam der nachherige Admiral Du Petit Thouars mit seinem Schiffe „Venus" an und verlangte die unverzügliche Freilassung der Priester. Als diese nicht gewährt wurde, holte sie eine französische Ehrenwache auf der „Clementine" ab und Thouars sammt einem englischen Kapitän geleitete sie in ihre Wohnung zurück. Nach achtstündiger Besprechung willigte endlich der König ein, die Priester so lange in seinem Lande zu dulden, bis sie ein Schiff fänden, das sie nach dem von ihnen gewünschten Orte brächte, da die „Clementine" im Begriff war, eine weitere Reise anzutreten; ihre beiden Beschützer aber unterzeichneten in ihrem Namen eine Erklärung, daß sie sich bis dahin des Predigens enthalten wollten. Widerstrebend mußte sich der König auch noch Dubolt als französischen Konsul aufdringen lassen und folgenden Freundschaftsvertrag unterzeichnen:

„Es soll ewiger Friede sein zwischen den Franzosen und den Bewohnern der Sandwich-Inseln. Die Franzosen sollen in allen Theilen der Sandwich-Inseln frei aus- und eingehen dürfen. Sie sollen darin aufgenommen und beschützt werden und dieselben Vortheile genießen wie die begünstigtsten Nationen. Die Unterthanen des Königs der Sandwich-Inseln sollen desgleichen nach Frankreich kommen und dort aufgenommen und beschützt werden wie die begünstigtsten Ausländer." —

Dann segelte Admiral Thouars weiter, um den katholischen Missionen auch auf andern Inseln des großen Oceans mit dem Schwerte den Weg zu bahnen. Er wußte aber auch dem König der Franzosen die äußern Vortheile der Besetzung jener Eilande zu schildern. Ein Vorwand, in Kurzem wieder ein französisches Kriegsschiff nach Honolulu zu senden, war bald gefunden, da dort unterdessen dem apostolischen Vikar Maigret die Landung verweigert worden war, und die Regierung allen Vorstellungen der Missionare zum Trotz fortgefahren hatte, einige katholisch gewordene Kanaka's als Götzendiener mit Gefängniß und Zwangsarbeit zu bestrafen. Am 10. Juli 1839 landete der Kapitän Laplace mit der Fregatte „Artemise" und führte bittere Klage über die Mißhandlung französischer Unterthanen durch

die hawaii'sche Regierung, die er des Treubruchs beschuldigte. Nachdem er in seinem Schreiben an den König die Langmuth der französischen Regierung geschildert und ziemlich deutliche Drohungen gegen ein durch „schlechte Rathgeber mißleitetes Land" hatte durchblicken lassen, fügte er noch die Bemerkung bei, die katholische Religion mit dem Namen Götzendienst zu brandmarken und unter diesem lächerlichen Vorwand zu verbieten, sei eine Beleidigung Frankreichs und seines Königs; unter allen civilisirten Völkern sei nicht Eines, das in seinem Lande nicht die freie Ausübung aller Religionen gestatte (?), nur auf den Sandwich-Inseln sei es den Franzosen nicht erlaubt, die ihrige öffentlich zu bekennen.

Dieser Einleitung folgten fünf Bedingungen, an deren Annahme die Fortdauer des guten Einvernehmens mit Frankreich geknüpft sein, deren Verwerfung die sofortige Eröffnung von Feindseligkeiten folgen sollte. Sie lauteten:

1. Die katholische Religion soll überall frei geübt werden dürfen; ihre Bekenner sollen alle den Protestanten gewährten Rechte genießen.

2. Die Hawaii'sche Regierung hat den Franzosen in Honolulu den Platz zu einer katholischen Kirche zu überlassen, in welcher französische Priester den Gottesdienst versehen.

3. Alle ihrer Religion wegen gefangenen Katholiken müssen unverzüglich in Freiheit gesetzt werden.

4. Der König der Sandwich-Inseln legt in die Hände des Kapitäns der „Artemise" die Summe von 20,000 Dollars als Bürgschaft für sein künftiges Verhalten nieder. Die französische Regierung erstattet ihm dieselbe zurück, wenn sie die Ueberzeugung gewonnen haben wird, daß er diesem Vertrage treu bleibt.

5. Der von dem Könige unterzeichnete Vertrag muß mit der oben genannten Summe durch einen der ersten Häuptlinge an Bord der Artemise gebracht werden, und die Batterien von Honolulu haben die französische Flagge mit 21 Schüssen zu begrüßen, die nachher von der Artemise erwiedert werden.

Zugleich mit diesem Manifest wurde an den französischen Konsul ein Schreiben abgesandt des Inhalts, daß, wenn die obigen Bedingungen verworfen würden, der Krieg am 12. beginnen und denjenigen seiner Landsleute, welche Gefahr fürchteten, auf dem Schiffe eine Zufluchtsstätte geboten werden sollte. Eine ähnliche Mittheilung erhielt der amerikanische Konsul, jedoch mit dem Zusatz, daß der angebotene

Schutz sich nicht auf solche Unterthanen der Vereinigten Staaten erstrecke, welche zur protestantischen Geistlichkeit des Königs dieser Inseln gehören, seine Berathungen leiten, sein Verhalten beeinflussen und die eigentlichen Urheber seiner Beleidigungen gegen Frankreich seien. Sie sollten alle die unglücklichen Folgen des Krieges zu tragen haben, den sie über das Land gebracht hätten.

Die meisten jener Beschuldigungen, auf welche Kapitän Laplace seine Forderungen stützte, waren falsch. In den Vertrag mit Du Petit Thouars waren katholische Priester nicht mit aufgenommen, somit war Maigret's Ausweisung keine Verletzung desselben. Französischen Unterthanen war die freie Ausübung ihrer Religion auf den Sandwich-Inseln nicht verboten, und die amerikanischen Missionare hatten die Regierung zu keiner der ihnen zur Last gelegten Maßregeln veranlaßt, wie auch nach dem Zeugniß der hawaii'schen Regierung die Ausweisung der ersten Priester keineswegs ihnen zuzuschreiben ist.

Es waren bange Tage. Kapitän Laplace drohte, jede Beleidigung, die einer seiner Leute zu erfahren hätte, durch einen Vertilgungskrieg zu rächen. Selbst dem englischen Konsul, der den Eingebornen nie Gutes gewünscht hatte, war nicht recht wohl bei der Sache. Der König war abwesend, und da er innerhalb der gegebenen Frist nicht heimkehren konnte, wurden zwei weitere Tage gewährt. Man sprach von Widerstand, aber die Furcht siegte. Noch ehe der König ankam, wurde der Vertrag von seinen Ministern unterzeichnet und mit den mühsam zusammen gebrachten 20,000 Dollars an Bord der Artemise gebracht.

Hätte dieser Ausgang des Streits nur unbedingte Religionsfreiheit zur Folge gehabt, so wäre das kein Unglück für die Kanaka's zu nennen gewesen; aber Laplace's Sendung hatte noch einen andern Zweck. Kurz vor seiner Ankunft war ein Gesetz durchgegangen, das die Einfuhr geistiger Getränke auf den Inseln verbot und den Wein wenigstens mit schwerem Zoll belegte. Laplace aber lag die Zulassung französischer Getränke nicht minder am Herzen als die Zulassung französischer Priester; er erreichte auch die Beseitigung jenes Mäßigkeitsgesetzes, und so eng verwoben blieben fortan diese beiden französischen Interessen, daß in der Sprache der Eingebornen dasselbe Wort palani Branntwein und Franzose bezeichnet.

Kurz darauf brachte die „Clementine" einen römischen Bischof, Herrn Maigret, und zwei andere Priester. Die Katholiken konnten

jetzt festen Fuß fassen, und bald erhob sich in Honolulu eine schöne steinerne Kirche, in der sie ihre Gottesdienste feierten. Manche der Eingebornen aus den niederern Ständen fielen ihnen zu, und im Jahre 1862 konnte der Bischof von 18 europäischen Missionaren, 12 Katechisten-Brüdern, einem Kloster von 10 Nonnen, 28 anständigen Kapellen, 30 strohgebauten Kapellen, einem Seminar von 40 Schülern, 50 Schulen und 23,500 Katholiken berichten. Bei letzterer Zahl darf nicht vergessen werden, daß darunter alle getauften Kinder mit inbegriffen sind, während die evangelischen Missionare als Kirchenglieder nur Erwachsene aufzählen, die regelmäßig zum Tisch des Herrn kommen und einen geordneten Wandel führen.

Doch alle Duldung, die den Katholiken nun wurde, genügte den Franzosen nicht. Schon nach zwei Jahren erschien in der Person Kapitän Mallets ein neuer Dränger mit neuen Klagen und neuen Forderungen, die indeß ausweichend und begütigend beantwortet werden konnten. Auch von anderer Seite her erwuchsen dem sich eben erst aus dem Zustand der Barbarei emporarbeitenden Staate Schwierigkeiten.

Schon wiederholt war es zwischen englischen und amerikanischen Kaufleuten zu Beschwerden und Rechtshändeln gekommen. Anfangs waren Beide durch gleich unwürdige Konsular-Agenten vertreten gewesen; auf die Vorstellungen der hawaii'schen Regierung hin hatten aber die Vereinigten Staaten den ihrigen abberufen und durch einen besser gesinnten Mann ersetzt. Je mehr das allgemeine Vertrauen sich diesem zuwandte, desto erbitterter wurde Charlton, der sich durch seinen Leichtsinn und Uebermuth immer neue Gegner zuzog und zudem in bedeutenden Schulden steckte. Er beschloß, sich allen diesen Verdrießlichkeiten durch eine Reise nach England zu entziehen, die er dem Könige gegenüber durch folgendes Schreiben motivirte:

„Sire, In Folge der Kränkungen, welche ich von den Lokalbehörden der Regierung Eurer Majestät erfahren habe, und in Folge der Beleidigungen, welche Matthew Kekuanaoa, der Gouverneur dieser Insel, meiner Gebieterin Viktoria zugefügt hat, und aus andern wichtigen Gründen, welche das Wohl der auf diesen Inseln wohnenden Unterthanen Ihrer Majestät betreffen, halte ich es für meine unabweisbare Pflicht, unverzüglich nach England abzureisen, um Ihrer Majestät Regierung Bericht zu erstatten. Ich habe daher, wie ich vollkommen ermächtigt bin es zu thun, Herrn Simpson beauftragt, als Konsul zu funktioniren, bis der Beschluß Ihrer Majestät bekannt sein wird.

„Die Regierung Eurer Majestät hat mehr als Einmal die britische Flagge beschimpft, aber Sie dürfen nicht glauben, daß dieß mit Stillschweigen übergangen werden wird. Wenn auch spät, wird dennoch in dieser Sache Recht gesprochen werden, und Sie selbst, nicht Ihre Rathgeber wird die Strafe treffen.

„Ich habe die Ehre, Eurer Majestät gehorsamster und unterthäniger Diener zu sein. Richard Charlton, britischer Konsul."

Als Charlton diesen Brief schrieb, war bereits ein Proceß gegen ihn anhängig gemacht, und kurz nach seiner Abreise wurde derselbe durch ein aus lauter Fremden zusammengesetztes Geschworenengericht gegen ihn entschieden. Unterwegs traf Charlton mit Lord Paulet, dem Befehlshaber der Fregatte „Carysfort" zusammen, in dessen Ohr er alle Klagen über die vergangenen Ungerechtigkeiten und Beschimpfungen und die von Seiten der hawaii'schen Regierung noch drohenden Gefahren ausschüttete. Simpson aber, der in Honolulu nicht als Konsul anerkannt wurde, schrieb dem englischen Konsul in Mexiko über das Mißliche seiner Lage, und dieser stellte dem Oberbefehlshaber der englischen Seemacht im stillen Ocean die Sache so dar, als ob dort das Leben und Eigenthum der englischen Unterthanen bedroht wäre. Lord Paulet wurde abgeordnet, Genugthuung dafür zu fordern. Am 10. Februar 1843, noch ehe der Verkauf von Charlton's Hinterlassenschaft begonnen hatte, ankerte der „Carysfort" vor Honolulu und zeigte durch das Unterlassen der üblichen Signale, daß er in feindlicher Absicht kam. Lord Paulet erklärte, mit Niemanden als mit dem Könige selbst verkehren zu wollen, und als dieser eine Privatbesprechung ablehnte, formulirte er sechs Forderungen an denselben, zu deren Annahme oder Verwerfung er nur bis zum folgenden Tage Bedenkzeit gab. Sie verlangten: 1. Die Zurückgabe von Charlton's mit Beschlag belegter Hinterlassenschaft und Vergütung der schweren Verluste, die er durch das ungerechte Verfahren der hawaii'schen Regierung erlitten habe; 2. Die Anerkennung Simpson's als englischen Konsuls, in dessen Person die Königin tief beleidigt worden sei; 3. Die Zusage, daß außer im Falle eines todeswürdigen Verbrechens kein englischer Unterthan in Ketten gelegt werden dürfe; 4. Die Einberufung gemischter Gerichte, deren eine Hälfte aus englischen Unterthanen zu bestehen habe, im Falle von Rechtshändeln zwischen Engländern und Eingebornen; u. s. w.

Das erste Gefühl beim Empfang dieser Mittheilungen war das

des Schreckens; dann folgte eine allgemeine Entrüstung. Man dachte an bewaffneten Widerstand; der „Carysfort" machte sich zum Kampfe bereit. In der letzten Stunde aber siegten friedliche Rathschläge. Angeregt durch den Besuch Sir Georg Simson's, des edeldenkenden Gouverneurs der Hudsonsbay-Länder und entfernten Verwandten des neuen Konsuls, waren von der hawaii'schen Regierung schon im vorhergehenden Jahre Richards und der Häuptling Timoteo Haalilio als außerordentliche Gesandte in die Vereinigten Staaten und nach England geschickt worden, um die Anerkennung der Unabhängigkeit der Sandwich-Inseln und Bürgschaften gegen ihre Vergewaltigung durch irgend eine fremde Macht zu beantragen. Darauf wies nun der König in seiner Antwort hin, indem er unter feierlicher Verwahrung gegen Lord Paulets Ungerechtigkeit und Berufung an die englische Regierung sich, um Blutvergießen zu verhüten, den ihm gestellten Bedingungen unterwarf. Aber noch war die Gefahr nicht beseitigt. Am folgenden Tage trat Lord Paulet mit neuen Forderungen hervor, unter denen sich in's Fabelhafte gesteigerte Entschädigungssummen (117,330 Dollars) befanden. Groß war die Bestürzung des Königs und seiner Räthe. Es lag am Tage, daß neue Nachgiebigkeiten nur neue Anmaßungen zur Folge hätten; man dachte daran, sich unter den Schutz der Vereinigten Staaten oder Frankreichs zu stellen; aber auch davon wäre die nächste Wirkung voraussichtlich nur gewesen, die Feuerschlünde des Carysfort zu öffnen. So wurde endlich beschlossen, die Sandwich-Inseln lieber ganz der englischen Regierung abzutreten, um ferneren Bedrängungen enthoben zu sein. Am 25. Februar 1843, am 49sten Jahrestage der erstmaligen Abtretung der Inseln an Vancouver, wurde statt der hawaii'schen Flagge auf ihnen die englische aufgezogen. —

Die Gesetze gegen Unzucht und Trunkenheit wurden von der neuen Regierung zurückgenommen, die Abgaben vermehrt. Das Laster fieng wieder an sich zu brüsten; bei weitem der größere Theil des Volkes aber seufzte unter der Fremdherrschaft. Ende Juni's flüchtete Judd, der sein Amt sogleich niedergelegt hatte, die Staats-Urkunden aus den Regierungsgebäuden heimlich in die königliche Gruft, wo ihm Kaahumanu's Sarg als Tisch diente bei den nächtlichen Arbeiten, die er in dieser Todtenwohnung Wochen lang unentdeckt fortsetzte. Anfangs Juli landete ein Schiff der Vereinigten Staaten unter Kommodore Kearney, das gegen die Besitzergreifung der Inseln durch England Protest einlegte; am 26. langte der englische Admiral Thomas an, und bald

verbreitete sich die Freudenpost, er sei gekommen, Kamehameha III sein anererbtes Land zurückzugeben. Einige Bedingungen zu Gunsten der Engländer, deren Durchführung der Regierung später wohl Verlegenheiten bereiten konnte, fielen kaum in die Wagschale gegen dieses große, unerwartete Geschenk. Nach einem feierlichen Gottesdienst hielt der König tiefgerührt eine Ansprache an sein Volk, das in freudiger Bewegung seine Worte vernahm. Einer der Häuptlinge verkündete eine allgemeine Amnestie; die von Lord Paulet erfahrene Unbill war von den Kanaka's bald vergessen; Admiral Thomas aber steht unter ihnen bis auf den heutigen Tag in liebendem, dankbarem Andenken.

Noch ehe die Freudenfeste, mit denen jenes Ereigniß gefeiert wurde, zu Ende waren, lief, um das Maß des Jubels voll zu machen, auch die Nachricht ein, die Unabhängigkeit der Sandwich-Inseln sei in Folge von Richard's und Haalilio's Sendung von England und Frankreich förmlich anerkannt und die zeitweise Besitzergreifung derselben von Lord Aberdeen auf's Entschiedenste mißbilligt worden. Am 28. November 1843 wurde in London von dem hiezu bevollmächtigten französischen Gesandten folgendes Aktenstück unterzeichnet:

„Die Königin von Großbritannien und Seine Majestät der König der Franzosen halten es in Betracht davon, daß auf den Sandwich-Inseln eine Regierung besteht, die im Stande ist, regelmäßige Verbindungen mit andern Völkern zu unterhalten, für billig, sich gegenseitig zu verpflichten, die Sandwich-Inseln als einen unabhängigen Staat zu betrachten, und nie, weder direkt, noch indirekt, sei es unter dem Titel des Protektorats oder unter irgend einer andern Form, Besitz davon zu ergreifen." *) Auch die Vereinigten Staaten erkannten (1844) die Unabhängigkeit des Inselstaats an.

Hiemit war das hawaii'sche Königreich in den Bund der civilisirten Staaten aufgenommen. England, das Charlton mit großer Kälte empfangen hatte, sandte jetzt in der Person General Millers einen würdigen Konsul nach Honolulu, dessen Amtsantritt nur dadurch getrübt wurde, daß auch er die Zulassung geistiger Getränke zu fordern hatte. Mit andern Staaten (auch den Hansestädten) wurden gleichfalls Freundschafts- und Handelsverträge geschlossen, und von 1845

*) Haalilio, der übrigens auf der Rückreise starb, konnte seine Erlebnisse in Europa naiv beschreiben. „Lord Aberdeen," sagte er, „sah recht finster und böse aus, aber er gab uns Alles was wir wünschten; Herr Guizot war sehr höflich und freundlich, nur bewilligte er nichts."

an leitete der schon genannte, tüchtige und edle Minister Wyllie mit sicherer Hand die auswärtigen Beziehungen des Landes. Was die Missionare vor ihm geleistet hatten, erklärte er der Anerkennung jedes Christen, Menschenfreundes und National-Oekonomen werth.

Obgleich aber nun die französischen Priester offen bekannten, an der Unparteilichkeit der hawaii'schen Regierung sei nichts auszusetzen, suchte doch der charakterlose französische Konsul Dillon neuen Anlaß zu einem Krieg. Er verlangte, daß in französischer Sprache verkehrt und der Enthaltsamkeit vom Branntwein gesteuert werden müsse. Hawaii hätte gerne den Branntwein geradezu verboten; der Vertrag mit Frankreich (26. März 1846) setzte aber fest, daß Weine und geistige Getränke einem billigen Zoll unterliegen sollen, der nur nicht so hoch steigen dürfe, daß ihre Einfuhr dadurch gänzlich verboten würde. Das geschah; 6600 Maaß Branntwein waren allein in den ersten acht Monaten des Jahres 1849 eingeführt worden; genug, sollte man meinen, um den einzigen französischen Kaufmann und die etlichen Schenkwirthe im Hafen zu befriedigen. Diese klagten aber über den hohen Zoll. Zur rechten Zeit kamen denn auch eine französische Fregatte und eine Dampf-corvette (August 1849), mit deren Mannschaft Admiral Tromelin landete, ohne allen Widerstand (der König hatte sogar zornige Mienen verboten) das Fort einnahm und die öffentlichen Gebäude besetzte. Umsonst protestirten die Vertreter Großbritanniens und Nordamerika's gegen diese Gewaltthat. Während die Verhandlungen fortdauerten, sprengten die Franzosen das Fort in die Luft, zerstörten die Waffen- und Pulvervorräthe, und führten des Königs Schooner mit sich nach Kalifornien. Hawaii sollte einmal erfahren, daß mit der großen Nation nicht zu spaßen ist.*) Uebrigens verstreichen Jahre, ohne daß ein französisches Schiff anlegt, wie denn die Einfuhr auf den Inseln in 15 Jahren den Werth von 14,800,000 Dollars erreichte, wovon nur 72,000 Dollars auf französische Waaren fallen.**) So sehr sich nun

*) Missionar Miertsching, der mit einer englischen Polarexpedition im Juli 1850 auf Honolulu landete, schreibt: „Ich besuchte den königlichen Garten, das Schloß und die Festung. Diese ist kürzlich von einer französischen Fregatte gänzlich zerstört worden und bot einen traurigen Anblick dar." Auffallender Weise erwähnen weder Hopkins noch Anderson einer Zerstörung des Forts, die jedoch im Miss. Herald Feb. 1850 erzählt ist, wo der angerichtete Schaden auf 100,000 Dollars berechnet wird.

**) Hamburg hat fünfmal, Bremen sechsmal soviel Waaren eingeführt als Frankreich. Im Jahre 1863 belief sich die gesammte Einfuhr auf 1,175,493 Dollars,

auch der Ministerrath wehrte, ein neuer Vertrag mit Frankreich mußte 7. September 1858 unterzeichnet werden, der für noch weitere Forderungen die Thüre offen hält.

Wo sind nun die Gewaltthätigkeiten: auf Seiten der Missionare oder auf Seiten ihrer Ankläger?

11. Die jetzige Lage.

Ein Vierteljahrhundert hatte zu der gänzlichen Umgestaltung der Sandwich-Inseln durch die Predigt des Evangeliums genügt; der amerikanische Board konnte in einem gewissen Sinn seine Aufgabe als beendet betrachten. Noch war zwar erst ein Drittheil der Eingebornen in die volle Gemeinschaft der Kirche aufgenommen, und obgleich es keine erklärten Götzendiener mehr auf den Inseln gab, hatte doch noch viel heidnischer Aberglauben seinen Sitz in den Herzen. So glaubt man vielfach, daß man den Feind zu Tode beten könne, und Mancher stirbt an diesem Glauben. Der Board aber hielt es von Anfang an nicht für die Bestimmung der Mission, durch ihre Sendboten allein die Evangelisirung irgend eines Landes durchzuführen. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß jede neue Kirche um ihres innern Wachsthums willen einen Missionsboden brauche, auf dem sie sich ausbreiten und ihre Kräfte in's Feld führen könne, und daß sie nur so lange fröhlich gedeihe, als sie selbst einen Angriffskrieg gegen das Reich der Finsterniß führe, glaubte er die Missionare nur dazu berufen, als Streiter Jesu Christi in's Feindesland hinauszuziehen, um das Panier des Kreuzes aufzupflanzen, und dann treue Menschen zu suchen, denen sie die Bewachung und Vertheidigung des gewonnenen Bodens übertragen könnten. Neuer Missionare bedurften also die Sandwich-Inseln nicht. Ernstlich beschäftigte dagegen den Board die Frage, welches wohl die geeignetsten Maßregeln sein könnten, der hawaii'schen Tochterkirche auf der einen Seite noch die nöthige Unterstützung zu gewähren, auf der andern aber sie zur Förderung ihres geistlichen Lebens auch möglichst schnell zu völliger Selbstständigkeit heranzubilden. Er hatte in der Instruktion, die er 1819 seinen ersten Sendboten mit auf den Weg gab, ihr Verhältniß zu einander und zu der heimischen Kommittee in

die Ausfuhr auf 1,025,852. Handelsschiffe liefen 88 ein, darunter 9 hawaii'sche, und 102 Walfischfahrer.

sehr freisinniger Weise geregelt; jetzt, im Juli 1848, bot er den noch auf Hawaii weilenden Missionaren an, alles seither erworbene oder von dem Könige geschenkte Eigenthum der Mission an Gebäulichkeiten und Ländereien ihnen zu überlassen, im Falle sie ihre Verbindung mit der Kommittee in äußeren Dingen lösen und als hawaii'sche Bürger ihr Leben auf den Inseln beschließen wollten. Die Heidenmission sollte nun eine innere Mission werden.*)

Dieser Vorschlag begegnete den fast gleichzeitig erwachten Wünschen der Missionare. In dem herrlichen Klima war ihre Zahl nicht wie in andern tropischen Ländern durch Krankheit und Tod gelichtet worden**); ihre Familien hatten sich bedeutend vergrößert, und die christliche Regierung der Inseln sowohl als ihre Lage im Mittelpunkt der großen Handelsstraßen legte den Eltern den Gedanken nahe, daß auch ihre Kinder hier einst ihren Beruf finden und ihre Heimat gründen könnten. Wohl wurde da und dort die Befürchtung laut, eine solche Veränderung in der Stellung der Missionare könnte ihrem Dienst am Worte schaden, weil sie damit wenigstens theilweise auch die Sorge für ihren und ihrer Familien Unterhalt, den sie von den Gemeinden nicht ganz erwarten konnten, zu übernehmen hatten. Trotz mancher zu überwindenden Schwierigkeiten, bei denen der Board auch seine hilfreiche Hand nicht zurückzog, hat sich aber diese Maßregel doch als die richtige erwiesen, und die 53 Missionsfamilien, die jetzt 235 Kinder und 58 Enkel zählen, sind noch immer das Salz und Licht des Volks. Einige Missionssöhne sind bereits Prediger der hawaii'schen Kirche oder Lehrer an den höheren Erziehungs-Anstalten zu Lahainaluna, Hilo und Punahu; andere haben sich als Händler und Pflanzer auf den Inseln niedergelassen; drei Glieder einer einzigen Familie sind als Missionare nach Kalifornien, Süd-Amerika und Nord-China hinausgezogen. Wohl bedarf aber das nachwachsende Geschlecht der Gebete des Volkes Gottes, um, wenn der Herr die Väter nun allmählig zu Seiner Ruhe eingehen heißt, ihre Lücken auszufüllen und einen gesegneten und durchgreifenden Einfluß zu üben.

Nur in einer Beziehung giengen die sich an jenen Schritt knüpfen-

---

*) Memorial Volume of the first 50 years of the Amer. Board. Boston 1861. S. 256 ff.

**) Einer der erstgelandeten Missionare, Thurston, ist erst in diesem Jahre verschieden. Noch im Jahr 1864 fand ein Landsmann den 78jährigen Greis, wie er in seinem Garten arbeitete.

den Hoffnungen und Wünsche des Board nicht sogleich in Erfüllung. Durch wiederholte schmerzliche Erfahrungen von der Unzuverlässigkeit des Charakters der Kanaka's niedergeschlagen, hatten die Missionare nicht den Muth, eine größere Zahl derselben in's Predigtamt einzuführen und die Kirchenleitung, die sie von Anfang an natürlicher Weise allein zu übernehmen hatten, nun mit den Gemeinden zu theilen. Was zuerst weise Vorsicht war, scheint in der Folge wirklich Gewohnheit oder allzugroße Aengstlichkeit geworden zu sein; wie denn in den meisten neueren Missionen hierin eher übermäßig gezaudert als etwas überstürzt wird. Da führte der Herr selbst Umstände herbei, unter denen es offenbar wurde, wie mächtig sich Seine Gnade auch in den schwachen Kanaka's erweisen kann.

Schiffer und andere Reisende hatten in dem etwa 400 geographische Meilen westlich von den hawaiischen Inseln gelegenen Mikronesien von der wunderbaren Veränderung erzählt, die dort (in Hawaii) stattgefunden, und dadurch in den armen Insulanern den Wunsch nach ähnlichen Verbesserungen in ihrer eigenen Heimat erweckt. Sie ließen Bitten um Lehrer nach Hawaii gelangen, und freudig wurde dort diesem Wunsche entsprochen. Mit großem Liebeseifer legten die Kanaka's in kurzer Zeit 5000 Thaler zusammen; einige der amerikanischen Missionare und zwei Nationalgehilfen mit ihren Frauen rüsteten sich zur Abfahrt, und der König gab ihnen ein herzliches Empfehlungsschreiben an alle Häuptlinge der Inseln im Westen des großen Oceans mit. So begann im Sommer 1852 die mikronesische Mission, die seither mit Glauben und Geduld fortgeführt wird und bereits in Ponape und Apajang schöne Erfolge erzielt hat. Gleich im folgenden Jahre wagten sich hawaii'sche Lehrer allein hinaus auf die Marquesas-Inseln, und fiengen dort an, unter den wildesten Kannibalen der Erde das Werk des Herrn zu treiben. Jährlich nur einmal von einem weißen Missionar besucht und ermuntert, haben sie, voran der wackere Kekela, sich seither bewährt, und damit Allen, welche die hawaii'sche Kirche auf dem Herzen tragen, für deren Zukunft einen frohen Hoffnungsblick eröffnet.

Und ein solcher thut wohl; denn manche Schatten haben sich in den letzten zehn Jahren über die Inseln gelagert. Im Dezember 1854 starb, 42 Jahre alt, Kamehameha III, bis zu seinem Ende ein warmer Freund der Missionare, bis zu seinem Ende aber auch in seinen liebenswürdigen Eigenschaften wie in seinen Fehlern ein ächter Ver-

treter seines Volkes. Mild, gütig, großmüthig, Beleidigungen gerne vergebend und vergessend, wurde er von seinen Unterthanen innig geliebt und aufrichtig beweint. Eine seiner letzten Handlungen war die Verwilligung eines schönen Stück Landes zur Gründung einer Seemannsheimat in Honolulu. Da seine beiden Kinder vor ihm gestorben waren, hatte er Kinau's und Kekuanaoa's Sohn Liholiho an Kindesstatt angenommen und zu seinem Nachfolger ernannt. 21 Jahre alt, bestieg dieser als Kamehameha IV (1854—1863) den hawaii'schen Thron. Er hatte einige Jahre zuvor mit seinem Bruder, dem jetzt regierenden König, eine Reise nach Europa gemacht, und an den Höfen von London und Paris einen schmeichelhaften Empfang gefunden. Unangenehm hatte ihn dagegen auf der Heimreise die Gleichgültigkeit des amerikanischen Publikums berührt, und eine entschiedene Vorliebe für alles Englische im Gegensatz zum Amerikanischen stand von da an bei ihm fest. Schon während seines Aufenthalts in England war er einerseits Freimaurer geworden; dann hatte er sich auch von den gottesdienstlichen Formen der bischöflichen Kirche angezogen gefühlt. Später suchte er nun einen englischen Geistlichen, der den Fremden und der Königsfamilie predigen sollte. Durch den Betrieb des hawaii'schen Konsuls in London, des hochkirchlichen Hopkins, kam es dagegen zu der Errichtung eines anglikanischen Bisthums in Honolulu, wie in diesen Blättern (Miss. Mag. 1863, S. 520 ff.) bereits erwähnt worden ist. Der Erzbischof von Canterbury hatte dieses Vorgehen bedauert, ohne es hindern zu können.

Nachdem Dr. Staley am 11. Okt. 1862 mit seinen Geistlichen gelandet ist, giebt es also neben der römisch-katholischen, jetzt in Hawaii auch eine „reformirt-katholische Kirche", denn so nennt der puseyitische Bischof die Kirche, die er vertritt. Unter dem Volke hat sie mit allem ihrem Prunk bis jetzt nicht viel Anklang gefunden, wohl aber unter den höheren Regierungsbeamten, unter denen sie bereits den Minister des Aeußern, den des Innern, den Staatsanwalt und die Gouverneure von Oahu und Maui zu ihren Gliedern zählt, während der Finanzminister ein geborener Franzose und römischer Katholik ist. Schon in seiner ersten Predigt wußte Dr. Staley die Großen fein zu ködern. Er sagte darin (dem Verfassungsparagraphen, oben S. 330, zum Trotz): „Die Kirche hat keinen Sabbath, wie man oft den Sonntag gar irrig und schädlich zu nennen beliebt; sie verlangt ein tägliches Opfer und hat daneben ihre regelmäßigen Fasten und

Festtage. Sie wünscht, daß am Christtag, Ostern, Himmelfahrt u. s. w. alles Volk sich unschuldigen Freuden und gesunder Erholung hingebe. Der, welcher zu Kana das Wasser in Wein verwandelt hat, der will ebenso gerne bei unseren Freudenfesten mit uns sein, wie in unsern Trauerzeiten. Das Christenthum ist einmal nicht lauter Herbigkeit und Säure, es ist kein Tabu! Gott will, daß wir seine Gaben mit Mäßigung und Dankbarkeit genießen, nicht daß wir uns ihrer gänzlich enthalten u. s. w." — Warten wir nun ab, ob es dem Bischof besser gelingt, als den Puritanern, den Wein- und Branntweingenuß unschädlich zu machen. Es ist ja Wahrheit in seinen Worten, aber wer wünschte nicht, daß er sein Amt mit einem tieferen Gefühl von der Größe seiner Aufgabe und seiner eigenen Unzulänglichkeit angetreten hätte.

Eigentliche Reibungen zwischen den Geistlichen der Hochkirche und den amerikanischen Missionaren fanden noch nicht statt; man beobachtet vielmehr gegenseitig die Formen christlicher Höflichkeit; aber das ist auch Alles. Weder theoretisch noch praktisch erkennen die reformirten Katholiken ihre amerikanischen Brüder als vom Herrn selbst beglaubigte Diener Jesu Christi an, und die Eingebornen merken das wohl. Einladungen zu Gebetversammlungen wurden von den Eindringlingen vornehm abgewiesen, auch Kinder getauft ohne nach der Kirche der Eltern zu fragen, und die Konfirmation als eine nothwendige sakramentliche Anordnung der Kirche empfohlen. Auf dem Programm zu den Leichenfeierlichkeiten des jungen Königs, der seinem 1862 gestorbenen Söhnlein schon im nächsten Jahre nachfolgte, sind die Väter der hawaii'schen Kirche nicht einmal als „Geistliche" erwähnt! Ein so unbrüderliches Benehmen von Seiten angeblicher Verbündeter, die in der Stunde des Siegs erst das Schlachtfeld betraten, um die alten Streiter gerade in dem Augenblick, in welchem sie die Frucht langer und heißer Kämpfe dem Herrn der Kirche zu Füßen legen wollten, womöglich zu verdrängen, schmerzt natürlich nicht nur die Missionare, sondern auch die Kirchen, die sie sandten. Denn mit allem Recht dürfen sie zu den hawaii'schen Gemeinden sprechen wie der Apostel zu seinen Korinthern: „Ich habe euch gezeuget in Christo Jesu durch das Evangelium;" und jene hängen ihrerseits mit kindlicher Liebe an „den guten Leuten in Amerika, denen sie ihr Alles verdanken". Noch hatte sich zwar im Jahre 1864 der neue König, Kamehameha V, selbst nicht der Hochkirche angeschlossen, aber er hatte den Bischof als

Kaplan beibehalten und ihn zugleich zum Mitglied seines geheimen Raths ernannt. Es verbreitete sich auch das Gerücht, er solle mit der Oberaufsicht über das Schulwesen betraut werden, und der König gedenke die Verfassung in der Weise abzuändern, daß die bischöfliche Kirche zur Staatskirche erklärt und seine sämmtlichen Unterthanen durch Steuern zu ihrer Miterhaltung verpflichtet werden sollten. Ernste Besorgnisse wurden dadurch in manchen Herzen rege, und auch in den Zeitungen erhoben sich laut mißbilligende Stimmen; der Minister Wyllie aber erklärt entschieden wenigstens die letztere Befürchtung für grundlos und nur daraus entstanden, daß eine Revision der Verfassung angeordnet sei. Die hochkirchlichen Bischöfe Englands aber, voraus S. Wilberforce in Oxford, triumphiren schon, daß Neuseeland und Hawaii nun „die hohen Gaben der Lehre und vollkommener Verfassung" besitzen, welche England so groß gemacht haben, und erwarten, daß von diesen beiden Endpunkten aus die ganze Inselwelt für „die wahre Kirche" werde erobert werden! Es ist eine natürliche Folge dieses aggressiven Verfahrens von Seiten der Anglikaner sowohl als der römischen Katholiken, daß die amerikanischen Missionare den von ihnen herangezogenen Lehrern sich nicht so schnell entziehen können, als wohl geschehen wäre, wenn jene stolzen Kirchen nicht Hawaii zu ihrem Kampfplatz gewählt hätten.

Gefahren anderer Art drohen den Inseln durch neue industrielle Unternehmungen, unter welchen wir nur eine, den Anbau des Zuckerrohrs, mit den davon unzertrennlichen Uebelständen hier nennen. Nothwendig müssen nämlich die Arbeiter, für deren Familien sich in der Nähe der Pflanzungen gewöhnlich keine Unterkunft findet, einen Theil des Jahrs von Hause entfernt sein, was gewiß nicht zur Förderung der Sittlichkeit dient. Wenig Gutes ist ferner für das weibliche Geschlecht insbesondere von der Einführung unverheiratheter Kuli's aus heidnischen Ländern auf die Zuckerpflanzungen zu hoffen. Die Räthe des Königs haben namentlich große Bedenken über die Vermehrung der chinesischen Arbeiter, welche der Abschaum der himmlischen Nation seien; Hindu's wären ihnen noch lieber. Ein dritter Nachtheil endlich ist, daß die dazu tauglichen Ländereien ein Gegenstand der Spekulation werden und schnell in fremde Hände übergehen. Schon sollen 3/4 des Grundbesitzes von Oahu von Weißen und Chinesen angekauft sein.

Eine weitere betrübende Wahrnehmung ist die noch immer fort-

gehende Abnahme der Bevölkerung. Wenn auch Cook bei der Schätzung der Eingebornen auf 400,000 Seelen zu hoch griff, zeigen doch die unzweideutigsten Spuren, daß sämmtliche Inseln einst viel dichter bevölkert waren als jetzt. Kriege, Menschenopfer und Kindsmord, verbunden mit den Lastern und Krankheiten der Civilisation, hatten, als die ersten Missionare landeten, die Zahl der Kanaka's schon so furchtbar gelichtet, daß das völlige Aussterben des Volks vorauszusehen war, wenn nicht auch hierin das Evangelium sich als eine Lebenskraft erwies. Im Jahr 1823 schätzten die Missionare die Eingebornen auf 142,000 Seelen; die erste amtliche Zählung im Jahre 1832 ergab deren 130,300. Vorausgesetzt, daß die Schätzung der Missionare richtig war, stellte sich in den folgenden 18 Jahren das Verhältniß ungünstiger, indem während derselben die Einwohnerzahl auf 84,165 Seelen herabsank. Am größten war die Sterblichkeit in den vier Jahren von 1832—1836 in Folge der Masern und dann durch eine Pockenseuche 1850—1853. In den letztgenannten drei Jahren verminderte sich die Einwohnerzahl abermals um 11,027 Seelen. Ein erfreulicheres Ergebniß aber lieferte die Volkszählung im Jahr 1860, bei welcher sich für einen Zeitraum von sieben Jahren eine Abnahme von nur 3338 Seelen herausstellte. Damals wohnten auf den sieben Inseln 67,084 Eingeborne neben 2716 Fremden. Mochte man früher die auffallende Sterblichkeit in dem gesunden Klima der Armuth des Volkes, seiner schlechten Kleidung und Nahrung, seinen ärmlichen Wohnungen, seiner Gewohnheit, sich auf dem feuchten Boden nieder zu legen, dem Kindermord, der Fruchtabtreibung sowie der Sorglosigkeit der Mütter in der Pflege ihrer Kinder zuschreiben, so treffen jetzt, da es in allen diesen Beziehungen so viel besser geworden ist*), jene Erklärungsgründe nicht mehr zu. Vielmehr scheint Missionar Bishop schon 1838 das Rechte getroffen zu haben, wenn er neben dem damals bereits durch die Gesetze beschränkten Genuß eines vergiftenden Branntweins, als die zweite Ursache der Entvölkerung der Inseln den unsittlichen Umgang der eingebornen Weiber mit weißen Männern betrachtete und hierüber schrieb:

„Wie andere Inseln der Südsee, waren auch diese zur Zeit ihrer Entdeckung von einem sittenlosen, aber von Krankheit verschonten Volke bewohnt. Dieser Charakterzug bildete den Zündstoff, auf den

*) Ein schönes Hospital, das erste, wurde 1859 eingeweiht und hat schon manches Leben gerettet.

nur ein Funke fallen durfte, um den ganzen Organismus in Brand zu stecken. Oder um ohne Bild zu sprechen, ihre frühere Sittenlosigkeit wurde der Kanal für die Fortpflanzung der durch das erste Schiff eingeschleppten Seuche, deren Wirkungen nach dem Bericht der Eingebornen selbst ohne allen Vergleich verheerender waren, als Cook und seine Genossen gefürchtet hatten. Schnell drang das tödtliche Gift bis in's innerste Mark des ganzen Volks und brachte einen nicht zu beschreibenden Strom von Elend und Verderben über dasselbe."

Da es indessen gerade der versunkenste Theil des Volks war, der auch dann noch jenen ansteckenden Krankheiten zur Beute wurde, als das Evangelium den Kampf gegen die Ursachen derselben aufgenommen hatte, trugen sie im Grunde wie die Amputation eines kranken Gliedes doch auch zur Besserung des ganzen Zustandes bei. Die geringe Anzahl der Geburten aber in einem Lande, in dem so viele Gräuel der Unzucht begangen, so viele klagende Kinderstimmen grausam erstickt wurden, beweist, daß es noch immer in Gottes Rathschluß liegt, gewisse Sünden der Eltern an den Kindern heimzusuchen bis in's dritte und vierte Glied.

Neue Geburten auch im geistlichen Sinn, das ist die große Gabe, die mit ihnen zu erflehen der Board und seine Missionare Alle einladen, denen das Kommen des Reiches Gottes am Herzen liegt. Denn in der engeren Gemeinde fehlt es entschieden an Nachwuchs, während Viele der zum Herrn Bekehrten schon im Frieden entschlafen sind. Ein Viertheil der Bewohner sind Glieder (Kommunikanten) der bestehenden 23 Kirchen, wozu noch 5000 getaufte Kinder kommen; ihre Beiträge für die Verbreitung des Evangeliums beliefen sich im Jahr 1862 auf 18000 Dollars. Die Missionare selbst altern; die meisten von ihnen haben das fünfzigste, manche auch das sechszigste Lebensjahr schon überschritten: wie sollen dann ihre Lücken ausgefüllt werden, wenn der Herr sie nun allmählig zu Seiner Ruhe eingehen heißt? Weiser hätten sie vielleicht daran gethan, ihre Kinder in Christo nicht so lange zu gängeln und gleich im Jahr 1848 an mehr Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit zu gewöhnen, ehe das Einbringen und Ueberhandnehmen anderer Sekten diese Aufgabe erschwerte. Doch, welcher Vater und welche Mutter weiß nicht, daß es schwer ist, die heranwachsenden Söhne und Töchter die ersten selbständigen Schritte durch's Leben machen zu lassen, so lange es noch in der Macht der Eltern steht, sie zu leiten?

Einmal mußte es aber doch geschehen, und von längerem Verzug war kein Gewinn zu hoffen. Das fühlte der Board, das fühlten auch manche der Missionare. Fröhlich wurde daher von ihnen der ehrwürdige Dr. Anderson begrüßt, wie er im Frühling 1863 als Abgesandter des Board die Inseln besuchte, um sich in brüderlicher Besprechung mit ihnen über die zu treffenden Einrichtungen zu berathen, nachdem er von dem Stande ihrer Gemeinden durch eigene Anschauung einen Eindruck gewonnen hätte. Hören wir das Resultat seiner Beobachtungen:

„Es ist ein in den Heimatgemeinden mehr oder weniger verbreitetes Gefühl, daß Missionare, wenn sie von den Erfolgen ihrer Arbeit berichten, zu Uebertreibungen geneigt seien. Zu läugnen, daß dieß wirklich mitunter vorkommt, hieße den Missionaren überhaupt einen Vorzug vor allen andern Menschenklassen zugestehen, aber ich glaube nicht, daß man von irgend einem der mir näher bekannten Missionare des amerik. Board behaupten kann, er male zu günstig. In meiner Stellung als Sekretär desselben habe ich vielleicht mehr unabgekürzte Briefe von Missionaren gelesen, als irgend eine jetzt lebende Person. Nach dem Eindruck, den sie auf mein Gemüth machten, waren aber meine späteren Besuche auf den unter der Pflege des Board stehenden Stationen eine Quelle dankbarer Ueberraschungen für mich, denn ich fand mehr, als ich erwartet hatte, und zwar besonders auf den hawaii'schen Inseln.

„Ungünstige Ansichten über das christliche Leben der Kanaka's kann man zwar in nicht wenigen Schriften über die Inseln finden; die ganze Arbeit der Missionare ist ja sogar schon als eine verfehlte bezeichnet worden. Ich selbst hatte auf den Inseln manche Besprechungen mit verständigen und aufrichtigen Männern, welche die Frömmigkeit der Eingebornen mehr oder weniger in Zweifel zogen. Ohne jedoch der Richtigkeit ihrer Ansichten innerhalb ihres eigenen Beobachtungskreises irgendwie nahe treten zu wollen, konnte ich doch oft mit ihren Schlußfolgerungen durchaus nicht übereinstimmen. Sie waren Händler, Heerdenbesitzer, Pflanzer, und hatten nur die schlechteste Klasse des Volks von der schlechtesten Seite ihres Charakters kennen gelernt. Ihr Begriff von Christenthum schien mir oft sehr verschieden von dem meinen. Sprach man von den Kanaka's als von einem christianisirten Volke, so entgegneten sie, es fehle ihnen ja an Lebenskraft und sie seien im Aussterben begriffen. Und wenn

dem so wäre, was würde das gegen die Frömmigkeit Einzelner beweisen? Immer schien mir, diese Zweifler legen bei der Beurtheilung der Kanaka's einen falschen Maßstab an, so wohlmeinend und aufgeklärt sie auch sein mögen, und so richtig sie vielleicht in ihrer Heimat die Aeußerungen wahrer Frömmigkeit zu schätzen wissen. Man bedenke doch, welchen Antheil eine Jahrhundert alte Civilisation stündlich an allen Aeußerungen unserer Frömmigkeit hat, wie oberflächlich und ungleich auch sie dem prüfenden Beobachter erscheinen müßte, wenn das, was nur auf Rechnung der Civilisation zu schreiben ist, aus unserm Leben gestrichen würde.

„Mein Standpunkt bei der Beurtheilung erst frisch aus den Heiden gesammelter Gemeinden ist daher nicht unsere heimische Kirche. Ich vergleiche dieselbe vielmehr mit den christlichen Kirchen des apostolischen Zeitalters, namentlich mit der von Korinth, wie sie aus den Briefen des Apostels Paulus sich uns darstellt. Sowohl in ihren Sitten vor der Bekehrung als in ihrer religiösen Richtung nach derselben scheinen besonders die Kanaka's eine auffallende Aehnlichkeit mit den Korinthern zu haben; gewiß aber hat auch unter ihnen, wie einst unter den Korinthern, der Herr Jesus viele Seiner Auserwählten. Ein Uebel war es hauptsächlich, das in der korinthischen Kirche im Schwange gieng und sie zu zerstören drohte: die Neigung der Christen zu den Sünden der Unreinigkeit, denen sie in den Tagen ihres Heidenthums ergeben waren, und durch die ihre Vaterstadt selbst unter den Heiden einen bösen Ruf hatte. Einige Christen zeigten ferner ihren völligen Mangel an brüderlicher Liebe dadurch, daß sie Klagen gegen einander vor die heidnischen Gerichtshöfe brachten. Die Gaben des hl. Geistes wurden zur Eitelkeit mißbraucht, sogar das hl. Abendmahl durch Unmäßigkeit entweiht. Der Apostel mußte über falsche Lehrer, Unordnung in den Versammlungen, Spaltungen, Haber, Neid, Zorn, Zank, Afterreden, Ohrenblasen, Aufblähen, Aufruhr klagen, und doch konnte er im Blick auf die ganze Kirche auch wieder sagen, daß sie in allen Stücken, an aller Lehre und in aller Erkenntniß in Christo reich sei und keinen Mangel habe an irgend einer Gabe. Aehnliche Gegensätze kommen auch jetzt noch in der hawaii'schen Kirche und in andern jungen Christengemeinden verschiedener Länder vor. Und wenn es auf der einen Seite Thatsache ist, daß die Neubekehrten leichter in grobe Sünden gerathen, als das bei uns geschieht, so scheint es ihnen auf der andern Seite auch leichter zu werden, wieder

aufzustehen. Es wurden mir verschiedene Beispiele erzählt, wie nach einem tiefen Falle reumüthige Sünder so gereift an Demuth, Erfahrung, Wachsamkeit und Liebe wiederkehrten, daß sie am Ende noch Säulen der Kirchen wurden.

„Jedes Land hat seine besondern Lieblingssünden, für die es schwer ist, das öffentliche Gewissen zu schärfen, — auf den Sandwich-Inseln indessen kaum schwerer als bei uns. Die der Kanaka's sind von den unsern verschieden, aber in den Augen Gottes schwerlich strafbarer. Die ihrigen sind Wollust uud Unmäßigkeit; wir, als ein handeltreibendes Volk, haben gegen Gewinnsucht und Verschwendung zu kämpfen. Im Grunde schien mir der Unterschied zwischen ihrer und unserer Frömmigkeit mehr in den Umständen als im Grade zu liegen, mehr zufällig als wesentlich zu sein.

„Nicht als ob ich damit dem hawaii'schen Volke überhaupt einen hohen Rang in geselliger oder religiöser Beziehung einräumen wollte; aber verglichen mit seiner eigenen Vergangenheit, die allein der rechte Maßstab ist, steht es jetzt sehr hoch. Ich kann nicht anders als diese Kanaka's von Herzen lieben, und bin gewiß, daß eine große Zahl derer, zu denen ich sprechen und denen ich die Hand drücken durfte, zu dem Volke Gottes gehört. Nachdem ich an etwa zwanzig Versammlungen und mehr als 12,000 Zuhörer Ansprachen gerichtet habe, kann ich in der allgemeinen Schätzung ihres Bildungsgrades mich kaum wesentlich irren. Ueberall empfiengen sie mich mit begeisterter Liebe als den Boten und Vertreter ihrer amerikanischen Wohlthäter, und erwarteten, daß ich zu ihnen reden würde, was ich denn auch durch einen Dolmetscher that. Die Versammlungen auf den verschiedenen Stationen wechselten zwischen 500 und 1200 Personen. Mit nichts konnte ich ihre Aufmerksamkeit mehr fesseln, als wenn ich ihnen von meinen Besuchen auf unsern Missionen in Indien und Vorderasien, namentlich in Palästina erzählte. Jemand zu sehen, der in Jerusalem gewesen und auf dem Berg Zion, auf dem Oelberg und an den Ufern des galiläischen Meeres gestanden war, schien diesen einfältigen Gemüthern eine neue Bestätigung ihrer Religion. Ihre Aufmerksamkeit dabei zeugte von einigen geographischen und historischen Kenntnissen, namentlich von ihrer Bekanntschaft mit der biblischen Geschichte und ihrer warmen Theilnahme für die Ausbreitung des Evangeliums unter unwissenden und tief gesunkenen Völkern. Auch wenn ich von dem amerikanischen Kriege sprach, wie ichs zuweilen

that, fand ich, daß sie auf dem Laufenden waren, denn sie hatten schon viel darüber in den hawaii'schen Zeitungen gelesen und nahmen lebhaft Partei für den Norden. Ich werde sie nicht so bald vergessen, diese vollen Versammlungen, diese aufwärts gerichteten Gestalten und strahlenden Angesichter, diese zitternden Lippen und sprechenden Augen, wenn sie am Schluß unseres Zusammenseins herbeikamen, um mir die Hand zu reichen und Aloha zu sagen. Dieses Wort Aloha ist bezeichnend für sie. Wenn es ihnen an Worten fehlt, höhere Gedanken auszudrücken, so haben sie doch eines für eines der süßesten, reichsten Gefühle des menschlichen Herzens — Aloha, Liebe zu Dir. Nie wurde ich müde, es zu hören, obgleich ich es tausendfach wiederholen hörte.

„Wie heimatlich klangen mir die Kirchenglocken auf den Hügeln und in den Thälern dieser Inseln. Nur dem Grade nach etwas verschieden, hatte ich allenthalben wie in meinem Vaterlande das Gefühl, daß ich unter einem christlichen Volke reise. Manchmal zogen an einsamen Plätzen kleine Häuser meine Aufmerksamkeit auf sich; man sagte mir, darin pflegen die Leute aus der Nachbarschaft sich zum Gebete zu sammeln. Gleich den ersten Christen, glauben sie ganz kindlich an die Erhörung ihrer Bitten. Missionar Bond in Kohala erzählte mir davon ein Beispiel, als er am Schluß des Gottesdienstes mein Auge auf einen alten Mann lenkte, der ihm nun ein lieber Freund und Mitarbeiter geworden ist. Dieser Mann fischte vor etlichen Jahren mit einigen seiner Landsleute, als ein riesiger Haifisch auf ihren Kahn zuschwamm, der nur aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestand. Sie verscheuchten ihn mit ihren Rudern, aber er kam zum zweiten Male wieder. Nochmals scheuchten sie ihn zurück, aber zum dritten Male erneuerte er den Angriff. Da fieng ihr Muth an zu sinken, und sie sagten: „der Haifisch wird uns verschlingen." Jener Mann aber schlug den andern vor, er wolle beten, während sie die Ruder gebrauchten. Es war ihnen recht, er kniete nieder und sie standen zur Vertheidigung bereit. Und siehe! als das Ungethüm ganz nahe war, wandte es sich plötzlich um und bald war es ihren Blicken entschwunden. Die Eingebornen sahen darin eine Antwort auf ihr Gebet und Missionar Bond mit ihnen.

„Die hawaii'sche Mission kann mit Recht als eine Probe von dem betrachtet werden, was die Heidenmission überhaupt auszurichten vermag. Manche Personen scheinen von dieser Probe geringer zu

denken, weil bei der Gründung der Mission die Kanaka's so gar tief gesunken und ihrem völligen Untergang entgegenzueilen schienen. Diese Umstände erhöhen ja aber vielmehr den Werth des Versuchs. Wenn das Evangelium die Kanaka's im tiefsten Elend, an der Pforte des Todes, mit dem Keim der Zerstörung in ihren besten Unternehmungen ergriff, und wo kein menschliches Heilmittel mehr helfen konnte, der Fluth der Entvölkerung bis auf einen gewissen Grad einen Damm entgegenstellte und das ganze Land auf eine Stufe der Gesittung erhob, die ihm unter den christlichen Nationen der Erde einen unbestrittenen Platz verschaffte, — hat es damit nicht einen glänzenden Beweis von seiner wunderbaren Heilkraft geliefert? Die Bedeutung dieses Sieges ist nicht an die Fortdauer des hawaii'schen Volkes geknüpft. Die Geschichte desselben würde dadurch nicht weniger wahr, als sie es jetzt ist, wenn es in Gottes Rathschluß liegen sollte, das Geschlecht der Kanaka's verschwinden zu lassen. Die Thatsachen mögen mit Stillschweigen übergangen, geläugnet, verdreht werden, sie haben eine feste, historische Grundlage und werden nie ihre Glaubwürdigkeit verlieren. Was die Missionare ruhig auf ihrem Arbeitsfeld ausharren läßt, das ist ihre und meine Ueberzeugung, nämlich daß Zeit, Mühe und Geld nicht besser verwendet werden können, als zur Heidenmission. Alle Kosten der hawaii'schen Mission beliefen sich nicht so hoch wie die Auslagen für die wissenschaftliche Expedition in den großen Ocean unter Commodore Wilkes, nicht so hoch, als die für ein Kriegsschiff erster Größe oder eine Eisenbahnstrecke von mäßiger Länge. Und wie viel größer und herrlicher ist ihr Erfolg!"

Am 3. Juni 1863 trat in Honolulu die Konferenz zusammen, auf der Dr. Anderson (bis zum 1. Juli) mit sämmtlichen Missionaren sich über die künftige Organisation der hawaii'schen Kirche berieth. Anfangs machten sich darauf sehr verschiedene Ansichten geltend, zuletzt aber wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, daß in den weiten Sprengeln der Missionare etwa vierzig neue Kirchen erbaut und so weit möglich mit eingebornen Lehrern besetzt werden, die Missionare sich aber von nun an darauf beschränken sollten, ihre Stadtgemeinden zu bedienen, und mit völliger Zurückziehung von der Kirchenleitung im Ganzen nur noch den Einfluß zu üben, den ihnen ihr Alter, ihre Erfahrung und ihre höhere Bildung sicherten. Die eingebornen Prediger sollten von ihren Gemeinden erhalten werden, während der Board sich verpflichtete, den etwaigen Mangel seiner eigenen Missio-

nare zu decken, die ihre Gemeinden nun in keiner Weise mehr beschweren wollten. Die mikronesische Mission sollte gleichfalls ganz von hawaii'schen Lehrern übernommen und auf Hawaii selbst eine Erziehungs-Anstalt für Töchter gegründet werden, die sich als dringendes Bedürfniß herausstellte, um tüchtige Gattinnen für die eingebornen Prediger und Lehrer heranzubilden. Die Kirchenverfassung wurde nach dem Muster der kongregationalistischen und presbyterianischen Mutterkirchen in Amerika geregelt, in deren Namen Dr. Anderson auch der hawaii'schen Tochterkirche noch Unterstützung zusicherte für Bedürfnisse, die sie nicht allein zu decken vermöchte.

„Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen?" so schließt er seinen Bericht. „Und ob sie desselben vergäße, so will Ich doch dein nicht vergessen. Diese Verheißung gibt der Herr allen Gliedern Seines Volks. Sollten aber nicht auch die evangelischen Kirchen Amerika's, Englands, ja der ganzen Welt, dieser ihrer jüngsten Schwester liebend und fürbittend gedenken? Er, der gekommen ist, das Verlorne zu suchen, hat gewiß seine Freude daran, auch diese Lämmer in seine Arme zu sammeln und in seinem Busen zu tragen. Auch sie waren mit eingeschlossen in sein hohepriesterliches Gebet, als Er sprach: Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien, gleich wie du Vater in mir, und ich in dir. So schwach und unwissend sie auch in den Augen der Welt sein mögen, das Auge des Glaubens sieht in ihnen theure Miterlöste, Erben Gottes und Miterben Jesu Christi."

Missionsanfänge in Bengalen.

(Fortsetzung.)

---

8. Die Kaplane.

Schon aber zeigte sich's, daß die Hoffnungen Indiens nicht allein auf den Sirampur Missionaren beruhten. Die Kaplane sollten nun in's Vordertreffen rücken.

Es war bis auf Wellesley von den englischen Feldpredigern wenig die Rede gewesen. Man fragte kaum, ob es welche gebe und was sie

thun. In Kalkutta reichten zwei Gottesdienste des Sonntags für das englische Publikum völlig hin; in der einen Kirche wurde nur Morgens gepredigt, in der andern nur Abends. Außer Kalkutta hatten nur sechs Plätze Kaplane; diese wurden von den Direktoren ernannt ohne Rücksicht auf Tüchtigkeit oder Verdienst. Da fand sich einer, der weder eine Bibel noch eine Liturgie besaß; ein anderer betrog seinen Küster regelmäßig um die Hälfte seines Gehalts. In Bombay galt der eine Kaplan für wahnsinnig, sein Kollege für liederlich; doch kümmerte sich kein Mensch darum.

Mit dem milden Brown und dem kühnen Buchanan traten aber wahre Christen in diese Wüste ein, und der letztere insbesondere arbeitete nun seinen Plan aus, den Christennamen in Indien durch eine bessere Verfassung der Kirche zu Ehren zu bringen. Etliche Bischöfe zur Beaufsichtigung und Vermehrung der Geistlichkeit, und über ihnen ein Erzbischof zur Verherrlichung der Kirche vor den Heiden, — das schien ihm das richtige Mittel zu sein. Der erste Schritt, diese Gedanken zu verwirklichen, geschah durch die Errichtung des Bisthums Kalkutta im Jahre 1814; und daß damit später auch wirkliches Gute für die Heidenmission erzielt worden ist, kann nicht geleugnet werden. Wichtiger aber war vorerst, was Grant von England aus für die Ausbreitung des Reiches Christi in Indien zu thun gedachte. Wenn die Kompagnie sich auch noch so heftig gegen Missionare sträube, könnten nicht ausgewählte Männer als Kaplane auch auf die Heiden eine Wirksamkeit ausüben? Grant saß im Direktorenhof, Wilberforce im Unterhaus; sie setzten sich mit Simeon in Verbindung, der damals die Sache Christi auf der Hochschule Cambridge vertrat. Noch vor wenigen Jahren hatte ihn Alles ausgepfiffen, doch jetzt sammelten sich Jünglinge um ihn, welche des Kreuzes Christi sich nicht schämten. In einer Predigt hatte er ausgeführt, wie viel doch ein einziger treuer Arbeiter im Weinberg auszurichten vermöge, und das Beispiel Carey's seinen jungen Zuhörern vor Augen geführt. Sein Wort zündete in Henry Martyn.*)

Der Sohn eines Bergmanns in Cornwall, von schwacher Constitution und reizbarem Temperament, hatte er sich bald zum Rang des Primus unter seinen Altersgenossen emporgearbeitet. Er ward der erste Mathematiker der Universität, der Senior Wrangler des Jahres 1801.

*) S. die Skizze, welche Kaye in Good Words, April 1865, von ihm gezeichnet hat.

Aber schon hatte er auch die Ehre der Welt nach ihren Schattenseiten erkannt, und Simeons Freundschaft gesucht und gefunden; aus allerhand gesetzlicher Selbstmarter drang er durch zur Erkenntniß des Heils in Christo und wurde Simeon's Vikar. Als daher Grant einen Kaplan zu ernennen hatte, war der Mann bald gefunden. Martyn gieng nach London, sah Grant und Wilberforce, die den apostolischen Geist in ihm erkannten, und fuhr im Sommer 1805 mit der Flotte nach Indien. Noch einmal landete er nahe seiner Heimath, in Falmouth, und suchte ein heißgeliebtes Mädchen zur Braut zu gewinnen, ohne daß er seinen Zweck erreichte. Mit der Ahnung, daß er einem einsamen kurzen Wirken und frühem Grabe entgegengehe, schiffte er sich wieder ein, arbeitete für seinen Herrn unter den gottlosen Soldaten, die sein Schiff hinausführte, und landete (März 1806) in Kalkutta.

Da wohnte er nun bei Brown und schloß innige Freundschaft mit den Sirampur Brüdern, welche durch gemeinschaftliche Betstunden in einem verlassenen Tempel über dem Ganges gepflegt wurde. Es war damals eine Aufgabe, Engländern Christum zu predigen; um so nöthiger schien es den Brüdern, daß das reichlich geschehe; denn das größte Hinderniß der Missionsarbeit war das schlechte Leben der Namenchristen. Martyn wohnte selbst längere Zeit in jener zu einem Gastzimmer eingerichteten Pagode, zu Zeiten verfolgt von unheimlichen Gefühlen, dann wieder triumphirend in der Aussicht auf Tage, da Christus statt der Götzen in den Tempeln des Landes angebetet werde. Predigte er in Kalkutta noch so milde, so mußte er als ein Donnersohn aufgetreten sein; und zwei seiner Kollegen machten sich's zur Aufgabe, ihm mit Hohn und Spott entgegen zu wirken und jede evangelische Wahrheit offen zu bekämpfen. Viele Engländer wollten nicht mehr in die Kirche gehen, weil „die Geistlichen einander in den Haaren liegen".

Gegen das Ende des Jahres kamen zwei weitere evangelisch gesinnte Kaplane nach Kalkutta, Daniel Corrie und Joseph Parsons. Wie freute sich Carey, als nun die gute Botschaft auf zwei der Stationen erscholl, welche er zu besetzen jüngst im Plane geführt hatte. Denn Benares, Berhampur und Dinapur hörten nun das Wort des Lebens, und die Heiden verstanden, wenn auch nicht die Predigt, doch den Wandel der jungen Männer. Martyn begnügte sich aber so wenig mit diesem stillen Einfluß, daß er von Sirampur 50 Hindustani Testamente und 20,000 Traktate mitnahm, dieselben schon unter-

wegs austheilte, mit den Eingebornen frei verkehrte, und nur die Brüder bat, nichts von allem dem zu veröffentlichen. In Dinapur fing er die Revision des Hindustani N. Testaments an; bald wurde eine neue Uebersetzung daraus, und wieder war er mit seiner Arbeit unzufrieden und fieng dieselbe nochmals von vorn an. Dabei unterrichtete er seine Dienerschaft, lehrte in den fünf Schulen, die er nach und nach errichtet hatte, und predigte den Armen, welchen er wöchentlich Reis austheilte, bisweilen 800 auf einmal, Alles unter mannigfachem Kampfe mit Galle und Schwermuth.

Nach Kânpûr versetzt (1810), genoß er endlich wieder die lang vermißte christliche Gemeinschaft. Hauptmann Sherwood und seine seither durch ihre Erzählungen auch in Deutschland bekannt gewordene Gattin wurden seine Hausfreunde und wetteiferten mit ihm in jedem guten Werk. Aber sie fanden ihn auch bedeutend verändert; die Reizbarkeit des Mannes war gewichen, und hatte einer lieblichen Ergebung Raum gemacht, dagegen hatte seine Brust von dem anstrengenden Reden im Freien Schaden gelitten. Er war eben an der persischen Bibelübersetzung. Sollte er, wie die Freunde in ihn drangen, sein Werk verlassen und Erholung suchen?

Ein Ausweg that sich auf, welchen der „Patriarch", so hieß man nun den alten Brown, billigte. Martyn sollte Persien besuchen, und sich dort in der Sprache vervollkommnen, die noch immer die Regierungssprache des brittischen Indiens war, und erst 1836 aus den Gerichtshöfen durch die einheimischen Sprachen verdrängt wurde. Wie leicht ließ sich in Persien selbst die beste Hilfe für die Uebersetzungsarbeit finden. Und in seine Stelle traten ja schon Männer wie Corrie und Thomason, gleich eifrig, wenn auch minder glänzend begabt. Martyn erhielt Urlaub, besuchte (7. Februar 1811) das Grab Franz Xavier's in Goa und gewann in Bombay die Freundschaft der Staatsmänner Elphinstone und Malcolm, mit deren Empfehlungen er sich nach Persien einschiffte. Malcolm schrieb dem britischen Gesandten in Teheran (Sir Gore Ouseley): „Sie werden an dem gelehrten heitern Manne gewiß Ihr Gefallen haben, wenn er auch ein großer Schwärmer für seinen heiligen Beruf ist. Er wird Ihnen mit Gebet vor Tisch und nach Tisch aufwarten und diejenigen ermahnen, die etwa den Namen des Herrn mißbrauchen; aber sein Verstand und seine große Gelehrsamkeit werden Ihnen Genuß bereiten, während seine Munterkeit gewiß zur Erheiterung Ihres Kreises beitragen wird."

Fast getödtet von der Hitze des Mai langte Martyn (9. Juni) in Schiràs an und warf sich alsbald in den lebhaftesten Verkehr mit den Gelehrten und Mullahs der genußsüchtigen Stadt. Welchen Eindruck er dort auf ein Menschenalter hinterlassen hat, ist bekannt. Bald erregte seine Offenheit geheime Feindschaft: er wurde am Ende täglich mit Steinen beworfen. Einmal sagte er das seinem Gastwirth Dschaffir Ali Chan. Dieser schrieb es dem Gouverneur der Stadt, welcher nun an allen Thoren ankündigen ließ: wer den gelehrten Fremdling antaste, solle die Bastonade erhalten. Das wirkte; aber Martyn fuhr fort zu übersetzen, zu studiren und mit den Sufis und Gelehrten zu disputiren, bis sein Werk gethan war. Gerne hätte er noch dem Schah eine Abschrift seiner Bibel selbst überreicht, aber er war schon zu schwach dazu; er mußte sich begnügen, sie dem Gesandten zu diesem Zweck einzuhändigen.

Am 2. September 1812 brach er von Tebris auf, um wo möglich noch einmal England zu sehen, ehe er sterbe. Er schrieb jedoch seiner theuren Lydia, er hoffe kaum mehr das Vaterland zu erreichen. Vom Fieber gepeinigt, von seinem unbarmherzigen Begleiter Hassan vorwärts getrieben, ritt er noch über die Grenzgebirge, freute sich in sicherem Vorschmack der seligen Gottesstadt, in welcher Gerechtigkeit wohne. — Am 6. October schrieb er die letzte Bemerkung in sein Tagbuch, und gieng zehn Tage später in Tokat zu seiner Ruhe ein.

Wenn es zunächst scheinen könnte, als habe Martyn mit seiner sechsjährigen Thätigkeit doch nur wenig ausgerichtet, so hat die Folgezeit gelehrt, daß die Frucht seiner Arbeit von höchster Bedeutung war. Es gibt Niederlagen, die mehr wirken als große Siege. Die Kirche Christi, und insbesondere die englische Kirche, hatte wieder eine Heldengestalt gesehen, die ihr in's Andenken rief, was ihr Herr von ihr verlange: ein ganzes Opfer des armen Selbst mit allem Reichthum, der sich durch Seine Gnade daran entfaltet hat. Und dadurch hat Martyn's kurzer Lauf Ungeheures gewirkt, zunächst unter seinen Freunden und Jüngern, dann in weiten Kreisen über mehr als einen Welttheil; und die Wirkung desselben ist noch nicht erloschen.

Aber auch der unmittelbare Erfolg von Martyn's Arbeit ist nicht gering anzuschlagen. Zwar von der Mehrzahl der 60—70 Hindu's, die er taufen durfte, bleibt nicht viel zu sagen; er hat auch mit Neubekehrten Schweres durchzumachen gehabt. Nathanael Sabat, ein angesehener Araber, der sein Regierungsamt in Vizagapatam aufgab

um Christum zu bekennen, war in Madras von dem edlen Kaplan Kerr getauft worden und hatte sich in Sirampur mit den Missionaren in die Arbeit am persischen Neuen Testament getheilt. Mit Thränen in den Augen verließ er sie, um mit Martyn in Dinapur dieses Uebersetzungsgeschäft fortzusetzen. Brüderlich nahm ihn derselbe auf; aber die feurige Art des freien Arabers stimmte nicht zu dem schwermüthigen Wesen des streng methodischen Gelehrten. Es kam zur Trennung, und Sabat soll zuletzt zum Islam zurückgekehrt und eines kläglichen Todes gestorben sein. Dagegen sollte Martyn auch einen ganzen Mann gewinnen, der vielen ein Vater in Christo wurde; es war der Scheich Salih von Lacknau, der 1810 in Kanpur einer Straßenpredigt Martyn's über die zehn Gebote anwohnte, „um sich den Spaß mit anzusehen," aber durch das Wort im Innersten getroffen, sich vom Gesetz zu Christo führen ließ und am Pfingsttag 1811 von Brown in Kalkutta getauft wurde. Abdul Messih hieß er von da an, und wurde ein brennend und scheinend Licht unter den Kleinen und Großen seines Vaterlandes, bis er reich an Früchten, hochgeehrt von Muselmanen, Christen und Heiden, als Prediger des Evangeliums 4. März 1827 in Lacknau zu seiner Ruhe eingieng. Wie oft haben seine zahlreichen geistlichen Kinder Gott für Martyn's Straßenpredigt gedankt! Am Ende freuen sich miteinander, der da säet und der da schneidet.

---

9. Die Krisis unter Lord Minto.

Das Jahr 1807, in welchem die Feindschaft der Regierung gegen das Missionsinteresse so offen hervorgetreten war, hatte auch noch andere Nöthen über die Sirampur Brüder gebracht. Einige der jüngeren Missionare hatten sich gegen die Autorität der älteren und ihr oft peinliches Sparsystem aufgelehnt, und damit manche Operation gehemmt, bis diese sich veranlaßt sahen, die ganze unangenehme Korrespondenz der Gesellschaft in England vorzulegen, durch welche dann einige Abhilfe geschafft wurde. Ihre Leiter waren nie gemeint gewesen, jedem neuen Ankömmling in Sirampur alsbald dieselben Rechte zuzuerkennen wie den Gründern des Werks; sie tadelten die älteren Brüder, daß sie um des lieben Friedens willen sich je zu solcher Gleichheit verstehen konnten. In ihrem Fall war ein so demokratisches Verfahren um so auffallender, da die drei geprüften Arbeiter Jahr für

Jahr an 30000 fl. in die Missionskasse warfen, während sie daraus nur das Nöthigste für Nahrung und Kleidung bezogen. Es zeigte sich im weiteren Verlauf, daß vier der jüngeren Missionare besser gethan hätten, zu Hause zu bleiben, so wenig eigneten sie sich für die eigenthümlichen Erfordernisse der Mission.

Am 31. Juli 1807 traf Lord Minto als der neue Generalgouverneur in Kalkutta ein, worauf Sir G. Barlow sich als Gouverneur nach Madras zu begeben hatte. Die Nachricht von dem Gemetzel in Welur, welche dem edlen Whig Lord entgegen kam, sowie die Vorstellungen der Missionsfeinde, daß von der Evangelisation Indiens dem Reich der Kompagnie die größte Gefahr drohe, bestimmten ihn sogleich zu entschiedenen Maßregeln gegen die Sirampurer. Ein persischer Traktat über Muhammed wurde Gegenstand einer Korrespondenz zwischen dem Generalgouverneur und dem dänischen Gouverneur, Oberst Krefting; der letztere sollte von den Missionaren die Auslieferung aller noch vorhandenen Exemplare des Traktats verlangen. Die Missionare waren allerdings von Unvorsichtigkeit nicht ganz freizusprechen; sie hatten einen bekehrten Muhammedaner die bengalische Abhandlung, welche den Gegenstand mit geschichtlicher Objektivität behandelte, in's Persische übersetzen lassen, und sein Werk gedruckt, ehe sie merkten, daß er mit dem Eifer eines Neophyten Muhammed den Beinamen eines Tyrannen gegeben hatte. Für diesen Fehler baten sie demüthig um Entschuldigung, lieferten die 1700 übrigen Exemplare des Traktats aus (300 waren vertheilt worden) und erboten sich sogar, alle ihre Druckarbeiten einer Censur der Regierung zu unterwerfen.

Lord Minto aber ließ sofort durch die Polizei einen brahmanischen Spion nach Sirampur senden, welcher sich im Missionshaus als christlich angeregt vorstellen und um Traktate bitten mußte. Andere Spione hatten über die Predigten der Missionare zu berichten. Die Traktate wurden nun in Uebersetzungen, welche ihren Sinn möglichst entstellten, ohne daß sich der Uebersetzer unterschrieb, dem hohen Rath vorgelegt, und daraufhin von diesem beschlossen, ohne die Angeklagten zu hören, aller bengalischen Predigt in der Hauptstadt ein Ende zu machen und die Uebersiedlung der Presse nach Kalkutta zu verlangen, wo allein sie gehörig überwacht werden könne. Jeder Tadel einheimischer Religionen sei in Zukunft verboten, indem die Regierung sich für verpflichtet halte, dieselben gegen jede Störung zu sichern. Dieser Erlaß vom 8. September, der erste, in welchem die

die Zeit, da bereits britische Offiziere nur mit Pistolen unter ihren Kissen schlafen? Wenigstens halte man an sich, bis die nöthigen Transportschiffe ausgerüstet seien, um die armen bedrohten Landsleute von Indiens Gestaden heimzuführen! Wolle man aber das indische Reich erhalten, so stelle man das gestörte Vertrauen jener Nation damit her, daß man augenblicklich jeden Missionar zurückrufe! Habe doch auch ein frommer Bischof (der von St. Assaph) gesagt, der Missionsbefehl Christi gehe uns nicht mehr an, seit die Sprachen- und Wundergabe aufgehört habe. Die unwissenden fanatischen Missionare, die gegenwärtig in Sirampur den Abschaum der Bevölkerung zu gewinnen trachten, stiften damit nur Aufruhr an; schon haben sie 200 Mahrathi Neue Testamente nach Surat gesandt, was sicherlich einen zweiten Mahratta Krieg entflammen werde. Bonaparte selbst hätte keinen bessern Plan aushecken können, um dem indobritischen Reich den Garaus zu machen.

Es lebte damals ein Oberst, gewöhnlich „Hindu Stewart" genannt, der das Christenthum abgeschworen und öffentlich dem indischen Götzendienst am Ufer der heiligen Ganga und in Siwatempeln gehuldigt hatte (natürlich zum allgemeinen Gelächter der Eingebornen); dieser that der Missionssache den guten Dienst, gleichfalls gegen sie aufzutreten. Er konnte beweisen, wie völlig unnöthig das Evangelium für ein Volk sei, das Alles, was unsere Bibel lehre, in höherer Vollkommenheit bereits besitze. Frömmigkeit und Tugend zeichnen die ganze indische Götterlehre aus; „sie scheint ihm das großartigste und vollständigste System von sittlicher Allegorie, das die Welt je hervorgebracht hat." Allerdings haben sich einige tadelnswerthe Bräuche eingeschlichen, darüber könnte man aber die Hindu's durch ihre eigenen Priester am besten aufklären lassen. Die Wittwenverbrennung sei ein verkehrter Heroismus, den man bewundern müsse, während man ihn verwerfe; die Menschenopfer stammen aus den frömmsten Beweggründen her. Eine Erfahrung von 27 Jahren ermächtige ihn, die beispiellose Ehrlichkeit und Treue dieses Volks, seine unvergleichliche Milde und arkadische Glückseligkeit zu bezeugen. Sei doch kaum ein Palankinträger in Indien, der nicht einen so hohen Begriff von Gott besitze, als Sokrates je erreicht habe! „So höret doch auf, werthe Missionare, jene Ruhe zu stören, welche das Glück so vieler Millionen ausmacht. Wenn erst einmal das Christenthum für die niedern Klassen der europäischen Gesellschaft soviel thut, als die Religion Brahma's für die Hindu's

gethan hat, dann werde ich seine Einführung in Hindustan freudig befürworten." Diese Missionare gehen natürlich nur ihres Gehalts wegen nach Indien; und Buchanan mit seiner Agitation begehre augenscheinlich ein Bischofsamt, was allerdings eine köstliche Sache sei. Das schnellste Einschreiten der Behörden könne allein die schauerlichen Folgen des Unwillens beseitigen, welchen das thörichte Beginnen jener verblendeten Männer in der indischen Nation hervorgerufen habe.

Auch der bekannte Geistliche Sydney Smith, bekannter durch scharfen Witz als durch geistliche Gesinnung, fühlte sich berufen, mit den Missionaren eine Lanze zu brechen (im Edinburg Review, April 1808). Er wollte „der vernünftigen Religion einen Dienst erweisen, indem er ein Nest geweihter Schuhflicker ausrotte. Wie man nur von Duldung reden könne für Unduldsamkeit? Für alle ihre Ansichten, ihre Privatseufzer und Verrenkungen genießen ja diese Fanatiker die völligste Duldung. Aber wer habe je zuvor Leute über Unduldsamkeit und Verfolgung klagen hören, weil man ihnen nicht erlaube, die Religion ihrer Mitgeschöpfe zu verhöhnen, deren tiefste Gefühle zu verletzen und eine ganze Kolonie in Blutvergießen und Verwirrung zu stürzen?" Sydney Smith lebte lange genug, um die herbe Lauge, die er über die Mission ausgegossen, zu bereuen; dennoch sind seine Spottartikel auch heute noch jedem Gegner derselben, der mit leichter Mühe für einen Witzkopf gelten will, eine willkommene Fundgrube.

Schon damals sind diese Angriffe glänzend widerlegt worden. Fuller, Owen, Southey, Lord Teignmouth und andere Indier haben darüber in ihren Tagen das Nöthige gesagt. Es kennzeichnet aber jene Tage, was Sir James Mackintosh bei dieser Gelegenheit aus Bombay schrieb: „Warum verlangte man nicht lieber geradezu die Verhängung der Todesstrafe für das Verbrechen, in Indien das Christenthum zu predigen oder anzunehmen? Fast jeder geringere Grad von Verfolgung wird ja bereits von Europäern oder eingebornen Antichristen gehörig geübt!" Die beste Widerlegung aller dieser Gründe ist in der seitherigen Geschichte der Mission gegeben. Wenn Southey nachweisen konnte, daß gerade in Indien ausnahmsweise nicht einmal Religionsverfolgungen zu Aufständen geführt haben, daß Hunderttausende von Indiern ohne Lärm Nestorianer, Jakobiten und Katholiken werden, daß die Mehrzahl der 10 Millionen von indischen Muhamedanern nicht von Einwanderern abstammt, daß die Sikhs in Masse dem Hinduismus abtrünnig werden, und alljährlich neue reformatorische

Sekten in Hindustan erstehen und glücklichen Fortgang haben, so war erwiesen, daß eine neue Religion zu predigen in Indien möglich ist. Und wir haben nun erlebt, daß Erstlinge von allen Völkern, Kasten und Sprachen Indiens sich zu Christo bekehrten, und daß gerade wo diese Bewegung den stärksten Fortgang hat, von Empörung gegen die englische Herrschaft keine Spur zu entdecken ist.

Damals aber war die Lage der Mission eine ziemlich gefährdete; auch ihre Freunde stutzten über die Mängel, die an den Sirampur Traktaten — durch jene entstellenden Uebersetzungen in's Englische — offenbar wurden. Die Erklärung dieses Uebelstands konnte bei der Langsamkeit der damaligen Verkehrsmittel nicht zeitig genug nach England befördert werden, um den schlimmen Eindruck zu verwischen. Nur Eines war's, was überall zu ihren Gunsten sprach, der Umstand, daß diese gemeinen Handwerker nun doch die ganze Bibel in's Bengalische übersetzt und (in fünf Bänden) gedruckt hatten, daß sie am Neuen Testament im Sanscrit, Orissa, Mahrathi, Hindi, und Guzerati druckten, und es in's Persische, Telugu, Kanaresische, Chinesische, Barmanische und Pandschabi übertrugen, während ihre Bemühungen um Aufklärung der indischen Alterthümer ihnen die Sympathieen aller Gelehrten zuwandten. Fuller fand, als er für die Mission durch Schottland reiste, überall offene Börsen; er gratulirte daher den Sirampurern von Herzen zu ihren literarischen Bestrebungen: „Wäret ihr unwissenschaftliche Leute, so hätte man dießmal — menschlich gesprochen — kurzen Prozeß mit euch gemacht."

10. Sirampur unter englischer Herrschaft.

Ein Glück war es ferner, daß der schwerste Sturm vorüber gieng, so lange noch die dänische Flagge die Missionare schützte. In Folge der europäischen Verwicklungen wurde nun auch Dänemark zum Anschluß an Napoleon gedrängt, und am 28. Jan. 1808 setzten drei Kompagnien Sipahis über den Hugli und eroberten Sirampur ohne Widerstand. Die Wegnahme von zwölf Schiffen und allen Waarenlagern war für die dänische Handelsgesellschaft ein Schlag, von dem sie sich nicht mehr erholte, wenn auch später (1815) Sirampur zurückgegeben wurde. Damals wurde es wieder von einem, dem letzten, dänischen Schiffe besucht, das aber keine entsprechende

Ladung fand; der Handel hatte sich mittlerweile andere Bahnen gesucht. In Sirampur selbst wurde es nun ziemlich einsam. Doch war's eben um diese Zeit, daß Dr. Carey dort in der Person eines Fräulein Rumohr eine zweite Lebensgefährtin fand, welche ihn in seinem Beruf aufs treuste unterstützte. Auch die lutherische Kirche, welche Oberst Bie zu bauen angefangen hatte, wurde nun vollendet; und die Baptisten predigten dann in ihr — unentgeldlich — der englischen und bengalischen Gemeinde, bis im Jahr 1851 Bischof Wilson sie für den anglikanischen Gottesdienst ansprach und von der Regierung seiner Kirche zugetheilt bekam.

Es war eine eigenthümliche Stellung, welche die Missionare einnahmen. Predigtreisen blieben eine gewagte Sache, da sie ohne Paß unternommen werden mußten; einmal wurde Chamberlain, der den europäischen Soldaten in Berhampur (zwölf Stunden über Katwa) predigte, vom General nach dem Paß gefragt, und da er keinen aufweisen konnte, über Hals und Kopf nach Sirampur zurückgeschickt (1810). Bekehrte sich ein Hindu, so konnten die Leiter der antichristlichen Partei auch in Sirampur auf seine Auslieferung bringen, mit Berufung auf Sir G. Barlows Erlasse gegen die Mission und auf die in England erschienenen Broschüren, die in Masse nach Indien geschickt worden waren. Die Censur der Traktate wurde scharf gehandhabt; glücklicher Weise blieben die Arbeiten an der hl. Schrift davon ausgenommen. Diese nahmen nun einen immer großartigeren Umfang an; und es zeigte sich, daß sowohl das Werk des Uebersetzens, als das Typenschneiden und Drucken in Sirampur vortheilhafter besorgt werden konnte, als im ganzen übrigen Indien.

Eine Arbeit war es besonders, welche dazumal dem Interesse für die Mission in weiteren Kreisen Eingang verschaffte. Marshman hatte nicht nur selbst im Chinesischen gute Fortschritte gemacht, sondern auch drei hoffnungsvolle Schüler in dieser Sprache herangezogen. Das glänzende Examen, welches diese (Februar 1808) bestanden, entlockte selbst dem Generalgouverneur ein öffentliches Lob. Gerne hätte derselbe nun die chinesische Bibelübersetzung durch Beiträge unterstützt; doch hielt er dieß für unvereinbar mit seiner Stellung. Dagegen erbot sich Marshman, zu gleicher Zeit den Konfucius ins Englische zu übersetzen; und die Empfehlung des Lords verschaffte ihm zu diesem Unternehmen in wenigen Tagen Beiträge im Betrag von 2000 Pfd. Sterl., während für die chinesische Bibel nur 300 Pfd.

eingiengen. Freudig setzte er diese Arbeiten fort, unterstützt von dem gelehrten (obwohl ungläubigen) Dr. Leyden, dem genialen Manning (der in chinesischer Kleidung bis Lassa vordrang, aber sich wieder nach der Grenze flüchten mußte), dem tiefsten Kenner des östlichen Archipels, Raffles, und dem katholischen Missionar Rodriguez, der zehn Jahre in Peking zugebracht hatte, und nun neun Monate in Bengalen verweilte, um den wissensdurstigen Baptisten seine werthvollen Schätze in lateinischer Unterredung mitzutheilen. Konfucius erschien in seinem englischen Gewande (1810) und verschaffte dem chinesischen Unternehmen neue Gönner. Marshman aber fuhr fort in diesen Arbeiten, bis er (Dec. 1822) die ganze Bibel in chinesischer Sprache gedruckt hatte, ein ehrenvolles Denkmal ausdauernder Arbeit, dem bereits 1814 die Veröffentlichung einer clavis sinica (Schlüssel zur chinesischen Sprache) vorangegangen war, von der Regierung durch ein Geschenk von 1000 Pfd. Sterl. ermöglicht.

Es ist jetzt leicht, über diese Arbeiten ein scharfes Urtheil zu fällen, nachdem China von der Vorsehung in einer Weise eröffnet worden ist, welche damals auch der Kühnste nicht voraussehen konnte. So hat es sich von selbst ergeben, daß die Sirampur Arbeiten von denen der Missionare auf chinesischem Boden überholt und verdrängt worden sind. Aber man vergesse nicht, daß Marshman sich mit der chinesischen Sprache zu beschäftigen begann, ehe der erste protestantische Missionar, Morrison, von der Londoner Gesellschaft nach China abgeschickt wurde (1807). Letztere fühlte sich zu Zeiten als die Missionsgesellschaft und meinte bald, Marshman würde besser daran thun, seine Arbeit dem tüchtigen Morrison zu übergeben, — eine Zumuthung, welche jener ablehnte, so lange noch ungewiß war, wie viel dem vereinzelten Sendboten in Makao glücken werde. Hätte er geahnt, welche Ausdehnung und Konsistenz die chinesische Mission in kurzer Zeit gewinnen werde, so hätte er wohl seine Kräfte auf Näherliegendes beschränkt. Zweifelsohne hat sich die Mission in ihrem ersten Auftreten zu weite Ziele gesteckt, und zwar die der Londoner sowohl wie die Sirampurische. Die Erfahrung erst zeigte, wie unerläßlich für nachhaltige Erfolge die Concentrirung der Operationen auf beschränkte Grenzen ist. Indessen hat Marshman der chinesischen Mission durch die Erfindung der beweglichen metallischen Typen einen bleibenden Dienst erwiesen, welchen auch die katholischen Missionare in Annam bald zu benützen wußten.

Um dieselbe Zeit gelang den Baptisten ein Fortschritt in der Hauptstadt Bengalens. Ihre armenischen und portugiesischen Zuhörer in Kalkutta hatten umsonst die Regierung gebeten, den bengalischen Gottesdienst der Missionare wieder zu erlauben. Die Bitte wurde ihnen abgeschlagen. Dagegen hatten die Sirampurer (Jan. 1805) den Bau einer Kapelle im Bow Bazar angefangen, deren Benützung allen Christen offen stehen sollte. Dieser weitherzigen Bestimmung hatten sie's zu danken, daß die Regierung den vielfach angefochtenen Bau auch in der bedenklichsten Zeit nicht unterbrach. So erstand das dritte protestantische Gotteshaus, die erste Dissenter-Kapelle in Kalkutta. Am Neujahr 1809 wurde sie eröffnet, nachdem die Missionare selbst den größeren Theil der Kosten (3200 Pfd. Sterl.) bestritten hatten. Der einzige Londoner Missionar, Forsyth, der 1798 ins holländische Tschinsura gekommen war, um europäischen Abkömmlingen zu predigen, durfte nun auch diese Kapelle für seine kleine Gemeinde benützen. Vorzüglich aber diente sie den Sirampurern selbst, die niedern Klassen der christlichen Bevölkerung mit dem Worte zu bedienen. Sie haben dadurch Bedeutendes erreicht. Einmal nämlich gab sie ihnen einen Rückhalt an der nun erst aufstrebenden Mischlingsklasse, der sie noch 1810 durch ein Waisenhaus (benevolent institution genannt) zu dienen bemüht waren; dem Vorwurf der Heiden, daß so viele Namenchristen nicht besser seien als sie, und daß die Christen sich erst ihrer Angehörigen annehmen möchten, ehe sie sich mit Proselytiren beschäftigten, war damit die Spitze abgebrochen. Das Waisenhaus wurde von dem Publikum reichlich unterstützt und gab dem Namen der Sirampurer einen bessern Klang. Dann aber öffnete sich damit vor ihnen ein Feld, auf welchem tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen waren. Schon lange war es ihr Anliegen gewesen, das Christenthum in Indien heimisch zu machen. Auf Verstärkung aus Europa durften sie sich keine Rechnung machen, ehe das Parlament Indien für Missionare zugänglich machen würde; vor dem Jahr 1813 konnte das nicht geschehen. Und die nachrückenden Missionare waren auch, wie die leidige Erfahrung gezeigt hatte, wenigstens nicht alle eine wirkliche Verstärkung. Wie viel leichter aber ließ sich ein Versuch mit einfachen Landeschristen machen. Wenn aus ihnen keine energischen Leiter, keine Oberoffiziere hervorgiengen, so konnte man doch gute Streiter, tüchtige Unteroffiziere aus ihnen erwerben. Solche halbeuropäische Christen kannten einmal das Volk

Uriya-Sprache übersetzt und sammt den Psalmen gedruckt; seine Vertheilung mußte irgendwie in Angriff genommen werden. Hier stand der weltberühmte Tempel Dschagannäths, „des Herrn der Welt" (auch Kindern als Juggernaut bekannt), und die britische Regierung, welche Oktober 1803 das Land von den Mahratta's erobert hatte, war von den schmeichlerischen Priestern, als durch ein Orakel des Gottes eingesetzt, männiglich empfohlen worden. Der britische Kommissär ließ sich dadurch fangen; wenn auch Wellesley noch 1805 jede amtliche Verbindung des Tempels mit der Regierung untersagte, so gieng doch im April 1806 das Gesetz durch, welches die Aufsicht der Tempeleinkünfte britischen Offizieren übergab und dieselben durch eine erhöhte Pilgertaxe steigerte. Barlow meinte, Dschagannäth sei eine religiöse Körperschaft, welche so guten Anspruch auf den väterlichen Schutz des Staates habe, wie die übrigen Religionsanstalten. Die Direktoren, obgleich im Ganzen missionsfeindlich und theilweise brahmanisirt, ärgerten sich über diese Gemeinschaft mit einem Heiligthum des krassesten Aberglaubens, verherrlicht durch die üppigen Tänze und Gesänge von etlichen hundert Tempeldirnen. Sie verboten ihren Beamten, das Tempeleigenthum zu verwalten und sich um Geldeswillen mit der Abgötterei des Landes irgend einzulassen. Dagegen befahl das indische Ministerium (board of controul), die Verwaltung des Tempels fortzuführen, wie sie unter dem muhamedanischen und mahrattischen Regiment bestanden hatte (1809), und die Direktoren mußten sich fügen. Engländer hatten hinfort die Hohenpriester einzusetzen, und die Tempelwagen, deren Räder so oft von Menschenblut bespritzt wurden, mit bunten Tüchern aus dem Regierungsmagazin zu behängen. Britische Offiziere mußten die Pilgertaxe einsammeln, mußten die trügerischen Pilgerjäger weit und breit durchs Land hinsenden, und ihnen nach der Zahl der Köpfe, welche sie zuhauf brachten, höheren oder geringern Lohn auszahlen*).

*) Ein einziger Priester hat 100 solcher Pilgerjäger bis an die Enden des Landes geschickt, und dafür im nächsten Jahr die Belohnung für 4000 Pilger, mit welchen sie zurückkehrten, bezogen. Schranken waren überall aufgestellt, so daß kein Pilger den Tempel besuchen konnte außer unter dem Schutze eines obrigkeitlichen Führers und mit einem Paß, den er kaufen mußte. Dschaggannath's Leibdienern wurden Gehalte ausgesetzt und monatlich bezahlt: den Kämmerern, die ihm betteten und seine Garderobe besorgten; den Weckern, die Nachts seine Lampe anzündeten und ihn Morgens weckten; dem Diener, der sein Antlitz wusch, und dem Maler,

Ein halbes Jahrhundert sollte darüber hingehen, ehe Lord Dalhousie diese größte Schmach der Kompagnie, die doch nicht ihren Direktoren zur Last fällt, von den Herrschern Indiens abwälzte*). In dieses Nest des Götzendienstes einen Missionar zu schicken, war mit wirklicher Gefahr verbunden; wie leicht konnte die Regierung in der Predigt gegen das Pilgerunwesen Hochverrätherei wittern! Also wurde J. Peter nicht nach Puri selbst, sondern an die Landesgrenze nach Balasur geschickt, wo er seine Mission im Segen fortführte (1809—1817)**), doch auch den Tempel selbst und seine Pilger mit dem Worte Gottes heimsuchte.

Auch in das Pandschabi war das Neue Testament übersetzt worden; dort hoffte man besonders bei der reformatorischen Sekte der Sikhs Eingang zu finden. Also wurde beschlossen, den unternehmenden Chamberlain in Begleitung des sanften Peacock an die Grenze der nordwestlichen Provinzen zu senden, wo sie Gelegenheit haben würden, das Pandschabi-Evangelium zu verbreiten und zu verbessern. Für Chamberlain mußte ein Regierungspaß erbeten werden, ein Gesuch, auf welches der freundliche Bescheid erfolgte, jene Grenze sei noch zu unsicher, als daß man Europäer dahin abschicken könnte. Dagegen wurde ihm ein Paß nach Agra ausgestellt (Nov. 1810) gegen Bezahlung von 48 fl.; und die Missionare freuten sich, nun doch „nicht mehr wie wilde Thiere gehetzt, sondern wie Kröten geduldet zu werden". Chamberlain aber wußte sich den Umständen nicht zu fügen; er predigte auch den europäischen Soldaten im Fort von Agra, und gerieth über der Taufe eines solchen in Streit mit dem Kommandanten, daher er schon 1812 nach Sirampur zurückgeschickt wurde. Peacock dagegen durfte mit dem Indobriten Mackintosh

---

der ihm die Augen färbte; der Wäscherin, die sein Gewand reinigte; den Aufwärtern, die seinen Schirm und Wedel trugen, und den Kellnern, die ihm seine Nahrung vorstellten; den Musikanten endlich, die ihm spielten und sangen, sowie den Dirnen, die ihn durch Tänze erquickten! Auch sein Stall war nicht vergessen; sechs Elephanten dienten ihm zum Spazierritt, und ein Engländer hatte die Rechnung über ihre täglichen Kosten zu führen. Als ob diese Erniedrigung noch nicht tief genug gewesen wäre, fieng nun gar einer dieser Offiziere an, sich bei dem jährlichen Festaufzug zu betheiligen. Auf dem höchsten Elephanten sitzend, ritt er dem Gotteswagen voraus, schwang seinen Hut in der Luft und rief lauter als viele Hindu's: Sieg dem Dschaggannath! (Friend of India.)

*) S. Miss. Mag. 1862. S. 523.

**) S. Miss. Mag. 1845. III.

die Predigt unter den Heiden unangefochten fortsetzen, während der beredte Thompson das große Patna mit dem Evangelium bediente.

So war diese Zeit ängstlicher Erwartung nicht nur gesegnet für die stille Uebersetzungsarbeit, sondern unter dem Druck der Umstände waren Evangelisten herangezogen worden, welche mit mehr oder minder Glück den guten Samen weit und breit ausstreuten. Carey schrieb damals (1810): „Als ich die hl. Schrift ins Bengalische zu übersetzen begann, hoffte ich kaum, das große Werk zu vollenden. Gelänge mir's, so wollte ich mit Simeon rufen: Herr, nun lässest du deinen Knecht in Frieden fahren. Nun habe ich die Uebersetzung nicht blos vollenden, sondern revidiren dürfen, und von der Orissa, Sanskrit, Hindustani, Mahrathi, Pandschabi Bibel, von der kanaresischen und Telugu-Uebersetzung sind auch schon Theile gedruckt, sowie Anfänge der chinesischen und barmanischen. Und doch bin ich ein Mensch, der gewiß das Werk mehr hindert als fördert, — von Natur zu geistlicher Unterhaltung nicht aufgelegt, mit ewig umherschweifenden Gedanken geplagt, trocken und arm an fruchtbaren Ideen, gar zu anhänglich an die Familie, jetzt auch an Gedächtnißschwäche leidend. Seit Jahren schleppe ich mich so fort, immer genöthigt, mir Regeln vorzuschreiben, tägliche Aufgaben festzusetzen und mich, oft mehr als einmal in der Stunde, aus meiner Gleichgültigkeit aufzurütteln. Wie schäme ich mich da vor meinen Brüdern Marshman und Ward! Jener ist immer bereit zur Arbeit; gehen wir zusammen, so faßt er schon mit Falkenaugen diese oder jene Gruppe von Leuten ins Auge, und sammelt sich, ihnen mit allen Waffen des Evangeliums zu Leibe zu gehen; er beginnt zu disputiren und ist nach Stunden so frisch wie am Anfang. Er ist im Eifer ein Luther, ich ein Erasmus. Und Br. Ward hat eine solche Leichtigkeit, geistliche Gegenstände dem Herzen nahe zu bringen, seine Gedanken laufen so von selbst in dieses Geleise, daß er die Gemüther aller Hörer gewinnt und ihr Nachdenken fesselt, während ich nach wiederholter Anstrengung kaum ein paar dürre Sätze herausbringe, und wenn man mir scharf entgegentritt, fast wie ein Einfaltspinsel verstumme. Wie demüthigen mich solche Erfahrungen!"

Erwähnen wir noch, daß Ward (1810) sein großes Werk über die Geschichte, Literatur und Mythologie der Hindu's zum Abschluß brachte, nachdem er seit seiner Ankunft im Lande den Stoff für dasselbe gesammelt hatte. Ward hatte das Sanskrit nicht hinreichend

gelernt, um die alte Literatur des Landes gehörig ausbeuten zu können; er hieng mit seinen Auszügen von den gelehrten Pandits seiner Umgebung ab. Daher ist ein ansehnlicher Theil seines Werks, z. B. seine Darstellung der philosophischen Systeme, durch genauere Forschungen späterer Orientalisten antiquirt. Was er aber von den Sitten und Bräuchen des Volks, von seinem innern und äußern Leben sagt, ist so nach der Natur gezeichnet, daß ihn hierin keiner seiner Nachfolger übertroffen hat. Feinde der Mission haben seine Schilderung der Hindu's als ins Schwarze malend verdächtigt; sie offenbaren damit nur, daß sie sich nie dieselbe Mühe gegeben haben, durch welche dieser ausgezeichnete Beobachter dahin kam, in alle Seiten des indischen (zunächst bengalischen) Volkslebens einzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Ermordung des Missionars Völkner.

Die neueste australische Post bringt traurige Nachrichten über die verbitterte Stimmung der Maori's, wie sie nun in der Ermordung des sonst bei ihnen wohlgelittenen Miss. Karl Sylvius Völkner, eines Hessen, der zuerst im Dienste der Norddeutschen Gesellschaft nach Neuseeland gegangen war, auf's schauerlichste zu Tage getreten ist. Der Hauhau-Fanatismus, wie man die Religion des Lügenpropheten Pai Mariri wegen ihrer lärmenden und nichtssagenden Ceremonien zuweilen nennt, hatte sich in erschreckender Weise ausgebreitet und eine furchtbare Gestalt angenommen. Als die Haltung der Eingeborenen auch auf Völkners Station Opotiki drohend wurde, brachte dieser seine Frau und seine Kinder nach Auckland in Sicherheit, und kehrte dann in selbstverleugnendem Eifer auf seinen Posten zurück, in Begleitung des in der Nähe (auf der Station Taupo) arbeitenden Missionar Grace. Aber in welchem Zustand traf er da seine Gemeinde! Einige Tage zuvor war eine Abtheilung der Taranaki Hauhau's in derselben erschienen, gefangene Soldaten und die eingesalzenen Köpfe einiger erschlagenen Engländer mit sich führend, und in wenigen Tagen hatte die Gemeinde dem Christenthum entsagt und den neuen Aberglauben angenommen. Völkners Haus war geplündert und seine ganze Habe am Sonntag öffentlich versteigert worden. Den katholischen Priester Grange hatte man aufgefordert, sein Leben durch die Flucht

zu retten; nur gegen die Juden zeigten sich die neuen Fanatiker freundlich, weil sie sonderbarer Weise sich einbilden, in irgend einem Zusammenhang mit dem alttestamentlichen Volke Gottes zu stehen. Das kam dem Eigenthümer des Schooners zu statten, auf dem die beiden Missionare (1. März) auf ihre Posten zurückkehrten. Er, als Jude, wurde nicht belästigt; das Schiff aber wurde von den Eingebornen ergriffen, sobald es in den Fluß einlief, und Passagiere, Mannschaft und Ladung an's Ufer geschleppt. Ein Theil der Beute wurde vertheilt, dem Schiffsherrn aber das Seine zurückgegeben.

Die Nacht über waren die Gefangenen in ein „wharre" eingeschlossen; am andern Morgen aber wurde auf dem Schiffe ein passendes Seil geholt, an einem Baum befestigt, und Völkner in Gegenwart mehrer hundert Eingeborner herausgeführt. Die Taranaki-Schwärmer zogen ihm seine Oberkleider aus; seine Gemeinde stand dabei und rührte sich nicht. Um 2 Uhr, der zu seiner Hinrichtung bestimmten Stunde, verband man ihm die Augen und gestattete ihm einige Minuten zum Gebet, dann wurde er unter gellendem Geschrei und Hohngelächter von einem fanatischen „Tiu" (Priester) Namens Kereopa in die Höhe gezogen. Kaum war sein Leben entflohen, so schleppte man seinen Leichnam in die Nähe der Kirche, in der er mit vielem Ernst das Wort des Lebens verkündet hatte, und trennte seinen Kopf vom Rumpfe. Da verübten die Maori's noch eine empörendere That der Menschenfresserei, als sie vor 25 Jahren unter ihnen im Schwange giengen. Nachdem Männer, Weiber und Kinder gierig von dem Blute des Märtyrers geleckt, andere seine Augen und Gehirn verzehrt hatten, wurde sein verstümmelter Körper zuerst den Hunden vorgeworfen, und dann, um dem Streit der Thiere ein Ende zu machen, in einen Abzugsgraben gestürzt (2. März).

Nun wurden alle benachbarten Ansiedler festgenommen, gefesselt und in engem Gewahrsam gehalten. Miss. Grace erklärte man rundweg, er werde zu gelegener Zeit das Loos seines Mitarbeiters theilen. Auch der Schiffseigenthümer Levi und sein Bruder wurden gebunden, jedoch wieder freigegeben, so daß sie noch einer nächtlichen Zusammenkunft in der kleinen katholischen Kirche beiwohnen konnten, bei der Völkners Kopf auf der Kanzel ausgestellt wurde, um die Eingebornen während ihrer wilden Ceremonien noch mehr zu erregen. Die Festnehmung der beiden Levi erleichterte das Loos der andern Gefangenen, deren Bande man nun abnahm, um das Unrecht zu sühnen, das

man begangen zu haben glaubte, indem man sich an „Juden" vergriff. Aber immer weiter breitete sich die neue Sekte aus; die ganze Ostküste der Nordinsel schien in Gefahr, davon angesteckt zu werden.

Von Pah zu Pah drang die Kunde von Völkners Ermordung allmählig bis ins Lager von Tauranga, und von dort wurde sie an die Regierung nach Auckland berichtet. Ein Schiff wurde abgesandt, welches auch Bischof Selwyn bestieg, um den Bischof Williams von Waiapu und die Ansiedler an der Armuthsbai, die gleichfalls bedroht schienen, aufzunehmen, und dann weiter nordwärts nach Opotiki zu fahren. In Waiazu hatte sich allerdings schon ein Mörderhaufen mit den Köpfen der Erschlagenen von einer benachbarten Niederlassung gezeigt; da aber die Eingeborenen entschlossen schienen, ihn zurückzuweisen, wollte der Bischof seinen Posten nicht verlassen. Bald darauf sah er sich indeß doch genöthigt, es zu thun, da sein Einfluß von Tag zu Tag schwächer wurde und die Eingebornen mit den Schwärmern Brüderschaft machten. Einige Küstenschiffe brachten ihn, die meisten Prediger und sämmtliche Ansiedler nach Auckland; nur drei bis vier aufopferungsvolle Männer, vor allen zwei Williams blieben zurück, um wo möglich das Eigenthum der Mission zu retten und den Fortgang der Dinge abzuwarten. In Opotiki gelang es Missionar Grace, in einem unbewachten Augenblick auf das Dampfboot zu entkommen, das zu seiner Rettung war hergeschickt worden; die wenigen Ansiedler zogen es seltsamer Weise vor, an Ort und Stelle zu bleiben. Die Gebrüder Levi hatten unterdessen die Ueberreste des sel. Völkner herausbekommen, und sie neben der Kirche beerdigt, die einige Jahre lang die Stätte seiner Wirksamkeit gewesen war. Gouverneur Grey hat selbst am 8. März Wellington verlassen, um der tollen Sekte in Opotiki nach Kräften entgegen zu arbeiten.

Den letzten Nachrichten zufolge hat doch die Hauhau-Schwärmerei in Neu-Seeland einen empfindlichen Schlag erlitten und verrauscht jetzt an den meisten Orten der Ostküste ebenso schnell, als sie emporkam. Der jüngere Williams, der mit einigen Andern so muthig in der Armuthsbai (Turanga) aushielt, hat einen kurzen Bericht veröffentlicht, aus dem hervorgeht, daß das Hauptwerkzeug zu ihrer Demüthigung der Häuptling Wi Tako vom Bezirk Wellington war, einst eine gewichtige Stütze des Königs, seit einiger Zeit aber wieder zum Gehorsam gegen die englische Regierung zurückgekehrt. Den Mördern des sel. Völkner schien es zu gelingen, die ganze Küste auf ihre Seite

zu bringen, und sie drohten, ihren Durst nach Blut an Wi Tako und seinen 40 Gefährten zu stillen, die noch vor dem Ausbruch der Hauhau-Bewegung von Wellington ausgezogen waren, um ihre Stammgenossen zur Unterwerfung unter die Fremden zu vermögen. Sie waren nun gerade im rechten Augenblick gekommen und beschämten durch vernünftige Vorstellungen die neu gewonnenen Anhänger der Schwärmerei so, daß den Letzteren nur übrig blieb, nach dem nördlicheren Opotiki zurückzukehren, wo sie ihre Hände in Völkner's Blut gebadet hatten. „Es ist kaum zu bezweifeln," schreibt Williams, „daß ohne die Dazwischenkunft Wi Tako's mit den Seinen der ganze Bezirk jetzt in der Gewalt der Hauhau's wäre." Man hätte gerne die Mörder gepackt, aber die Häuptlinge, welche als Freunde in der Noth erschienen, waren unbewaffnet, und konnten doch nicht sicher sein, ob, wenn es auf's Aeußerste käme, die beschämten Anhänger der Hauhau's nicht wieder Partei für sie nehmen würden.

Es ist jetzt erwiesen, daß Völkners Mörder jene Schwärmer waren, die unter Anrufung Gabriels und der Maria vorgeben Wunder zu thun und in neuen Zungen zu reden, aber kein Häuptling von Bedeutung, sondern ein aus sechszehn verschiedenen Stämmen zusammengewürfelter Haufen unter Anführung des Wunderthäter's Kereopa. Sie kamen von Taranaki auf der Westküste, wo vor fünf Jahren der erste, jetzt als ungerecht erkannte Angriff der englischen Soldaten auf die Eingebornen stattfand. Den Missionaren war es seit dem Ausbruch des Kriegs gelungen, sich völlig neutral zu halten, und beide Parteien zu bedienen. Die Macht des Christenthums hat sich in unzähligen Fällen als ein Zügel gegen wilde Begierden und als eine feste Grundlage des Gehorsams gegen die Obrigkeit erwiesen. In Wanganui wie in der Gegend von Tauranga hat der bessere Theil der Bevölkerung im Dienste der englischen Regierung gegen seine eigenen Landsleute treu gekämpft. Aber wiederholt haben auch die Missionare vorausgesagt, daß, wenn der Krieg fortdauern und die Einziehung des Landes durchgeführt werde, es zu einer entsetzlichen Erbitterung und zu einer für beide Rassen gleich verderblichen Verwirrung kommen könne. — Völkners Blut wurde vergossen, weil einige Verwandte seiner Mörder im Krieg gefallen waren, und diese nach alter Sitte Blut für Blut forderten. Dann hatte man ihn wegen seiner mehrfachen Reisen nach Auckland ungerechter Weise im Verdacht, ein englischer Spion zu sein. Die Hauhau-Bewegung ist aber Manchen eine willkommene Veranlassung

gewesen, die Mission auf allerlei Weise zu verdächtigen, obgleich ja in allen Zeiten großer Erregtheit Ausbrüche wilder und blutdürstiger Schwärmerei in der Kirche Christi hin und wieder vorgekommen sind.

(Record Juli 7. 10. und 21.)

Die Franzosen auf den Loyalitäts-Inseln.

Bekannt sind die abscheulichen Gewaltthätigkeiten, welche im verflossenen Jahr auf Anstiften der katholischen Priester die Franzosen auf den Loyalitäts-Inseln verübten, und denen der Kaiser Napoleon, sobald er darum gebeten wurde, versprochen hat, ein Ende zu machen. Lifu genommen, Dörfer verbrannt, Eingeborne getödtet, Fruchtbäume niedergehauen, Missionseigenthum vernichtet, die Kapelle in eine Kaserne verwandelt, Missionar und Lehrer zum Schweigen verurtheilt, die Letzteren gefesselt, und jener mit Erschießen bedroht, wenn er einen Eingebornen anrede, das ist etwa die Summe der Siege, welche die französischen Waffen im Mai 1864 dort errungen haben. Alle früher erhaltenen Nachrichten werden auf schmerzliche Weise bestätigt durch einige erst jetzt nach Europa gelangten Briefe der mißhandelten Samoa-Lehrer an Miss. Turner auf den Samoa-Inseln, dessen Schüler sie einst waren. In einem derselben heißt es: „Nachdem unsere armen Brüder, ohne daß man ihnen einen Schatten von Schuld hätte zur Last legen können, gefesselt in den unteren Raum des französischen Schiffs gebracht worden waren, kam einer der Priester und fragte sie höhnisch: 'Was nützt Euer Glaube Euch jetzt?' Einer von ihnen antwortete: 'Wir können doch beten.' — 'Und wird Gott kommen und Eure Handfesseln abnehmen?' sagte der herzlose Jesuit. 'Er thue, was ihm wohlgefällt,' war die gelassene Antwort des Gefangenen." — Ein anderer Lehrer schreibt: „Der französische Häuptling (Guillain) schickt uns alle fort. Wenn auf Lifu, Mare oder Uea noch ein Samoa-Lehrer gefunden wird, so soll er erschossen werden. Kein Wort soll zu ihm gesagt werden, nur der Knall der Muskete ist für ihn. Wir sind Alle zusammen, die Raratonga-Lehrer und unsere Frauen und Kinder mitgerechnet, 47 Personen. Wir wissen nicht, wie wir uns unsern Unterhalt verschaffen sollen, weil wir aus den Dörfern vertrieben sind, in denen wir arbeiteten. Wie glücklich sind Sie, daß Sie nicht auch in der Trübsal sind, in der wir jetzt stehen. Da der französische Häupt-

ling sagte, nur die Flinte sei da, um mit uns zu sprechen, so fürchten wir uns, ihm Vorstellungen zu machen."— Wieder ein Anderer bemerkt: „Ich verstehe jetzt diese Franzosen. Sie glauben nicht, daß Gott die farbigen Leute zu Menschen geschaffen hat; es scheint, sie denken, alle dunkelfarbigen Leute, wie wir, seien nur Hunde und Schweine." Weiter heißt es: „Der Missionar darf nicht einmal Familiengottesdienst in seinem eigenen Hause haben. Die Eingebornen müssen ohne Nahrung und Bezahlung Straßen machen, Kalk brennen, Häuser bauen, Gärten anlegen, — und der (eingeborne) römische Häuptling hat etliche unwissende Leute als Lehrer angestellt, die den Gottesdienst leiten, aber das Volk haßt sie. Protestantische Häuptlinge werden abgesetzt und katholische erhalten ihre Stellen. Das Volk ist über alle Beschreibung erbittert, und hält die Missionare für Feiglinge, die sich vor den Franzosen fürchten, während es um seine Freiheit kämpfen möchte. Unsere Brüder aber ermahnen die Leute ruhig zu sein, Alles zu tragen und geduldig den Ausgang zu erwarten; und gewiß wird die evangelische Christenheit sie in dieser Noth nicht verlassen." Und Miss. Turner fügt hinzu: „Sie haben ein Recht nicht nur an die Theilnahme, sondern auch an den Schutz, den mit Gottes Hilfe die protestantische Christenheit ihnen gewiß zu gewähren vermag. Vor 23 Jahren fanden wir die Bewohner Lifu's in dem Zustand der fürchterlichsten Rohheit. Zehn Jahre lang hatten wir einen heißen Kampf mit dem Heidenthum dieser Kannibalen. Vor 13 Jahren begann es zu tagen, und als dieser Gewaltstreich geführt wurde, freuten sich unsere Missionare eben über den völligen Sieg des Christenthums, — 17 Kapellen gebaut, etwa 1000 Gemeindeglieder gesammelt, die Uebersetzung der heil. Schrift fortschreitend, seit Kurzem auch eine Anstalt zur Erziehung eingeborner Lehrer gegründet." —

Auf dem benachbarten Mare wurden bis jetzt keine Soldaten gelandet, aber die Schulen sind verboten, und den Missionaren ist für jetzt nur erlaubt, mit den Christen zu verkehren; die Heiden müssen sie sorgfältig meiden. Auch dort war die Mission wunderbar gesegnet. 3000 Seelen haben dem Heidenthum entsagt; mehr als 300 sind in die volle Gemeinschaft der Kirche aufgenommen; das ganze Neue Testament ist übersetzt und auf der Missionspresse gedruckt worden. Bei den letzten Missionsfesten im Mai giengen Kokosfasern im Werth von 3600 fl. für die Mission ein. Die, welche in Lifu für diesen Zweck gesammelt waren, haben die Franzosen verbrannt.





Ein Lastträger aus Betsimasaraka. Ein Howa=Bauer. Ein Howa=Beamter im seidenen Umwurf. Ein Howa=Beamter im Baumwoll=Umwurf.

(Nach Photographien von Miss. Ellis)

Madagaskar.

Vierte Abtheilung.

Der Umschwung.

1. Ellis' drei Besuche.

Es war zu Ende des Jahres 1852, daß die Kunde nach England kam, es bereite sich auf Madagaskar ein Umschwung der Dinge zum Bessern vor: die Wuth der Verfolgung habe sich gelegt, die Christen gehen unbelästigt ihre Wege und ihre Zahl sei auf fünftausend gestiegen; der Hauptverfolger der Christen, der Premierminister Rainiharo sei todt, und sein den Christen zugethaner Sohn Raharo habe, durch seinen Freund, den Prinzen Rakoto, begünstigt, des Vaters Stelle eingenommen; der Statthalter in Tamatawe erwarte die Engländer, um mit ihnen einen Handelsvertrag abzuschließen, wie in den Tagen Radama's; ja Rakoto, der treue Anwalt der Verfolgten, habe bereits die Zügel der Regierung in Händen. Dieß Letztere war, wie sich später herausstellte, nur dichtende Sage gewesen, das Andere hatte theilweise seine Richtigkeit. Die Verfolgungswuth schien in der alternden Königin wirklich gebrochen, hauptsächlich wohl durch den steigenden Einfluß ihres Sohnes Rakoto. Man kann sich denken, mit welchem lebhaften Interesse die Londoner Missionsgesellschaft diese Kunde vernahm, und es begreiflich finden, wenn sie nach so langen Jahren schmerzlichen Stillstandes auf baldige Wiedereröffnung ihrer Arbeit auf Madagaskar hoffte. In solcher Hoffnung erließ sie am 1. Februar 1853 einen Aufruf an ihre mitverbundenen Missionsfreunde zur Sammlung einer Kollekte, die 7000 Pfund Sterling eintrug. Um jedoch sicher zu gehen, wollte sie vorerst über die Sachlage an Ort und Stelle selber Erkundigungen einziehen.

Zu dem Ende ordnete sie ihren Sekretär William Ellis nach Madagaskar ab, der durch seine Geschichte der Insel sich als einen Kenner derselben erwiesen und durch seine frühere Missionslaufbahn auf den Inseln der Südsee zu dieser Sendung ganz besonders geeignet schien. In der Kapstadt, wo er jetzt weilte, sollte sich zu ihm Missionar Cameron gesellen, der, wie wir wissen, längere Zeit auf Madagaskar thätig gewesen war. Ihr Besuch auf der Insel aber sollte vor der Hand nur „ein Freundschaftsbesuch" sein.

Am 14. April 1853 schiffte sich Ellis auf einem eisernen Schraubendampfer zu Southampton ein, und erreichte am 22. Mai die Tafelbai. Nachdem er in der Kapstadt an seiner Königin Geburtstag das von der Stadtbehörde veranstaltete Kinderfest sämmtlicher Schulen mitgefeiert und Cameron sich ihm angeschlossen hatte, segelten sie am 26. Mai weiter. Nach rascher Fahrt tauchte am 7. Juni die schöne Insel Mauritius mit ihren malerischen Höhen vor ihrem Blick auf, in deren Hafen Port Louis sie von den Miss. Lebrun, Vater und Sohn, herzlich bewillkommt wurden. Nächst ihnen wurden sie von den Madagassenchristen begrüßt, die sich einst im Verfolgungssturme hieher geflüchtet hatten. Ueber Madagaskar selbst vernahmen unsere Reisenden die widersprechendsten Gerüchte. Nach den Einen war die Königin todt und ihr Sohn ihr gefolgt, nach den Andern hatte sie diesem den Thron überlassen unter der Bedingung, daß er das Christenthum abschwöre. Sie durchgiengen sorgfältig die neulich von Madagaskar herübergekommenen Briefe, die von einer solchen weitgreifenden Veränderung nichts meldeten, wohl aber von der zunehmenden Zahl der Christen. Ueberdieß lagen von dem Prinzen Ramonbscha Briefe vor, in denen er um Bibeln, Testamente und andere Schriften bat und den Agenten in Tamatawe bezeichnete, der sie in Empfang nehmen werde. Das Gerathenste war, sobald als möglich selberjdahin aufzubrechen. Dieß geschah denn am 11., Juli auf einem Schiffe mauritischer Kaufleute, das deren Bitte an die Königin um Wiedereröffnung des auswärtigen Handels überbringen sollte. Es warf am 18. Juli vor Tamatawe Anker, das, damals etwa 3000 Seelen zählend, sich auf einer schmalen Landspitze erhebt, ein Umstand, der die einlaufenden Schiffe dem Ost- und Nordwinde aussetzt. Sonst ist die kleine Bucht durch Riffe geschützt. Einen eigenthümlichen Contrast zu der lebensvollen Welt tropischen Pflanzenwuchses, die den Blick fesselte, bildeten die nahe am Hafen aufgespießten Todtenschädel der Engländer und Franzosen, die im Jahr

1845 hier gefallen waren. Und daß jenes Ereigniß in dem Gedächtniß der Eingebornen noch nicht verblichen, sollten unsre Reisenden bald inne werden. Der Hafenmeister, einst als Glied der von der Königin im Jahr 1837 nach Europa abgeordneten Gesandtschaft selbst in England und Frankreich gewesen, kam zuerst an Bord des Schiffes und begrüßte sie in gebrochenem Englisch, kannte aber Ellis nicht mehr, obwohl er in London öfter mit ihm verkehrt hatte. Dagegen ließ er bald seine Entrüstung über den vorhin genannten Angriff laut werden, indem er sagte: „Ist es auch recht, in ein Land zu kommen, und da die Leute niederzuschießen, bloß weil wir ihre Gesetze nicht lieben?" Die Antworten der Missionare wurden von einem seiner Begleiter niedergeschrieben. Sobald es thunlich war, überschickten sie dem Statthalter ihre Briefe an die Königin und an die Christen in Tananariwo mit der Bitte um rasche Beförderung. Der Kapitän des Schiffes that mit der Botschaft der Kaufleute ein Gleiches und erhielt dafür einen madagassisch geschriebenen Empfangsschein. Am andern Tag lud sie der Hafenmeister zu einem Besuche in seine von Kokospalmen und Pandanen umschattete Wohnung ein. Dort erschien Rainibehewitra (d. h. Vater großer Gedanken), der erste Richter, um sie im Namen des Statthalters zu begrüßen. Nach einem allgemeinen Gespräche über Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen schickte er seine Begleiter weg und trat dann „in kaum hörbarer Stimme mit Missionar Cameron in ein sehr ernstes Gespräch ein." Damit deutet Ellis an, daß es sich um die Angelegenheiten der Christen handelte. Zudem war gerade damals das Gerücht weit verbreitet, es werde demnächst eine englische Kriegsflotte im Hafen erscheinen. Die Missionare konnten darüber beruhigende Auskunft geben.

Während sie nun einer Antwort der Königin entgegensahen, besuchten unsre Reisenden vom Bord ihres Schiffes aus Tamatawe und seine Umgebung, traten in mehrfachen Verkehr mit Hoch und Niedrig, besonders auch mit den „Freunden", wie Ellis die Christen in seinem Buche vorsichtshalber nennt. Der Hauptgegenstand des Gesprächs mit dem Volke bezog sich auf die Wiedereröffnung des Handels, der mit den Europäern, mit Ausnahme der wenigen am Ort wohnenden, gänzlich abgebrochen war. Nur mit Amerikanern war noch einiger Verkehr. So machten unsre Reisenden die Bekanntschaft eines gewissen Mack, der zufolge eines Vertrags mit der Regierung für ein Newyorker Handelshaus Geschäfte machte. „Doch," bemerkt Ellis, „gab es auch

Andere, deren Interesse auf höhere und wichtigere Gegenstände gieng, die begierig waren nach Nahrung des Geistes und Herzens; und obgleich wir ihren Mangel nicht befriedigen konnten, so war doch unser häufiger Verkehr mit ihnen äußerst interessant und zuweilen innig rührend." Der erste Zollhausbeamte drückte in Französisch seine Sympathie mit den schwer verfolgten Christen aus, bedauerte sehr das Schließen der Schulen, erzählte mit sichtlicher Befriedigung, wie sein Sohn bei einer der letzten Prüfungen einen Preis erhalten, daß alle Häuptlinge ernstlich die Erziehung ihrer Kinder wünschen, und daß die Jugend des Landes selber nach Kenntnissen begierig sei. Ihr liebster Verkehr aber war mit den „Freunden", die sich zusammenfanden. Bei ihnen zogen sie manche wichtige Erkundigung ein, und der Rath und die Theilnahme der beiden Missionare war für sie hinwiederum tröstend und stärkend. Am meisten überraschte sie das wiederholte und ernstliche Verlangen nach heiligen Schriften. „Ein junger Beamter," schreibt Ellis, „der aus ziemlicher Entfernung gekommen war, weinte beinahe, als ihm auf seine ernstliche Bitte um ein Buch Miss. Cameron erwiedern mußte, es sei kein einziges Exemplar übrig."

Nebenbei machte sich's Ellis noch zur besonderen Aufgabe, die ihn umgebende Pflanzenwelt kennen zu lernen. „Wenn immer das Wetter günstig war," schreibt er, „verbrachten wir den größten Theil des Tages an der Küste und wir fanden großen Genuß in der Betrachtung der reichen, schönen und theilweise neuen Formen der Vegetation, welche das Land bedeckt." Von diesem seinem naturhistorischen Gewinn haben wir in unserer ersten Abtheilung gesprochen. Fünfzehn Tage waren so verflossen, als die Antwort der Königin ankam, die ihnen offiziell überreicht wurde. Sie war höflich abgefaßt, aber ablehnend. Die Königin sei jetzt gerade auf längere Zeit mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, und empfehle den Reisenden die Rückkehr über das Wasser, damit sie nicht vom Fieber überrascht würden. „Die Freunde" fanden die Antwort günstiger, als sie erwartet hatten. Allein der Hauptzweck der Reise war nicht erreicht. Ueberdieß sollten erst die Kaufleute die verlangte Entschädigungssumme einliefern. Nachdem Ellis noch einige Eingeborne, Häuser und Pflanzen photographirt hatte, schifften sie sich wieder nach Mauritius ein. Er schreibt: „Wir ließen Briefe und kleine Geschenke für unsre Brüder in der Hauptstadt zurück nebst einigen Unterstützungen für diejenigen, welche in Noth waren,

und verabschiedeten uns endlich am Abend des 8. August zur späten Stunde von unsern gütigen Freunden und eilten zu unserem Schiffe, dankbar für die uns von fremden Händlern erwiesene Gastfreundschaft und für die guten Gesinnungen, welche Häuptlinge und Volk gegen uns an den Tag gelegt hatten." Am 1. Sept. sind sie in Port Louis. Cameron wird bald mit dem verlangten Ersatz von 15,000 Thlrn. nach Tamatawe zurückgesandt, und der Verkehr mit dem Auslande ist eröffnet, Sklavenausfuhr jedoch untersagt.

Ellis verweilte auf Mauritius bis in den Juni 1854, lernte die bunte Bevölkerung und die Produkte der Insel kennen, sowie die manchfaltige Missionsthätigkeit auf derselben, besuchte unter Anderm auch die schön gelegene Madagassenstation Moka, an der er seine Herzensfreude hatte, ferner die durch Bernhardin de Saint-Pierre's „Paul und Virginia" berühmt gewordene Umgegend von Pampelmouse, erlebte im Februar einen Wirbelsturm mit seinen Verheerung.n und bald die noch schlimmere Cholera. Am 12. Juni treffen wir ihn dann zum zweiten Mal in Tamatawe. Der Augenblick war nicht gut gewählt, denn in Madagaskar hatte man eine große Furcht vor der Cholera. Er mußte eine achttägige Quarantäne bestehen. Dann wies ihm ein Bekannter vom ersten Besuche her, der französische Händler Provint, ein Haus zur Wohnung an, in welchem er, auch von Eingebornen, reichlich mit Lebensmitteln versehen, und überhaupt von Hohen und Niederen sehr rücksichtsvoll behandelt wurde. Er erhielt viele Besuche, selbst aus der Hauptstadt, ward zu reichen Gastmählern eingeladen, bei denen nach madagassischem Ceremoniell die Gesundheit der Königin immer zuletzt ausgebracht und dann aufgebrochen wird; sah vom 24. Juni an die Neujahrsfestlichkeiten vor sich gehen, fertigte zum großen Ergötzen und Erstaunen der Madagassen viele photographische Bildnisse, und hatte, bis erwünschte oder unerwünschte Nachricht von der Königin einlangte, volle Muße, Sitten, Gebräuche und Denkungsart der Leute zu studiren. Vor Allem wunderte er sich über die verhältnißmäßig weite Verbreitung der Schreibkunst: allein 4000 Beamte bedienten sich derselben in ihren Geschäften, und so groß sei das Vergnügen der Leute, sich einander schriftliche Mittheilungen zu machen, daß kaum ein Reisender von einem Ort zum andern wandere, ohne als Briefträger benutzt zu werden. Auch eine Frucht der Mission, die um so weniger übersehen werden konnte, als vor dreißig Jahren das Madagassische noch nicht einmal Schriftsprache war. Nicht Wenige

wollten ferner englisch bei ihm lernen. Im Verkehr mit den „Freunden“ ward ein interessantes Schriftstück in seine Hände gelegt, das einen madagassisch geschriebenen Bericht über die letzte Verfolgung im Jahr 1849 enthielt, dessen Hauptinhalt zugleich englisch verzeichnet war. Nicht selten kam er auch mit solchen in Berührung, die selbst Gegenstand der Verfolgung gewesen. „Sie trugen an ihrem Leibe die Abzeichen ihrer Leiden.“ Er wundert sich über den Grad sittlicher Reife, den er unter den dortigen Christen getroffen, und bei ihrem geringen christlichen Erkenntnißmitteln mußte dieß mit Recht auffallen.

Eines Abends sprechen zwei Männer in seinem Hause ein. Sie hätten gehört, er habe die Bibel in ihr Land gebracht, und deßhalb seien sie einen weiten Weg gekommen, um ein Exemplar zu erhalten. Weil Ellis sie nicht kennt, verweist er sie auf den andern Morgen und zieht inzwischen Erkundigungen über sie ein. Er erfährt, daß sie einer christlichen Familie in der Hauptstadt angehören, in Geschäften an die Küste gewandert und dort von Ellis' Aufenthalt in Tamatawe vernommen hatten. Am andern Morgen kommen sie wieder. Er fragt sie, ob sie je die h. Schrift gesehen. Gewiß, aber Alles, was sie von ihr besäßen, seien nur „etliche von den Worten Davids,“ die übrigens nicht ihnen allein gehörten, sondern von Familienglied zu Familienglied wanderten, bis sie von Allen gelesen seien. Ob sie diese „Worte Davids“ bei sich hätten? Erst zögern sie, endlich erfolgt bejahende Antwort. Neue Verlegenheit, Ellis möchte sie sehen. Endlich greift einer derselben in seinen Busen und zieht sie unter den Falten seiner Lamba hervor, und übergiebt sie ihm vorsichtig. Es waren etliche abgerissene Blätter des Psalters. Ellis, der sie zu besitzen wünschte, frug sie, ob sie außer diesen nicht noch andere Worte Davids und auch die des Herrn Jesu und seiner Apostel gesehen hätten. Wohl, aber sie besäßen sie nicht. „Gut denn,“ fuhr Ellis fort, „wenn ihr mir diese wenigen Worte Davids geben wollt, so will ich euch alle seine Worte und überdieß die Worte Jesu, und die des Johannes, Petrus und Paulus geben,“ und damit legte er ein neues Testament samt den Psalmen in ihre Hände. Die Männer waren erst erstaunt, sahen dann nach, ob denn auch wirklich die Worte darinnen stehen, die ihnen so lange zum Trost gewesen waren, und als sie sich davon überzeugt hatten, giengen sie strahlenden Angesichts den Tausch ein, nahmen Abschied und eilten davon, „sich freuend, wie Einer, der große Beute kriegt.“

Dem Besuche Ellis in der Hauptstadt wäre wohl dießmal nichts im Wege gestanden, wenn nicht dort die Furcht, die Cholera möchte durch ihn hinauf verschleppt werden, Alles beherrscht hätte. Nachdem er noch, von Freunden eingeladen, einen Besuch in dem bekannten Foule Point gemacht und sich der üppigen Küstenlandschaft gefreut hatte, begab er sich unter zahlreichem Freundesgeleite den 14. Sept. früh im herrlichsten Mondenschein zu Schiff und kehrte über Mauritius, die Kapstadt, von der aus er die Missionen der Kapkolonie besuchte, nach England zurück, das er den 18. Juli 1855 glücklich erreichte. So endeten seine beiden ersten Besuche in Madagaskar, die, wenn auch nicht zum eigentlichen Ziele gelangend, doch nicht vergeblich gewesen waren.

Am 20. März 1856 tritt Ellis bereits seine dritte Reise an. Schon am Kap und dann in London hatten ihn Briefe erreicht, in welchen ihm und Cameron Seitens der Regierung von Madagaskar die Erlaubniß ertheilt wurde, die Hauptstadt Tananarivo zu besuchen. Der günstige Augenblick durfte nicht versäumt werden. Die Reise geht dießmal über Alexandrien und Ceylon, wo er nahezu fünf Wochen verweilte, nach Mauritius, und am 13. Juli war er, von den Hafenbeamten und andern Eingebornen, sowie den dortigen Europäern freundlich empfangen, in Tamatawe, das sich inzwischen zu einem bedeutenden Handelsplatze entwickelt hatte. Sogar ein Gasthof war gebaut, der erste auf der Insel. Ihm selbst ward ein neugebautes Haus zur Wohnung angewiesen, in welchem er fortwährend von verschiedenen Seiten aufs gastfreundlichste mit Lebensmitteln versehen wurde. Aber auch hier Wehmuth in der Freude: mehrere seiner Freunde und Bekannten waren indeß gestorben, unter ihnen vier hoffnungsvolle Christen. Die offiziellen Einladungen zum Statthalter, einem Zögling der Missionare, übergehen wir. Der elektrische Telegraph, den Ellis mitgebracht und den er spielen ließ, wurde als ein Weltwunder angestaunt. Ellis selbst wurde von einer Gesandtschaft des Prinzen Rakoto und seines Vaters Ramondscha überrascht, die ihm reichliche Reiseprovisionen und einen Brief überbrachten, in welchem sie ihn zum Voraus willkommen hießen. Die Königin hatte ihm überdieß gegen hundert Personen zur Verfügung gestellt. Diese sollten ihn und sein Gepäck in ihre Residenz bringen. In kleine Bündel gebunden ward

es unter dieselben vertheilt. Jeder trug den seinen am Ende eines Bambusstabes über der Schulter. Die Kistchen mit den Geschenken an die Königin und andere hohe Standespersonen wurden von Zweien oder Vieren gleichfalls an Stäben getragen. Er selber ward auf den unwegsamen Wald- und Gebirgspfaden in einem Palankin weiter befördert.

Am Morgen des 6. August 1856 brach die ganze Karawane in Abtheilungen nach der Hauptstadt auf. Auf der ganzen Reise erhielt er überall Besuche von Häuptlingen und Christen, ihn und sein Gefolge bald mit einem Ochsen, bald mit Fischen und Geflügel, bald mit Eiern, Milch und Reis versehend. Allmälig von der sandigen Küste, an welcher sich die sonnenbeglänzten Wogen des Oceans donnernd brachen, sich entfernend, setzten sie in Kanoes über den krokodilreichen Hiwondro, durch das Marschland der Fieberregion zuweilen unter strömendem Regen dringend, — manchmal sanken die Träger bis an die Kniee in den Schlamm, — bald über Wald- und Grasflächen schreitend, auf denen Viehherden weideten, von einem insektenverzehrenden, storchähnlichen Sumpfvogel begleitet, bald über Seen fahrend, von üppigreichster Vegetation wunderbar umgrünt und umblüht. Gewöhnlich übernachteten sie in dem Lapa oder königlichen Reisebangalo. Im Lande der Betanimena's (d. h. sehr viel rothe Erde) befuhren sie theilweise den Fluß Iharoka, dessen Ufer neue Pflanzenformen in reichster Fülle darboten. „Ich erinnere mich nicht," schreibt Ellis, „das Gefühl der Bewunderung und der Freude, welches der Anblick neuer Naturscenen erweckt, je tiefer empfunden zu haben als während der Fahrt auf diesem reizenden Flusse." Der prächtigste Gegenstand war die schöne breitblättrige Astrapaea, die ihre blitzendhellen Blüthenbüschel zu Hunderten ins Wasser niederhängen ließ.

Von Norden nach Süden streichend erhoben sich jetzt, soweit das Auge trug, terrassenförmig hintereinander aufsteigende, grasbedeckte oder waldgekrönte Hügelreihen, die Zwischenthäler in reichem Pflanzenschmuck prangend. Der Weg aber war so schlüpfrig und steil, daß Ellis mitunter nicht einen Schritt ohne Hülfe seiner Führer thun konnte. Diese mußten öfters mit ihm Bergflüsse durchwaten, wo sie um Ellis vor Nässe zu bewahren, die Stangen seines Palankin über den Köpfen halten mußten. Nachdem sie eines Tages acht solcher Bergwasser durchkreuzt hatten, gelangten sie gegen Abend zu den heißen Quellen von Ranomafana, deren Hitze die höchste Höhe des Thermometers

(140° Fahrenheit) sogleich überstieg. In den Wäldern machte das glatte Wurzelgeflecht mit den Wasserlachen dazwischen den Tritt des Wanderers noch unsicherer, und Ellis mußte sich nur wundern über das feste Auftreten seiner Träger. Die steilen Anhöhen und Abfälle waren bisweilen von einem schief sich hinziehenden Regenpfad durchschlungen, dessen Spur man verfolgte, bisweilen giengs durch enge überhangene Felsenschluchten über Berggewölbe weg. Am 15. August — der Morgen war klar und die Aussicht weit und schön, — erblickten sie von der Spitze eines Hügels die wohl 50 Stunden entfernte scharfe Linie des Meeres. Da und dort schauten Dörflein hervor, an andern Punkten weideten Heerden, nach einer andern Seite hin ruhten noch lichte Nebel über den Thälern. Je höher sie stiegen, desto alpiner ward die Landschaft. An dem durch Erhabenheit der Natur ausgezeichneten „Thränenplatze der Howa's" vorüber, von wo an, die Naturscene verändernd, der „Baum der Reisenden" an den Thalhängen dem Bambus weicht, gieng es durch den Riesenwald von Alamazaotra mit seinen gigantischen Bäumen, wo die am Boden liegenden nahezu das Fortkommen unmöglich machten. Hier war es, wo im Jahr 1816 die Begleiter des Kapitän Le Sage erklärten, lieber sterben zu wollen als weiter zu gehen. Hier ist „das Eden der Farnkräuter". Jenseits des Waldes war wieder freies Weideland, begrenzt von den Höhen von Ankay, über denen die blauen Höhen von Ankowa ragen. Eine Fähre brachte sie über den sanft, aber raschfließenden Mangoro. Auf dem Hügel Ifoby genossen sie eine herrliche Rundsicht; und bereits fanden sich Freunde aus der Hauptstadt ein. Am Fuße des hohen Angawo liegt ein dem Prinzen Ramondscha gehöriges Dorf, wo dessen alte Amme unsern Ellis mit Freudenrufen, und bald eine Gesandtschaft des Prinzen selbst mit reichen Geschenken empfieng. Von da wand sich der Weg aufwärts durch das fruchtbare und liebliche Thal von Angowa. Ellis stand öfters stille, um über das weite grüne Thal hinzublicken. „Die weidenden Heerden an den Seiten der Hügel, die ihrem Fuße entlang da und dort zerstreuten, oder auf felsigen Vorsprüngen ragenden, ländlichen Dörflein, die Gärten und Reisfelder unten, und der klare, kühle, in der Thalsohle sich windende Strom, — all dieß war geeignet eine weite schöne Scene darzustellen, an Anmuth noch gewinnend durch den wolkenlosen Himmel und die glänzenden Strahlen der Morgensonne."

Durch den Gebirgspaß von Angawo dringend, die Thermopylen der Howa's, gelangten sie in das wellenförmige, hügelreiche, aber baumarme Hochland Ankowa mit seinen wogenden Reisfeldern, zunächst an der Region des feinsten Ebenholzes vorüber. Auf weiten mit Granit- und Gneisblöcken durchsäten Flächen war das alte Gras abgebrannt, um neues sprossen zu lassen. Im ersten Howadorfe war lebhafter Markt. In einem andern übernachtend, kamen Ellis' Kleider und Manuskripte in Gefahr, von Ratten und Mäusen gefressen zu werden. Denn Katzen und Eulen als Wesen übler Vorbedeutung dürfen keinem Hause nahen. An einem glanzvollen frischen Morgen erblickten sie das ansehnliche romantischgelegene Dorf Ambatomanga, nach Howa-Art von Wällen umschirmt auf einem Granitfelsen sich erhebend, einst die erste Missionsstation auf dem Lande. „Der Fels, des Häuptlings Wohnung in der Mitte, das ummauerte Dorf, der enge Zugang zu demselben, der sich schlängelnde Fluß, die grüne, wellige Ebene, die Wege belebt von vorübergehenden Wanderern, und in der Ferne die massigen, oft nackten Granitberge und der glänzend blaue Himmel boten ein neues Gemälde dar." Ein Bote vom Prinzen überbrachte einen herzlichen Willkomm; ein in England erzogener Beamter fand sich ein; Freunde, einmal über zwanzig, kamen an. Die Aeußerungen ihrer Freude, Ellis zu sehen, waren zum Theil mit Thränen gemischt. Sie gaben manchen tiefergreifenden Bericht von Ereignissen, Veränderungen und Todesfällen unter ihnen. „Einige dieser Männer würden in jeder gebildeten Versammlung Achtung eingeflößt haben, und die Geschichte ihrer Gefahren und Errettungen war das denkwürdigste, was ich je gehört." Am 26. August holten ihn drei Berittene im Namen der Königin zur „Stadt der tausend Städte" ab, wie Tananariwo gedeutet wird, das schon in der Ferne vor ihrem Blicke ragte. Die hundert Stunden von Tamatawe hieher waren glücklich zurückgelegt. Unter manch neugierigem Blick ward er in einem bereitgehaltenen, hübschen Tragsessel in stattlichem Zuge zu seiner von der Königin ihm angewiesenen Wohnung getragen, die überraschend bequem eingerichtet war.

Tananariwo ist auf einem 3/4 Stunden langen, eiförmigen Hügel erbaut, der sich 400—500 Fuß über die Umgegend, 7000 Fuß über das Meer erhebt. Der weite Blick auf die grünenden Reisfelder, den künstlich angelegten See in der Nähe, und den klaren, nach Nordwesten ziehenden Fluß Ikopa ist überraschend. Nahezu in der Mitte

und auf dem höchsten Punkte des Hügels, oder wie die Eingebornen sagen „auf der Krone der Stadt“ (Tampombohitra) steht der Palast, „Silberhaus“ genannt, ein staunenswerthes Gebäude, das höchste und größte der Stadt. Ganz von Holz, geräumig, hell und doch dauerhaft gebaut, ist es 100 Fuß lang, 50—60 breit und 70 hoch. Zweistöckig, läuft um dasselbe eine doppelte Verandah. Das schindelgedeckte Dach ist hoch und steil mit drei Reihen von Fenstern. In der Mitte des Firstes breitet ein goldener Adler seine Schwingen aus, das Reichswappen der Howa's, ebenso auf dem Palast des Kronprinzen, der sich an den Nordostflügel des Silberhauses in kleinerem Maßstabe anschließt. Nach Norden und Süden von beiden, eine Linie mit denselben bildend, dehnen sich die Wohnungen der übrigen Glieder der Königsfamilie und der obersten Reichsbeamten in gleicher Form und Gestalt aus, die andern Häuser überragend. Diese, meist aus Holz gebaut mit steilabfallenden Dächern, mit Binsen oder Gras gedeckt, an deren Giebeln zwei Balken gabelförmig hervorragen, stehen an den Abhängen des Hügels auf künstlich aufgeführten 20—40 Fuß breiten Terrassen, ohne Plan und Ordnung. Die Häuser sind oft mit einem niederen Lehm- oder Steinwall umgeben, was eine Art Hof um dieselben bildet. Der untere Theil des Hügels besteht aus nacktem, mit Thon untermengtem Granit und bildet einen scharfen Kontrast zu den grünen Grasflächen und Reisfeldern des wasserreichen Thales unten. Die gleichförmige Gestalt der Häuser, das farblose Holz ihrer Wände, das dunkelbraune Stroh der Dächer geben der Stadt ein etwas düsteres Aussehen. Nur wenige Bäume einer Feigenart, in den oberen Theilen der Stadt, bringen, obwohl von Sonne und Staub vergilbt, etwas Abwechslung in die Einförmigkeit.

Wir dürfen aus dem reichbewegten Leben Ellis' in dieser Stadt, die um der vorangegangenen Mordscenen willen einen noch wehmüthigeren Eindruck auf ihn machen mußte, hier nur das Wichtigste wiedergeben. Besuche von Standespersonen und von Christen, Ausflüge unter großem Gefolge, Vorstellungen bei Hofe und Einladungen zur Tafel lösten sich ab. Die Abende, manchmal bis tief in die Nacht hinein, waren mit zahlreichen Besuchen von Christen ausgefüllt, unter ihnen Verwandte von Rafarawawy, Wittwen und Waisen derer, die um ihres Glaubens willen den Tod erlitten. Auch von Wonizongo fanden sich Mehrere ein. Von Allen erhielt er wichtige Aufschlüsse über die letzten Verfolgungen. Alle verwunderten sich aber auch über

seine freundliche Aufnahme bei Hofe und schöpften daraus neuen Hoffnungsmuth. Als Ellis am andern Morgen nach seiner Ankunft, vier Palastbeamte begleitend, aus seiner Wohnung in den Hof trat, befanden sich in demselben ein Ochse, verschiedenes Geflügel, ein Korb mit Eiern und mehrere Körbe Reis als Empfangsgruß von der Königin. Von andern Gliedern der königlichen Familie und von Christen geschah später wiederholt Aehnliches. Ueber den Zweck seines Kommens amtlich befragt, ließ er der Königin sagen, daß sein Besuch, wie bereits schriftlich gemeldet, nur ein Freundschaftsbesuch sein solle, daß er von der britischen Regierung beauftragt sei, Englands freundliche Gesinnungen für Madagaskar und ihre Herrscherin auszusprechen, was er in öffentlicher Audienz wiederholte. Ueber den Prinzen Rakoto, damals 26 Jahre alt, vernahm er nur Rühmliches. Liebling des Volkes, sei er bei allen Parteien, selbst bei seinen politischen Gegnern, geachtet als ein verständiger, gerader und menschenfreundlicher Charakter. Die Königin hänge außerordentlich an ihm, und habe öffentlich erklärt, daß er ihr auf dem Throne folgen solle. Schon am ersten Abend trat er bei Ellis ein, und diese Besuche wiederholte er öfters. Er trug ein schwarzes Staatskleid, schwarze Hosen, eine goldgestickte Sammtweste und eine weiße Krawatte. Sein Benehmen war ebenso würdig als freundlich und zwanglos. Er drückte große Hochachtung vor England und seinen Institutionen aus, weil sie das Leben der Menschen als etwas Geheiligtes schützen, das man nicht leichtfertig zerstören dürfe. England habe oft den Schwachen und Unterdrückten beschützt und Unrecht verhindert. Ueberhaupt sprach er mit Einsicht über die politischen Verhältnisse Europa's. Er fürchtete eine Invasion Frankreichs, und über die Bedeutung des Wortes „Protektion" erbat er sich eine Erklärung. Daß er katholisch geworden, wie Ellis in einer Zeitung gelesen, und daß er durch einen Gesandten in Rom sich habe Priester erbitten lassen, dieß stellte er in Abrede. Es befinde sich ein katholischer Priester (Jouen) in der Hauptstadt, der ihn zum Katholicismus bekehren wolle, seiner Gemahlin ein Krucifix und ihm eine silberne Medaille geschenkt habe mit dem Bemerken, wenn sie dieselben auf der Brust trügen, würde die Prinzessin Mutter werden. „Aber," fügte er hinzu, „dieß ist nicht wahr geworden, meine Frau hat kein Kind." Er zeigte dem Missionar die Medaille, ein Marienbild mit der Umschrift: „O Maria, ohne Sünde empfangen, bitt' für uns, die wir Zuflucht zu dir nehmen! 1830." —

Der Prinz machte mit Ellis zwei Ausflüge in die Umgegend. Ueberall sammelten sich die Leute am Wege, brachten Früchte als Zeichen der Huldigung und wünschten dem Prinzen ein langes Leben. Ellis vernahm dabei, daß er am Morgen 20—30 Häuser besucht habe, um gute Rathschläge zu geben oder Frieden zu stiften. Der zweite Ausflug im größesten Maßstabe, als gälte es einer Königskrönung, gieng an der Königin vorüber zum Landsitze des verstorbenen Radama. Mehrere Prinzen und Prinzessinnen, darunter auch der Sohn des christenfeindlichen Rambosalama, waren im Gefolge. Die Musik spielte u. A. die madagassische und englische Nationalhymne. Der Heimweg führte an einzelnen Feldlagern vorüber und an dem Begräbnißplatze der europäischen Christen.

Am 5. September war Audienz im Schloßhofe unter großer madagassischer Prachtentfaltung. Truppen waren aufgestellt. Die Königin saß in der Mitte der oberen Veranda unter einem Schirme, rechts und links wohl hundert Hoffähige, rechts von der Königin zunächst ihre Nichte, die Prinzessin Rabodo und die andern Hofdamen, links ihr Sohn, Prinz Rambosalama und die übrigen Höflinge. Die Königin, damals 68jährig, schildert Ellis als nicht schlank, aber kräftig aussehend, mit rundem Gesicht und wohlgestaltetem Vorderkopf, kleinen Augen, kurzer, aber nicht breiter Nase, feinen Lippen und rundlichem Kinn; ihr Gesichtsausdruck eher angenehm, obwohl zuweilen große Festigkeit verrathend. Ellis hatte seinen Stand unten im Hofe der Königin gerade gegenüber, zwischen zwei Dolmetschern, die ihm zuflüsterten, wie er sich zu benehmen habe. Auch zwei Franzosen, ein Herr Laborde und ein Priester Fenez, Hervier genannt, waren zugegen. Den ersten werden wir bald näher kennen lernen. Ellis überreichte die Hasina, der die Königin Beifall nickte, und hielt seine Rede. Die Freundschaftsversicherungen Englands wurden gut aufgenommen. Am Schluß der Feierlichkeit verneigten sich Alle, wie Anfangs, vor Radama's Grabmal, die Europäer entblößten das Haupt, die Musik spielte und der Zug setzte sich in Bewegung. Ellis war nach zwanzig Jahren der erste Europäer, dem diese Ehre widerfuhr. Am folgenden Morgen war er zu einem glänzenden Frühstück bei Laborde eingeladen, an dem auch der Kronprinz theilnahm. Dieser begleitete ihn nachher zu seiner Wohnung, wo er lange über die Schwierigkeiten sprach, die der Bildung der Madagassen im Wege stehen. Zwei Tage darauf wurde Ellis zur Hoftafel gezogen, bei der

sie Geschenke im Werth von 50,000 Franken mitgebracht. Frau Pfeifer meint sogar, sie hätten ihn 200,000 Franken gekostet. (?) Beide logiren bei Laborde, wo wir auch jene obengenannten geistlichen Herren wieder finden. Die Aufnahme bei Hofe war überaus freundlich. Frau Pfeiffer mußte die Königin mit dem Klavier unterhalten. Den Prinzen Rakoto schildert auch sie als eine äußerst beliebte und liebenswürdige Persönlichkeit. Er habe von einer Sklavin Maria, die er sehr liebe, ein einziges Kind, und um sie stets sehen zu können, habe er sie zum Schein einem seiner Getreuen zum Weibe gegeben. Ellis hat uns dieß Geheimniß verschwiegen oder nicht gewußt. Auf Ellis ist sie nicht gut zu sprechen. Sie schreibt: „Die Königin war höchst aufgebracht gegen ihn, weil er mehrere Bibeln ausgetheilt (sic!), und der Prinz Rakoto, weil er Herrn Lambert so verläumdet hatte." (?) Von der Königin weiß sie aber auch nichts Gutes zu melden. „Sie ist unstreitig eines der grausamsten und stolzesten Weiber auf dem ganzen Erdenrunde, und ihre Geschichte liefert nichts als Gräuelthaten und Blutscenen; es wäre eine wahre Wohlthat, wenn sie vom Throne gestürzt würde." Nun, Lambert theilte ihr bald mit, daß dazu bereits jede Vorbereitung getroffen und der Augenblick des Handelns ganz nahe sei. Er zeigte ihr zu dem Ende ein vollständiges kleines Arsenal. Während eines großen Hoffestes sollte die Königin nebst ihren Getreuen aufgehoben werden. Allein dieselbe erhielt Kunde von der Verschwörung, wie man sagt durch zwei Mitverschworene, nach Andern durch einen Brief, der sich in einem geheimen Schubfach eines Schreibtisches befand, den sie als Geschenk von Lambert erhalten hatte.

Das Hoffest wird abgehalten. Plötzlich erhebt sich die Königin und erklärt, daß sie von einem Anschlag, sie zu entthronen, genaue Kunde erhalten. Die Fremden seien Anstifter des Hochverraths. Man denke sich den Schrecken dieser Festgenossen. Die Franzosen wurden mit Frau Pfeifer sogleich verhaftet (22. Juni 1857). Lange waren sie im Ungewissen uber ihr Loos. Ida Pfeiffer, die sich seiner Zeit von dem englischen Konsul Mac Leod nicht hatte warnen lassen, befand sich in verzweifelter Lage. Nach banglicher Ungewißheit wurden sie den 17. Juli zu einem großen Kabar hinausgeführt, nicht wissend, ob zum Tode oder zum Leben. Hier ließ Ranawalona verkünden, sie wolle das Leben dieser Elenden verschonen, sie haben aber sogleich die Insel zu verlassen und sollen bei Todesstrafe für immer von ihr

verbannt sein. Dieß immer noch gnädige Urtheil hatten sie den Fürbitten Rakoto's zu danken. Der Sklavenhändler Laborde, der nicht gehen und den Stab des Ceremonienmeisters nicht abgeben wollte, wurde mit Gewalt fortgeschafft. Die Verbannten wurden von einer Truppe Soldaten langsam nach Tamatawe eskortirt, damit sie womöglich vom Fieber möchten aufgerieben werden. „Die ganzen 53 Tage," schreibt Frau Pfeiffer, „kam ich nicht aus den Kleidern, weil man uns Alle zusammen in eine Hütte schob. Noch auf keiner meiner vielen Reisen habe ich Aehnliches erlitten." Und in dem Brief eines deutschen Kaufmanns zu Port Louis lesen wir: „Frau Pfeiffer kam hier an, vom gräßlichen Madagaskarfieber leidend, der Franzose Lambert halb verrückt." Dieser erholte sich jedoch bald wieder.

Das waren schlimme Folgen des mißglückten Staatsstreichs; allein die viel schlimmeren sind erst noch zu schildern. Den Christen wurde dabei ohne Unterschied Mitwissen und Mitschuld zur Last gelegt, und unbarmherzig gegen sie verfahren. Auch Ida Pfeiffer bringt ihre Sache, freilich unrichtigerweise, in Verbindung mit der der Christen, wenn sie unterm 29. Sept. 1857 an den Geographen Ritter schreibt: „Wir wurden von der alten Königin und vom Prinzen auf das glänzendste empfangen und lebten die vier ersten Wochen in der Hauptstadt herrlich, dann aber nahm die Sache eine für uns bedenkliche Wendung. Die Königin haßt nämlich die Christen über alle Maßen. Es giebt aber dessen ungeachtet etliche Tausend unter dem Volke. Dieß wurde der Königin angezeigt, während wir in Tananariwo waren. Man beschuldigte uns paar Europäer, mit den Christen einverstanden zu sein und mit ihnen viele heimliche Zusammenkünfte abgehalten zu haben. Dieß war genug, die Königin so gegen uns aufzubringen, daß sie uns gleich auf der Stelle hätte hinrichten lassen, wenn sich der Prinz unser nicht so thätig angenommen hätte." Diesen behielt die Königin fortan so viel als möglich um sich, unter dem Vorwande, es drohe ihr große Gefahr und sie bedürfe seines Schutzes.

Schon der 3. Juli war wieder einer jener Schreckenstage, deren die Christen zu Tananariwo nur zu viele schon gesehen. Früh am Morgen kündigten die königlichen Beamten einen großen Kabar an. Was der zu bedeuten, war ihnen nicht verborgen und sie verhehlten sich ihre Befürchtungen nicht. Zugleich verbreitete sich die Kunde, alle Ausgänge der Stadt seien mit Soldaten besetzt, so daß Flucht unmöglich war. Ebenso drangen die Beamten in die Häuser und

sieben Monaten wurden diese drei Parthien jeden Sonntag vor dem Volke zur Schau gestellt, damit es sehe, wie die bestraft werden, die den Tag des Herrn halten. Am Ende dieser sieben Monate wurden sie getrennt, fünf in den Osten gesandt, von denen zwei starben, fünf in den Norden, von denen vier starben, sechszehn in den Westen, von denen fünf starben. Unter ihnen befand sich mein Weib. Sie blieb in den Banden und starb den 4. März 1859. Ja, sie starb in ihren Ketten. Ihre Werke folgen ihr nach. Mich hat man vier Jahre und drei Monate verfolgt, um mich zu tödten. Aber der Herr wacht über den Verfolgten und wird nicht zugeben, daß der Feind sich über sie freue. Meine Kinder haben sie in die Sklaverei verkauft, mein Eigenthum mir genommen, so daß ich jetzt kein Haus habe, darin zu wohnen, kein Land, davon zu leben. Was mich betroffen, ist gar hart für die Natur, aber köstlich ist der Reichthum in Christo und in Ihm sind die Leiden der Erde leicht. 2 Kor. 4, 17. 6—8."

Doch waren die Tage der madagassischen Isebel gezählet, und bald sollte die Stunde der Erlösung für die Gefangenen schlagen.

---

3. Die Zeit der Erquickung.*)

Die Königin Ranawalona fühlte ihr Alter mit Macht hereinbrechen. Allein, wie früher bemerkt, mit dem Alter wuchs auch ihre Anhänglichkeit an ihren Sohn Rakoto-Radama, und er sollte ihr Nachfolger sein. Dem stand aber immer noch das früher ihrem Neffen Rambosalama gegebene Wort im Wege. Wie sie dessen Thronansprüche durch ein mysteriöses Gottesgericht zu beseitigen suchte, ist seiner Zeit ausführlich geschildert worden (Miss. Mag. 1862. Jan. S. 46 ff). Rambosalama und seine starke Partei fügten sich auch zum Schein in diesen vermeintlichen Götterspruch. Aber auch nur zum Schein; und Rakoto scheint dieß gemerkt zu haben. So trafen beide ihre Vorkehrungen auf das kommende Ereigniß hin, das nicht mehr allzulange auf sich warten ließ. Während des Sommers 1861 sank die Kraft der Königin rasch zusammen und bedenkliche Krankheitssymptome stellten

*) Für diese letzten Abschnitte dienten als Quellen: Missionary Magazine and Chronicle. 1860—1865. — Church Missionary Intelligencer. 1863 und 1864. — Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens. Cöln. 1861 ff.

erhielten wiederholten Befehl, die Christen in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen. Abermals ward ein Kabar abgehalten, und erklärt, daß wer ihnen zur Flucht helfe oder dieselbe nicht verhindere, sterben müsse. Allein die Bekanntmachung dieser Gewaltsmaßregel bewirkte zuweilen das Gegentheil ihres Zweckes. Fünfzehnhundert Soldaten sollten ein drei Stunden von der Hauptstadt entferntes Dorf überfallen und sich sämmtlicher Bewohner versichern. Ehe sie jedoch ankamen, war glücklicherweise die ganze Bevölkerung entflohen.

Das erste Opfer der Wuth war eine alte Christin. Lassen wir unsre Augenzeugin reden. „Gestern Abend," schreibt Frau Pfeiffer unterm 11. Juli, „gestern Abend wurde ein altes Weib bei dem Gerichte als Christin denuncirt. Man ergriff sie sogleich, und diesen Morgen — kaum vermag meine Feder niederzuschreiben, welche entsetzliche Qual die Arme erlitt — diesen Morgen schleppte man sie nach dem Marktplatze und durchsägte ihr den Rückgrat." Und am 12. Juli fährt sie fort in Uebereinstimmung mit andern Berichten: „In einem der Stadt nahe gelegenen Dorfe wurden sechs Christen aufgegriffen und sämmtliche Bewohner nach der Stadt geschleppt." Der Bergungsort der Sechs war so versteckt, daß sie beinahe der Entdeckung entgangen wären. Bereits hatten die Soldaten die Hütte, in welcher sie waren, durchsucht und wollten sie gerade verlassen, als einer bemerkte, er habe husten hören. Die Durchsuchung wird nochmals begonnen. Bald entdecken sie unter ein wenig Stroh eine Höhle, in welcher die gejagten Christen sich befanden. Sie werden hervorgerissen, gebunden und zu ihrer Bestimmung abgeführt. Das war indeß nicht Alles. Die Bewohner des Dorfes wußten um das Versteck, und obgleich sie die gedrohte Strafe kannten, wollten sie doch ihre Nachbarn, selbst auf Gefahr ihres eigenen Lebens hin, nicht verrathen. Ob einige von ihnen Christen waren, ist nicht bekannt. Ihre Großmuth ward ihnen traurig vergolten. Der befehlende Offizier, ein harter Mann, gab seinen Soldaten die Weisung, sämmtliche Bewohner zu ergreifen, zu binden und mit den sechs Christen wegzuführen.

Unterm 13. Juli kann Ida Pfeiffer berichten, der Prinz habe ihnen die erfreuliche Nachricht gebracht, die fünf katholischen Missionare, die seit einigen Jahren eine kleine Gemeinde in dem Distrikte Baly an der Ostküste hatten, seien glücklich entflohen. Auch andern Christen verhalf er mit einigen ihm befreundeten Adeligen zur Flucht. Ein Wunder, daß er selber dem Tode entrann. Allein die Liebe seiner

trieben mit Gewalt Alles auf den Platz der großen Versammlung. „Es war ein allgemeines Heulen und Wehklagen, ein Rennen und Laufen durch die Straßen, wie wenn die Stadt von einer feindlichen Armee wäre überfallen worden.“ Innerhalb eines großen Vierecks waren Tausende unter scharfer Bewachung zusammengedrängt, nicht Wenige mit Todesschrecken der Kundgebung des königlichen Willens harrend. Endlich verkündigte ein königlicher Bote mit lauter Stimme die Botschaft seiner gefürchteten Herrin: Sie habe schon lange vermuthet, daß noch viele Christen unter ihrem Volke seien, in den letzten Tagen habe sie entdeckt, daß mehrere Tausende derselben in und um ihre Stadt wohnen. Jedermann wisse, wie sehr sie diese Sekte hasse, und wie bestimmt sie die Ausübung ihrer Religion verboten habe. Sie werde ihr Aeußerstes thun, um die Schuldigen zu entdecken und sie aufs Strengste zu bestrafen. Wer sich innerhalb vierzehn Tagen nicht ihrem Willen unterwerfe, der müsse sterben. Bald waren 200 theils angezeigt, theils eingeliefert.

Ein Umstand schien besonders verhängnißvoll für die Christen zu werden. Einer ihrer Hauptfeinde besaß ein Namensverzeichniß Aller, die in der Stadt wohnten, das wollte er, sich damit zu empfehlen, seiner Herrscherin übergeben. Er betraute zu dem Ende einen seiner Diener damit. Dieser aber, den Christen geneigt und ein entschiedener Freund des Prinzen, brachte diesem das Dokument. Er durchgieng es, zerriß es dann in Stücke und streute sie auf den Boden. Dadurch war einigen Hunderten das Leben gerettet. Ihrer Viele flohen, sobald es thunlich war, und entrannen so dem ausbrechenden Sturme. Freilich nicht Alle konnten dieß. Einzelne wurden ergriffen und gequält, um ihnen die Namen ihrer Mitbrüder abzupressen. Soldaten giengen von Haus zu Haus, um alle des Christenthums Verdächtige ins Gefängniß zu führen. Eines dieser Gefängnisse war früher eine Kapelle gewesen und mußte auch so noch unter diesen traurigen Umständen ein Bethel für sie werden.*) Sechs Tage nach ihrem Erlaß vernahm die Königin, daß bis jetzt verhältnißmäßig wenige Christen eingebracht worden seien. Dieß machte sie rasender denn zuvor. Ihre Wuth schien keine Grenzen mehr zu kennen. „Die Eingeweide der Erde müssen durchwühlt und Flüsse und Seen mit Netzen durchzogen werden, damit auch nicht ein Christ entrinne.“ Beamte und Soldaten

*) Jetzt ist sie ihrem ursprünglichen Zwecke wieder zurückgegeben.

erhielten wiederholten Befehl, die Christen in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen. Abermals ward ein Kabar abgehalten, und erklärt, daß wer ihnen zur Flucht helfe oder dieselbe nicht verhindere, sterben müsse. Allein die Bekanntmachung dieser Gewaltsmaßregel bewirkte zuweilen das Gegentheil ihres Zweckes. Fünfzehnhundert Soldaten sollten ein drei Stunden von der Hauptstadt entferntes Dorf überfallen und sich sämmtlicher Bewohner versichern. Ehe sie jedoch ankamen, war glücklicherweise die ganze Bevölkerung entflohen.

Das erste Opfer der Wuth war eine alte Christin. Lassen wir unsre Augenzeugin reden. „Gestern Abend," schreibt Frau Pfeiffer unterm 11. Juli, „gestern Abend wurde ein altes Weib bei dem Gerichte als Christin denuncirt. Man ergriff sie sogleich, und diesen Morgen — kaum vermag meine Feder niederzuschreiben, welche entsetzliche Qual die Arme erlitt — diesen Morgen schleppte man sie nach dem Marktplatze und durchsägte ihr den Rückgrat." Und am 12. Juli fährt sie fort in Uebereinstimmung mit andern Berichten: „In einem der Stadt nahe gelegenen Dorfe wurden sechs Christen aufgegriffen und sämmtliche Bewohner nach der Stadt geschleppt." Der Bergungsort der Sechs war so versteckt, daß sie beinahe der Entdeckung entgangen wären. Bereits hatten die Soldaten die Hütte, in welcher sie waren, durchsucht und wollten sie gerade verlassen, als einer bemerkte, er habe husten hören. Die Durchsuchung wird nochmals begonnen. Bald entdecken sie unter ein wenig Stroh eine Höhle, in welcher die gejagten Christen sich befanden. Sie werden hervorgerissen, gebunden und zu ihrer Bestimmung abgeführt. Das war indeß nicht Alles. Die Bewohner des Dorfes wußten um das Versteck, und obgleich sie die gedrohte Strafe kannten, wollten sie doch ihre Nachbarn, selbst auf Gefahr ihres eigenen Lebens hin, nicht verrathen. Ob einige von ihnen Christen waren, ist nicht bekannt. Ihre Großmuth ward ihnen traurig vergolten. Der befehlende Offizier, ein harter Mann, gab seinen Soldaten die Weisung, sämmtliche Bewohner zu ergreifen, zu binden und mit den sechs Christen wegzuführen.

Unterm 13. Juli kann Ida Pfeiffer berichten, der Prinz habe ihnen die erfreuliche Nachricht gebracht, die fünf katholischen Missionare, die seit einigen Jahren eine kleine Gemeinde in dem Distrikte Baly an der Ostküste hatten, seien glücklich entflohen. Auch andern Christen verhalf er mit einigen ihm befreundeten Adeligen zur Flucht. Ein Wunder, daß er selber dem Tode entrann. Allein die Liebe seiner

Mutter, in deren Busen jedes andere menschliche Gefühl erstickt schien, wuchs noch gegen ihren Sohn. In der Stadt und den umliegenden Dörfern wurden beinahe täglich Kabars gehalten, und erklärt, die Ursache aller Uebel, welche das Land drücken, seien die Christen, und die Königin werde nicht ruhen, bis der letzte von dieser verhaßten Sekte ausgerottet sei. Wirklich ward auch eine weitere Zahl Märtyrer den früheren hinzugefügt. Am 18. Juli wurden zehn öffentlich hingerichtet. Auf dem Wege zum Richtplatz stießen die Soldaten abwechselnd ihre Lanzen nach ihnen, und der blutbefleckte Pfad zeigte nur zu deutlich, mit welcher Wirkung. Ueberdieß sollte dießmal bei ihnen und den noch ferner zum Tode zu Verurtheilenden eine etwas andere Martermethode in Anwendung gebracht werden. Auf der Richtstätte angekommen, wurden sie erst beinahe zu Tode gesteinigt, dann, ehe das Leben entfloh, ihre Köpfe von den verstümmelten Leibern getrennt und auf Lanzen der Menge zur Schau gestellt. Aber der „Geist der ersten Zeugen" ruhte auch auf ihnen; derselbe unerschütterliche Glaube, dasselbe geduldige Leiden, derselbe siegreiche Tod war auch ihre Krone. Als man sie aus dem Gefängniß führte, vernahm das Ohr unter andern Klängen die Stimme des Lobgesangs, und selbst unter den Speerstichen und Steinwürfen waren sie getrost. Um das kurze aber bezeichnende Wort eines eingebornen Augenzeugen zu gebrauchen: „Sie fuhren fort Christi Lob zu singen, bis sie starben." Auch Ida Pfeiffer schreibt: „Die Armen sollen sich überaus standhaft benommen und unter Absingung von Hymnen den Geist aufgegeben haben. Als wir unsern Abzug durch die Stadt hielten, kamen wir an dem Marktplatz vorbei, und sahen zum Abschied dieß schreckliche Bild" (der Aufgespießten). Selbst der Pater L. Jouen läßt diesen Verfolgten Gerechtigkeit widerfahren, wenn er schreibt: „Alles weiß die erfinderische Blutgier der Königin und ihrer Regierung als Folterqual und Marterwerkzeug zur Vertilgung der Christen anzuwenden; und trotzdem halten sie fest und ungebeugten Muthes an ihrem heiligen Glauben." Uns aber fällt unwillkürlich Hillers Wort ein:

Unsre Brüder, die einst glaubten,
Mögen uns ein Beispiel sein;
Denn sie ließen sich enthaupten,
Schliefen unter Steinen ein.

Ihre Frauen und Kinder wurden zur Sklaverei verurtheilt, 50—60 Andere zur Tangena, an der acht starben, gegen 60 zu Kettenstrafe,

von denen zwei gestorben sind; eine weitere Anzahl hatte das Sklavenloos zu theilen. Im Jahre 1859 sagt der Londoner Jahresbericht: „Die Wolken, welche so lang über dieser unglücklichen Insel gehangen, sind in all ihrer Dichtigkeit geblieben, wenn sie in der That nicht noch dunkler und unheilverkündender geworden. Die Christen leiden noch immer Bande, Gefängniß und Tod. Es ist keinem Weißen erlaubt, in die Hauptstadt zu kommen, um sie mit seinem Rathe zu unterstützen oder durch sein Mitleiden zu erquicken, und Alles, was jetzt christliche Liebe für sie thun kann, muß durch brünstiges Gebet geschehen, daß sich Gott seiner betrübten Heiligen erbarmen und die Herzen ihrer Verfolger wenden, oder die eiserne Ruthe ihrer Macht brechen wolle." Ellis erließ daher (24. Sept.) einen Aufruf zum Gebet für die armen Christen in Madagaskar, damit ihr Nothruf in die Christenheit dringe: „Machet Eure Gebete zu Gott für uns stark, und Eure und unsre Gebete, die Tag und Nacht aufsteigen, werden nicht umsonst zu Ihm empordringen!"

Ein Brief von einem madagassischen Prediger an die Wittwe des Miss. Johns läßt uns Blicke in die persönlichen Leiden der Verfolgten thun, weßhalb er hier eine Stelle finden möge: „Geliebte Mutter! Wenn ich Papier, Feder und Tinte ergreife, um Ihnen zu schreiben, so bewegt sich mein Herz und Alles, was in mir ist. Ich habe Ihnen viel zu sagen. Ich möchte Ihnen von den Kümmernissen erzählen, die uns getroffen haben. Sehr groß war die Verfolgung, die uns in die Wüste trieb. Sie suchten mich zu tödten. Ich wurde angeklagt, zu den Vorfahren der Engländer gebetet und die Leute gelehrt zu haben, auch also zu thun. Beamte und Andere wurden gesandt, mich festzunehmen, und sie nahmen Alle, die in meinem Hause waren, gefangen, auch mein Weib Rabodo. Meine Kinder, Knechte und was ich im Hause hatte, nahmen sie als Buße für die Königin hinweg. Sie banden mein Weib Rabodo und peitschten sie vom Morgen bis an den Abend, damit sie ihre Genossen nenne. Sie wurde unmächtig, und sie ließen sie sich ein wenig erholen und dann schlugen sie sie wieder. Sie weigerte sich aber, irgend einen Namen zu nennen, so daß sie erstaunt riefen: 'Sie ist in der That eine Christin!' Da es ihnen nicht gelang, ihr Namen abzupressen, legten sie ihr schwere Ringe um Hals und Knöchel und verbanden sie unter einander mit Ketten und fesselten sie mit vier andern Christen zusammen. Fünf weitere wurden ebenso zusammengebunden, und noch eine dritte Partie von sechszehn. Während

in kurzer Rede, wie es sein einziger Wunsch sei, sich dem Wohle seines Volkes und seines Landes zu weihen, über das er jetzt zu regieren habe. „Die Sonne," schreibt später Ellis, „gieng an jenem Tage, an welchem Radama II König von Madagaskar geworden, nicht unter, bevor er allen seinen Unterthanen gleichen Schutz verheißen und erklärt hatte, daß es einem Jeden frei stehe, ohne Furcht und Gefährde, Gott nach den Eingebungen des eigenen Gewissens zu verehren. Er schickte seine Beamten, die Gefängnisse zu öffnen und die Ketten derer zu brechen, denen die Freudenrufe der Menge draußen schon verkündigt hatten, daß der Tag ihrer Erlösung gekommen. Er ordnete Andere ab, um den Rest der Verbannten aus den entfernten und verpesteten Distrikten zurückzurufen, wo Viele der Krankheit oder den schweren Ketten erlegen waren, mit denen man sie Kopf an Kopf zusammengefesselt hatte. Die Verbannten eilten heim. Männer und Frauen, abgezehrt und elend von Leiden und Entbehrungen, erschienen in der Stadt zum Staunen ihrer Nachbarn, die sie längst unter den Todten geglaubt, zur dankbaren Freude ihrer Freunde. Das langersehnte Jubeljahr war gekommen, und Freude und Wonne herrschten überall; denn Viele, die nicht an das Evangelium glaubten, sympathisirten mit den Christen in ihren Leiden, und freuten sich jetzt mit ihnen ihrer Befreiung." So schreiben sieben dieser Heimgekehrten von sich und Andern: „Am Donnerstag, den 29. August 1861, erschienen wir, die wir uns in der Verborgenheit aufgehalten. Alle Leute, die uns sahen, waren erstaunt, daß wir noch am Leben, noch nicht begraben oder von Hunden gefressen waren, und viele aus dem Volke wollten uns sehen, denn daß wir noch lebten, das setzte sie in Erstaunen. Am 9. Sept. kamen solche, die in Ketten waren, nach Tananariwo, aber sie konnten wegen ihrer schweren Fesseln und schwachen Leiber nicht gehen."

Mittlerweile hatte Rambosalama seinem Vetter den Eid der Treue schwören und sich auf seinen Landsitz zurückziehen müssen. Dort wurde er von zweihundert Soldaten bewacht. Dabei konnte er sich frei bewegen und mit seinen Freunden verkehren, was mehr von der Großmuth des Königs als von seiner Klugheit zeugt. Daß er aber gar, wie französische Zeitungen seiner Zeit berichteten, vom König hingerichtet worden sei, das war fälschliches Gerücht. Er starb vielmehr am 21./22. April 1862 eines natürlichen Todes. Immerhin ein Glück für den jungen König, dessen Bewährungsstunde nun geschlagen

hatte. Wie wird er erfunden werden? Bis dahin der Liebling des Volkes hatte er als Kronprinz große Hoffnungen erweckt. Werden sie in Erfüllung gehen? oder wird er das Loos so mancher seiner Standesgenossen theilen, die, beliebte Kronprinzen, hernach auf dem Throne den Erwartungen der Völker nur gar nicht entsprachen? — Der Anfang seiner Regierung war jedenfalls gut. Was Ellis schon im Jahr 1856 von ihm schreibt, schien in Erfüllung gehen zu wollen, erwies sich aber zugleich auch als eine Weissagung in Beziehung auf seine schwache Seite. „Ich bedauerte," schreibt er damals, „an dem Prinzen außerordentlich den Mangel einer guten Erziehung, da ich annehmen muß, daß, wenn die Geschichte ihre edeln Charaktere seiner Betrachtung vorgehalten hätte, die sittliche Größe sein Heldenbild geworden wäre. Seine Liebe zur Gerechtigkeit, sein freies, offenes Handeln scheinen entschieden und anhaltend zu sein. Er zeigt entschiedenen Widerwillen gegen Betrug und Grausamkeit, und betrachtet das menschliche Leben als etwas Geheiligtes. Sein Temperament ist feurig und stürmisch, daher sein Thun bisweilen übereilt. Er ist geneigt, sich zu viel auf Andere zu verlassen, weßhalb ihm die größte Gefahr von falschen und vorgeblichen Freunden droht, und sein dringendstes Bedürfniß sind weise und treue Rathgeber. Dennoch erregen sein Verstand und sein gesundes Urtheil billig unsre Verwunderung." Dabei war auch seine äußere Erscheinung gewinnend. „Er ist außerordentlich einnehmend, frei und offen in seinem Betragen, und von leichten Manieren. Er ist von gedrungener Gestalt, doch wohlproportionirt, mit breiten Schultern und breiter Brust. Er hat einen kleinen rundlichen Kopf, rabenschwarzes, etwas gekräuseltes Haar, kleine, aber helle und durchdringende Augen. Seine Gesichtszüge erinnern in Manchem an europäische; die Lippen sind voll, von einem Schnurrbart überschattet, die Nase eine Adlernase."

Einer seiner ersten Schritte war, dem Gouverneur von Mauritius seine Thronbesteigung anzuzeigen und zu bemerken, daß er mit dieser Kolonie gerne auf freundnachbarlichem Fuße stehen und eine englische Gesandtschaft mit Freuden bei sich empfangen wolle. Diese erschien denn auch im Oktober 1861 an Radama's Hof, um ihm zu seinem Regierungsantritte Glück zu wünschen und ihn Englands freundlicher Gesinnungen zu versichern. Sie wurde aufs kordialste aufgenommen. Ueberdieß hatte der gesetzgebende Rath von Mauritius 2000 Pfund Sterling votirt, um damit dem Könige Geschenke an Pferden, kost-

baren Geräthschaften, einem Krystallservice rc. zu machen. Auch Frankreich warb alsbald um dieses Königs Freundschaft, wie wir später sehen werden. Zu gleicher Zeit schrieb der König den protestantischen Missionaren auf Mauritius und dem Kap, und erklärte ihnen, daß das Land aufs Neue den Predigern des Evangeliums offen stehe. Der hochbetagte Lebrun auf Mauritius erhielt Einladungsschreiben sowohl vom Könige als von Rahaniraka, seinem ersten Sekretär, der, ein persönlicher Freund Lebrun's, einst unter dessen Dache und überdieß einige Jahre in England verweilt hatte. Der König sei entschlossen, sofort Schulen in großem Maßstab zur Unterweisung aller Klassen seines Volkes einzurichten. Schon ein Jahr nach dem Regierungsantritt kann Ellis schreiben: „Der König fährt fort, die Lasten des Volkes zu vermindern, und seinen Fleiß zu ermuthigen. Mit eigenem Verluste läßt er ihm bis dahin erhobene Taxen nach, lädt andere Nationen zu Freundschaft und Handelsverbindungen ein, und verheißt Schutz Allen, die ihm beistehen wollen, die Hilfsquellen seines Landes zu entfalten. Die erste That zur Hebung seines Volkes war die Errichtung nicht einer Festung oder eines Palastes, sondern eines steinernen Gebäudes zu einer Schule oder einem Kollegium, in welchem die Schüler durch einen Missionar eine höhere Erziehung erhalten sollen. Die Geschenke und Botschaften, welche der König an entfernte oder feindliche Stämme sandte, haben ihm dieselben zu freiwilligen und dankbaren Unterthanen gemacht, und die Anwesenheit ihrer Häuptlinge oder Repräsentanten bei der bevorstehenden Krönung wird einen ihrer hoffnungsvollsten Züge bilden. Das Gottesgericht der Tangena, die Ausübung der Wahrsagerei und Zauberei hat er abgeschafft; zu gleicher Zeit hat er den Götzen alle Unterstützung entzogen, und alle sind aus dem Palaste und aus der Hauptstadt entfernt worden." In der That ein vielversprechender Anfang.

Der jüngere Lebrun eilte denn auch statt seines Vaters sogleich nach Madagaskar in Begleitung des Madagassenchristen David Johns (Andriando), den er als Dolmetscher mit sich nahm, nachdem er lange als Evangelist unter seinen Landsleuten auf Mauritius gewirkt hatte. Am ersten Sonntag im Oktober versammelten sie zu Tamatawe vierzig Personen zu einem Gottesdienste, und Abends theilte Lebrun den dortigen Christen das heilige Abendmahl aus. Als sie Tamatawe schon verlassen hatten, erhielten sie aus der Hauptstadt einen von vier eingebornen Predigern unterzeichneten Brief mit der Adresse an Lebrun's

Vater. Er läßt uns einen erhebenden Blick in die Stimmung der dortigen Christen thun, und so möge das Wichtigste aus demselben hier folgen. Sie schreiben: „Wir sind mit Freude erfüllt, daß das Reich Gottes in unserm Lande Boden gewinnt und sich je länger je mehr befestigt. Seit Sonntag, den 29. September, haben wir in Tananariwo angefangen, öffentlich zum Gottesdienste zusammen zu kommen. Da Ein Haus nicht groß genug war, uns Alle zu fassen, so versammelten wir uns in eilf verschiedenen Häusern, und sie waren alle übervoll. Als die Leute sahen, wie groß die Zahl der Christen, waren sie außerordentlich erstaunt, und was ihr Erstaunen noch erhöhte, war das öffentliche Erscheinen von Christen, die, so lang verborgen, von Allen als todt betrachtet waren. Jedermann mußte ausrufen: 'Wahrlich, Gott ist groß, der also über diejenigen wachen kann, die ihr Vertrauen auf Ihn setzen!' Eine allgemeine Neigung, sich an uns anzuschließen, scheint die Leute zu erfassen. Wir wünschen daher dringend, Sie hier in Tananariwo zu sehen, um mit Ihnen zu berathen, was unter den jetzigen Umständen zu thun sei. Der König Radama II heißt uns schreiben, und die Missionare, sowie unsre Freunde und Landsleute in Mauritius überreden, daß sie kommen und sich in Tananariwo niederlassen. Es ist jetzt kein Hinderniß da, die Straße ist für Jedermann offen, Jedermann kann in voller Sicherheit beten, und das Wort Gottes hat freien Lauf in unsrer Mitte. Bringen Sie daher alle Arten madagassischer Bücher mit sich: die Bibel, Testamente, Traktate und ABC-Bücher, ja was immer im Madagassischen gedruckt ist; denn Jedermann reißt sich um das Wort Gottes. So brennend ist das Verlangen nach demselben, daß sie sich auf jedes Stück werfen, das sie finden."

Und Lebrun durfte bald sehen, daß das keine Uebertreibung war. Die Christen aus der Hauptstadt kamen ihm auf eine weite Entfernung hin entgegen. Nachdem man sich gegrüßt, setzte man sich zu einem einfachen Mahle nieder, sang ein Lied, las einen Abschnitt der heiligen Schrift und schloß mit Gebet. „Wir fühlten in der That hier und auf jeder Station den segensreichen Einfluß jener Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens." Der König hatte in der Hauptstadt für seinen Empfang gesorgt. Der Tag nach seiner Ankunft war ein Sonntag, für ihn ein Tag seliger Unruhe. Frühmorgens schon besuchten ihn christliche Freunde. „Von neun Uhr bis Nachmittags zwei Uhr ward ich von Kirche zu Kirche geführt. Fünf gottesdienst-

Ehe wir von dieser erzählen, ist vorerst ein Wort über die Missionssache in Amerika zu sagen. Der edle Kapitän Wickes hatte unter Pennsylvaniern viel von seinen Freunden in Sirampur geredet und ein nachhaltiges Interesse für ihre Sache angefacht. Nicht Baptisten, sondern Presbyterianer waren's, welche fortan ihnen die meisten Beiträge sandten. Dann hatten die Direktoren durch ihre missionsfeindliche Politik (1802 — 12) neun englische Missionare genöthigt, den Weg nach Indien über Amerika zu nehmen, wodurch diesen Gelegenheit gegeben worden war, den Missionseifer daselbst immer wieder neu zu beleben. Buchanans „Stern im Osten" hatte endlich im Seminar von Andover gezündet und Adoniram Judson mit andern Studenten zur Gründung des ersten amerikanischen Missionsvereins (American board) veranlaßt, 29. Juni 1810.*) Judson suchte erst Rath bei den Leitern der Londoner Mission; dann aber zwang er seine Freunde, ohne weiteres Besinnen ihn mit Newell nach Barma „oder sonst wohin" zu senden. Im Februar schifften sich die beiden Missionare ein, gefolgt von drei andern in einem später segelnden Schiffe.

Sobald sich die beiden Amerikaner auf der Kalkutta Polizei angezeigt hatten, als Missionare von Massachusetts, unterwegs nach einem Missionsposten im Osten von Bengalen, war der Amtmann der Hauptstadt, Martyn, in voller Thätigkeit. Er berichtete der Regierung, „die beiden Leute seien wohl verkappte Briten; denn der Missionsweg nach Indien sei in letzter Zeit über Amerika gegangen, weil kein Schiff der Kompagnie britische Missionare einführen dürfe; es stehe zu erwarten, daß noch viele Missionare nachkommen, die sich alle für Amerikaner ausgeben werden; sie alsbald zurückzuschicken, sei der einzige Weg, weitere ungesetzliche Einwanderungen zu verhindern." Die missionsfeindliche Partei hatte in der Regierung gerade die Oberhand; sie wollte, ehe die indische Frage vors Parlament käme, die alte Ordnung wiederherstellen, und jeden Eindringling, der keinen Freibrief aufweisen könne, aufs schnellste aus dem Lande schaffen. Thomason hatte gerade über die Missionspflicht gepredigt und die Regierung den Druck der Rede verboten. Der kranke Londoner Missionar Thompson war von Rangun über Kalkutta nach Madras gefahren; ihm folgte auf dem Fuße der Befehl seiner Ausweisung, der

*) S. Miss. Mag. 1864. S. 22.

ihn so angriff, daß er in wenigen Tagen starb. Den Amerikanern wurde der kurze Bescheid, ihr Schiff werde nicht fortgelassen, außer es führe sie wieder zurück.

Doch ließ sich Judson nicht einschüchtern; er stellte vor, wie er und seine nachrückenden Freunde nicht gedenken, auf dem Gebiet der Kompagnie zu bleiben, sie haben Rangun ins Auge gefaßt und könnten nöthigenfalls auch über Mauritius dahin reisen. Lord Minto ließ sich endlich bewegen, diese Bitte zu genehmigen. Da erhielt die Regierung einen neuen Bericht von dem eifrigen Herrn Martyn. „Am 15. August habe die 'Harmony' nicht drei, sondern sechs Missionare gebracht, von denen drei britische Unterthanen seien. Vier von ihnen haben Weib und Kinder bei sich, was schließen lasse, daß sie im Lande zu bleiben gedenken. Sie gestehen selbst, ihre Absicht sei zu predigen; wo, das müsse erst in der officina Missionarum (sic!), in Sirampur ausgemacht werden." Die Regierung befahl, „die bestehenden Gesetze müssen durchgeführt werden." So sahen sich die Amerikaner nach Schiffsgelegenheit um; doch nur einer, Newell, fand ein Plätzchen auf einem Fahrzeug, das nach Mauritius abgieng. Als die übrigen noch immer zögerten, ergiengen im November härtere Ordres, man solle sie mit der Flotte nach England schicken, sie können unterwegs mit den Kanonieren speisen; um ihre Frauen habe man sich nicht zu bekümmern. Die Flotte lag bei Sagar, 40 Stunden unter Kalkutta; Martyn sollte sie mit einer Polizeimacht den Fluß hinabschaffen.

Das war eben um die Zeit, da der Krieg Englands gegen Nordamerika auszubrechen drohte; wären sie erst nach England gebracht, meinte Judson, dann gute Nacht, Mission! Schnell entschlossen eilte er zu dem Kapitän des „Creole", der eben nach Mauritius abfuhr, und bewog ihn, noch bis Mitternacht zu warten. Dann wagte er mit Gattin und einem Kollegen, Rice, den Fluchtversuch. Aber die Wachsamkeit der Polizei vereitelte ihn; das Schiff wurde im Fluß eingeholt und durfte erst weiter fahren, als erwiesen war, daß es keine Missionare trage. Diese hatten sich rasch ans Land rudern lassen und irrten weiter am Ufer hin, da und dort in Gasthäusern einsprechend und mit Kapitänen über eine Passage nach Ceylon verhandelnd. Da kam noch zuletzt eine Nachricht: Lord Minto erlaube die Abfahrt nach Mauritius; sie ließen sich nun Tag und Nacht rudern und erreichten den „Creole" noch im letzten Augenblick.

Die übrigen zwei Missionare Hall und Nott entrannen auf ein Schiff, das nach Bombay segelte, ungeachtet aller Wachsamkeit von Martyns Polizeidienern. Der Generalgouverneur war darüber sehr ergrimmt und sandte Befehl an den Gouverneur von Bombay, die beiden Missionare auf ihre Kosten sogleich nach Europa zu senden. Am Tag ihrer Landung (15. Febr. 1813) wurde ihnen dieses Schicksal angekündigt. Sie baten aber aufs demüthigste um Nachsicht, erklärten den ganzen Vorfall und bewiesen, daß jetzt nach dem Ausbruch des Kriegs zwischen den beiden Staaten es ihnen unmöglich sei, die nöthigen Mittel zu einer Seereise aufzutreiben. Glücklicher Weise hatte in Bombay der brahmanisirte Gouverneur Duncan eben einem Freunde von C. Grant, dem freisinnigen Sir Evan Nepean Platz gemacht. Die Ordre, Amerikaner nach England zu deportiren, während man sie nur auszuweisen berechtigt war, schien ihm so ungesetzlich, daß er in Betracht der Krankheit Halls und Fr. Notts mit der Ausführung gerne zauderte. Als er endlich doch dem Befehl nachkommen mußte, ließ er sichs eine schöne Summe kosten, ihnen für eine passende Passage nach England zu sorgen. Auf einmal aber waren die beiden Paare von der Insel verschwunden; sie hatten gesucht, sich auf irgend ein nicht britisches Gebiet in Indien zu flüchten, wurden mit Steckbriefen verfolgt und endlich in der Nähe von Kotschin aufgefangen. Der Gouverneur entschuldigt sie in seinem Bericht an den Direktorenhof mit unverhohlenem Interesse: „ihr Enthusiasmus habe sie diesen Schritt in anderm Lichte betrachten lassen, als er ihnen, den Männern des Gesetzes, erscheinen müsse. Die Oberregierung habe ihm keinen Ausweg gelassen, sonst, gestehe er, würde er die Missionare unbelästigt im Lande gelassen haben. Dieselben haben sich auch, jenen Einen Schritt ausgenommen, zur völligen Zufriedenheit der Behörden aufgeführt." Wiederum suchte er zögernd nach einer Schiffsgelegenheit für sie, als ihnen ein Brief des treuen Kaplans Thomason aus Kalkutta ankündigte, Lord Minto sei durch Lord Moira ersetzt und es werden Schritte gethan, ihnen Erlaubniß zum Bleiben auszuwirken. Diesen Brief, der mit den Worten schloß: „Wir aber schauen höher hinauf als zu hohen Räthen und Gouverneuren. Wir haben ein gnädiges Haupt, das seiner Gemeinde eingedenk bleibt; Ihm sei die Sache im Glauben befohlen!" nebst noch einem Privatschreiben des Kaplans theilten sie dem Gouverneur mit und er begründete damit vor seinen Obern den Widerruf seines frühern Bescheids. Die Missionare durf-

ten bleiben, und aus dieser wunderbaren Verkettung gieng die Mahratta Mission der Amerikaner hervor, die blühendste im ganzen Gebiet der Bombay Präsidentschaft.

Nachdem dergestalt die fünf amerikanischen Missionare glücklich, so weit man sehen konnte, verjagt waren, machte sich Lord Minto's Regierung an die Bestrafung ihrer britischen Kollegen. Da war zuerst ein Herr May; doch da er nicht zu den Sirampurern gehörte, und nur Europäern, nicht Heiden predigen wollte, kümmerte man sich nicht viel um ihn.*) Johns und Lawson dagegen waren für Sirampur bestimmt; Fuller hatte sie nach Amerika gesandt, sobald Carey berichten konnte, es scheine bei der Regierung ein günstigerer Wind zu wehen. In Amerika wurden die beiden ein Jahr lang aufgehalten, was ihnen möglich machte, das Missionsinteresse bei Vielen anzuregen und 800 Pfd. Sterl. für das Uebersetzungswerk zu sammeln. Als sich der Wind in Kalkutta drehte, verwendete sich Dr. Marshman bei dem Lord für die erwartete Verstärkung, und erhielt das Versprechen, die beiden werden wohl in Indien bleiben dürfen, bis man bei den Direktoren über sie angefragt habe. Das schien genügend; in einer so kritischen Zeit, da das Parlament die ganze indische Verwaltung der letzten zwanzig Jahre prüfen sollte, durfte man Seitens der Direktoren auf rücksichtsvolle Behandlung schwieriger Fragen rechnen. Ueberdieß hatte Missionar Johns, ein Mediziner, kaum gelandet, die Stelle des erkrankten Stationsarztes von Sirampur zu versehen, was einen weiteren günstigen Zwischenfall bildete.

Nun war im Anfang des Jahres 1812 Robinson zum Missionar auf der Insel Java ausersehen worden, da der edle Gouverneur Raffles sogleich nach der Eroberung des niederländischen Inselreichs Dr. Marshman um Missionare für dieses Gebiet gebeten hatte. Lord Minto, welchen Marshman persönlich um Reiseerlaubniß für Robinson gebeten hatte, wollte diesem Versuch nichts in den Weg legen und Robinson stach unangehalten in die See. Statt aber nach Batavia zu gelangen, wurde das elende Fahrzeug von einem Sturm nach Kalkutta zurückgetrieben. Es war nun Monsunzeit, und monatelang fuhr kein Schiff nach Java ab. Als endlich ein Fahrzeug der Kompagnie dahin abgesandt wurde, bat Marshman (4. Jan. 1813)

*) Er war von der Londoner Gesellschaft als Nachfolger von Forsyth in Tschinsura ausgesandt worden.

den Sekretär der Regierung, Herrn Ricketts, seinem Kollegen die Einschiffung auf demselben zu erlauben. Ricketts war sehr erfreut, den guten Doktor zu sehen, da er gerade von ihm einen geschriebenen Bericht haben möchte, was es denn mit den drei neuen Missionaren Johns, May und Lawson auf sich habe, und warum diese über Amerika herausgekommen seien; da er aber von einem vierten (Robinson) rede, möge er so gut sein, gleich auch über diesen zu berichten. Marshman wurde darüber in eine äußerst unwillkommene Korrespondenz gezogen, in welcher er sich vornahm, das heikle Bekenntniß, die neuen Missionare seien ohne Freibrief der Kompagnie herausgekommen, möglichst hinauszuschieben. Man wußte nun seit acht Monaten, daß die Minister den Plan hatten, Indien für Europäer zu öffnen und die ausschließlichen Rechte der Kompagnie-Angehörigen aufzuheben. Aber alle Vorsicht half nichts; Marshman mußte endlich gestehen, die Missionare haben vor ihrer Einschiffung keinen Freibrief nachgesucht. Natürlich, weil sie wußten, daß ihnen keiner verliehen worden wäre.

Nun hatte der Sekretär, was er wollte: ein schriftliches Geständniß. Der hohe Rath forderte eine Erklärung über die Absichten der Neuangekommenen, welche in demüthigster Form gegeben wurde. Indessen setzten die Sekretäre dem milder gestimmten Generalgouverneur zu, bis er (5. März) den drei Missionaren Johns, Lawson und Robinson befahl, sich mit der Flotte, die am 1. April absegeln sollte, nach England einzuschiffen. Tags zuvor hatte Robinson ein Schiff gefunden, das ihn nach Java führte, nachdem er schon sieben Jahre auf indischem Boden zugebracht hatte. Als ferner die drei Eindringlinge auf die Polizei beschieden wurden, konnte Marshman für Johns die Entschuldigung bringen, der britische Kommissär von Sirampur, Herr Forbes, erlaube ihm nicht, die Station zu verlassen, da sie seine ärztlichen Dienste nicht entbehren könne. Um so härter wurde Lawson angelassen und ins Gefängniß abgeführt, aus dem ihn jedoch Marshman bald befreite. Indessen mußte er versprechen, am besagten Tage sich einzuschiffen. Umsonst versuchte nun Marshman, den Lord selbst zu sprechen; nicht vorgelassen, stellte er in einem flehenden Schreiben vor, wie nöthig Lawsons Dienste für die Herstellung der chinesischen Typen seien, eine Sache, für welche Lord Minto sich immer besonders interessirt hatte. So durfte denn Lawson endlich in Indien bleiben, aber um so nöthiger schien es, Johns und Robinson zu deportiren. Trotz aller Verwendung des Kommissärs mußte jener sich aufs Schiff

begeben; und Raffles in Java wurde beordert, Robinson unverweilt nach Europa zu senden, ein Befehl, an den er sich freilich nicht kehrte, indem er im Gegentheil dem Missionar freie Hand ließ, sein Werk auf der Insel zu treiben.

Die Regierung hatte noch einmal ein Exempel statuiren wollen, damit Indien nicht in der neuen Aera, die nun anbrach, „mit Missionaren überschwemmt" werde. Die Kompagnie hatte freilich immer strenge Gesetze gegen unberufene Eindringlinge erlassen; doch hatte sie sich gescheut, dieselben gegen gebildete Männer zu vollstrecken, so lange diese sich nicht mit Politik abgaben; und hunderte von Briten trieben sich in Indien herum als Indigopflanzer und in andern bedenklicheren Eigenschaften, ohne wegen des mangelnden Freibriefs belästigt zu werden. Die Direktoren hatten noch im Jahr 1808 die Regierung aufgefordert, die Missionare möglichst zu ignoriren; wenn diese dennoch drei Amerikaner und zwei Briten auswies, so war das keinem andern Grunde zuzuschreiben als dem Missionshaß der alten Indier, welche gerade in jenen Tagen den Generalgouverneur umgaben. Um dieselbe Zeit aber, da er vielleicht meinte, den Direktoren einen besonders angenehmen Dienst zu erweisen, wurde er ohne alle Ceremonie durch Lord Moira ersetzt; und Sir G. Barlow, der schon zu seinem Nachfolger designirt war, traf dasselbe Geschick. Er wurde von seinem Posten in Madras, wo er eine gefährliche Empörung der britischen Offiziere veranlaßt hatte, ohne weiteres heimberufen, wie sehr auch Minto sich bemüht hatte, ihn weiß zu waschen. So ist diesen beiden Herrschern Indiens, den einzigen, welche sich durch Ausweisung von Missionaren einen Namen gemacht haben, der Lohn in ziemlich gleicher Münze ausbezahlt worden. Lord Minto selbst war den Serampurern persönlich gewogen, vermied im Umgang mit ihnen fast ängstlich, auf diese gehässigen Ausweisungen zurückzukommen, und bezeugte ihnen beim letzten Examen des Kollegiums öffentlich seine Hochachtung „für ihre außerordentlichen und vielseitigen Bemühungen um die Hebung Indiens und besonders für ihre wissenschaftlichen Verdienste". Dabei aber hoffte er, die vielbeklagten herrschenden Laster des Trugs, Meineids und der Fälschung durch Errichtung indischer und muhammedanischer Hochschulen, „in denen die Moral und Religion des Landes gelehrt werden sollte," wirksam bekämpfen zu können (März 1811)! Ebenso hat er (1810) das berüchtigte Gesetz erlassen, welches christlichen Offizieren die Sorge für religiöse Stiftungen, d. h.

die Beaufsichtigung der Reparaturen von Tempeln und Moscheen &c. auftrug. Doch war dieß Gottlob die letzte Verwaltung im Sinne der „alten Indier“; sie mußte etwas eingehender geschildert werden, damit man die Hindernisse, welche die Heidenmission in Bengalen während ihrer ersten zwanzig Jahre umgaben, genauer kennen lerne, als bisher der Fall war. Am 20. Okt. 1813 schiffte sich Lord Minto nach der Heimat ein, starb aber dort, noch ehe er sein Stammschloß in Schottland erreichte. „Das Wort Gottes aber wuchs und mehrete sich.“

(Fortsetzung folgt.)

Missionsliteratur.

Entstehungsgeschichte der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel. Eine Jubiläumsfestgabe von Dr. A. Ostertag. 1865.

Wir gestehen, eine Geschichte der Basler Mission, umfaßte sie auch nur ihr erstes Vierteljahrhundert, wäre uns eine noch willkommenere Festgabe gewesen, als diese Erzählung von den Anfängen des gesegneten Werks. Je länger jene Aufgabe hinausgeschoben wird, desto schwieriger wird sie; denn wenn auch die umfangreichen schriftlichen Quellen erhalten bleiben, so versiegt doch nach und nach der Born der lebendigen Erinnerung, der sich durch nichts ersetzen läßt. Noch wartet die Biographie des seligen Inspektors Blumhardt, deren Anfang in diesen Blättern (1857, 1859, 1860) gegeben wurde, auf ihre Vollendung. Wird sie der theure Verfasser zu Ende bringen? Fast scheint es, als biete er uns hier eine Abschlagszahlung, die uns wenigstens versichert, daß er sich fortwährend mit dem Gegenstand beschäftigt, in den er sich hineingelebt hat, wie kein anderer. Möge der Herr ihm zu diesem Zweck die Kraft erneuen, daß auch dieser Berg vor ihm zur Ebene werde und ihm noch mehr gelinge, als er in Leidenstagen für möglich hält.

Indessen begrüßen wir diese Festgabe mit wahrer Freude. Sie eröffnet uns einen Blick in die Tage unserer Väter, wie wir ihn gerade für ein Erinnerungsfest am besten brauchen können. Es ist keine romantische Anekdote, die uns hier erzählt wird, als ob etwa das Missionshaus aus einer geborstenen Hüninger Bombe fix und fertig herausgeschlüpft wäre. Sondern wir schauen in die stillen Be-

strebungen, die unsichtbaren, aber sehr reellen Kämpfe edler Männer hinein, deren Herz unter allem Druck trüber Zeiten den einen Entschluß festhielt, Gott an ihrem Geschlecht zu dienen, und die Hoffnung nie aufgab, es lasse sich noch Großes ausrichten, wenn man nur sich nicht schäme, klein anzufangen und, unbeirrt durch alle Stimmen rechts und links, den Willen Gottes zu hören und zu thun. An diesem Sinn der ersten Gründer des Werks sollen sich diejenigen stärken, denen es nun obliegt, dasselbe in unsern Tagen weiter zu führen. Und möge das Büchlein allen Missionsfreunden zu diesem Zwecke kräftigen Dienst erweisen!

Es liegt uns nun an, den Inhalt desselben kurz zusammen zu fassen, wobei wir freilich darauf verzichten müssen, die eingeschalteten Lebensabrisse der Väter der Gesellschaft wieder zu geben. Die Frage: wie es zur Gründung einer Mission in Basel kam, beantwortet sich im Wesentlichen also.

Ein Dr. Urlsperger, Prediger in Augsburg, durchreiste Deutschland mit einem Plan, zu dessen Verwirklichung er die Mitwirkung lebendiger Christen suchte: es galt, der Herrschaft des Unglaubens durch Vereinigung der Gläubigen kräftig entgegen zu arbeiten. Fast überall getäuscht in seinen Hoffnungen kam er 1780 nach Basel, wo es ihm gelang, eine deutsche Gesellschaft zur Beförderung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit, durch Correspondenz und Verbreitung von Schriften sowie durch regelmäßige Zusammenkünfte, ins Leben zu rufen. Dieselbe breitete sich nach Stuttgart, Frankfurt, Nürnberg, St. Gallen, Straßburg, Elberfeld, ja nach Altona, Amsterdam und Oesterreich aus. Basel sollte, so beschloß man, das Centrum sein, weil der Gedanke dort zuerst Anklang gefunden habe, dann auch als ein Ort der Freiheit, wo christlicher Thätigkeit die wenigsten Hindernisse in den Weg gelegt werden. Das war im Jahr 1783, und im folgenden Jahre fieng der Druck der Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit an, die noch immer fortgesetzt werden. Ein württembergischer Kandidat, Schmid, eröffnete die Reihe der Sekretäre der Gesellschaft, in Gemeinschaft mit einem Separatisten, dem ehrwürdigen Greis H. Brenner. Damit war zum Verband mit Württemberg und zu kirchlicher Weitherzigkeit der erste Grund gelegt.

Wie nun im Verlauf der Jahre Missionsanstalten da und dort erstanden, unter Baptisten und Anglikanern, in London und in Berlin, wurden dieselben von den verbündeten Freunden mit großer Freude

begrüßt, ihr Fortgang als ein Zeichen der Zeit aufmerksam verfolgt und durch Liebesgaben befördert. Besonders geschah dieß durch F. Steinkopf, der am Ende des 18. Jahrhunderts Sekretär der Gesellschaft war. Wie der nun auf eine Predigerstelle in London berufen wurde (1801), suchte er sich in Württemberg einen Nachfolger. Statt eines Kandidaten fand er nur einen jungen Schreiber, C. F. Spittler in Schorndorf, der aber die Stelle wohl zu versehen geeignet war, bis C. G. Blumhardt, damals noch Student in Tübingen, nach Basel kommen dürfte. Was konnten aber Steinkopfs Briefe aus London viel enthalten, als Nachrichten über die Mission im weitesten Sinne? Wurde er doch selbst 1802 in die Direktion der Londoner Mission gewählt, dann zum Ehrenmitglied der kirchlichen Missionsgesellschaft ernannt, und half auch im Jahr 1804 die Bibelgesellschaft gründen. Drüben schien alles voll von Missionstrieb, während man dießseits des Kanals unter dem napoleonischen Druck seufzte. So dachte denn auch Spittler selbst ernstlich daran, Missionar zu werden, während Steinkopf die beiden Studenten, Blumhardt und Handel, geradezu aufforderte, sich dieser Laufbahn zu widmen, und sie zum Dienst an der kirchlichen Mission einlud. Die Rücksicht auf eigene schwächliche Gesundheit, sowie die Sorge für verwaiste Geschwister verhinderten Blumhardt an solchem Entschluß. Aber weggelegt ward der Gedanke darum nicht; denn sterbend hatte ihm sein Vater (1800) unter Gebet und Händeauflegung geweissagt, er werde noch zu einem gesegneten Werkzeug von Gottes Gnade unter den Heiden bestimmt werden.

Sobald Blumhardt, um Ostern 1803, sein Examen bestanden hatte, eilte er nach Basel, wo er nun mit Spittler vier gesegnete Jahre in Einem engen Stübchen verlebte. Nicht nur kam er da mit Pfarrern und andern Gläubigen in die innigste Verbindung zu jeder christlicher Thätigkeit; er hat auch Englisch gelernt und in den vier Jahrgängen der Sammlungen, welche er zu Basel schrieb, die Fortschritte der Mission mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt. Missionskandidaten meldeten sich an und wurden, wie der katholische Schneidergeselle Butscher, an Jänike in Berlin gewiesen; oder man hatte Gaben für die Mission nach Herrnhut, Berlin und London zu übermachen. Und in den Versammlungen, die Blumhardt durch seine lebendigen Vorträge in Flor brachte, wurde die Missionspflicht den Gläubigen warm ans Herz gelegt.

So war denn die natürliche Folge, daß der rastlose Spittler sich

und seinem Bruder die Frage stellte: Sollte sich nicht hier in Basel eine Missionsschule gründen lassen? Sie wäre da doch besser placirt als in Berlin! Wieder und wieder wurde darüber verhandelt und gebetet; der nüchterne Blumhardt aber wies sie immer ab. Doch da Jänikes Anstalt durch den Krieg in große Noth gerieth, konnte ernstlich berathen werden, ob man sie nicht in Basel aufnehmen sollte, für welchen Fall Blumhardt mit Dr. Flatt in Tübingen sich über einen Erziehungsplan zu verständigen suchte.

Blumhardt war indessen von seiner Behörde nach Württemberg zurückberufen worden, um dort in aktiven Kirchendienst zu treten. „Unter tausend Thränen" verließ er das liebgewordene Basel, wo sich nun die Versammlungen allmählig leerten und das Feuer dünner brannte. Es wurde daher viel an ihm gezogen; allein er war nun Pfarrer in Bürg geworden (1809) und hatte geheirathet. Was er auch dort schmerzlich vermißte, war, daß er von allen Missionsnachrichten abgeschnitten sei. Indessen übersetzte er die Missionsschrift des ostindischen Kaplans Cl. Buchanan, die später den Basler Kandidaten Benedikt LaRoche zum Eintritt in den Missionsdienst vermochte. In Bürg war es auch, daß Steinkopf 1812 ihn besuchte und durch reichliche Nachrichten aus dem Reich Gottes für die lange Dürre entschädigte.

Indessen war Spittler nicht müßig gewesen; er hatte an Goßner als Nachfolger für den angebundenen Blumhardt gedacht, weil der nun eben zu haben war. Derselbe hat auch (1811) vier Monate bei Spittler zugebracht und die Versammlungen in seinem Haus aufs Neue gehoben; dann aber wurde ihm klar, daß er in der katholischen Kirche zu verbleiben habe, so lange sie ihn irgend zu tragen vermöge. „Das Werk Gottes in Basel trieb mich hin, das Werk Gottes im katholischen Deutschland trieb mich wieder weg," schrieb er an Spittler und blieb fortan taub für die lockendsten Anträge.*) Fast wäre nun Spittler selbst auch aus seinem Nest gerissen worden; denn er sollte als württembergischer Rekrut nach Rußland marschiren; ein starker Schnupfen aber machte ihn im rechten Augenblicke „absolut untüchtig". Er sollte für einen längern und bessern Kriegsdienst aufbehalten bleiben.

Ein neuer Mann tritt nun auf, Nikolaus von Brunn, geb. 1766, dem schon in den neunziger Jahren gleichfalls die Frage zu schaffen

---

*) Siehe Joh. Goßner von Prochnow. Band 1. S. 171—187.

gemacht hatte, ob er nicht Missionar werden solle. Er wurde 1810 nach tüchtiger Arbeit im Kanton an die Martinskirche der Stadt Basel berufen und weckte nun in neuer Weise das Leben der engeren Gemeinde. Als es sich darum handelte, in Paris eine Bibelgesellschaft zu gründen, übernahm er diese Aufgabe 1812 und machte daselbst eine gute Schule in dieser Art von christlichen Bestrebungen durch.

Und nun trat der große Umschwung der Dinge ein. Das Joch, das auf den Völkern lastete, wurde zerbrochen; als eine Prophetin der neuen Zeit erschien Frau von Krübener in Basel und regte überall weitgehende Hoffnungen und Wünsche an. Im December 1813 wälzten sich die verbündeten Heere durch Basel über den Rhein. Und wiederum verhandelt der unermüdliche Spittler mit Blumhardt über eine Missionsanstalt, die sich um so leichter gründen lasse, da eben eine Traktatgesellschaft zu Stande gekommen sei. Auch der nüchterne Blumhardt konnte nun in Hoffnungen einer goldenen Missionszeit schwelgen und meinte, Basel sei wohl aus Gnaden für große Dinge aufbehalten. Im Sommer 1814 durfte er es wieder besuchen und sich im Freundeskreise stärken, der irgendwie ihn festzuhalten trachtete. Doch war die Zeit noch nicht gekommen.

Von Brunn scheint eben nun den größten Einfluß geübt zu haben. Er brachte neues Leben in die deutsche Gesellschaft; für seine Versammlungen reichte schon der bisherige Raum nicht mehr zu; in den Missionsstunden, die er zu halten anfieng, wurde das Interesse für die Evangelisirung der Heiden immer stärker angeregt. Man hörte Ermahnungen, wie sie seit Blumhardts Abgang kaum je vernommen worden, und über seinem Gebet für die Heiden zerflossen viele der Anwesenden in Thränen.

Da erschallt die Nachricht, Napoleon ist gelandet, und wieder beginnt der kaum verstummte Kriegslärm. Basel bekam diesmal etwas Pulver zu riechen; denn als General Barbanegre in Hüningen (27. Juni 1815) von den Alliirten blokirt wurde, kam es, während schon vom Frieden geredet wurde, zu neuen Feindseligkeiten. Derselbe setzte am 26. Juli die reiche Stadt durch 50 Bomben in großen Schrecken, drohte dann, sie in Brand zu schießen und fieng sogar noch im August an, seine Drohung auszuführen. Doch kam am 26. August endlich eine Kapitulation zu Stande. Natürlich ließ diese Zeit der Gefahr und Errettung bei allen Bürgern einen tiefen Eindruck zurück.

Nun war im Mai nach einer Monatsstunde ein Jüngling bei

Von Brunn eingetreten, der gerne Missionar geworden wäre; Spittler, meldete er, habe ihn aufs Warten verwiesen. Da besprach sich Von Brunn mit Spittler, ob sich denn nichts thun ließe, solche Jünglinge in der Stadt selbst für den Missionsdienst vorzubereiten. Man brachte die Frage vor die Christenthumsgesellschaft, welche sich aber nicht darauf einlassen wollte; immerhin dürfe Spittler auf seine Faust etwas wagen und, wenn es ihm gelinge, werde ihn die Gesellschaft gern unterstützen. Diesem war ein solcher Bescheid ganz erwünscht; er schrieb an Jung-Stilling, der den Plan billigte. Schon melden sich mehrere Jünglinge, und etliche 1000 fl., welche sich einfinden, ermuthigen zu einem frischen Anfang. Einige Geistliche erbieten sich, am Unterricht der Jünglinge thätigen Antheil zu nehmen. So wird denn Blumhardt davon in Kenntniß gesetzt: ein Inspector sei jetzt das Eine was noth thue; es sollte ein Mann sein, der Englisch und Holländisch verstehe und dgl.; ob er keinen solchen wisse? (27. Mai). Der gute Pfarrer wundert sich, daß sein Freund des Planmachens nicht müde werde, meint aber doch, der Gedanke stamme von oben; nur sollte kein Inspector gewählt werden, der so blöde und armselig sei, wie er, der Schreiber.

Die Sache war dem ungeachtet im besten Gang, noch ehe die Bomben in die Stadt fielen. Goßner schreibt aus München (20. Juli) an Spittler: „In Hinsicht der Missionsanstalt bin ich ganz damit einverstanden, daß du eine errichten sollst. Einen Zögling kann ich dir gleich schicken. Aber mit den Katholiken fang nicht an; denn die mit Euch eines Sinnes sind, sind Wenige und gelten nicht mehr als Katholiken. Das wünschte ich aber, daß man ohne Rücksicht auf Formen nur auf die Hauptsache sehe, wie es die englischen Gesellschaften machen, und nicht von einer Form loszureißen und in eine andere einzuzwängen suche. Jesus Christus, lebendig im Herzen erfaßt und geglaubt, muß das einzige Erforderniß sein, auf das gedrungen wird. Wer nur Ihn predigen will und dazu mit seinem Geiste ausgerüstet ist, daß er Jesum mit Wort und That lebendig darstellen kann, der ist tüchtig ein Missionar zu werden. Es würde mich sehr freuen, wenn du so ein Institut zu Stande brächtest mit der Hilfe des Herrn." (J. Goßner, S. 239).

Noch ehe dieser Glückwunsch eintraf, hatte Spittler (18. Juli) bei der Unterrichtsbehörde, das Kantonsdeputaten-Amt benannt, eine Bittschrift eingereicht, darin er um die Erlaubniß nachsuchte, ein

Missionsinstitut zu errichten, „worin anerkannt rechtschaffene und religiös denkende Männer jeder Konfession und jedes Standes zweckmäßigen Unterricht erhalten könnten, um nach einigen Jahren als brauchbare Missionare zu der zahllosen Menge von Heiden zu reisen und ihnen nach dem Befehle Christi das seligmachende Evangelium zu verkündigen." Da Spittler alle erdenklichen Garantien bot, und dem gefürchteten Staatsrath Ochs mit kindlichem Vertrauen seinen Wunsch ans Herz legte, wurde die Errichtung ohne Weiteres gestattet.

Wenn nun Viele über dem Bombardement das Beten wieder lernten, so machte das auf Spittler den Eindruck, daß man das Eisen schmieden müsse, so lange es heiß sei. „Unser Präsident Jesus Christus," dachte er, „richtet mit drei oder vier Knechten leicht mehr aus, als mit dem größten fessionirenden und debattirenden Kollegium." Schon erboten sich Einige zu Beiträgen, andere gieng man an; ein freiwilliger Kassier, Merian-Kuder, ward gefunden. So blieb nur noch Blumhardt zu bombardiren übrig. Der aber wollte für das Unternehmen „einen festen Boden" durch eine leitende Kommittee und empfahl christliche Ueberlegung, Nüchternheit und Besonnenheit; während Spittler nicht mit Unrecht drängte: „wie lange schon haben wir überlegt und uns besonnen?" und auf die Versicherung der englischen Gesellschaften, daß sie die in Basel gebildeten Brüder gerne übernehmen und aussenden werden, als einen hinlänglich festen Boden hinwies.

Auch Blumhardt findet zuletzt (6. Sept.), daß der Zeitpunkt günstig und Basel der rechte Ort für das Unternehmen ist. Seine übrigen Bedenken wurden nun durch das Auftreten des Mannes gehoben, der damals die in England gewonnene Missionserfahrung repräsentirte, des Dr. Steinkopf. Dieser kam nämlich nach Basel, um das erste Bibelfest mitzufeiern, und rieth, nachdem er die ganze Korrespondenz eingesehen, zum alsbaldigen Zusammentreten einer Kommittee. Spittler überzeugte sich, daß dies der rechte Weg sei, und bewog von Brunn als Präsident einzutreten. An ihn schlossen sich die Pfr. Laroche und Wenk und Prof. Lachenal an, und am 25. Sept. 1815 konstituirten sich diese sieben Freunde (nebst Spittler und seinem Mitarbeiter Kellner, sowie dem Kassier Merian) im Pfarrhause zu St. Martin als Kommittee der evang. Missionsgesellschaft. Sie beschlossen, in ihren Mittheilungen eine einfach brüderliche Weise zu beobachten, klein anzufangen und niemals größere Unternehmungen zu wagen, als

die Kräfte erlauben. Bei der zweiten Sitzung (3. Oct.) war Steinkopf anwesend und rieth nun, Blumhardt zum Vorsteher der Anstalt zu berufen. Man hatte gezweifelt, ob der Gehalt eines verheiratheten Mannes nicht die Kräfte der Gesellschaft übersteige, und darum (wie bei der deutschen Christenthumsgesellschaft) die Leitung zunächst einem jungen Vikar übertragen wollen. Nun aber ward man darüber eins, daß man einen ganzen Mann berufen müsse, und Steinkopf wurde beauftragt, an Blumhardt den Ruf der Kommittee zu überbringen. Damit hatte man auch Goßner's Sinn getroffen, der (10. Oct.) an Spittler schrieb: „In Hinsicht der Einrichtung eines Missionsinstituts verstehe ich gar nichts. Du weißt, daß ich zu äußern Einrichtungen nicht zu brauchen bin. In Hinsicht des Innern aber habe ich den Wunsch, daß ihr den Zöglingen einen Mann vorsetzet, der voll h. Geistes, voll Leben und Salbung aus Gott ist, der nicht nur Sprachen und Kenntnisse treibt, sondern vorzüglich vor allem den Geist des Lebens aus Gott, den apostolischen Geist Christi in den Zöglingen erweckt, der ihnen ohne Aufhören zuruft: Wollt ihr Posaunen der Gnade sein, so räumt euch der Gnade erst selber ein." Das warme Herzensleben war bei Blumhardt mit dem methodischen Geschick zur Leitung in einer Weise verbunden, wie sie sich auch bei tüchtigen Christen nur selten findet. Man fühlte, daß mit seiner Zusage das Unternehmen gesichert sei.

Diese ward auch bald erlangt. Steinkopf traf in Stuttgart mit dem eben durch Leiden geprüften Manne zusammen, der alsbald entschlossen war, „sich für dieß herrliche Werk ganz und gar mit Leib, Seele und Geist hinzugeben;" natürlich aber klein und still anzufangen, etwa mit sechs Zöglingen. König Friedrich erlaubte ihm, die Stelle anzunehmen, jedoch ohne Hoffnung auf Wiederanstellung im Vaterlande zu geben (19. Dec.). Die Kränkung wurde von Blumhardt kaum gefühlt; ihm wars, als sei seine geistige Existenz seit diesem großen Moment um viele Grade gehoben worden. Bis zum Frühjahr, da er in Basel einzurücken gedachte, entwarf er den ersten Plan für die Missionsschüler, der auf einen dreijährigen Kursus berechnet war; ebenso rüstete er sich auf die Herausgabe des Missionsmagazins, und arbeitete dessen zwei ersten Quartalhefte beinahe vollständig aus. Hilfsvereine wurden, zuerst in Stuttgart und Leonberg, gegründet, und ihnen besonders die Prüfung würtembergischer Missionspetenten aufs Herz gebunden.

In Basel und seiner Umgebung weckte indessen Frau von Krüdener durch ihre außerordentliche Thätigkeit den Sinn fürs Geben in einem Grade, wie man es bis zu jenem Nothjahre kaum erlebt hatte. Viele Schmuckkästchen und alte Familienschätze wurden dem Kassier übergeben, während die Londoner Missionsgesellschaft das neue Unternehmen mit einem Beitrag von 200 Pfd. St., die kirchliche mit 100 Pfd. St. unterstützte, so daß man auch dem theuren Jänike noch unter die Arme zu greifen im Stande war. Jünglinge meldeten sich für die Missionsschule und wurden von einer Prüfungskommission vorläufig geprüft. Am 17. April 1816 traf dann Blumhardt in Basel ein, vor ihm sein Frachtwagen, den ein schwäbischer Bauernbursche, Dürr, begleitete, der erste der Missionszöglinge. Noch drei Würtemberger, zwei Schweizer und ein Kurländer wurden nach einander aufgenommen, ein Kandidat Burkhardt zum Hilfslehrer gewonnen und im Mai ein Haus gekauft. Am 26. Aug. 1816 wurde die Anstalt feierlichst eröffnet, und vom Präsidenten die Losung des Tags gelesen: „Es soll nicht durch Heer und Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth." Alles warf sich auf die Kniee und flehte um diesen Geist.

Was dann weiter durch diesen Geist geschehen ist, erzählt die Geschichte der Mission. Man mag es wenig oder viel nennen, je nach dem Standpunkt des Untersuchenden. Zunächst nämlich dürfte feststehen, daß wer der Sache ferner steht, das gewonnene Resultat für geringfügiger halten wird, als wer das Einzelne erkannt und überschaut hat. Andererseits kann man auch mit der Arbeitsmasse eine so genaue Bekanntschaft gemacht haben, daß im Vergleich mit den Anstrengungen, Mühen und Opfern, welche im Verlauf der Jahre gefordert wurden, die Schätzung der reinen Ergebnisse wiederum zu kurz kommt. Uns will scheinen, als sei die geistliche Förderung der Arbeiter selbst, der Missionsleute im weitesten Sinne, alle Geber und Fürbitter mit eingeschlossen, der sicherste Lohn ihrer Mühen, der nie hoch genug angeschlagen werden kann. Dann ist, was unter den Heiden draußen gesammelt, gewonnen und vollendet worden ist, als reines unverdientes Geschenk von oben zu betrachten. Gewiß ist, daß von Allem, was wirklich geschehen ist, nur dem HErrn die Ehre gebührt.

Dictionnaire des Missions catholiques etc. par le Dr. E. de Djunkovskoy. 2 Voll. Paris 1863—64.

Dieß Werk ist Bestandtheil einer theologischen Encyklopädie von 65 Bänden, welche Abbé Migne herausgiebt, und daß wir's kurz bekennen, nur gar nicht geeignet, uns Achtung vor dem Zustand der theologischen Wissenschaft im katholischen Frankreich einzuflößen. An werthvollem Material ist natürlich kein Mangel, aber die völlige Abwesenheit aller Kritik und die Unzuverlässigkeit in Namen, Zeit- und Ortsverhältnissen müssen auch den sanftmüthigsten Katholiken diesseits des Rheins zum Aerger reizen. Für unsere Leser heben wir aus einem Anhang über die protestantischen Missionen, welche großmüthiger Weise mit dem 53. Theil der 3228 Halbseiten des Werks bedacht sind, Einiges hervor, was ihnen einen Begriff von diesem großartigen Unternehmen geben kann. Es versteht sich von selbst, daß von protestantischen Missionen zu reden, kaum der Mühe werth ist; „denn von ihrem Wirken in drei ganzen Jahrhunderten läßt sich jedenfalls nicht der zehnte Theil dessen sagen, was von der katholischen Mission in den letzten 10 Jahren zu berichten ist." Die erste deutsche Missionsgesellschaft ist in Elberfeld gegründet worden; G. Peltzer, der 1799 Nachrichten von der Ausbreitung des Reiches Jesu herausgab, hat die rheinische Mission gestiftet. Andrerseits hat Inspektor Blumhardt, der Stifter der Basler Gesellschaft, noch dazu im Jahr 1818 die Barmer Missionsgesellschaft gegründet; während Hoffmann Inspektor der Basler Gesellschaft geworden zu sein scheint, und seit 1838 das Missionsmagazin herausgiebt. In Barmen gedachte man die Batta's auf Sumatra zu evangelisiren, wagte aber nicht einmal einen Versuch zu machen. Auf Borneo fängt man eben an. Goßner ist ein protestantischer Missionar, der, von dem berühmten Neander beeinflußt, 1823 die Berliner Missionsgesellschaft gründete. Daß Goßner je Katholik war, scheint unbekannt geblieben zu sein; gewiß aber ist, daß Neander vor seinem Tod erkannte, daß zur Evangelisation der Heiden die katholische Kirche, nicht die evangelische berufen sei. „Akim-Neger" ist eine Basler Station in Westafrika, gegründet 1826; „Akra-Neger" eine andere ähnliche, nur näher am Meer, von Herrnhutern im Jahr 1737 begonnen und 1826 erneuert. Die Canara Mission der Basler hat „ausnahmsweise einige Erfolge gehabt", besonders durch den gelehrten Tübinger Theologen Mögling, der 1834 ausgesandt wurde; auch habe Gundert um 1844 etliche Brahmanen getauft [eine Thatsache, deren

er sich nicht erinnert]. Die Basler Mission in Kanton dagegen ist zu Boden gefallen durch den Tod eines Missionars im Jahr 1854, durch die Rückkehr des andern, und durch den Ausbruch des Kriegs im Jahr 1857. Von Schwarz's 50jähriger Arbeit in Indien sind kaum einige Spuren übrig, was freilich nicht sehr auffällt, sintemal „es nur ein Vierteljahrhundert bedurfte, um die glänzendsten Missionen des h. Xaver zu ruiniren." Dr. Graul ist bekannt durch seinen blinden Haß gegen den Katholicismus, welchen er durch die lächerlichsten Verläumdungen bekämpft, „statt sich mit den Missionen zu beschäftigen, für die er bezahlt wird"; und doch lassen sich auf jeder Seite von Grauls weit verbreiteten Schriften Beweise für den Katholicismus finden wie nirgend sonst. Der Haß und die Verfolgungen der Norddeutschen Protestanten gegen die friedlichen Katholiken müssen großentheils auf Grauls Schriften zurückgeführt werden, wie er denn die sœurs de charité Teufel nennt u. d. gl. Wunderbare Geschichten sind von Gützlaff [alias Gulzla] erzählt, der über einem Disput mit einem Brahmanen [! wo?] seinen Hochzeittag vergaß, sodann von einem blutig unterdrückten religiösen Aufruhr unter den Lappen u. s. w. Die Hermannsburger Mission in Portnatal ist die „einzige" protestantische Mission auf der Ostküste Afrika's, seit die Arbeit unter den Wanika's 1857 „ohne Resultate aufgehört hat". Den Rationalismus unter den protestantischen Missionaren hat Bernh. Schmidt am stärksten bekämpft. Neu war uns auch die freudige Botschaft, daß Williams' Märtyrertod auf Eromanga den Missionseifer so angeregt habe, daß fast alle Kannibalen auf den Neuhebriden das Evangelium angenommen haben!! Am erträglichsten kommen die Karenen-Mission, die Arbeiten der Brüdergemeinde unter den Eskimo's und Johnsons in Sierra Leone weg; überhaupt werden die Deutschen und Amerikaner milder behandelt, als die Engländer. Doch auch die Methodisten auf Fidschi hatten „ausnahmsweise einige Erfolge", indem Georg, König von Ban [Bau] Christ und Methodistenprediger wurde [was auf einer Verwechslung mit König Georg von Tonga beruht]. Das mag genügen. Wir können nur die studirende Jugend bedauern, welcher diese Encyklopädie la plus claire, la plus facile, la plus commode, la plus variée et la plus complète des théologies zu bieten unternimmt.





Straße in Bombay.

Madagaskar.

Vierte Abtheilung.

(Schluß.)

Die Londoner Missionsgesellschaft, 25 lange Schmerzensjahre dieser glücklichen Stunde harrend und sie erbetend, that denn auch sogleich die geeigneten Schritte, um die Mission in Madagaskar wieder aufzunehmen. Ein Fond von 7000 Pfd. war für diesen Zweck aufgespart worden, ein Missionsfreund, in der Freude über die glückliche Wendung der Dinge, fügte 1000 Pfd. hinzu, andere Freunde folgten mit ihren Gaben freudig nach. Die Gesellschaft ordnete in erster Linie ihren bewährten Freund Ellis nach Madagaskar ab, weil er die Verhältnisse dort am besten kannte. Am 20. Novbr. 1861 trat er seine vierte Reise dorthin an, war am 27. Decbr. in Mauritius, wo er, die gesunde Jahreszeit abwartend, schriftlich mit der Insel in Verkehr trat. Bereits war eine große Sendung heiliger Schriften hinübergesandt, darunter 480 Neue Testamente, 1892 Psalter, 665 Evang. Lucä, 2370 Ex. von Bunyan's Pilgerreise, 4290 ABC-Bücher. Bald sollten die Missionare selber folgen. Am 15. April 1862 schifften sich die Geschwister Toy, Duffus, Cousins, Parrett, Stagg und der Arzt Dr. Davidson in London ein. Sie hatten 10,600 Neue Testamente und viele Traktate bei sich nebst einer Druckerpresse.

Ellis kam am 22. Mai in Tamatawe an, das er außerordentlich verändert fand, überschwemmt mit Händlern aller Art, die Gutes und Schlimmes mit sich brachten, unter Anderem in kurzer Zeit mehr denn 60,000 Gallonen Rum. Er ward in das Haus des Königs geführt, das eigens für ihn eingerichtet worden. Am folgenden Tage hielten die dortigen Christen einen Dankgottesdienst. Ellis sprach

einige Worte zu ihnen auf madagassisch. Sie wünschten, daß er bete. Und als er dieß ablehnte, weil er der Sprache nicht mächtig genug, sagten sie: „Beten Sie auf englisch, die Leute hören es gern und Einige verstehen es.“ Er that es, madagassische Sätze dazwischenfügend und mit dem madagassischen Vater Unser schließend. Am 16. Juni erreichte er Tananariwo. Der König hatte einen expressen Boten geschickt, damit er seine Reise beschleunige. Zwölf Stunden von der Hauptstadt kam ihm eine Schaar Christen, Danklieder singend, entgegen, ihm die allgemeine Freude bezeugend, die über seine Ankunft herrsche. In dem schönen Dorfe Ambatomanga, dessen wir uns noch erinnern, ward der Sonntag gefeiert. Morgens und Abends fanden zwei große Versammlungen statt. Welch ein Unterschied zwischen Einst und Jetzt! „Ich hatte,“ schreibt Ellis, „im Jahr 1856 den Sonntag in demselben Dorf verbracht. Damals kamen nur wenige Christen verstohlen herbei und wir vereinigten uns zum Gebet des Nachts. Jetzt war das größte Zimmer im größten Hause des Ortes am hellen Tage offen und gedrängt voll von schlichten, andächtigen Anbetern, während draußen noch eine Menge das Haus umgab.“

Am folgenden Morgen übergaben ihm königliche Beamte zum Willkomm Briefe vom Könige und vom Staatssecretär. Nachmittags zog er in die Hauptstadt ein mit einem Gefolge von 200 Personen, überall von der Menge freudig begrüßt. Seine Wohnung war ihm in der Nähe des Palastes angewiesen. Am nächsten Tage wurde er in Gegenwart des Hofadels, vom König und der Königin herzlich empfangen, die ihre Freude bezeugten über Englands freundliche Gesinnung und die Bemühungen der Londoner M.-Gesellschaft, ihrem Volk die Segnungen des Christenthums und einer guten Erziehung zuzuwenden. Während der ersten Woche war Ellis' Haus beständig von christlichen Freunden aus der Hauptstadt und den umliegenden Dörfern besucht, um dem alten Freunde die Hand zu drücken und ihre Freude laut werden zu lassen. Diese Freude wurde nur dadurch etwas gedämpft, daß er ihnen keine Bücher mitgebracht. In manchem Kreise von Christen war wirklich nicht eine Bibel und sie hörten Gottes Wort nur, wenn ein Prediger oder Freund aus der Hauptstadt kam und es ihnen vorlas. Dennoch schien ihr Glaube einfach, schriftgemäß und fest. An den beiden kommenden Sonntagen war er Zeuge von zwei gottesdienstlichen Versammlungen in eigens dazu hergerichteten Häusern. Die Zwischenwände waren herausgenommen und so ein

freier Raum gewonnen. In einer dieser Versammlungen — zu Analakely — waren 1500 anwesend und zu Amparimbe nicht viel weniger. Bald nach Tagesanbruch strömten die Leute zusammen, und jeder dieser Orte war mit Ausnahme von zwei Stunden fortwährend bis Abends fünf Uhr dicht gefüllt mit wechselnder Zuhörerschaft. Ellis nahm an diesen Gottesdiensten thätigen Antheil. „Keine Schilderung wäre im Stande, eine richtige Idee zu geben von dem Ernst, der Aufmerksamkeit, der sichtlichen Andacht und dem tiefen Gefühl dieser Versammlungen." Das Gleiche bezeugt der englische Bischof von Mauritius, der im Juli in der Hauptstadt zum Besuche war, um sich von der günstigen Veränderung der Dinge zu überzeugen. Sein Herz ist ganz voll von dem, was er dort gesehen und gehört. Einen Erguß davon haben wir in seinen „Reden", die er bei verschiedenen Anläßen, auch in Exeter Hall in London, gehalten hat, und in welchen er zugleich unserm Ellis das beste Zeugniß giebt.

Von seiner weiteren Thätigkeit schreibt Ellis: „Ich werde gelegentlich zum Könige oder zu einigen höhern Beamten gerufen und seit kurzer Zeit war ich täglich von 1—3 Uhr beim König in seinem Hause, um mit ihm englisch zu lesen. Wir lasen zusammen aus einer großen Quartbibel, die die goldne Inschrift trug: 'Radama, dem Könige von Madagaskar, dargeboten durch die Londoner Missionsgesellschaft 1821.' Eine Anzahl Beamte, unter ihnen etliche Christen, sind gewöhnlich anwesend, und wir sprechen häufig über das Gelesene. Jeden Vormittag kommen zu mir 11—12 Söhne vom Adel und Beamtenstande, die bei mir englisch lernen. Sie begleiten mich in die Kapelle, und zuweilen auch zu den königlichen Lesestunden. Letzten Sonntag hatte ich mit Sr. Majestät Genehmigung einen Gottesdienst in seinem Hause Nachmittags drei Uhr. Se. Majestät, etliche seiner Beamten, alle meine Zöglinge und eine Anzahl Anderer waren anwesend. Ich las aus dem Alten und Neuen Testamente, betete theils englisch, theils madagassisch und schloß mit dem Gebet des HErrn. Dabei sangen wir zwei Mal. Hierauf sprach ich eine Viertelstunde über das theuer werthe Wort, daß Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, was Rahaniraka getreu dollmetschte. Alle waren sehr aufmerksam. Man sagte mir, der König habe seine Zustimmung ausgesprochen, und ich hoffe die Erlaubniß zur Fortsetzung dieses Gottesdienstes zu erhalten. Meine hohe Meinung von der Stärke und Reinheit der religiösen Gefühle unter dem Volk ist

noch durch nichts vermindert worden. Natürlich sind nicht Alle wirklich bekehrt, aber ich glaube, daß die künftigen Jahre zeigen werden, daß Viele in einem neuen Leben und in der Gemeinschaft Christi wandeln."—

„Die Zahl der Kommunikanten geben die eingebornen Prediger auf 740 und die sämmtlicher Christen im ganzen Lande auf 7000 an. Selten ist mein Haus von Besuchern frei; die Einen suchen ärztliche Hülfe, die Andern christlichen Rath und Unterricht." Deßhalb sehnte sich Ellis sehr nach der Ankunft der Missionare. Sie ließen auch nicht mehr lange auf sich warten. Am 30. August 1862 wurden sie in Antananariwo willkommen geheißen. Die Christen hatten ihnen eifrigst ihre Wohnungen hergerichtet, die sehr freundlich drein sahen. Wie Ellis sie am Sonntage zum Gottesdienste nach Analakely führte, wo über 1000 Personen versammelt waren, glänzten Aller Angesicht bei ihrem Eintritte. Auch als er sie dem Könige und der Königin vorstellte, drückten beide ihre Freude über ihre glückliche Ankunft aus und über die erwünschte Aussicht, ihr Volk unterrichtet zu sehen. Ellis führte sie dann in ihr Arbeitsfeld ein. Parrett sollte die Druckerpresse, Stagg die Schulen leiten, zumal die königliche Musterschule, aus der mit der Zeit auch Nationalgehülfen hervorgehen sollten. Die Uebrigen suchten sich zur Predigt in der Landessprache zu befähigen. Dr. Davidson bediente im ersten Jahre allein über 3000 Kranke mit Arzeneien.

Das erste bedeutende Ereigniß, das die neuangekommenen Brüder in Madagaskar erlebten und bei dem sie selbst eine Stelle einzunehmen hatten, war die Königskrönung, die am 23. Sept. 1862 unter großem Pompe stattfand. Wir kennen diese madagassischen Schaustücke und dürfen uns daher bei dem anderweitig reichlich vorhandenen Stoffe auf eine Schilderung derselben nicht einlassen. Ellis schildert sie als eine der imposantesten Scenen, die er je gesehen. Der König trug dabei die brittische Feldmarschallsuniform, ein Geschenk der Königin Viktoria. Die Krone jedoch setzte er sich selbst aufs Haupt mit der ausgesprochenen Bedeutung, daß er sie weder von England noch von Frankreich zu Lehen trage.*) Beim Krönungsbankett, das den Tag schloß, und bei welchem die Gesundheiten der Souveräne von Madagaskar, England und Frankreich getrunken wurden, waren sämmtliche Missionare anwesend.

*) Eine Variation dazu siehe weiter unten.

Der König, obwohl er bis dahin noch nicht die Neigung ausgesprochen, selbst ein Christ werden zu wollen, that dem Christenthum doch allen möglichen Vorschub, und das war vor der Hand genug. Der erste Eindruck aber, den die madagassischen Christen auf die Brüder machten, war im Ganzen ein überaus günstiger. Dabei sahen sie jedoch bald, daß man sich sehr irren würde, wenn man an ihre Erkenntniß und an ihr Leben den Maßstab legen wollte, den man in der christlichen Heimat an wahre Christen zu legen pflegt. Hören wir einen derselben in dieser Beziehung. Missionar Cousins schreibt nach einem siebenmonatlichen Aufenthalt im Lande (30. März 1863) unter Anderm: „Unser erstes Zusammentreffen mit den Christen in der Hauptstadt war ebenso erfreulich (wie das in Tamatawe). Einige von unsern ersten Begegnungen, besonders mit den älteren Christen, waren äußerst rührend. Persönlichen Umgang mit denjenigen zu haben, die lieber den Wald zu ihrer Heimat machten als Christum zu verläugnen, ließ mich beinahe über meine eigene Frömmigkeit erröthen. Wir kamen zur Feier des Abendmahls zusammen. Lange hatte ich dieß ersehnt, und es war in der That eine süße und heilige Zeit. Ich bin sicher, unsern Freunden in der Heimat mußte, als sie von diesem Gottesdienst lasen, der lebhafte Wunsch nach einer ähnlichen Ehre und Freude kommen. 800 Seelen so öffentlich ihre Liebe zu Christo bekennen sehen in einem Lande, wo den Namen Christi zu nennen vor kurzem noch das schrecklichste Verbrechen war, das war ein Anblick, den ich als einen reichen Lohn für all das betrachte, was ich zurückgelassen. Meine Gefühle waren tief erregt und mein erster Sonntag in Tananariwo wird nicht sobald vergessen werden. Doch glaube ich, daß meine jetzigen Meinungen der Wahrheit näher sind als jene bei meiner Ankunft. Indeß ist der Wechsel nicht ganz und gar entmuthigend. Wir haben ein großes Feld der Arbeit vor uns. Kein eingeborner Prediger kann unsern Platz ausfüllen. Unsere Gemeinden bestehen nicht aus ausschließlich gereiften Christen. Einzelne sind da, deren Frömmigkeit von Kraft und Entschiedenheit zeugt, Andere, deren Erkenntniß und Sorge für das ewige Leben gering ist. Dennoch glaube ich, das Christenthum arbeitet mächtig. Wir haben Männer, die mit großer Kraft predigen. Mein eigener Gehülfe Andriambelo ist ein merkwürdiger Mann. Ich höre ihm oft mit Verwunderung zu und habe große Freude an seinen Predigten. Er fieng einmal an die ganze Bibel auswendig zu lernen aus Furcht, sie zu verlieren.

unter dem 11. Juni 1868 die vier ordinirten Missionare Kestler, Hartley, Briggs und Pearse mit ihren Frauen unter Segel gehen und rief überdieß ihren alten Freund Cameron in der Kapstadt abermals nach Madagaskar, um den Bau der Märtyrerkirchen zu leiten. Eine neue, hoffnungsvolle Aera für die Evangelisirung Madagaskars schien angebrochen zu sein. Allein wenn je, so galt gerade bei diesem gedeihlichen Stand der Dinge den Missionsfreunden der Ruf: freuet euch mit Zittern!

---

4. Radama's II Fall.

Es ist uns schon früher aufgefallen, auf welch intimem Fuße Radama II noch als Prinz mit den beiden Franzosen Lambert und Laborde lebte. Beide erschienen denn auch bald nach Radama's Thronbesteigung wieder auf dem Plane. Am 24. Sept. 1861 schon war Lambert mit mehrern Jesuitenmissionaren von der Insel Reunion herüber nach der Hauptstadt gekommen, auch sie wurden aufs glänzendste empfangen. Unter ihnen war auch wieder der Pater L. Jouen, der fortan unter dem Namen „apostolischer Präfekt von Madagaskar" figurirt. Der jugendliche König betraute Lambert mit einer Mission an die Höfe von Frankreich und England, um ihnen seine Thronbesteigung als König der Howa's zu notificiren. Zugleich stellte er demselben trotz alles Widerspruchs von 200 Räthen eine Urkunde (charte privée) aus, die ihm die Minen, Wälder und unbebauten Strecken des Landes übergibt, mit dem Rechte, Straßen, Kanäle, Häfen und andere Etablissements anzulegen, ja Geld zu münzen. Lambert trat dieses Recht an den Kaiser der Franzosen ab, und es bildete sich nun in Paris eine Kolonisationsgesellschaft unter der Leitung des Barons P. de Richemont des Bassayns,*) worauf Frankreich durch den Vertrag vom 12. Sept. 1862 das erstemal einen König von Madagaskar feierlich anerkannte. In den späteren katholischen Berichten wird Lambert als Herzog von Imerina, und Laborde als französischer Consul aufgeführt, und dem Einfluß des Letzteren wird dort überhaupt das größte Verdienst zugeschrieben an den hochherzigen Gesinnungen und weitstrebenden Kulturplanen des Königs. Dieser

---

*) Siehe den Bericht von Sinonin in der Revue des deux mondes 15. April 1864.

sicherte den katholischen Missionaren die gleichen Rechte zu wie den protestantischen. Ueberhaupt wollte er mit aller Welt auf gutem Fuße stehen. Dieß wäre vielleicht möglich gewesen, wenn er ebensoviel Charakterfestigkeit als Gutmüthigkeit besessen hätte; diese artete aber bald in unverzeihliche Schwäche aus, die Alles gehen ließ, wie es eben gieng. „Man sieht," schreibt schon im Januarheft 1862 Dr. Ostertag mit richtigem Blick in die Sachlage, „man sieht, von welchen Gefahren religiöser und politischer Natur der junge König umgeben ist. Er will unzweifelhaft das Gute; das Wohl seiner Madagassen liegt ihm am Herzen; er weiß, daß das Christenthum die Quelle aller wahren Bildung und Gesittung ist. Ein großer Theil seines Volkes seufzt nach Unterricht und nach freiem Verkehr mit dem Ausland; Tausende haben die Götzen verachten und das Evangelium lieben gelernt. Aber noch ist im Innern eine mächtige und einflußreiche politische Opposition vorhanden, während von Außen die eifersüchtige und egoistische Politik Frankreichs und Englands droht. Eine andere Art von Gefahr liegt in der energischen Thätigkeit Roms, sowie nicht minder in dem demoralisirenden Einfluß, welchen der neueröffnete Verkehr mit dem Ausland, insbesondere die Zuchtlosigkeit der Matrosen und die Gewissenlosigkeit selbstsüchtiger Händler, auch dort wie überall ausüben wird."

Rom, um bei diesem zunächst noch etwas zu verweilen, wußte auch den günstigen Augenblick trefflich zu benutzen und kam den protestantischen Missionaren zuvor. Zwar, daß es seine Mission auch auf dieser großen Insel haben wollte, das ist ihm, wie die Dinge einmal liegen, nicht zu verargen. Wie früher, so hatte es im Jahr 1845 wieder eine Mission zu Tuliar an der St. Augustinbai eröffnet, die wegen der Fieberluft oft auf die Inseln St. Marie, Nossibe zurückverlegt wurde; dazu kam 1853 eine Station zu Baly auf der Westküste. Ueberdieß befanden sich auf der Insel Reunion eine Knaben- und eine Mädchenerziehungsanstalt für Madagassen. „Jene Anstalt soll die Madagassen mit der Landwirthschaft, mit den Handwerken und Künsten bekannt machen, inländische Katecheten und Schullehrer heranziehen, die Bildung eines Klerus vorbereiten, und durch christliche Ehen die Familie auf Madagaskar einführen." In dieser wurden 70—80 madagassische Mädchen erzogen, „damit sie dereinst brave Arbeiterinnen, treue Dienstboten, arbeitsame Gattinnen und gute Hausmütter werden können." — „Alljährlich werden dann

die gereiftern Zöglinge in kleinen Kolonien von fünf, zehn, fünfzehn oder zwanzig neuen Haushaltungen nach der heimatlichen Insel zurückgesendet, in hinlänglicher Anzahl, um dem Strome des bösen Beispiels fest entgegenstehen zu können." Gewiß lobenswerth. Aber minder löblich war, was nun geschah, um in das zuerst von protestantischen Missionaren angebaute Feld einzubringen, in Tamatawe und Tananariwo. Das ist doch gar nicht apostolisch, nicht nach Pauli Regel: Röm. 15, 20. Wie anders die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, die, gerufen von der Londoner, neulich die nördlichste Provinz Madagaskars, Wohemare, zu ihrem Arbeitsfeld erkor. Aber Rom liebt gerne das Gegentheil von solcher Missionspraxis, und wußte auch hier, wie gesagt, den günstigen Augenblick rasch zu ergreifen. Aufrufe giengen in alle katholischen Lande aus, und in Irland las man an gewissen Kapellen angeschlagen: „Man bedarf junger Männer zu Missionaren nach Madagaskar." Ellis traf unter seinen Mitreisenden (wie er 12. Dec. 1861 von Aden aus schreibt) sechs katholische Priester und vier Laiengehülfen, deren Reiseziel gleichfalls Madagaskar war. Und der Pater Jouen kann unterm 8. November desselben Jahres an den Papst schreiben: „Ich schätze mich glücklich, Ew. Heiligkeit melden zu können, daß Niemand den katholischen Missionaren zuvorgekommen, und daß sie die ersten waren, welche sich des Wirkungskreises bemächtigten. Wir haben uns auf den zwei wichtigsten Posten von Madagaskar niedergelassen (Tamatawe und Tananariwo). Wir haben mehrere Väter und Ordensschwestern nach den genannten Stationen übersiedeln lassen; letztere sind mit der Leitung der Schulen und den Anstalten der christlichen Mildthätigkeit betraut; der jugendliche König sieht allen diesen Unternehmungen mit größtem Wohlgefallen zu, und verspricht sich viel davon für die Zukunft seines Landes und die geistige Hebung seines Volkes." Zugleich liegt diesem Brief ein Brief Radama's an den Papst bei, in welchem der König sagt, Jouen habe sie auf seinen Wunsch kommen lassen. Am 6. August des folgenden Jahres wurden weitere sechs Priester, fünf Laienbrüder und drei Schwestern vom hl. Joseph von Cluny dem Königspaare durch Laborde vorgestellt. Fortan sah man sie überall im geistlichen Ordenskleid erscheinen. Zu Tamatawe waren vier Priester und zwei Schwestern, und zu Mahela, unsern Mahalawe's, drei. Ellis bewundert ihren Eifer, wenn er auch ihre Missionsmethode nicht billigen kann. Dagegen klagt bereits

Jouen in obigem Briefe: „Schon sucht der böse Feind den Samen des Unkrauts auf den Acker des Hausvaters auszustreuen. Die methodistischen Missionare, welche unter der Regierung Radama's I sich während zehn Jahren in der Hauptstadt behaupten konnten, dann aber von der Königin Ranawalona vertrieben wurden, ließen nach deren Tode nicht lange auf sich warten. So sind sie wieder gekommen, um uns die Ernte, welche, wie sie sagen, von Rechtswegen ihnen gehöre, streitig zu machen. Doch scheinen glücklicherweise die Christen, welche sie herangebildet, und deren Christenthum hauptsächlich in der Lesung der Bibel besteht, keine Vorurtheile gegen die katholische Religion zu haben, und wir dürfen hoffen, daß sie bald einsehen werden, wie groß der Unterschied ist, welcher zwischen dem Protestantismus und der heiligen, katholischen, apostolischen, römischen Kirche besteht, — dem Protestantismus, sage ich, mit seinen kalten, irrigen Grundsätzen, und der katholischen Kirche mit ihrer inwohnenden unerschöpflichen Fruchtbarkeit, mit ihren trostvollen Dogmen und Lehrsätzen, mit ihrer Einheit und Einigkeit des Glaubens, mit dem Glanze ihres Kultus, den Schätzen ihrer Liebe, den Gnaden ihrer Sakramente und der allvermögenden Kraft ihres heiligsten Opfers." Damit steht freilich in direktem Widerspruch, was der Bischof von Mauritius behauptet: „Mein fester Eindruck ist der, daß es nicht von geringstem Nutzen ist, die römisch-katholische Religion in Madagaskar zu verbreiten zu suchen. Einer der Priester, dem ich dort begegnete, bemerkte mir, daß einer gerade so gut versuchen könnte, einen Felsen mit einem Rasirmesser zu durchschneiden, als versuchen, die Madagassen zu römischen Katholiken zu machen." Nun die Zukunft wird's lehren. Vorderhand rühmen sich die dortigen Priester ihrer Erfolge besonders bei der Jugend. Die Königin habe ihnen drei Kinder, deren Adoptivmutter sie ist, anvertraut, damit sie in ihren Schulen unterrichtet würden. Der kleine Prinz Ratahiry ist vorzüglich ihr Abgott, welchem Pater Jouen schon 1856 den Namen Raphael gegeben, und der aus der protestantischen Schule weggenommen worden sei, worüber „die Protestanten jammerten, heulten und knirschten vor Wuth im eigentlichen Sinne des Wortes." Am 15. Aug. 1862, „am Feste der glorreichen Himmelfahrt der Königin der Engel und Menschen, am Namensfeste Napoleons," wohnte das Königspaar zum ersten Mal der Feier des Meßopfers bei unter großer Zuschauermenge. Die Katholiken hatten um jene Zeit „zwei Schulen mit

beinahe 400 Zöglingen und mehreren Tausend Eingebornen, die regelmäßig dem Gottesdienste beiwohnen, den Unterricht besuchen und sich auf die Taufe vorbereiten." Den größten Triumph aber feierte Jouen am Krönungsfeste, an welchem der König ein vom Papste geschenktes Medaillon am Halse trug. Doch das ist der eigentliche Triumph nicht. Kaum beleuchteten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Zimmer des Palastes, als Jouen mit dem Priester Finaz in denselben auf Befehl des Fürsten eintrat, um dort die Messe zu feiern. Jouen schreibt selbst: „Der methodistische Kaplan Sr. Majestät (Ellis) hatte sicherlich in dem Augenblicke keine Ahnung von dem, was geschehen sollte. Was würde er wohl gedacht haben, wenn er die königliche Krone auf dem Altare den Segen des katholischen Priesters hätte erwarten sehen?" Das ist allerdings eine Frage. Radama wußte unsern Ellis wirklich sehr zu täuschen. Nachdem die Krone geweiht, setzte Jouen sie dem Könige aufs Haupt. Nur Gott und seine Engel seien Zeugen dieser heiligen Handlung gewesen. In einem zweiten Briefe an den hl. Vater vom 24. Sept. 1862 schreibt Radama sogar: „Ich begreife, daß die katholische Religion die festeste Stütze einer Regierung ist, und ich werde nicht ermangeln, Alles zu thun, um dieselbe in meinem ganzen Reiche auszubreiten." Den methodistischen Predigern erweise er übrigens alle Gefälligkeit, bekannte Jouen selbst; ja dieser verhehlt nur schwer seine Eifersucht, daß jene so bevorzugt seien. Doch kann er auch schreiben: „Begegnet ihm (dem Könige) zufällig einer unserer Väter, so durchbricht er plötzlich die Reihen der Soldaten, die ihn umgeben, nimmt den Pater rasch bei der Hand und führt ihn, Arm in Arm, bis in seinen Palast. Da fängt man an zu singen, es wird Musik gemacht, man unterhält sich über Religion, Physik, Philosophie und — weiß Gott was; denn es gehört auch zu den Eigenthümlichkeiten Radama's, daß er de omni re scibili (über alles Wissensmögliche) diskutiren will — ohne Zusammenhang, ohne Uebergang, je nach dem ersten besten Gedanken, der ihm durch den Kopf fährt." Unser Pater aber hofft, die große afrikanische Insel werde durch ihr Glück und ihre geistige und materielle Hebung sich würdig machen, „hinfort auf immer den glorreichen Namen Ostfrankreich zu tragen."

Mit Radama aber gieng es nicht empor, sondern — leider rasch abwärts. Ein erstes Unglück für ihn war, daß zu Ende 1862 Rahaniraka, sein Staatssekretär, starb. Ihm folgte dessen Sohn, ein

wohlgesinnter, junger Mensch von 21 Jahren, von dem Ellis hoffte, daß er ein aufrichtiger Nachfolger Christi werde. Ein zweites Unglück für den König war, daß er sich mit lauter jungen Leuten umgab, die nicht nur in seine guten Absichten, sondern vorzüglich auch in seine Launen eingiengen, und daß er dagegen von seinen Berathungen die erfahrensten Männer der Nation ausschloß. So einer Bande verworfener Kreaturen preisgegeben, gerieth er auf die sonderbarsten Ideen. Die beste Regierung z. B. sei die, welche Jeden seine Sache selbst verfechten und für sich selbst sorgen lasse; dabei prahlte er, er sei der einzige Monarch in der Welt, der ein Reich ohne Blutvergießen regieren könne. Der Rath der Jungen bildete eine Art Leibwache um ihn, unter dem Titel Mena Maso's (d. h. Rothaugen, so genannt von ihrem scharfen Späherblick, mit dem sie Alles aufspürten und ihrem königlichen Freunde hinterbrachten). Mit ihnen verlebte er Tage und Nächte in seinem am Ende der Stadt gelegenen steinernen Hause in wilden Lustbarkeiten. Alle ernste Beschäftigung war verbannt. Es wurde musizirt, getanzt, gesungen, getrunken. Ueber die sich so anbahnende Katastrophe liegen uns drei Berichte vor, nämlich von Ellis, von Missionar Toy und von Pater Jouen, die im Wesentlichen zusammenstimmen und sich ergänzen.

Missionar Toy schreibt über den König: „Es ist wahr, er war von freundlicher, humaner und genialer Sinnesart, aber er war auch eingebildet, frivol, irreligiös, äußerst ausschweifend und in jedem Betracht zum Regieren unfähig. Sein Leben, seit er auf den Thron gelangt, hat er zum größten Theile in Vergnügungen der niedrigsten Art verbracht; umgeben von Maitressen, Tänzerinnen und schlechten Rathgebern. Ernstgesinnten Freunden zeigte er sich ernst, und zog sie ins Lächerliche, sobald sie ihn verlassen hatten. Er verachtete aufs Aeußerste die Rathschläge seiner besten Freunde und gesetzlichen Rathgeber und hätschelte diejenigen, welche die Ursache seines Ruins geworden. Gegen uns zwar und gegen Ellis war er immer freundlich und gefällig. Er sorgte dafür, daß bei Ellis' Besuchen nichts Unziemliches vorfiel. Dem Gottesdienst wohnte er fleißig bei und schien aufmerksam zu sein. Allein nach demselben machte er nicht selten seine Begleiter laut lachen, indem er die Manieren des Predigers nachahmte." Was ihn aber vollends auf die abschüssige Bahn des Verderbens brachte, das war eine eigenthümliche Erscheinung, die auf seinen abergläubischen Sinn berechnet war. Er hielt nämlich viel auf

Träume und Geistererscheinungen, und glaubte durch sie am sichersten den Willen Gottes zu erfahren. In Gegenwart von Europäern konnte er über die Götzen und ihre Hüter spotten, aber im Herzen fürchtete er offenbar ihren Einfluß. Da erhob sich auf dem Lande eine Geistes-epidemie, wie die Geschichte der menschlichen Narrheit je und je von solchen zu berichten weiß, hinter der hier aber, wie sich unzweifelhaft herausstellte, die heidnische Partei stak, obenan die Götzenhalter und Mena Maso's. Verzückte Tänzer, die vorgaben, sich ihres Thuns nicht bewußt zu sein, standen in den Provinzen auf und bewegten sich hüpfend, springend, singend, mit den Händen klappernd in wachsender Anzahl wie eine ansteckende Seuche gegen die Hauptstadt. Sie hätten Gesichte und vernähmen Stimmen aus der Geisterwelt. Unter Anderem seien ihnen die Vorfahren des Königs erschienen und haben gesagt, wenn der König dem Beten im Lande kein Ende mache, so werde ein großes Unglück über ihn kommen. Er lieh diesen Betrügern nur allzusorgfältig sein Ohr und die Götzenpriestee bestärkten ihn darin. Die Tänzer verlangten, daß man den Hut vor ihnen abziehe. Was geschieht? Der König giebt einen Befehl, daß bei Strafe von 30 Thalern Jedermann dieß thun müsse. Werde Jemand von ihnen auf der Straße niedergeworfen oder gar niedergeschlagen, — sie seien unzürechnungsfähig und dürften nicht gestraft werden. Durch solchen Erfolg ermuthigt, bereitete die heidnische Partei — denn darauf war das ganze Spiel angelegt — einen Mordanschlag auf die Christen vor, die während des Gottesdienstes niedergemetzelt werden sollten, was aber durch den Premierminister und seine Freunde nachgehends vereitelt ward. Ellis, als ein Hauptbeförderer des Christenthums, sollte vor Allem fallen. Ja um dieß ungestraft durchzusetzen, vermochten sie den König zu einem Gesetz, nach welchem kein Kampf mit Feuerwaffen, Speer und Schwert zwischen zweien oder mehreren Personen verhindert, und wenn Einer falle, der Thäter nicht gestraft werden dürfe. Man traut seinen Ohren kaum, aber so lauten die Berichte. Als die Nachricht davon unter die Leute drang, gerieth Alles in Bewegung nnd Aufregung. Am 7. Mai 1863 erklärte der König seinen Ministern und andern Palastbeamten diesen seinen Entschluß. Der Tag vergieng unter Berathungen, was zu thun. Am andern Morgen begaben sich gegen hundert Angesehene, angeführt vom Premierminister, seinem Bruder, dem Oberbefehlshaber der Truppen, zum Könige, um ihn zur Zurücknahme des die Anarchie herauf-

beschwörenden Gesetzes zu vermögen. Der Minister soll vor dem Könige auf die Kniee gefallen sein, allein er blieb unbeweglich. „Dann müssen wir zur Gewalt unsere Zuflucht nehmen," hieß es. Sie giengen ab. Am Abend sollte Ellis im Palaste bei seinem gewöhnlichen Besuche ermordet werden. Glücklicherweise war er vom Minister gewarnt worden und gieng deßhalb eine Stunde früher; dann zog er sich in Dr. Davidsons Haus zurück, das am großen Paradeplatz Andohalo stand und dem Minister gehörte. Dorthin eilten auch, vom englischen Konsul gewarnt, die übrigen Missionsgeschwister, bereits durch die bewaffnete Menge dringend. Die katholischen Missionare und Ordensschwestern hatten sich in Laborde's Haus geflüchtet. In der Nacht suchte sich jede Partei ihrer Leute zu versichern. Mit Tagesanbruch drangen bewaffnete Haufen in die Stadt, während Andere sich mit ihrer Habe flüchteten. Der König ward von seinen Truppen verlassen. Diese besetzten Andohalo und alle Eingänge der Stadt. Zunächst wollte man sich nur der Mena Maso's versichern, die als die Verführer des Königs galten. Zehn etwa wurden sogleich getödtet, Andere flohen, noch Andere blieben beim König. Der Sonntag wurde wieder mit ihm in Unterhandlungen verbracht. Zuletzt, als er sich wirklich verlassen sah, willigte er in die Uebergabe, falls ihr Leben geschont würde. Am Montag, den 11., wurden sie in Fesseln geschlagen und unter starker Bedeckung abgeführt. Zu Weiterem aber wollte sich der König nicht verstehen. Er allein sei Souverän, sein Wort gelte als Gesetz, seine Person sei heilig, er werde göttlich beschützt, und Jeden, der sich seinem Willen widersetze, werde er ernstlich bestrafen. Auf das hin scheinen die Führer der Regierung gefunden zu haben, es sei das Beste, ihn zu entfernen. Am Dienstag, den 12. Mai, drangen Etliche in sein Zimmer und erdrosselten ihn. Die Königin, die bei ihm gewesen, habe ihn retten wollen, sei aber gleich in ein anderes Zimmer gebracht worden. Erst Nachmittags vier Uhr wurde unter Kanonendonner dem Volke verkündigt, der König habe sich selbst getödtet und seine Gemahlin Rabodo habe unter dem Namen Rasoherena seinen Thron eingenommen. Die Mena Maso's aber, 35 an der Zahl, mußten sterben. Die Minister und Großen des Reichs, um die bisherige Willkürherrschaft, wenn nicht unmöglich zu machen, so doch zu beschränken, hatten der Königin zuvor eine Art Konstitution vorgelegt, die sie und der Premierminister unterzeichneten. Nach derselben ist allen Fremden, die sich dem Gesetz des Landes

unterziehen, vollkommene Freiheit und Schutz verheißen. Mit allen Nationen sollen freundliche Beziehungen unterhalten werden. Doch werden die (thöricht genug) abgeschafften Zölle wieder eingeführt. Das Christenthum darf überall gelehrt werden, mit Ausnahme von Ambohimanga, dem Begräbnißplatze der Howa-Herrscher.

So kläglich für ihn endete Radama's kurze Regierung, die anfangs so Großes hoffen ließ. Ueber ihn selbst aber bemerkt Missionar Toy gewiß richtig: „Sein ganzer Charakter war ein Problem, das man vergeblich zu lösen versucht. Als Prinz und während der verfolgungssüchtigen Regierung seiner Mutter deckte seine Humanität und Gutmüthigkeit alle seine Fehler zu, und machten ihn zum Liebling des Volkes. Als König verdunkelten seine Fehler alles Bessere an ihm und brachten ihn eilig in allgemeine Verachtung." Die neue Regierung aber schien sich gut anzulassen. Im Missionswerke selbst war kein Stillstand eingetreten. Die Versammlungsorte wurden gleich wieder stark besucht. Den Gemeinden wurden jeden Monat neue Glieder hinzugefügt. Toy allein hatte über diese Zeit 46 getauft, 31 in die Kirchengemeinschaft zugelassen, 20 Andere warteten auf die Aufnahme und noch Andere wünschten getauft zu werden. Ueberdieß kann er schreiben: „Auch selbst unter dem Adel ist kaum eine Familie, wo der Einfluß des Christenthums nicht in größerem oder geringerem Grade gefühlt wird. Der gegenwärtige Stand aller Gemeinden in der Stadt scheint äußerst ermuthigend." Die Königin versicherte außerdem unserm Ellis bei einer Audienz, daß gegen die Mission und ihr Werk keinerlei Veränderung eintreten werde. Seine Feinde aber klagten ihn als den Haupturheber der ganzen Katastrophe an, und in öffentlichen Blättern wurde er als solcher gebrandmarkt. Er habe den König zu Neuerungen gedrängt und dadurch die Wuth der altheidnischen Partei heraufbeschworen, und so den König um Thron und Leben gebracht.*) In einem Schreiben an seine Kommittee nennt er dieß Verläumdungen, auf die sie nicht hören solle

*) Jouen wagt diese Behauptung nur anzudeuten, ultramontane Blätter sprechen sie entschiedener aus, ein deutscher Geschichtschreiber hat sie endlich zur Thatsache zu stempeln gewagt. Der Franzose Sinonin, der im Herbst 1863 die Insel besuchte, sagt gewiß das Richtige, wenn er zu dem Schluß kommt: La révolution du 12 Mai, quelles que soient les raisons qu'on ait voulu lui donner, n'a été qu'une réaction du parti des nobles, trop vite sacrifié par Radama II.

und fügt hinzu, bis dahin hätten sie ihm nicht geschadet, und die Zeit völligerer Rechtfertigung für ihn werde nicht ausbleiben. Allerdings hat er auf den König einigen Einfluß ausgeübt, er mußte dies thun, wenn er die Civilisation Madagaskars wollte; zu bedauern ist nur, daß der König sich je länger je mehr dem Einfluß seines Freundes entzog. „Wir sind überzeugt," schreibt seine Committee von Ellis, „der Tag ist nicht fern, da die Reinheit seines Charakters und die Uneigennützigkeit seiner Motive vor der Welt siegreich werden offenbar werden."

Wird sich aber die neue Königin halten können? das war jetzt wiederholt die Frage. Verschiedene Gerüchte, die durch französische Blätter ins Publikum drangen, ließen das Aeußerste befürchten. Das erste war, die Sakalawen seien aufgebrochen, um die Ermordung Radama's II zu rächen, 4000 Howa's seien bereits gefallen und jene besetzten schon die Hügel der Hauptstadt. Thatsache war, daß sie die Viehheerden der Howa's wegtrieben und man wirklich in der Hauptstadt einen Ueberfall fürchtete. Ellis selber flüchtete mit seinen Papieren in die Vorstadt zu den Brüdern nach Amparibe. Allein die andringenden Haufen wurden zerstreut und am 28. Juli 1863 verkündeten Kanonen den vollen Sieg über die Rebellen. Von andern Stämmen kamen Repräsentanten, um den Eid der Treue zu leisten, und freundliche Behandlung von Seiten der Königin und der Regierung machte den besten Eindruck auf sie. Diese Repräsentanten brachten auch den Missionaren die erste Kunde von dem Vorhandensein von Christen unter fernen und wichtigen Stämmen. Größere Spannung unter dem Volke der Insel brachte das lange künstlich unterhaltene Gerücht hervor, Radama II lebe noch und suche sich seinen Thron zurückzuerobern. Allein der König war und blieb todt; er war auch begraben, nur nicht unter den Königsgräbern. Er soll auch keine Stelle in der Königsliste finden. Die neue Königin Rasoaherena betrachtet sich als Nachfolgerin Ranawalona's. Das könnte verhängnißvoll werden, und ernste Bedenken erregte die Nachricht, daß der Premierminister sie zu seinen beiden übrigen Frauen geheirathet habe. Allein er erlaubte sich maßlose Ausschreitungen und Insolenzen gegen seine Kollegen und selbst gegen die Königin. Das führte seinen Sturz herbei. Er wurde vom Hofe entfernt und sein Bruder, Befehlshaber der Truppen, an seine Stelle gethan. Französische Blätter sahen darin den Anfang einer neuen Revolution. Es waren blinde

Schreckschüsse gewesen. Alles gieng seinen ruhigen Gang. Ellis schildert den neuen Minister als einen humanen Mann, von mäßigen Sitten, der, wenn gleich Heide, den Christen geneigt sei, und dessen ganzes Streben, laut seinen eigenen Worten, dahin gehe, die Erleuchtung und Wohlfahrt des Landes und aller seiner Einwohner zu fördern. Unter dem 17. Sept. 1864 war in der „Mauritius Gazette" zu lesen: „Alles geht gut zu Antananariwo und es herrscht die größte Ruhe. Die Leute sind mit der neuen Regierung im Allgemeinen zufrieden. Der letzte Premierminister lebt in stiller Zurückgezogenheit und sein Nachfolger arbeitet tüchtig und gewährt Befriedigung in seinem neuen Amte. Jegliche Freiheit ist den Fremden gestattet." Wir sehr wir uns dessen freuen, so wollen wir doch, zu oft schon enttäuscht, unsere Hoffnungen nicht zu hoch spannen.

---

5. Gegenwärtiger Stand.

Sämmtliche Missionare freuen sich jetzt ihrer ungestörten Wirksamkeit. Die Königin will ihren Unterthanen in Sachen der Religion Freiheit lassen: sie können Heiden bleiben, sie können Christen werden, je nachdem es ihnen beliebt. Von Ambohimanga, der Burg des Heidenthums und dem Begräbnißort der jetzigen Dynastie, soll das Christenthum ausgeschlossen sein, — die Christen müssen dort außerhalb der Mauern ihren Gottesdienst feiern. In dieses Privilegium wünscht neuerdings die heidnische Partei noch zwei weitere Orte derselben Gegend eingeschlossen zu sehen. Ob es geschieht, wissen wir noch nicht. Sonst hat das Evangelium überall seinen Lauf. Darin, daß die Königin eine entschiedene Götzendienerin ist, liegt allerdings ein gewisser, wenn auch unabsichtlicher Druck. Denn, da sie abergläubisch und eine entschiedene Anhängerin der albernen Bräuche ist, sind die Wahrsager immer zur Hand und nichts Wichtiges geschieht, ohne sie vorher berathen zu haben. Ihren Lieblingsgötzen hat sie bei sich im Palaste, und wenn sie ausgeht, begleitet er sie. Jeder wichtige öffentliche Akt wird entweder am Donnerstag oder Sonntag vollzogen, den beiden einzigen Glückstagen in der Woche, und da die Wahrsager zu wählen haben, welcher von beiden der glücklichere sei, so fällt die Wahl nicht selten auf den Sonntag. So fand die Krönung der Königin am Sonntag statt und nahm beinahe den ganzen Tag in Anspruch. So durften die Soldaten und Offiziere, die aus

dem Kriege gegen einige aufständische Stämme an einem Freitag zurückkehrten, nicht vor dem Sonntag in die Stadt einziehen, und mehrere christliche Offiziere konnten überdieß nicht zur Kirche kommen, weil sie, von der Königin gerufen, einem wichtigen Kabar anwohnen mußten. Diese öffentliche Anerkennung der Götzen seitens der Königin ist im Wachsen, und auch Christen müssen für sie am Sonntag arbeiten und ihren Belustigungen beiwohnen.

Ein wichtiger Akt der Anerkennung fand für die Christen am Christtag 1863 statt. Ihre Häupter hatten der Königin den Wunsch ausgedrückt, ihr ihre Aufwartung machen zu dürfen, und diese ließ ihnen erwiedern, sie werde sie mit Vergnügen empfangen. Früh am Morgen versammelten sich die verschiedenen Gemeinden in ihren Kapellen. Alle Plätze waren dicht besetzt, obgleich der Gottesdienst schon nach acht Uhr beendigt war. Manche hatten sogar die Nacht dort zugebracht, um sicher einen Platz zu bekommen. Nach dem Morgengottesdienst setzten sich die verschiedenen Versammlungen zum Theil unter Gesang in Bewegung, zunächst nach Andohalo, dem öffentlichen Versammlungsorte, um sich dort zum Zuge nach dem Palast zu ordnen. Etwas vor neun begab sich auch Ellis mit einigen Brüdern dahin. „Auf dem Wege," schreibt er, „begegneten wir dem Premierminister und einigen andern vom Adel, die sich in den Palast begaben. Aber so dicht war die Straße von Christen besetzt, daß die Träger jener nur mit Mühe ihren Weg durch die Menge fanden. Auf Andohalo angekommen, bot sich ein belebtes Schauspiel dar: an den sanft ansteigenden Seiten des Hügels und auf dem im Herzen der Stadt gelegenen, von der Natur geschaffenen Amphitheater selbst waren sicher nicht weniger als 7000 Christen versammelt. Fröhlich saßen die Einen im Schatten der Feigenbäume, während die Andern langsam auf- und abgiengen." Fröhliche Sicherheit und freudiger Herzensdank malte sich auf allen Angesichtern und ward in jedem Gruße laut. Väter und Mütter mit ihren Kindern, Jünglinge und Jungfrauen, Hirten und Heerden hatten sich in ihrem Sonntagsschmucke eingefunden. Als sich der Zug in Bewegung setzte, sah man in den vordern Reihen Civil- und Militärbeamte vom 13. und 14. Ehrenrang, Palastbeamte mit ihren rosenrothen Bändern und Andere von niedrigerem Range mit den Hirten, Predigern und Diakonen, gefolgt von dem langen, schönen Zuge der Gemeinde, die Männer voran, die Frauen hernach. Vor dem Palaste angelangt, füllte die Menge jeden freien

Raum. Auf einer Balustrade befanden sich die königlichen Sitze. Links auf derselben hatte die königliche Familie ihre Plätze genommen, rechts die Minister und Regierungsmitglieder. Als die Königin aus dem Palaste trat, ward sie von der ganzen Versammlung herzlich begrüßt. Chöre stimmten die Nationalhymne an und ein anderes Lied, das Segen auf die Königin herabflehte. Dann trat ein christlicher Offizier vor, ihre Majestät im Namen seiner Mitchristen anredend und die übliche Hasina überreichend, die sie sehr freundlich aufnahm. Nun sangen wieder die Chöre einige Lieder. Hierauf trat ein anderer einflußreicher Offizier auf, und dankte der Königin im Namen ihrer christlichen Unterthanen in fließender und kräftiger Rede für die ihnen gewährten Rechte, sie zugleich ihrer treuen Ergebenheit und des ernsten Wunsches versichernd, das Wohl aller Klassen der Bevölkerung befördern zu helfen. Die Königin drückte in kurzer Rede sowohl, als durch ihr ganzes Benehmen die Befriedigung aus, welche ihr diese Versammlung und die Versicherung ihrer Anhänglichkeit gewährt habe. Die Offiziere und andere Hofbeamte schienen namentlich von dem Gesange der Christen überrascht und erfreut zu sein. Nachdem diese nochmals die Nationalhymne angestimmt hatten, erhob sich die Königin, und zog sich unter den herzlichen Grüßen der Menge in ihre Gemächer zurück. Die Christenschaaren aber kehrten fröhlich heim. Es war Mittags zwölf Uhr.

Unter den höheren Klassen neigen sich wirklich immer mehrere dem Christenthum zu. Einer der Neubekehrten ist jener Beamte, der einen der ersten eingeborenen Prediger in der letzten Verfolgung aufspürte und gefangen nahm, worauf derselbe zu Tode gesteinigt wurde. Zwei Diener dieses Beamten sind dem Christenthum geneigt, und ein anderer erklärt sich für dasselbe mit seiner ganzen Familie. Kapellen erheben sich ohne Hinderniß, sogar in der Nähe des königlichen Palastes und der Wohnung des ersten Ministers, welcher überdieß im Jan. 1864 den Grundstein zur ersten Märtyrerkirche zu Ambatonakanga legte, deren Bau vorwärts rückt, trotz des Mangels an geeigneten Arbeitern. Indeß sammeln die Christen in England zu Kirchenglocken und schicken Abendmahlsgefäße. Zum Bau der Missionsapotheke und des Spitals trugen die Adeligen freudig bei, und auch von diesem Zweige der Missionsthätigkeit verspricht sich Dr. Davidson nichts Geringes. Durch die ärztliche Pflege, welche die Kranken da finden, lernen die Madagassen den Werth eines Menschenlebens schätzen und sich mit der

Mission aussöhnen, ein stehendes Zeugniß für die Wohlthat der christlichen Religion. Auch ist auf diesem Wege das Evangelium zu einer großen Menschenklasse gelangt, die auf keinem andern Wege zu erreichen gewesen. Manche haben es zum ersten Mal in der Missionsapotheke vernommen. „Etliche der Intelligentesten unter dem Volk versichern, daß die öffentliche Demonstration zu Gunsten der Götzen einem großen Theile der Bevölkerung nicht angenehm sei, nicht einmal denen, die noch nicht an das Evangelium glauben." Von dem steigenden Einflusse des Christenthums aber in allen Klassen hoffen die Missionare, daß die Wiederkehr blutiger Verfolgungen je länger je mehr zur Unmöglichkeit werde.*)

Daß die Königin auch mit den europäischen Mächten auf gutem Fuße zu stehen wünscht, beweist ihre letztjährige Gesandtschaft an die Höfe Frankreichs und Englands. Zwei ihrer Großen vom 14. und 15. Ehrenrang hatte sie, begleitet von Miss. Duffus, dahin abgeordnet, um einige Modifikationen in dem Freundschafts- und Handelsvertrage Radama's II herbeizuführen. Sie wurden von Graf Russell und der Königin freundlich empfangen, außerdem überbrachten sie der Londoner Miss.-Gesellschaft ein Empfehlungsschreiben madagassischer Christen. Seitdem ist nun auch der englische Konsul Pakenham nach Tananarivo zurückgekehrt, um den Vertrag vollends ins Reine zu bringen. Eine der wichtigsten Vorkehrungen darin ist, daß den Missionaren und eingebornen Christen vollkommene Freiheit und Schutz seitens der Regierung gewährleistet wird. Uebrigens werden, soweit man bis jetzt sieht, weder England noch Frankreich der Unabhängigkeit der Insel zu nahe treten. Nach ihrer Rückkehr baten diese beiden Gesandten um die Taufe.

---

*) Die Franzosen klagen nun freilich, in Tananarivo herrsche das Kleeblatt Ellis, „derselbe, der mit Pritchard auf Tahiti uns bekämpfte," Cameron, sein alter ego, und Dr. Davidson. „Dieses Trio ist eng verbunden und wird von den geheimen Fonds der britischen Regierung [!] und von den öffentlichen der Methodistenmission in London aufs freigebigste unterstützt, während unsere armen Missionare, von der Propaganda fast im Stiche gelassen, umsonst gegen ihre glücklichen Rivalen ankämpfen." Auch die „Revue" gefällt sich in der beliebten Ignoranz, welche protestantische Lehrunterschiede unter dem Spottnamen Methodisten zusammenfaßt, als sei es unter ihrer Würde, dergleichen Kleinigkeiten richtig zu kennen oder zu benennen. Und daß eine Missionsgesellschaft von der Regierung ihres Landes unabhängig arbeiten sollte, kann sich scheints auch ein gebildeter Franzose nicht denken.

Blicken wir jetzt noch auf das eigentliche Werk. Jeder neue Bericht bringt uns die Kunde von der Zunahme der Gemeinden in Stadt und Land. Tananariwo zählt sieben Gemeinden mit je einem Missionar — nur eine hat zwei — und mehrere Nationalgehilfen. Die Zuhörerschaft jeder Gemeinde besteht aus eigentlichen Gemeindegliedern, Angefaßten und Heiden. Die Kirchlein sind am Sonntag voll und übervoll, sowohl Vor- als Nachmittags, und Manche müssen aus Mangel an Platz draußen bleiben. Eine dieser Gemeinden zählt 283 Abendmahlsgenossen, eine andere 250, eine dritte 430 regelmäßige Glieder mit 1000 und mehr Zuhörern. Kein Monat vergeht, ohne daß nicht weitere Seelen hinzugethan werden zu der Gemeinde. Ellis hat an einem Sonntage schon 40 Heiden getauft. Man denke sich diese Freude auf dem blutgetränkten Boden. Beim Bau der Kapellen helfen die Christen eifrig mit und bringen nach Vermögen ihre Beiträge, und während die ersten sehr primitiv aus Lehm und Binsen aufgeführt waren, wo nicht selten in der Regenzeit das Wasser auf die Versammlung niedertropfte, trachten sie jetzt nach solider aufgeführten; und in dem Grade, in welchem sie überhaupt in christlicher Erkenntniß und Bildung fortschreiten, wächst ihnen auch der Kunst- und Schönheitssinn. Ihre Opfer und Leistungen hiebei betrachten die Missionare mit Recht als einen gewichtigen Beitrag zur Konsolidirung der Gemeinden und sie freuen sich darüber wie fröhliche Kinder. Ueber den Bau der Kapelle zu Andohalo, dem großen Paradeplatz, schreibt Miss. Hartley unterm 24. Oct. 1864: „Hier finden sich zu allen Zeiten Freunde aus verschiedenen Theilen der Insel, und es kann kein Zweifel sein, daß eine Kapelle in dieser Lage Viele herbeiziehen wird, die noch manche Jahre das Evangelium in ihren Dörfern nicht gehört hätten. Das Land war sehr theuer, aber 460 Thaler waren genügend, um die beste unter den jetzt eröffneten Kapellen zu erbauen. Die für den Ankauf des Bodens erforderliche Summe ward übrigens durch die sehr liberalen Beiträge derer zusammengebracht, die sich für den Bau der Kirche interessirten. Eines der Gemeindeglieder gab fünfzig, ein anderes dreißig, andere zwanzig und zehn Thaler. Viel wurde auch gegeben von benachbarten Beamten, die sich nicht als Christen bekennen. Eine Subscriptionsliste im Betrage von 300 Thalern ist gewiß ein neuer und wunderbarer Zug bei einem Volk, welches das Geld so lieb hat wie die Madagassen, und dessen Beamte so schlecht bezahlt sind, daß ein Beitrag von etlichen Thalern einer Einnahme von

mehrern Wochen gleich kommt." Eine der größten Stadtgemeinden ist bereits übereingekommen, den jährlichen Gehalt ihrer zwei eingebornen Prediger festzustellen, und andere Gemeinden werden ihrem Beispiel folgen. „Der Durst nach Unterricht über biblische Gegenstände, sowohl von Seiten der Kinder als der Erwachsenen, ist ein äußerst erfreulicher Zug in dem Charakterbild des Volkes." Um ihren Kindern den Schulunterricht zu erleichtern, zahlen Alle, die es vermögen, bereits einen Theil an den Kosten der Schulbücher. Diese und andere Schriften reichen bei aller Thätigkeit der Presse lang nicht hin, um die Nachfrage auch nur einigermaßen zu befriedigen. Im vorigen Jahre lieferte sie zum ersten Mal auch einen christlichen Kalender (für 1864), der unter anderm eine Geographie und Geschichte Madagaskars, ein Verzeichniß der Regierungsbeamten, der wichtigsten Märkte, die Angabe der Saatzeit des Reises u. A. enthält.

Wie aber steht es um das innere Leben dieser Madagassenchristen? Natürlich auch verschieden wie bei uns. Aber den Baum erkennt man an den Früchten, und wir wollen auch hier treulich Bericht erstatten. Zu Analakely konnte eine Missionsstunde gehalten werden, bei der wohl Dreitausend anwesend waren. Solche sollen fortan monatlich und in den Gemeinden abwechselnd gehalten werden. Die Landgemeinden folgten diesem Vorbild nach. „Ein herrlicher Anblick!" ruft Ellis aus, nachdem er einer solchen angewohnt, die 1100—1200 Seelen zählte. Ein weiteres Zeichen befriedigenden Fortschrittes erblicken wir in der beginnenden Sonntagsheiligung. Es bedarf schon viel himmlischen Sinn und Vertrauen auf den lebendigen Gott, — das sehen wir an den Christen der Heimat, — wenn man die Wochenfrohn am Sonntag ruhen läßt. „Der Markt gegenüber meinem Hause zu Andohalo," schreibt Dr. Davidson, „ist am Sonntag beinahe verlassen. In dieser Beziehung ist Antananariwo London entschieden voraus. Dadurch, daß so viele Offiziere, Bürgerliche und Sklaven zur Kirche gehen, unterbleiben sehr viele Geschäfte, die sonst an diesem Tage gethan werden, und so müssen konsequenterweise Manche mitfeiern wider ihren Willen. Der heidnische Kaufmann bringt seine Waare nicht zu Markt, weil wenigstens die Christen an diesem Tage nichts kaufen, und selbst heidnische Käufer ziehen den Montag vor, weil sie da eine größere Auswahl treffen, indem dann auch die Christen ihre Waare zu Markte bringen. So werden der Käufer und Verkäufer am Sonntage immer weniger, und letzten

Sonntag bemerkte ich zum ersten Mal, wie jeder Kleiderstand durchweg leer stand. Dieser Fortschritt kann nicht verfehlen, den Charakter des Volkes in intellektueller, moralischer und physischer Beziehung zu heben."

Zu weiterer Hoffnung berechtigt die Einführung der christlichen Ehe in einem Lande, wo in diesem Stück alle Bande los sind. Es war in der That ein feierlicher Augenblick, als zum ersten Mal vor versammelter Gemeinde verkündigt wurde, daß zwei junge Christen (aus angesehenen Familien) den Bund der Ehe im Hause Gottes schließen und seinen Segen empfangen wollen. Nachmittags zwei Uhr sollte die Feier zu Ambatonakanga vor sich gehen, Ellis das Paar einsegnen. „Als ich ankam," schreibt er, „warteten bereits die Braut und ihre Freundinnen. Ihr Vater und ihre Mutter waren anwesend und saßen ihr zunächst. Die Braut war in ihrem Palankin gekommen, begleitet von etwa sechs Brautjungfern. Es war in der That ein hochzeitlicher Anblick und das Ganze gieng sehr gut vorüber." Das ist freilich erst ein Anfang, und es bleibt immer noch viel zu thun übrig; selbst den eingebornen Predigern mangelt noch viel an christlicher Erkenntniß und christlichem Leben. „Obgleich wir oft überrascht und erfreut sind von dem einfachen schriftmäßigen Gang, den unsere eingebornen Prediger verfolgen, werden wir ebenso oft überrascht und betrübt von dem Mangel an klarer Auffassung dessen, was uns so einfach vorkommt, von dem Mangel an Grundsätzen und moralischem Muth, das Erfaßte auch durchzuführen. In manchen schwierigen Fällen, die aus den alten Gewohnheiten des socialen Lebens entstehen, wie Konkubinat, Wechsel der Frauen 2c., scheint es ihnen, sich selbst überlassen, unmöglich, fest zu handeln. Der Despotismus, unter dem sie gelebt, war so absolut, daß sie meinen, die Gunst und Billigung der Großen sei zu jedem Schritte nothwendig, ihre Mißbilligung unheilvoll, so daß wir fürchten müßten, unsere Gemeinden würden nach weltlichen Rücksichten geleitet, wenn man sie einzig den eingebornen Predigern überließe. Wir sind bisweilen ganz erstaunt, Männer, die das Tangena-Gift getrost getrunken oder sich zum Spießen auf die Kniee geworfen hätten, eher als zu versprechen, nicht mehr die Bibel zu lesen oder zu beten, diese Männer zweifeln zu sehen, ob man auch zu einer andern als zur festgesetzten Zeit beten dürfe, ohne zuerst die Billigung der Regierung eingeholt zu haben; und in Disciplinarfragen, wo sie ganz nicht im Zweifel sind, was das neue Testament

zu thun heißt, können sie sich vielleicht der Abstimmung enthalten, wenn sie denken, die Beschlußnahme möchte ihren Obern mißfallen; aber in Verbindung mit uns haben sie weniger Schwierigkeiten." So Ellis.

Darum suchen die Missionare vor Allem eine Anzahl tüchtiger Männer heranzubilden und ein christliches Geschlecht in den Schulen zu erziehen; und damit sie um so nachhaltiger auf das Volk wirken können, concentriren sie ihre Kraft auf die Hauptstadt, um sie zu einem Licht für die Provinzen zu machen. Mit jeder Gemeinde sind dort Alltags- und Sonntagsschulen verbunden. Was Begabung, Lernbegierde und Fleiß betrifft, stehen die Schüler den europäischen nicht nach. Die Vornehmen schicken ihre Töchter zu den katholischen Schwestern, weil sie wirklich gut unterrichten und vor den protestantischen Missionsfrauen da gewesen sind. Doch übertreiben die Katholiken, wenn sie behaupten, sie hätten die Kinder und die Protestanten die Erwachsenen. Die höhere Schule des Miss. Stagg zählt 150 Schüler, darunter 50 Mädchen. Die Kinder gehören allen Klassen der Gesellschaft an von dem Sohn des Premierministers bis zu dem des Aermsten. „Wir schließen Niemand aus," schreibt Stagg, „wir nehmen Alle an, ob ihre Eltern Christen sind oder nicht. Wir beginnen mit Gebet, worauf eine Bibellektion folgt. Dann kommen die ordentlichen Unterrichtsfächer — Lesen, Schreiben, Rechnen, etwas Geographie mit besonderer Berücksichtigung des heil. Landes." Daneben suchte Stagg tüchtige Nationalgehilfen heranzubilden, die man als Pionniere in die Provinzen senden kann, was, sind einmal tüchtige Leute da, unter Gottes Segen von besonderer Wirkung sein wird, da die Madagassen die Gabe der Rede in hohem Grade besitzen. „Es wird lange gehen," schreibt Ellis, „bis der beste europäische Prediger in der Beherrschung der Madagassensprache den Eingebornen gleich kommt."

Ein schwerer Schlag traf das aufblühende Schulwesen durch den raschen Tod Stagg's. Noch im Jan. 1864 sagte er zu Dr. Davidson: „Ich habe mich nie wohler gefühlt, seit ich in Madagaskar bin;" am 18. ergriff ihn das Madagaskarfieber, und am 5. Febr. war er eine Leiche. Wie sehr er die Liebe seiner Schüler besessen, das bezeugte ihr Jammer während seiner Krankheit. Ihr Wehklagen war so laut, daß es bis zu den Ohren der Königin drang, so daß sie, dadurch aufmerksam gemacht, zwei Offiziere sandte, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Am 7. Febr. ward er neben Hastie, Rowlands,

Toyerman zur Erde bestattet, begleitet von allen Missionaren, vielen eingebornen Christen und seinen trauernden Schülern. Im Schulhause, wo sie sich versammelten, sangen sie ein madagassisches Lied, Pearse las einen Abschnitt aus Gottes Wort und betete englisch. Am Grab hielt Ellis die Trauerrede, Toy betete und einer der eingeborenen Prediger schloß mit einer Ansprache und mit Gebet. Keßler hatte vorderhand Stagg's Musterschule übernommen, während auch sonst Krankheit und Tod die Missionsfamilien lichteten, und Ellis, der greise, sich zur Rückkehr rüstete. Um so willkommener war die Verstärkung, welche der Juni und Oct. 1864 brachten.

Dringende Hilferufe waren auch von den Christen auf dem Lande gekommen, die sich hintangesetzt fühlten. Die der Hauptstadt zunächst gelegenen Gemeinden hatten es in diesem Stück noch besser. So leitete Toy neben seiner Stadtgemeinde noch neun Landgemeinden und besuchte sie, so oft er konnte. Zu Ilafy, einem malerisch gelegenen Dorfe, zwei Stunden nördlich von der Hauptstadt, wurde vor Kurzem eine von den Leuten selbst gebaute Kapelle eingeweiht, eine der bestgebauten, die über 500 Zuhörer faßt und überdieß die Wohnung des Predigers umschließt. Von Ambohimanga, nicht dem mehrerwähnten, kam die Kunde, daß sich in der Stadt und Umgegend mehrere Christen fänden, die ein großes Bedürfniß nach Unterricht hätten und über den Besuch eines Missionars sehr erfreut wären. Unter 18 jüngst Getauften war ein Häuptling von der äußersten Westgränze Ankowa's, der längst den Gläubigen beigefügt zu werden gewünscht, und von dem Ellis hofft, daß er als ein erleuchteter Christ und eifriger Missionar zu seinen Landsleuten zurückkehren werde. Von Fianarantsoa, einer Militärstation im Betsileolande, 120 Stunden südlich von Tananariwo, überbrachte ein Christ einen Brief vom dortigen Gouverneur, der Ellis von früher her kannte, ihm die erfreuliche Zunahme der Christen in jener Gegend meldend und um Bücher bittend. Ja, als sie dort hörten, daß weitere Missionare erwartet würden, baten sie sogleich um einen. Ellis betrachtet diese Provinz als das verheißungsreichste und geeignetste Feld zu einem zweiten Missionsherde, auf dem man ohne Zaudern gleich mit zwei Missionaren beginnen sollte. Zu Tamatawe zählt die Gemeinde 200 Glieder unter der Leitung des uns bekannten David Johns. Hier ist nun (Sept. 1864) Miss. Hey von der Ausbreitungsgesellschaft eingetreten (vgl. Monatsblätter für öffentl. Missionsstunden, Juni

1865), der überall längs der Ostküste kleine Häuflein von Jüngern findet und sich der großen Ernteaussicht freut. Er arbeitet besonders unter den Betsimasaraka's. Ferner sind im Novbr. zwei Missionare der englisch-kirchlichen Gesellschaft — Campbell und Maundrell, — die auf Mauritius unter den dortigen Madagassen sich in der Sprache geübt hatten, in der Nordprovinz Wohemare angekommen und freundlich aufgenommen worden. Die Bevölkerung besteht aus Betsimasaraka's, Sakalawa's, Antakara's und Howa's, und unter diesen letzteren trafen sie bereits etliche Christen, die in Tananariwo waren getauft worden. Der Gouverneur hatte für sich und die Seinigen und einige Andere eine kleine Kapelle gebaut. Er hatte die Tangena-Probe bestanden und zeigte den Missionaren seine Bibel, die er während Ranawalona's Regierung unter der Erde verborgen gehabt. Wenn Maundrell sein Harmonium spielte, „hatte seine Musik beinahe dieselbe Wirkung auf die Leute, wie Orpheus' Leier auf die seelenlose Kreatur." Ihre Station scheint die Bergstadt Amboanio werden zu sollen; vorerst aber hat die Regierung ihre Operationen auf einen kleinen Distrikt beschränkt.

Wir schließen unsre Darstellung mit einem kurzen Besuche in Wonezongo, dem westlichen Distrikte Imerina's, wo auch Märtyrerblut geflossen. Kein Missionar war seit den Tagen der Verfolgung mehr dort gewesen. Nun kamen Bitten um Testamente und Psalmen mit der Nachricht, wie die Zahl der Christen dort sehr wachse, beides unter Männern und Frauen, wie aber auch ein besonderer Fall in der Gemeinde vorliege, über den sie sich den Rath der Missionare erbäten. Missionar Cousins besuchte sie jetzt. Er wurde von Razaka, dem ersten Prediger dort, herzlich empfangen, von dessen Predigt jener sagt: „Sie war entschieden, klar und sehr praktisch." Dieser Mann hatte schon merkwürdige Schicksale gehabt. Prinz Rakoto hatte ihn einst mit fünf andern Christen nach der Westküste gesandt, um zu sehen, was die katholischen Missionare dort treiben. Sie wurden von den Sakalawa's gefangen genommen, an Franzosen verkauft und von diesen nach Reunion gebracht. Dort suchte man sie in aller Liebe katholisch zu machen, allein sie blieben gute Protestanten und fanden endlich wieder ihren Heimweg.*) Razaka sagte unter

*) Wie die französischen Missionare die Umwandlung dieser Ketzer in Katholiken betrieben, ist ausführlicher zu lesen in den „Monatsblättern für öffentliche Missionsstunden," März 1862 und Decbr. 1864.

Anderm zum Missionar: „Ihr seid parteiisch. Ihr denkt darauf, was für Antananariwo gut ist, aber Ihr vergesset uns.“ Der Missionar bemerkte ihm, sein Besuch solle ihm eben ein Beweis sein, daß man sie nicht vergesse. „Gut,“ erwiederte Razaka, „es ist unser ernstlicher Wunsch unterrichtet zu werden, und das läßt uns so sprechen. Während der Verfolgung vergossen Viele von uns Thränen im Geheimen, einige Freunde über das Meer herbeiwünschend; und nun sind wir besser daran als damals, denn wir können nach Antananariwo gehen, wenn irgend eine schwierige Sache vorliegt, über die wir Raths bedürfen.“ Die Sache, über die sie jetzt Aufschluß begehrten, war folgende. Ein Mann, der seit lange sich für einen Christen ausgab, im Krankenbesuch, in der Armenpflege und andern Christenpflichten sich auszeichnete, hatte zu seiner Frau noch zwei andere genommen. „Und was habt ihr gethan?“ fragte der Missionar. — „Wir sind der Anweisung Christi gefolgt,“ sagte der Pastor (Matth. 18, 15 ff.). „Wir redeten mit ihm unter vier Augen, dann giengen zwei oder drei zu ihm, und zuletzt ermahnten wir ihn vor der Gemeinde. Was bleibt uns nun übrig, als uns von ihm zu trennen?“— Der Fall ist um so merkwürdiger, als die Frauen durch den Mann Christinnen geworden und in die Gemeinde aufgenommen zu werden wünschen. Sie selber liegen ihm an, eine aus ihnen zu wählen und die andern zu entlassen. Cousins rieth, ihn eine Zeitlang von der Kirchengemeinschaft zu suspendiren und für ihn zu beten, in der Hoffnung, er werde sich bald eines Bessern besinnen.

Der Sonntag in Wonezongo war für Cousins ein Tag besonderer Freude. Das gewöhnliche Versammlungshaus war zu klein und so war man zu einem größeren in einem nahen Dorfe gegangen. Mit Ausnahme zweier Mittagsstunden dauerte der Gottesdienst von Morgens acht bis Nachmittags vier Uhr. Etwa Hundert feierten des Herrn Abendmahl. Auch am Montag ließen die Leute dem Missionar keine Ruhe mit Fragen bis in die Nacht hinein und entschuldigten sich damit, daß sie sagten, sie seien eben „durstig“. Fröhlich kehrte Cousins am Dienstag heim. Er schließt seinen Bericht: „Die Zahl der Christen übersteigt wohl 600. Es sind drei größere Gemeinden da, in welchen Taufe und Abendmahl administrirt werden. Die kleineren kommen einmal im Monat mit jenen zusammen. — Unsre Vorgänger gründeten unter Radama's Schutz Schulen in sechs Dörfern. In fünf derselben sind noch Gemeinlein. Miss. Griffiths hatte im Gan-

zen sechs Bibeln im Distrikt vertheilt. Drei davon sind noch vorhanden, und Gott hat dieselben in der That gesegnet. So sind wir in Anderer Arbeit gekommen, und ärnten, wo wir nicht gesäet haben. Möge Gott uns erhalten, damit wir die Aernte einsammeln und frischen Samen säen!" Wir stimmen in diesen Wunsch von Herzen mit ein; ebenso theilen wir die Ansicht des dortigen Missionars Keßler, „daß kein anderes Missionsfeld mit Madagaskar verglichen werden kann." Nicht als ob nun Alles eben und glatt gehen werde, — Madagaskar bleibt vielmehr ein in manchen Beziehungen unberechenbarer Boden, vielfach unterminirt, gährend von unverträglichen Elementen, — aber gewiß ist, daß der Herr selbst darauf seine Kirche zu bauen angefangen hat und mit Macht daran fortfährt.

Eine Missionarin in China.

Neben den Arbeitern der verschiedenen Missionsgesellschaften stehen überall auch freiwillige Sendboten im Felde, welche ihres Berufs gewiß geworden sind ohne das Siegel, welches ihnen im gewöhnlichen Laufe der Dinge durch die Stimme einer christlichen Gemeinschaft aufgedrückt wird, — welche auch ihren Dienst im Weinberg versehen, ohne die Nothwendigkeit einer leitenden menschlichen Hand zu fühlen oder die Unterstützung einer Kommittee nachzusuchen. Eine solche Arbeiterin war Harriet Barter, die Tochter eines frommen und begüterten Londoners. Bei ihrem Vater hatte sie frühe gelernt, die Seligkeit eines dem Dienste Christi hingegebenen Lebens kennen zu lernen, und schon als Kind zog es sie mächtig in den Dienst der Heidenmission. Jahrelang wollte sich kein Weg dazu öffnen; so besuchte sie die Armen von Haus zu Haus, lehrte in Sonntags- und Lumpenschulen, und las in den Hütten der Unwissenden die h. Schrift und andere Bücher oft vor großen Versammlungen, bis sich eine Thüre um die andere vor ihr aufthat.

Die Zeit kam, da sie frei ihren eigenen Weg wählen durfte. Es war ein schweres Opfer, den lieblichen Familienkreis zu verlassen, in welchem ihr jede Annehmlichkeit in reicher Fülle zu Gebote stand; der Vater konnte nicht Nein sagen, als es sich endlich darum handelte, den besten Beitrag zur Sache der Mission zu geben, die er bisher in jeder Weise gefördert hatte. Wenigen Eltern ist wohl die Gnade

bauung gerichtet sein kann, so darf doch der Segen vom HErrn über das Unternehmen erwartet werden, daß manchem Irrenden der Weg zur Umkehr gezeigt und manchem Zweifelnden eine feste und sichere Begründung seines Glaubens geboten werde, und so hoffen wir darum auch auf eine günstige Unterstützung und Theilnahme derer, welche mit uns über die schweren Verheerungen des Unglaubens und die verderblichen Uebergriffe des Ultramontanismus als treue Kinder der evangelischen Kirche klagen.

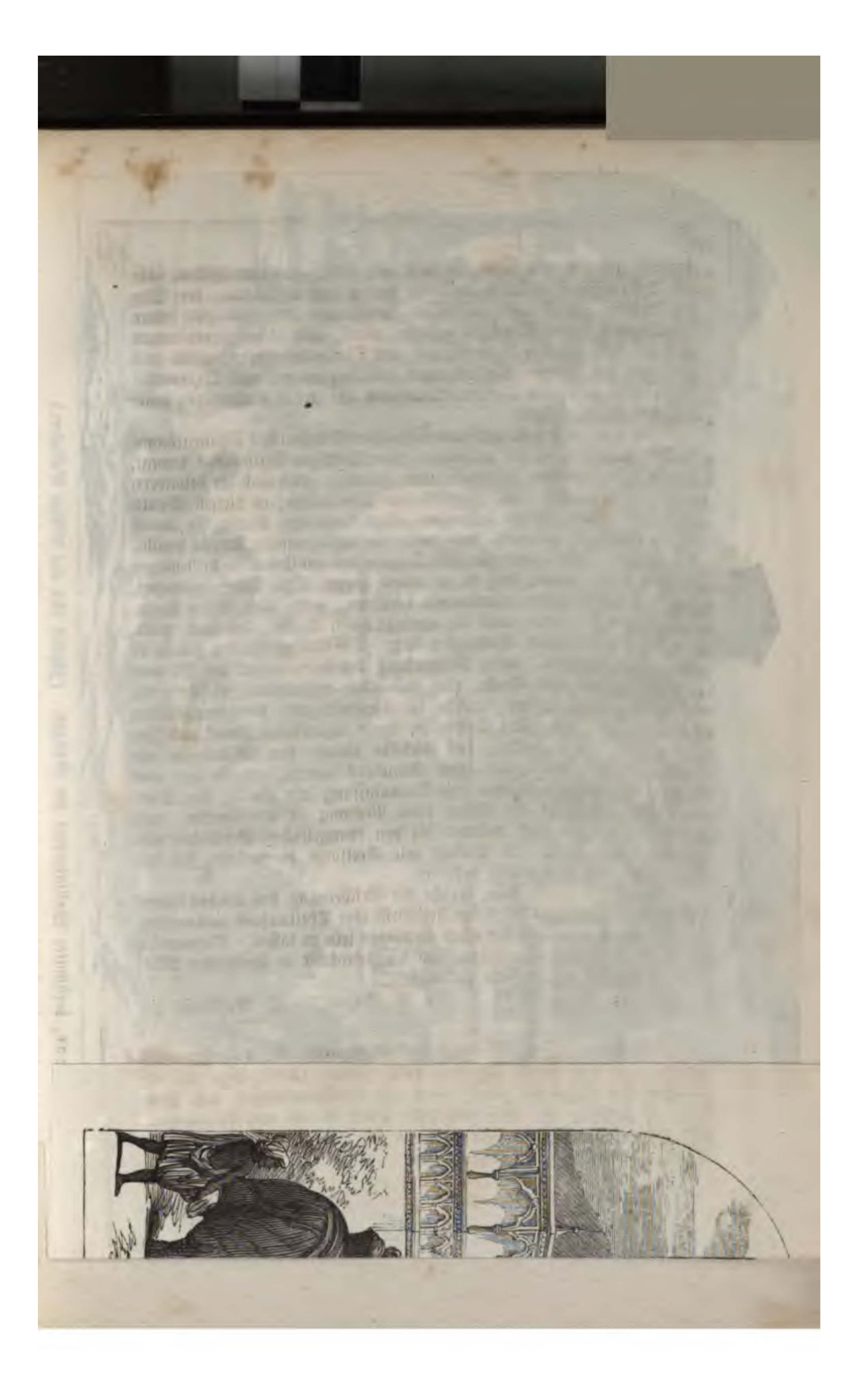
In dem großen Kampfe um Sein oder Nichtsein des Christenthums, welcher gegenwärtig die gesammte abendländische Christenheit bewegt, konnte keine kirchliche Zeitschrift oder Zeitung, was auch ihr besonderer Zweck sein mochte, sich gänzlich der Theilnahme an diesem Streite enthalten. Wir finden daher in jedem kirchlichen Blatte, je weiter dessen Raum es gestattet, desto mehr die apologetischen Fragen berührt und erörtert. Weil aber alle diese Organe den gebildeten Nichttheologen dadurch ferner treten, daß sie zu einem großen Theil Dinge enthalten, welche den Geistlichen insonderheit berühren, jenen aber ferner liegen, so entzogen sich ihnen auch die apologetischen Artikel, die doch grade für sie von besonderer Wichtigkeit sind. Die Unterzeichneten haben es daher unternommen, unter Mitwirkung der hervorragendsten Männer der Wissenschaft und Kirche, eine monatlich erscheinende Zeitschrift für Gebildete herauszugeben, welche die Vertheidigung des evangelischen Christenthums nach allen Seiten zu ihrem eigentlichen Zweck und Inhalt macht. Sie hoffen, daß dieselbe ebenso den Gläubigen zur Stärkung und Befestigung ihres Glaubens dienen, wie sie den vom Christenthum Abgekommenen eine Veranlassung sein werde, ihre Stellung zum Glauben der Väter einer Prüfung zu unterwerfen, und glauben, daß sie nicht minder für den evangelischen Geistlichen von Interesse sein werde, da Predigt wie Seelsorge in unserer Zeit der Apologetik aufs dringendste bedürfen.

Sie bitten daher Alle, welche die Erscheinung des Reiches Christi lieb haben, angelegentlichst der Zeitschrift ihre Theilnahme zuzuwenden, und sich die Verbreitung derselben angelegen sein zu lassen. Namentlich bitten sie die Herren Geistlichen, auf die Zeitschrift in christlichen Blättern empfehlend aufmerksam zu machen.

Lic. Dr. O. Zöckler. Lic. R. Grau. O. Andreä.

Mit Bezugnahme auf Vorstehendes bemerke ich, daß genannte Zeitschrift zu dem Preise von 1 ½ Thlr. jährlich (22 ½ Sgr. für das Halbjahr bis December 1865) durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen ist. Der festgesetzte Preis ist auf eine Abonnentenzahl von 2000 berechnet, soll aber bei sich ergebender größerer Abonnentenzahl bedeutend ermäßigt werden.

C. Bertelsmann.



Andern zum Missionar: „Ihr seid parteiisch. Ihr denkt darauf, was für Antananarivo gut ist, aber Ihr vergesset uns.“ Der Missionar bemerkte ihm, sein Besuch solle ihm eben ein Beweis sein, daß man sie nicht vergesse. „Gut,“ erwiederte Razaka, „es ist unser ernstlicher Wunsch unterrichtet zu werden, und das läßt uns so sprechen. Während der Verfolgung vergossen Viele von uns Thränen im Geheimen, einige Freunde über das Meer herbeiwünschend; und nun sind wir besser daran als damals, denn wir können nach Antananarivo gehen, wenn irgend eine schwierige Sache vorliegt, über die wir Raths bedürfen.“ Die Sache, über die sie jetzt Aufschluß begehrten, war folgende. Ein Mann, der seit lange sich für einen Christen ausgab, im Krankenbesuch, in der Armenpflege und andern Christenpflichten sich auszeichnete, hatte zu seiner Frau noch zwei andere genommen. „Und was habt ihr gethan?“ fragte der Missionar. — „Wir sind der Anweisung Christi gefolgt,“ sagte der Pastor (Matth. 18, 15 ff.). „Wir redeten mit ihm unter vier Augen, dann giengen zwei oder drei zu ihm, und zuletzt ermahnten wir ihn vor der Gemeinde. Was bleibt uns nun übrig, als uns von ihm zu trennen?“— Der Fall ist um so merkwürdiger, als die Frauen durch den Mann Christinnen geworden und in die Gemeinde aufgenommen zu werden wünschen. Sie selber liegen ihm an, eine aus ihnen zu wählen und die andern zu entlassen. Cousins rieth, ihn eine Zeitlang von der Kirchengemeinschaft zu suspendiren und für ihn zu beten, in der Hoffnung, er werde sich bald eines Bessern besinnen.

Der Sonntag in Wonezongo war für Cousins ein Tag besonderer Freude. Das gewöhnliche Versammlungshaus war zu klein und so war man zu einem größeren in einem nahen Dorfe gegangen. Mit Ausnahme zweier Mittagsstunden dauerte der Gottesdienst von Morgens acht bis Nachmittags vier Uhr. Etwa Hundert feierten des Herrn Abendmahl. Auch am Montag ließen die Leute dem Missionar keine Ruhe mit Fragen bis in die Nacht hinein und entschuldigten sich damit, daß sie sagten, sie seien eben „durstig“. Fröhlich kehrte Cousins am Dienstag heim. Er schließt seinen Bericht: „Die Zahl der Christen übersteigt wohl 600. Es sind drei größere Gemeinden da, in welchen Taufe und Abendmahl administrirt werden. Die kleineren kommen einmal im Monat mit jenen zusammen. — Unsre Vorgänger gründeten unter Radama's Schutz Schulen in sechs Dörfern. In fünf derselben sind noch Gemeinlein. Miss. Griffiths hatte im Gan-

zen sechs Bibeln im Distrikt vertheilt. Drei davon sind noch vorhanden, und Gott hat dieselben in der That gesegnet. So sind wir in Anderer Arbeit gekommen, und ärnten, wo wir nicht gesäet haben. Möge Gott uns erhalten, damit wir die Aernte einsammeln und frischen Samen säen!" Wir stimmen in diesen Wunsch von Herzen mit ein; ebenso theilen wir die Ansicht des dortigen Missionars Keßler, „daß kein anderes Missionsfeld mit Madagaskar verglichen werden kann." Nicht als ob nun Alles eben und glatt gehen werde, — Madagaskar bleibt vielmehr ein in manchen Beziehungen unberechenbarer Boden, vielfach unterminirt, gährend von unverträglichen Elementen, — aber gewiß ist, daß der Herr selbst darauf seine Kirche zu bauen angefangen hat und mit Macht daran fortfährt.

Eine Missionarin in China.

Neben den Arbeitern der verschiedenen Missionsgesellschaften stehen überall auch freiwillige Sendboten im Felde, welche ihres Berufs gewiß geworden sind ohne das Siegel, welches ihnen im gewöhnlichen Laufe der Dinge durch die Stimme einer christlichen Gemeinschaft aufgedrückt wird, — welche auch ihren Dienst im Weinberg versehen, ohne die Nothwendigkeit einer leitenden menschlichen Hand zu fühlen oder die Unterstützung einer Kommittee nachzusuchen. Eine solche Arbeiterin war Harriet Baxter, die Tochter eines frommen und begüterten Londoners. Bei ihrem Vater hatte sie frühe gelernt, die Seligkeit eines dem Dienste Christi hingegebenen Lebens kennen zu lernen, und schon als Kind zog es sie mächtig in den Dienst der Heidenmission. Jahrelang wollte sich kein Weg dazu öffnen; so besuchte sie die Armen von Haus zu Haus, lehrte in Sonntags- und Lumpenschulen, und las in den Hütten der Unwissenden die h. Schrift und andere Bücher oft vor großen Versammlungen, bis sich eine Thüre um die andere vor ihr aufthat.

Die Zeit kam, da sie frei ihren eigenen Weg wählen durfte. Es war ein schweres Opfer, den lieblichen Familienkreis zu verlassen, in welchem ihr jede Annehmlichkeit in reicher Fülle zu Gebote stand; der Vater konnte nicht Nein sagen, als es sich endlich darum handelte, den besten Beitrag zur Sache der Mission zu geben, die er bisher in jeder Weise gefördert hatte. Wenigen Eltern ist wohl die Gnade

Im März des ewig denkwürdigen Jahres 1813 besuchte Fuller den indischen Minister, Graf Buckinghamshire, der als Gouverneur von Madras der Mission abgeneigt geworden war. Wenn dieser auch gestehen mußte, die Missionare haben sich diese 20 Jahre her gut gehalten, meinte er doch, die strenge Aufsicht der Regierung habe hiezu mitgewirkt. Fuller schrieb darüber nach Sirampur: „Der Präsident gab uns keine Ermuthigung; man will euch keinerlei Rechte einräumen, sondern alles von eurem Betragen abhängen lassen. Unsere Freiheitsschreier wünschen irgendwie den Katholiken Macht zuzuwenden; ob euch Duldung zu Theil wird, ist ihnen sehr gleichgiltig. Doch Gott steht über Allen!"

Freundlicher war Lord Liverpool; er wollte die Duldung der Missionare nicht länger vom Direktorenhof, sondern von der königl. Regierung abhängen lassen. Darüber freute sich Fuller fast voreilig, indessen Lord Castlereagh sich ehrlich dahin aussprach: „Vielleicht erhalten eure Missionare Erlaubniß, nach Indien zu gehen, wo sie dann sich zu ihrem Glauben bekennen mögen." Fuller meinte, eine christliche Regierung dürfte doch freigebiger sein; soviel Freiheit, als er damit zugestehe, finde man auch in Konstantinopel. Der Lord deutete an, daß ihm das Land gegen diese Frage sehr gleichgiltig scheine; womit verrathen war, daß die Minister sich nur dem ausgesprochenen Volkswillen fügen werden. Also handelte es sich jetzt darum, Bittschriften für die Einführung der Mission zu Stande zu bringen. Das erforderte Zeit; zum Glücke aber waren gerade die Minister mit der Compagnie entzweit, so daß sie sich nicht über eine schnelle Durchführung der nöthigen Aenderungen verständigen konnten und Raum übrig blieb, die christlichen Gemeinden allerwärts aufzustacheln.

Castlereaghs Vorschlag, wie er ihn am 22. März dem Unterhaus vorlegte, bestand darin, daß für die nächsten 20 Jahre Indien dem englischen Handel geöffnet werde, während es der Regierung der Compagnie unbenommen bleiben solle, jeden gefährlich scheinenden Europäer aus dem Lande zu verbannen. Als Aufsichtsbehörde für die Kaplane scheine „der Anstand" einen Bischof mit etwa drei Archidiakonen zu erfordern. Der Mission wurde keine Erwähnung gethan. Umsonst erhob sich nun Wilberforce, um an die Beschlüsse vom 14. Mai 1793 erinnern, durch welche das Haus für den sittlichen und religiösen Unterricht Indiens hatte Vorsorge treffen wollen (s. S. 305); den missionsfeindlichen Direktoren ihre Herrschaft noch

um 20 Jahre zu verlängern, schien ihm ein entschiedenes Unrecht. Niemand erhob sich für ihn. Die Direktoren aber murrten über das den Kaufleuten gemachte Zugeständniß und hofften durch Zeugen, die sie beibringen wollten, das „zwei Jahrhunderte hindurch bestandene" Monopol ihrer Gesellschaft zu retten. Sechs Wochen vergiengen über diesen Anstrengungen, und damit war Zeit gegeben für das Einreichen der missionsfreundlichen Bittschriften.

Wilberforce erklärte die schwebende Frage geradezu für die größte, an der sich ein Mann betheiligen könne, und beschämte die englische Kirche durch Hinweisung auf die außerordentliche Thätigkeit, welche nun die Dissenters in allen Theilen des Landes entwickelten. Wie ein elektrischer Schlag hatte Castlereaghs Erklärung die Gläubigen aller Parteien getroffen. Kirchenleute, Methodisten, Baptisten und Congregationalisten mit Schotten aller Farben traten zusammen und schickten eine Fluth von Bittschriften ein, wie man sich kaum einer ähnlichen erinnern konnte. Ein permanentes Kommittee von 28 Männern aller Sekten und Parteien wachte über dem Fortgang der Sache; und Castlereagh wurde darüber so unruhig, daß er schon fürchtete, er werde „seinen armen Bischof wie Jona über Bord zu werfen haben, um den Sturm zu beschwichtigen."

Von dem Zeugenverhör wäre nun Manches zu berichten: wie Warren Hastings, der größte von Indiens Eroberern, nun 27 Jahre ihm entfremdet, zwar den Werth eines Schwartz anerkannte, aber die Mission für unvereinbar mit der Sicherheit des großen Reichs erklärte; wie der alte Cowper warnte, schon die Berathung dieser Fragen im Parlament könnte den Verlust Indiens nach sich ziehen; wie nur Lord Teignmouth sich dahin aussprach, die Zulassung von Missionaren werde Indien nicht gefährden. Oberst Munro meinte, die Hindu's seien nicht weniger civilisirt als die Europäer, und wenn Bildung einmal ein Handelsartikel für die beiden Welttheile werden sollte, dürfte England großen Nutzen von dessen Einfuhr haben. Doch Neues war von diesen alten Indiern nicht zu erwarten, und das Haus hatte bald genug an ihrem Zeugniß.

Diesem stand aufs schroffste gegenüber der Inhalt der Bittschriften, deren Zahl allmählich auf 900 angeschwollen war; von Städten und Weilern, großen Körperschaften und einzelnen Gemeinden, überall her erscholl einstimmig der Ruf: Indien muß evangelisirt werden, was es auch koste. Und die Minister hielten es zuletzt fürs

geschenkt worden, eine so reiche Gabe auf den Altar Christi so fröhlich zu legen, wie dem edlen Richard Barter. Er wußte, daß die Tochter innerlich berufen war, sah, wie sie nur im Dienste ihrer Nebenmenschen ihr Leben fand, und ließ sie ziehen, d. h. bestritt selbst die Kosten ihrer Umsiedlung nach China und ihres dortigen Aufenthalts.

Sechs Jahre sinds nun, daß sie hinausfuhr auf dem Dampfer „Malabar", der jedoch beim Einfahren in den Hafen von Galle scheiterte. Eine Kleiderkiste ausgenommen, verlor die Jungfrau ihre ganze Aussteuer mit all den werthvollen Abschiedsgeschenken ihrer Freunde. So weh ihr dieß für den Vater und andere Lieben that, so freute sie sich doch nachträglich ganz entschieden über dieses Mißgeschick. Die Aussteuer, meinte sie, sei viel zu großartig für eine Missionarin gewesen und würde ihrer ganzen Umgebung einen unrichtigen Eindruck beigebracht haben. Schon auf der Reise fieng sie das Studium des Chinesischen an, dem sie sich dann in Hongkong mit großem Eifer hingab. Sie besaß keine ausgezeichnete Sprachengabe, wie sie es denn im Französischen und Deutschen nie weit gebracht hatte. Aber die chinesische Umgangssprache, wie sie in der Provinz Canton geredet wird, stand ihr schon nach wenig Monaten zu Gebot.

Nur war sie etwas bekümmert, zu finden, daß es denn doch sich nicht so leicht machen wollte wie in England, eine Lehrerin der Armen zu werden. Nun sie aber einmal an Ort und Stelle war, konnte von Heimkehr nicht die Rede sein: sie wollte thun, was sich thun ließ — wenn nicht auf einem Weg, dann auf einem andern. Zuerst nahm sie sich der armen Mischlingskinder an, dann dehnte sie ihren Dienst auf die chinesische Jugend aus und zuletzt unterrichtete sie besonders englische Kinder. Leichter wurde es ihr eine Knabenschule zu Stande zu bringen als eine Mädchenschule; aber sie harrte aus und wies kein Kleines ab, das sich um Aufnahme meldete. Einige Eltern zahlten reichlich für ihren Unterricht, andere wenigstens ein halbes Schulgeld, den Unvermögenden wußte sie selbst in jeder Beziehung unter die Arme zu greifen und nahm manches Kind ganz in ihren Haushalt auf. Wenn ihre eigenen Mittel versagten, ließ sie sich auch von Freunden helfen, um Lehrer und Lehrerinnen anstellen zu können.

Doch beschränkte sich ihr Dienst nicht auf die Jugend. Besonders die Soldatenweiber fanden an ihr eine unermüdete Rathgeberin und treue Helferin in jeder Noth. Wieder und wieder sah man sie in

den Häusern der Soldaten und anderer Europäer geringen Standes, und ebenso in den Chinesenhütten der verrufensten Theile von Victoria; keiner war ihr zu unbedeutend oder zu verworfen, daß sie ihm nicht eine hilfreiche Hand geboten hätte zur Umkehr und zum Glauben an den himmlischen Vater.

Unter diesen Anstrengungen, die der Natur der Sache nach sich immer vermehrten, erlag allgemach ihre Kraft. Umsonst aber forderten sie der Vater und die Familie auf, sich eine Erholung in der Heimat zu gönnen. Sie arbeitete fort, bis sie (30. Juni) einem Hongkong Fieber im 36sten Lebensjahre erlag. Dann erst erkannte man, wie viel mit ihr der Kolonie verloren gieng. Die Zeitungen beklagen nun insgemein den unersetzlichen Verlust. Mit Geld, das erkennen sie, sei da nicht nachzuhelfen; wo werde man so schnell wieder eine Seele finden, so selbstvergessen, so durch und durch vom Evangelium erfüllt, so einfältig und opferwillig. Indessen fordern sie die Freunde der Entschlafenen auf, ihr Andenken durch Stiftung einer „Baxterschen Schule für Chinesen-Mädchen" zu ehren. Der Vater aber, hoffen sie, werde sich mit der Gewißheit trösten können, daß seine Tochter ihr Werk gethan habe und jetzt bei dem Heilande sei, dessen Liebe ihr das Opfer jeder Weltfreude so leicht gemacht habe.

(Nach „China Mail" u. s. w.)

Anzeige.

bauung gerichtet sein kann, so darf doch der Segen vom HErrn über das Unternehmen erwartet werden, daß manchem Irrenden der Weg zur Umkehr gezeigt und manchem Zweifelnden eine feste und sichere Begründung seines Glaubens geboten werde, und so hoffen wir darum auch auf eine günstige Unterstützung und Theilnahme derer, welche mit uns über die schweren Verheerungen des Unglaubens und die verderblichen Uebergriffe des Ultramontanismus als treue Kinder der evangelischen Kirche klagen.

In dem großen Kampfe um Sein oder Nichtsein des Christenthums, welcher gegenwärtig die gesammte abendländische Christenheit bewegt, konnte keine kirchliche Zeitschrift oder Zeitung, was auch ihr besonderer Zweck sein mochte, sich gänzlich der Theilnahme an diesem Streite enthalten. Wir finden daher in jedem kirchlichen Blatte, je weiter dessen Raum es gestattet, desto mehr die apologetischen Fragen berührt und erörtert. Weil aber alle diese Organe den gebildeten Nichttheologen dadurch ferner treten, daß sie zu einem großen Theil Dinge enthalten, welche den Geistlichen insonderheit berühren, jenen aber ferner liegen, so entzogen sich ihnen auch die apologetischen Artikel, die doch grade für sie von besonderer Wichtigkeit sind. Die Unterzeichneten haben es daher unternommen, unter Mitwirkung der hervorragendsten Männer der Wissenschaft und Kirche, eine monatlich erscheinende Zeitschrift für Gebildete herauszugeben, welche die Vertheidigung des evangelischen Christenthums nach allen Seiten zu ihrem eigentlichen Zweck und Inhalt macht. Sie hoffen, daß dieselbe ebenso den Gläubigen zur Stärkung und Befestigung ihres Glaubens dienen, wie sie den vom Christenthum Abgekommenen eine Veranlassung sein werde, ihre Stellung zum Glauben der Väter einer Prüfung zu unterwerfen, und glauben, daß sie nicht minder für den evangelischen Geistlichen von Interesse sein werde, da Predigt wie Seelsorge in unserer Zeit der Apologetik aufs dringendste bedürfen.

Sie bitten daher Alle, welche die Erscheinung des Reiches Christi lieb haben, angelegentlichst der Zeitschrift ihre Theilnahme zuzuwenden, und sich die Verbreitung derselben angelegen sein zu lassen. Namentlich bitten sie die Herren Geistlichen, auf die Zeitschrift in christlichen Blättern empfehlend aufmerksam zu machen.

Lic. Dr. O. Zöckler. Lic. R. Grau. O. Andreä.

Mit Bezugnahme auf Vorstehendes bemerke ich, daß genannte Zeitschrift zu dem Preise von 1 ½ Thlr. jährlich (22 ½ Sgr. für das Halbjahr bis December 1865) durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen ist. Der festgesetzte Preis ist auf eine Abonnentenzahl von 2000 berechnet, soll aber bei sich ergebender größerer Abonnentenzahl bedeutend ermäßigt werden.

C. Bertelsmann.



Im März des ewig denkwürdigen Jahres 1813 besuchte Fuller den indischen Minister, Graf Buckinghamshire, der als Gouverneur von Madras der Mission abgeneigt geworden war. Wenn dieser auch gestehen mußte, die Missionare haben sich diese 20 Jahre her gut gehalten, meinte er doch, die strenge Aufsicht der Regierung habe hiezu mitgewirkt. Fuller schrieb darüber nach Sirampur: „Der Präsident gab uns keine Ermuthigung; man will euch keinerlei Rechte einräumen, sondern alles von eurem Betragen abhängen lassen. Unsere Freiheitsschreier wünschen irgendwie den Katholiken Macht zuzuwenden; ob euch Duldung zu Theil wird, ist ihnen sehr gleichgiltig. Doch Gott steht über Allen!"

Freundlicher war Lord Liverpool; er wollte die Duldung der Missionare nicht länger vom Direktorenhof, sondern von der königl. Regierung abhängen lassen. Darüber freute sich Fuller fast voreilig, indessen Lord Castlereagh sich ehrlich dahin aussprach: „Vielleicht erhalten eure Missionare Erlaubniß, nach Indien zu gehen, wo sie dann sich zu ihrem Glauben bekennen mögen." Fuller meinte, eine christliche Regierung dürfte doch freigebiger sein; soviel Freiheit, als er damit zugestehe, finde man auch in Konstantinopel. Der Lord deutete an, daß ihm das Land gegen diese Frage sehr gleichgiltig scheine; womit verrathen war, daß die Minister sich nur dem ausgesprochenen Volkswillen fügen werden. Also handelte es sich jetzt darum, Bittschriften für die Einführung der Mission zu Stande zu bringen. Das erforderte Zeit; zum Glücke aber waren gerade die Minister mit der Compagnie entzweit, so daß sie sich nicht über eine schnelle Durchführung der nöthigen Aenderungen verständigen konnten und Raum übrig blieb, die christlichen Gemeinden allerwärts aufzustacheln.

Castlereaghs Vorschlag, wie er ihn am 22. März dem Unterhaus vorlegte, bestand darin, daß für die nächsten 20 Jahre Indien dem englischen Handel geöffnet werde, während es der Regierung der Compagnie unbenommen bleiben solle, jeden gefährlich scheinenden Europäer aus dem Lande zu verbannen. Als Aufsichtsbehörde für die Kaplane scheine „der Anstand" einen Bischof mit etwa drei Archidiakonen zu erfordern. Der Mission wurde keine Erwähnung gethan. Umsonst erhob sich nun Wilberforce, um an die Beschlüsse vom 14. Mai 1793 erinnern, durch welche das Haus für den sittlichen und religiösen Unterricht Indiens hatte Vorsorge treffen wollen (s. S. 305); den missionsfeindlichen Direktoren ihre Herrschaft noch

Missionsanfänge in Bengalen.

(Schluß.)

12. Anbruch der neuen Zeit.

Der lang erwartete Zeitpunkt, da für die Mission in Indien ein gesetzlicher Rechtsboden ausgewirkt werden sollte, war endlich gekommen. Der Freibrief, der im Jahr 1793 der Compagnie gegeben worden war, mußte erneuert werden, und es handelte sich nun darum, im britischen Parlament die ganze Politik der indischen Verwaltung gründlich zu prüfen. Zwanzig Jahre lang hatte die Mission gegen den Willen des Direktorenhofs sich in Bengalen zu setzen gesucht, und seine Untergebenen in Indien hatten ihre Fortschritte mit immer wachsender Bitterkeit bekämpft. Jetzt mußte die Frage ausgefochten werden.

Dazu rüsteten sich die Vertreter der christlichen Gesellschaften in England durch gemeinsame Berathungen, während die Minister, erst Perceval, und dann als dieser (14. Mai 1812) erschossen wurde, Lord Liverpool, von den entschiedensten Missionsfreunden um Schutz für Missionare u. s. w. angegangen wurden. Die Angloindier behaupteten lauter als je, daß jeder Versuch Indien zu evangelisiren, mit dem Verlust des Reiches enden werde; und Wilberforce, der sein Unterhaus kannte, erwartete, daß ihre Vorstellungen auf $^9/_{10}$ der Volksvertreter einen überwältigenden Einfluß ausüben werden. Alle bedeutenden Männer schienen überzeugt, „daß Schonung jedes heidnischen Aberglaubens und Vernachlässigung aller christlichen Pflicht der sicherste Weg zu politischem Erfolg sei" (C. Grant). So wollte auch die Presse fast ohne Ausnahme von der Einführung des Evangeliums in Indien nichts hören. Unter solchen Umständen ließ sich von den Ministern kein ritterlicher Anlauf für eine fast verlorengegebene Sache hoffen. Doch gieng — zum Glück — das dunkle Jahr 1812 vorüber, ohne daß die Frage vors Parlament kam.

Im März des ewig denkwürdigen Jahres 1813 besuchte Fuller den indischen Minister, Graf Buckinghamshire, der als Gouverneur von Madras der Mission abgeneigt geworden war. Wenn dieser auch gestehen mußte, die Missionare haben sich diese 20 Jahre her gut gehalten, meinte er doch, die strenge Aufsicht der Regierung habe hiezu mitgewirkt. Fuller schrieb darüber nach Sirampur: „Der Präsident gab uns keine Ermuthigung; man will euch keinerlei Rechte einräumen, sondern alles von eurem Betragen abhängen lassen. Unsere Freiheitsschreier wünschen irgendwie den Katholiken Macht zuzuwenden; ob euch Duldung zu Theil wird, ist ihnen sehr gleichgiltig. Doch Gott steht über Allen!"

Freundlicher war Lord Liverpool; er wollte die Duldung der Missionare nicht länger vom Direktorenhof, sondern von der königl. Regierung abhängen lassen. Darüber freute sich Fuller fast voreilig, indessen Lord Castlereagh sich ehrlich dahin aussprach: „Vielleicht erhalten eure Missionare Erlaubniß, nach Indien zu gehen, wo sie dann sich zu ihrem Glauben bekennen mögen." Fuller meinte, eine christliche Regierung dürfte doch freigebiger sein; soviel Freiheit, als er damit zugestehe, finde man auch in Konstantinopel. Der Lord deutete an, daß ihm das Land gegen diese Frage sehr gleichgiltig scheine; womit verrathen war, daß die Minister sich nur dem ausgesprochenen Volkswillen fügen werden. Also handelte es sich jetzt darum, Bittschriften für die Einführung der Mission zu Stande zu bringen. Das erforderte Zeit; zum Glücke aber waren gerade die Minister mit der Compagnie entzweit, so daß sie sich nicht über eine schnelle Durchführung der nöthigen Aenderungen verständigen konnten und Raum übrig blieb, die christlichen Gemeinden allerwärts aufzustacheln.

Castlereaghs Vorschlag, wie er ihn am 22. März dem Unterhaus vorlegte, bestand darin, daß für die nächsten 20 Jahre Indien dem englischen Handel geöffnet werde, während es der Regierung der Compagnie unbenommen bleiben solle, jeden gefährlich scheinenden Europäer aus dem Lande zu verbannen. Als Aufsichtsbehörde für die Kaplane scheine „der Anstand" einen Bischof mit etwa drei Archidiakonen zu erfordern. Der Mission wurde keine Erwähnung gethan. Umsonst erhob sich nun Wilberforce, um an die Beschlüsse vom 14. Mai 1793 erinnern, durch welche das Haus für den sittlichen und religiösen Unterricht Indiens hatte Vorsorge treffen wollen (s. S. 305); den missionsfeindlichen Direktoren ihre Herrschaft noch

um 20 Jahre zu verlängern, schien ihm ein entschiedenes Unrecht. Niemand erhob sich für ihn. Die Direktoren aber murrten über das den Kaufleuten gemachte Zugeständniß und hofften durch Zeugen, die sie beibringen wollten, das „zwei Jahrhunderte hindurch bestandene" Monopol ihrer Gesellschaft zu retten. Sechs Wochen vergiengen über diesen Anstrengungen, und damit war Zeit gegeben für das Einreichen der missionsfreundlichen Bittschriften.

Wilberforce erklärte die schwebende Frage geradezu für die größte, an der sich ein Mann betheiligen könne, und beschämte die englische Kirche durch Hinweisung auf die außerordentliche Thätigkeit, welche nun die Dissenters in allen Theilen des Landes entwickelten. Wie ein elektrischer Schlag hatte Castlereaghs Erklärung die Gläubigen aller Parteien getroffen. Kirchenleute, Methodisten, Baptisten und Congregationalisten mit Schotten aller Farben traten zusammen und schickten eine Fluth von Bittschriften ein, wie man sich kaum einer ähnlichen erinnern konnte. Ein permanentes Kommittee von 28 Männern aller Sekten und Parteien wachte über dem Fortgang der Sache; und Castlereagh wurde darüber so unruhig, daß er schon fürchtete, er werde „seinen armen Bischof wie Jona über Bord zu werfen haben, um den Sturm zu beschwichtigen."

Von dem Zeugenverhör wäre nun Manches zu berichten: wie Warren Hastings, der größte von Indiens Eroberern, nun 27 Jahre ihm entfremdet, zwar den Werth eines Schwartz anerkannte, aber die Mission für unvereinbar mit der Sicherheit des großen Reichs erklärte; wie der alte Cowper warnte, schon die Berathung dieser Fragen im Parlament könnte den Verlust Indiens nach sich ziehen; wie nur Lord Teignmouth sich dahin aussprach, die Zulassung von Missionaren werde Indien nicht gefährden. Oberst Munro meinte, die Hindu's seien nicht weniger civilisirt als die Europäer, und wenn Bildung einmal ein Handelsartikel für die beiden Welttheile werden sollte, dürfte England großen Nutzen von dessen Einfuhr haben. Doch Neues war von diesen alten Indiern nicht zu erwarten, und das Haus hatte bald genug an ihrem Zeugniß.

Diesem stand aufs schroffste gegenüber der Inhalt der Bittschriften, deren Zahl allmählich auf 900 angeschwollen war; von Städten und Weilern, großen Körperschaften und einzelnen Gemeinden, überall her erscholl einstimmig der Ruf: Indien muß evangelisirt werden, was es auch koste. Und die Minister hielten es zuletzt fürs

Klügste, mit dem Strom zu schwimmen. Am 26/27. Mai nahmen sie die von Wilberforce gestellten Bedingungen an; und am 31. sprach Castlereagh offen aus: „England schulde den Eingebornen Indiens Maßregeln, geeignet, ihre Bildung und sittliche Hebung zu befördern. Personen, welche diesen menschenfreundlichen Zwecken dienen wollen, solle der Eintritt und Aufenthalt in Indien gesetzlich erleichtert werden, so jedoch, daß die Eingebornen in der freien Ausübung ihrer Religion nicht beschränkt werden."

Als die Debatte darüber (22. Juni) eröffnet wurde, drückte er die Hoffnung aus, der weite Weg und die Kosten einer Reise nach Indien werden in unsern kühlen Tagen hinreichen, die Zahl der ausgehenden Missionare auf ein erträgliches Maaß herabzudrücken; von dem Druck, den die mißliebigen Bittschriften auf ihn ausgeübt, schwieg er gänzlich. Sir Henry Montgomery trat dem Vorschlag scharf entgegen: er sei 20 Jahr in Indien gewesen, und habe nur von Einem Bekehrten gehört, den Missionare, nämlich der achtungswerthe Schwartz, gemacht hätten. Ihm liege mehr am Leben seiner 30,000 Landsleute in Indien, als an der Rettung von allen Hinduseelen miteinander u. s. w.

Nie hat Wilberforce gewaltiger gesprochen als an diesem Tage. Drei volle Stunden lang ergieng er sich in allen Theilen der gewichtigen Frage, ohne, wie ein Gegner bezeugt, irgend Jemand zu ermüden. „Alle waren befriedigt, einige mehr mit der ungemeinen Kunst in der Behandlung der Sache, die meisten aber mit der warmen Herzenssprache." Er begann mit einer Erinnerung an die Verhandlungen des Jahrs 1793, um zu zeigen, daß die Frage ihm keine neue oder fremde sei. Von religiösem Zwang oder Regierungseinfluß könne nimmermehr die Rede sein. Wie ungeschickt aber reden die Gegner von der Unmöglichkeit, daß ein Hindu sich bekehre! Wie viele Zeugnisse von der friedlichen Verbreitung des Islam wie des Evangeliums, der Sikhlehre und anderer Sekten lassen sich beibringen! Rede man aber von der Unschuld und Vollkommenheit der Hindu's, so lasse sich im Gegentheil zeigen, daß noch kein unchristliches Land von krasser sittlicher Verfinsterung frei gefunden worden sei, wie denn Indien seit uralten Zeiten unter dem Doppeljoch politischer und sittlicher Tyrannei geseufzt habe. Zeugnisse aller Gouverneure von Clive bis auf Wellesley hinab erhärten diese Behauptungen. Derselbe Policeichef Dowdeswell, der die Hetzjagd auf die Missionare unternommen habe, erkläre in

seinen amtlichen Berichten, daß, wenn er nur den tausendsten Theil der Scheußlichkeiten, welche die Dakoiten (Räuber) begehen, in möglichst gemilderter Sprache schildern wollte, er dennoch zweifle, ob englische Leser ihm Glauben schenken würden. Derselbe Mann meine dann, ein solcher Zustand erfordere Heilung durch Unterricht, dieser aber solle in den Systemen des Hinduismus und Islam bestehen, nur nicht im Christenthum! So krankhaft seien die Gefühle der meisten Angloindier in diesem Punkte, daß Christenthum und Indien ihnen zwei durchaus unverträgliche Begriffe scheinen; und nicht mit irgend welchem Bedauern, sondern mit Hohn und Spott behaupten sie die Unmöglichkeit einer Besserung Indiens durch das Evangelium, weil ja „alle Religionen dem Allvater gleich angenehm seien". Vielweiberei, Kindermord, Wittwenverbrennung, Unzuchtsfeste, mit tausend andern Gräueln fordern jeden Christen zum Mitleid mit dieser geknechteten Nation auf. Wer noch wisse, was er dem Evangelium zu danken habe, müsse sich bewogen finden, auch diesen Schützlingen Englands etwas von seinen besten Schätzen mitzutheilen, soweit es ohne Gefahr für den Frieden geschehen könne. Und wo sei denn die Gefährlichkeit der Sirampur Mission an den Tag gekommen? Man habe großes Aufheben von der Unvorsichtigkeit eines Neubekehrten gemacht, der in seinem Traktat Muhammed geschmäht habe (s. S. 385); eine Unvorsichtigkeit sei allerdings begangen worden, aber die vertheilten 300 Exemplare haben nirgends einen Aufruhr oder auch nur eine starke Erwiederung hervorgerufen. Er schloß mit einer warmen Lobrede auf die vielgeschmähten Sirampur Missionare.

Unter den Erwiederungen zeichnete sich vor allen die Rede eines H. Prendergast aus, der selbst gesehen haben wollte, wie Dr. Carey in den Straßen Kalkutta's von einem Faß herab die Volksmenge harangirt habe, in so ungemessenen Schmähreden, daß er ohne das Einschreiten der Polizei umgebracht worden wäre. Das war pure Dichtung: Carey hat nie in den Straßen Kalkutta's gepredigt, kein Missionar hat dort je von einem Faß herab geredet, für keinen ist je die Polizei eingeschritten.*) Das Haus kehrte sich wenig an diese

*) Fuller verlangte nachträglich von Prendergast, daß er seine unwahre Behauptung öffentlich zurücknehme. Dieser, ein bekannter Duellist, wollte ihn herausfordern; aber Wilberforce bedeutete ihm lächelnd: mit dem Manne werden Sie nicht auf Ihre Weise fertig. Später läugnete er, gesagt zu haben, er selbst habe Carey auf dem Faß predigen gesehen.

welche überdies nur von dem möglichen (aber sehr unwahrscheinlichen) Ueberschuß der Jahreseinkünfte bezahlt werden sollte. Diese Einschränkung in Verbindung mit dem besonderen Zweck, der in's Auge gefaßt wurde, der Beförderung altindischer Studien, versöhnte die Direktoren mit der unliebsamen Ausgabe, die nur den Brahmanen am Kollegium in Benares Aussicht auf weitere Unterstützung eröffnete. Für den Unterricht des Volks zu sorgen, betrachteten sie einmal nicht als eine ihrer Aufgaben.

---

13. Die Zeit des ungehemmten Fortschritts.

Wir haben uns über die Geschichte der Sirampur Mission in ihren ersten 20 Jahren weitläufiger verbreitet, weil ihre Bedeutung für diese Zeit des Kampfs von ungemeiner Wichtigkeit ist und ihre quellenmäßige Beschreibung die Grundlage für die Kirchengeschichte Nordindiens bildet. Standen ihre Arbeiter doch im Verein mit den vielgenannten Kaplanen allein gegen den Strom des Unglaubens und der ausschließlich irdischen Interessen, der sich von der Hauptstadt aus über das ganze britische Indien ergoß, und wagten es, Christum den Heiden zu predigen, so lange dieser Dienst sie der Verachtung und Verbannung aussetzte. Nun die Schlacht gewonnen ist, dringen Missionare aller Gesellschaften in die gemachte Gasse ein; und es wird schwer, ja unmöglich, eine übersichtliche und doch anschauliche Darstellung von ihrer weitverzweigten Arbeit zu geben. Haben wir bisher versucht, Alles, was für die bengalische Mission von Bedeutung war, in ein Gesammtbild zu vereinigen, so müssen wir uns nun engere Grenzen stecken, indem wir uns auf die Schilderung des Werks beschränken, das in Sirampur seinen belebenden Mittelpunkt hatte. Eben damit nimmt auch unsere Erzählung hinfort einen rascheren Gang, je näher wir dem Ende der drei edlen Männer rücken, welche dort ihre Heimat und ihr Grab gefunden haben.

Noch war der parlamentarische Kampf unentschieden, als Lord Moira London verließ, um die Regierung Indiens zu übernehmen. Da, im Jan. 1813, wagte es Fuller, ihm die Sirampur Mission und ihre Interessen ernstlich ans Herz zu legen. Er schilderte in kurzen Zügen, wie viel bereits erreicht sei, und wie sich jetzt die Zahl der Getauften alle 2—3 Jahre verdopple. In dem edlen Lord war

der geeignete Mann gefunden, die neue Zeit in Indien einzuführen (Oct. 1813). Er widerrief sogleich den Befehl, welcher Miss. Robinson von Java zurückbeorderte (S. 441); ja, als der dritte Sohn Carey's, Jabez C., die Christen auf dem einst holländischen Amboina besuchen wollte, bot er ihm eine freie Passage nach der Insel an.

Weniger liberal waren in der ersten Zeit nach ihrer Niederlage die Direktoren der Compagnie. Zwar Carey's Neffen, Eustace C., erlaubten sie, in einem ihrer Schiffe nach Kalkutta zu fahren; es war das erste, das die Einnahme von Paris in Indien verkündigte und dadurch allgemeine Freude in der Hauptstadt Bengalens hervorrief. Dort hat Eustace lange als beliebter Prediger gewirkt. Als dann aber Miss. Yates um einen Paß bat, wurde er ihm verweigert. Die Direktoren hatten gerade gehört, wie ihr Kaplan Thomason die amerikanischen Missionare in seinem Trostschreiben auf eine höhere Macht verwiesen hatte, die über der indischen Regierung stehe (S. 438); und dieses Wort hatte sie gereizt, der Mission noch einmal ihren Widerwillen zu erkennen zu geben. Yates wandte sich jedoch getrost an den indischen Minister (board of controul), von welchem ihm auch augenblicklich ein Paß verabfolgt wurde. Er hat sich sodann unter Carey zu einem Bibelübersetzer gebildet, dessen Verdienste allgemeine Anerkennung gefunden haben. Die Direktoren aber bequemten sich, fortan die Mission als ein nothwendig gewordenes Uebel zu dulden.

Uebrigens hat auch Lord Moira dem Einfluß seiner missionsfeindlichen Umgebung in Einem Falle nachgegeben. Derselbe betraf den bekannten Miss. Chamberlain, der sich nun einmal bei den Behörden als rücksichtslos anrüchig gemacht hatte (S. 397). Kurz ehe derselbe (1812) mit einer Sipahi-Wache von Agra zurücktransportirt wurde, hatte ihn Oberst Dyce nach Sardhana eingeladen, um die Erziehung seiner Kinder zu übernehmen. Damit gieng es so zu. Ein Salzburger Abenteurer, Reinold, berüchtigt durch seine Henkersarbeit an 60 gefangenen Europäern in Murschidabad (1763), hatte später unter dem Namen Sombre (der Finstere) oder Somru sich eine Grafschaft, 4 Stunden von Mirath, zusammengeraubt, die er sterbend seiner Wittwe hinterließ. Diese, die Bigam Somru, von einer edlen Mogulfamilie, aber durch ihren Gatten zur Annahme des Katholicismus vermocht, wußte mit vielem Takt ihr Schifflein durch die unruhigsten Zeiten zu steuern und sich auch bei den Briten in Achtung zu setzen. Sie gab ihre Enkelin und Erbin einem Soldatenwaisen Dyce zur

Frau, und dieser, nun ihr Minister und Befehlshaber ihres kleinen Heeres, wünschte seinen Kindern eine protestantische Erziehung zu verschaffen. Daher die Bitte an Chamberlain. Kaum war dieser nach Sirampur zurückgekehrt, als der Oberst sein Gesuch wiederholte. Die Brüder glaubten ihm entsprechen zu sollen, da dort immerhin viele Freiheit zum Wirken für die Mission zugesichert blieb. So kam es denn, daß Chamberlain, nur acht Monate nach seinem erzwungenen Abzug von Agra, sich wieder dort einstellte, um von einer glänzenden Eskorte nach Sardhana abgeholt zu werden, allwo er nun den Knaben zu lehren hatte, der unter dem Namen Dyce Sombre später in den aristokratischen Kreisen Englands eine traurige Berühmtheit erlangen sollte. Chamberlain blieb übrigens Missionar. Als die Bigam einmal den Großmogul in Delhi besuchte, durfte er sie begleiten, um den Muhammedanern der alten Hauptstadt das Evangelium mit Macht zu verkündigen. Er sandte auch dem Thronerben des Moguls eine arabische Bibel in den Palast und fand mehr Anklang, als er selbst erwartet hatte; natürlich hatte er auch mit den Jahren mehr Vorsicht gelernt. Als sodann die Fürstin sich noch die große Messe in Haridwar beschauen wollte, wo jährlich Hunderttausende zusammenströmen, wagte sich Chamberlain in jenes Menschenmeer und predigte zwölf Tage lang, erst vor Hunderten, dann vor Tausenden, die sich stille um ihn her setzten, das Wort Gottes. Abends, wenn er sich in sein Zelt zurückzog, erscholl der tausendstimmige Ruf: der Padre lebe hoch für immer! sonst wurde die Ruhe nicht Einmal unterbrochen. — Doch wurde dieser Umstand von den Behörden an Lord Moira berichtet, und zwar in so entstellender Weise, daß die Bigam den Befehl erhielt, ihren Hauslehrer augenblicklich zu entlassen. Umsonst waren alle Gegenvorstellungen; sie mußte ihn ziehen lassen, nicht ohne die bittere Aeußerung: „auch von den Mahratta's habe sie keine solche Behandlung zu erfahren bekommen.“ Chamberlain versuchte selbst, den edeln Lord umzustimmen, indem er sich zu ihm ins Lager begab und nachwies, wie Lady Hood und der bekannte Genieoberst Mackenzie ihm ihre Freude über das vor ihren Augen vollzogene Experiment ausgedrückt und sich über die Aufmerksamkeit und Ruhe der Zuhörer verwundert haben. Der Lord aber bemerkte trocken, wohl lasse sich einmal auch eine Pistole in ein Pulvermagazin abfeuern, ohne daß es auffliege, darum werde doch kein weiser Mann den Versuch wagen. Es blieb dabei, Chamberlain mußte nach Sirampur zurückkehren; er wählte

Monghir zu seiner Station, wo er noch acht Jahre rastlos im Segen fortarbeitete, ehe er (1822) zu seiner Ruhe einging.

Doch war dieß das letztemal, daß Lord Moira sich in seinem Verhalten gegen die Mission durch die Anhänger der alten Regierungstradition bestimmen ließ. Im November 1815 wagte er die unerhörte Neuerung, der Mission in Sirampur einen Besuch abzustatten, und zwar kam er in Begleitung des Bischofs Middleton. Der Generalgouverneur hat es in seinem Tagbuch ausgesprochen, wie bewundernswerth ihm die Arbeiten der Mission erschienen seien, und wie er soviel mehr, als er erwartet, gefunden habe. Drei Wochen später wurde Sirampur den Dänen zurückgegeben, deren König die Missionare aufs Neue seiner Theilnahme und seines Schutzes versicherte. Der letztere war nun Gottlob entbehrlich geworden; an Zeichen von herzlicher Theilnahme aber ließ es der Fürst nie fehlen, und die Missionare wären mit dem Danebrog-Orden geschmückt worden, wenn sie sich die Ehre nicht verbeten hätten.

Lord Moira war auch der erste Generalgouverneur, der sich für den Unterricht des Volks interessirte. Mitten unter dem Lärm des Nepalkriegs, den ihm sein Vorgänger hinterlassen hatte, fand er Zeit, Benares zu besuchen und die dortige Hochschule in Augenschein zu nehmen. Die Priester der großen Tempel waren hochverwundert, daß er ihnen keine Geschenke machte; während in Ceylon um dieselbe Zeit der Vertreter der Krone Großbritannien am Sonntag in Procession auf den Haupttempel zuschritt, vor dem Eintritt seine Schuhe abnahm und dem Heiligthum seitens der Regierung eine prächtige Spieluhr verehrte. Lord Moira dagegen bezweifelte mit Recht, ob von den Priestern für Volksbildung irgend etwas zu erwarten sei. Die Madrisa, welche Warren Hastings für die Muhammedaner, die Sanskritschule, welche Jonathan Duncan für die Brahmanen errichtet hatte, schienen ihm so ziemlich nutzlose Anstalten zu sein. Lieber besprach er sich mit dem reichen Bengalen Dschay Narayan, der dort eine Hochschule für englische, persische und Hindustani Studien gründen wollte, und sagte ihm Regierungshilfe zu, falls er einen praktischen Plan zu Grund lege. — Ebenso unterstützte er den Londoner Miss. May in Tschinsura, der überall Volksschulen anlegte, mit einem monatlichen Beitrag von 600 Rupies. Und überall regte er die Schulfrage so mächtig an, daß auch die reichen Hindu's in Kalkutta (Mai 1816) zusammentraten und unter seinem Vorsitz das Hindu College grün-

beten, welchem die höheren Klassen Bengalens lange Jahre hindurch fast ausschließlich ihre englische Bildung zu verdanken hatten. Wären die Direktoren diesen Bestrebungen weniger abhold gewesen, so hätte schon damals der große Impuls zur europäischen Bildung der strebsamen Jugend gegeben werden können, auf welchen Indien noch 40 Jahre länger warten mußte.

Unter diesen neuen Anläufen brach nun ein heftiger Kampf verschiedener Ansichten aus. Da waren einmal die Orientalisten, welchen wie den Direktoren, hauptsächlich an der Pflege der alten Sprachen, des Sanskrit und des Arabischen, gelegen war. Der Generalgouverneur erwartete davon so wenig Frucht, wie die Missionare, und die Folge hat gezeigt, daß in diesen Fächern einige europäische Gelehrte mehr auszurichten im Stande waren, als der ganze Haufe eingeborner Priester. Fragte man aber weiter, wie eine Neubelebung der indischen Gesellschaft am besten befördert werde, so standen sich da die Anglicisten den Vernakularisten schroff entgegen. Jene erwarteten alles Heil von englischem Unterricht; dieser werde zwar der Natur der Sache nach nur Wenige so weit fördern, daß sie wirklich in die europäische Gedankenwelt einzutreten vermögen, aber der Einfluß dieser Wenigen werde um so tiefer gehen und weiter reichen, bis das Englische die gemeinsame Sprache der Gebildeten durch ganz Indien werde, etwa wie das Lateinische im römischen Reiche. Dr. Marshman hielt dieß für einen Irrthum; er war durch und durch Vernakularist. In einer eigenen Schrift (hints relative to native Schools) entwickelte er das einzig naturgemäße System der Volksschule, das sich ausschließlich auf die Landessprache gründet. In einfachen Schulbüchern, zunächst auf Tafeln, müsse vor Allem diese selbst gelehrt und ihre Orthographie festgestellt werden, dann lassen sich die Resultate unserer Wissenschaft in kleineren und größeren Lehrbüchern mittheilen, zu welchen er auch einen Auszug der h. Schrift (nicht sie selbst) beizufügen vorschlug. Diese Bücher zu lehren, müsse erst ein neues Geschlecht von Lehrern gebildet werden, was sich am schnellsten nach dem Lankasterschen System bewerkstelligen lasse, das die Uebersicht von 8—10 Klassen durch Einen Lehrer ermögliche. Dann aber müsse für regelmäßige und energische Aufsicht durch prüfende Inspektoren gesorgt werden. Für 50 Schulen mit etwa 3500 Kindern dürfte die jährliche Auslage von 1000 Pfd. St. hinreichen. Der wohlerwogene Vorschlag kann für eine Darstellung des Srirampur Schulsystems gelten, wie es damals

im Werden begriffen war. Die neueste Regierung Indiens hat denselben so ziemlich adoptirt, nur daß die Berechnung der Kosten sich nicht an die übertriebene Sparsamkeit der Sirampurer bindet.

Damals aber lachte man über den utopischen Plan, nicht zwar in England, wo er Anklang fand, aber in den einflußreichen Kreisen der Angloindier. Wie sollten auch die Direktoren sich auf ein Budget einrichten, das solche Auslagen in Aussicht stellte! Indessen dehnten die Sirampurer ihre Schulen nach allen Seiten aus. Sie hatten ihrer 20 auf den Stationen außerhalb der Hauptstadt unterhalten, in welcher selbst mehrere von öffentlichen Subscriptionen getragen wurden. Die Beiträge, welche jetzt zusammenflossen, ermächtigten sie bald, 45 weitere Elementarschulen zu gründen; und überall um Kalkutta her erwachte der Durst nach Erkenntniß. Schulbücher wurden mit großem Eifer bearbeitet, insbesondere durch Felix Carey (seit 1812), dem es Keiner im Schreiben des Bengalischen zuvorthat.

Den Hauptanstoß aber gab nun die Gründung der Schulbuchgesellschaft (1817) durch die Gemahlin des Generalgouverneurs. Sie hatte in Barrackpur eine Schule gegründet, für welche sie die nöthigen Bücher selbst zusammenschrieb; jetzt vermochte sie acht Babu's (bengalische Gentlemen) mit 16 Europäern sich für diesen Zweck zu verbinden, und wer nur für Indiens Fortschritt ein Herz hatte, unterstützte die Sache durch Beiträge (denn die Bücher mußten unter ihrem Kostenpreis verkauft werden) oder betheiligte sich durch Abfassung oder Uebersetzung passender Schriften an der neuen Bewegung. — Am 30. Juli gleichen Jahres wagte der Generalgouverneur, Marquis von Hastings war nun sein Titel, in einer glänzenden Versammlung seine Grundsätze offen auszusprechen: „Nimmermehr wird diese Regierung dem falschen Gedanken Einfluß gestatten, als ob die Verbreitung richtiger Erkenntniß die Menschen weniger unterthänig gegen die Obrigkeit machte; als ob wir die Unwissenheit der Massen verewigen müßten, um desto leichter über sie zu herrschen.“ Er wußte, daß, was er aussprach, noch vielen seiner Hörer als eine Ketzerei klang; schwere Erfahrungen waren nöthig, um sie in den indischen Regierungskreisen zu voller Geltung zu bringen.

In dieser Frage war der Marquis seiner Sache so gewiß, daß er auch die Schulen der Sirampurer mit einer Gabe von 500 Rupies unterstützte, „weil kein Almosen in diesem Lande mehr am Platze sei, als Kindern zur Erwerbung sittlicher Grundsätze zu verhelfen.“ Das

ermuthigte die Missionare, um die Erlaubniß zur Herausgabe einer bengalischen Zeitschrift nachzusuchen. Unter der Bedingung, daß sie sich der Besprechung politischer Fragen im Morgenlande enthalte, wurde die Erlaubniß ertheilt, und im Merz 1818 machte der Digdar han, „Länderbeschauer“, seine Erscheinung. Diese Monatsschrift wurde so gut aufgenommen, daß Marshman alsbald eine wöchentliche Zeitung Samat chardarpan „Nachrichtenspiegel“ ankündigte, und da der Censor in Kalkutta kein Verbot dagegen ergehen ließ, 31. Mai 1818 auch diese erste aller Zeitungen in orientalischer Sprache vertheilte. Carey zweifelte bis zum letzten Augenblick, ob damit nicht zuviel gewagt sei. Aber Marshman sandte das Blatt an den Regierungssecretär, der sich ruhig verhielt, und damit war wiederum das Eis gebrochen. Schon nach wenigen Tagen gab ein Hindu in Kalkutta eine zweite Zeitung, den „Dunkelvernichter“, heraus, der sich die Vertheidigung des Brahmanismus zum Ziel steckte. Da das hohe Porto der Verbreitung des Nachrichtenspiegels im Wege stand, bat Marshman den Lord um Erleichterung von dessen Versendung, und die Regierung setzte das Porto auf ein Viertheil der bisherigen Summe herab. Ebenso gab nun Dr. Marshman den friend of India als eine englische Monatsschrift heraus, ohne auf einen Anstand zu stoßen, obwohl alle diese Blätter, als auf dänischem Boden erscheinend, sich der Ueberwachung durch die angloindische Censur entzogen. Der Marquis traute es den Missionaren zu, daß sie keine Unvorsichtigkeit begehen würden.

Hastings hatte nun durch einen wohlcombinirten Feldzug die Macht der räuberischen Pindaris gebrochen und in Centralindien einige Ruhe hergestellt. Da brach er auch durch ein weiteres Hemmniß des Fortschritts, indem er die Censur aufhob. Er glaubte, „wenn eine Regierung sich auch der reinsten Absichten bewußt sei, werde sie doch von der Controle der öffentlichen Besprechung Nutzen ziehen. Eine Obrigkeit, die nichts zu verbergen habe, sei wohl die mächtigste.“ Natürlich protestirten die Direktoren gegen diese Neuerung, aber Canning, der damals dem board of controul vorstand, legte ihren Beschluß mit dem Stillschweigen der Verachtung bei Seite.

In dem neugewonnenen Radschputana Schulen zu gründen, schien dann dem edlen Marquis das erste Erforderniß. Er korrespondirte über deren Einrichtung mit Marshman, und erhielt als Schulinspektor den tüchtigen Jabez Carey, der von dem nun wieder holländischen

Amboina zurückgekehrt war. Derselbe hat dann (1818) viele Jahre in Adschmir die Regierungsschulen geleitet, unter einem erst dem Räuberwesen entwöhnten Geschlecht. Die Schulen wollten freilich nach dem ersten Anlauf nicht recht gedeihen, was dann ein englischer Beamter durch die Abneigung der Eltern gegen die darin gelesenen Evangelien zu erklären suchte. Es heiße, man wolle die Kinder zu Christen machen und sie dann nach Kalkutta schicken. Hastings glaubte dem Gerücht nachgeben zu müssen, und rieth, mit Lesung der Evangelien auszusetzen (1822). Es versteht sich von selbst, daß mit dieser Maßregel der Schulbesuch um nichts verbessert, wohl aber eine spätere Einführung der h. Schrift in den Schulen bedeutend erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wurde.

In Bengalen hatten die Sirampurer damals (Jan. 1815) sechs Stationen, die von europäischen Missionaren bedient waren, und vier andere unter eingebornen Missionaren. Dazu kamen vier Stationen in Oberindien, welche sich durch Allahabad (1816) und Benares (1817) auf sechs vermehrten; endlich vier in Surat, Barma, Ceylon und Amboina (bis 1818). Als Amboina durch J. Carey's Abgang aufhörte, wurde Benkulen auf Sumatra in Angriff genommen. Sir Stamford Raffles, der sich selbst eine Zeit lang in Sirampur aufhielt, nahm Ward's unternehmenden Neffen, Nathaniel Ward, auf die Insel mit, wo derselbe sogleich eine Presse aufschlug und mit großem Eifer dem Unterricht der Malayischen Jugend oblag. Seine Arbeit endete erst 1826 mit der Uebergabe der britischen Besitzung an die Niederländer. Die Zahl der eingebornen Prediger belief sich auf 27, die der Getauften auf 765 (im J. 1818 bereits über 1000). Die Bibel oder doch das N. T. war 1815 in sieben Sprachen gedruckt; das N. T. in 14 weiteren war wenigstens unter der Presse. Freilich bekannten die Uebersetzer selbst, daß alles das noch sehr unvollkommene Arbeit sei, wie auch ihre indischen Prediger noch lange nicht die gründliche Erkenntniß besitzen, welche ihnen zu wünschen wäre. Doch war überall Fortschritt zu verspüren.

Barma war an die amerikanischen Missionare abgegeben, welche in Sirampur sich an das Kleeblatt angeschlossen hatten und nun erst unter den Baptisten Amerika's eine Gesellschaft stiften mußten, an der sie für ihre weiteren Operationen einen Anhalt hätten. Am 13. Juli 1813 landeten die Judsons in Rangun, am 28. Mai 1814 bildete sich erst die Bostoner Gesellschaft, welche sie unterstützen sollte; in der

Zwischenzeit halfen die Sirampurer aufs freigebigste mit Geldmitteln aus. Carey meinte zwar anfangs, von diesen Amerikanern lasse sich wenig erwarten, sie haben zu luxuriöse Gewohnheiten, als daß sie unter Wilden sich leicht einleben dürften. Er lebte aber noch lange genug, um seine Ansicht zu ändern.

Am andern Ende Barma's, in Tschittagam, blühte eine energische Gemeinde von 100 Arakanen unter dem Sirampurer Debruyn auf, der freilich schon 1817 durch einen Meuchelmörder sein Leben verlor; und Flüchtlinge von den Khasi-Hügeln in Silhet wurden von dem treuen Erstling Krishna Pal in die Gemeinde aufgenommen. In Einem Jahre wurden auf den verschiedenen Stationen bereits 116 getauft, die freilich nicht alle treu blieben. Andere Neubekehrte, wie der Kayastha Taratschand Datt, der mit fünf angesehenen Männern seiner Kaste (1813) sich taufen ließ, wuchsen zu künftigen Stützen der Mission heran. Der alte Freund der Mission, Ramboſu dagegen, der die Götzen immer mit aller Kunst der Sprache verspottet hatte (S. 355), starb endlich ungetauft; das genügte, ihm bei dem Volk den Ruf eines Hindu-Heiligen zu verschaffen: hatte er auch 25 Jahre lang die Bibel den Schastras vorgezogen, die Kaste wenigstens hatte er nie drangegeben!

---

14. Mittagshöhe in Sirampur.

Die Mission war eben im glücklichsten Fortschritt begriffen, als ihr durch inneren Zwist ein schwerer Stoß versetzt wurde. Die Leitung ihrer heimatlichen Angelegenheiten war bisher so ziemlich dem genialen Fuller anvertraut gewesen, der mit zwei Freunden, Sutcliff und Dr. Ryland, in formlosester Weise abmachte, was in jedem Zeitpunkt dienen konnte, den Gang der Mission zu erleichtern. Sein Grundsatz war: wir haben nicht über die Missionare zu herrschen, sondern ihnen zu dienen. Formelle Kommitteeberathungen fanden selten statt; Fuller in Kettering konnte seinem neun Stunden weit entfernten Freunde Sutcliff schreiben, er solle von Olney aus auf einem Morgenritt bei dem oder jenem Meilenstein mit ihm zusammentreffen, und dann, ohne aus dem Sattel zu steigen, das Nöthige mit ihm besprechen, wozu Ryland von Bristol aus gern seine schriftliche Beistimmung gab. „Wir haben wenig mehr gethan," schrieb Fuller zuletzt nach Sirampur, „als euch nach unseren Kräften mit Geldmitteln und mit Aus-

sendung einiger Rekruten zu unterstützen." So war den Missionaren eine vertrauensvolle, freundliche und belebende Correspondenz mit der Heimat geschenkt; sie blieben verschont mit einer „Masse von Beschlüssen". Gewiß der sicherste Weg in einer Zeit, da oft 1 ½ Jahre vergiengen, ehe die Antwort auf einen Bericht der Missionare in Sirampur anlangen konnte.

Allmählich hatte es aber die Mission zu einem gewissen Ansehen gebracht, und nun regte sich besonders unter den Baptisten in London der Wunsch, an ihrer Leitung mehr Antheil zu gewinnen. Viele Gesellschaften hatten dort ihren Sitz, und unter ihnen herrschte die Ansicht vor, die Kommitteen seien die Arbeitgeber, die von ihnen angestellten Missionare ihre Untergebenen. Die freie Bewegung, welche den Sirampurern gestattet war, wurde nach und nach vielen guten Männern eine unerträgliche Ausnahme. Da starb Fuller (im Mai 1815), ein unersetzlicher Verlust für die Mission, da er wie wenige die umfassendsten Anschauungen mit der genausten Einsicht in das Einzelnste verband. Sutcliff war vor ihm abgerufen worden (Juni 1814). Es wurde nun nöthig, eine neue Ordnung einzuführen, und die Sirampurer waren sogleich entschieden, die Gesellschaft um Uebernahme der Aufsicht über die jüngeren europäischen Missionare zu bitten, für welche sie bisher das Kassier- und Sekretäramt versehen hatten, während sie sich nur die Leitung der von ihnen selbst angestellten Arbeiter vorbehielten.

Mit Fullers Tod aber war das Band des gegenseitigen Vertrauens zerrissen; 20 Monate lang blieben die Sirampurer ohne alle amtliche Mittheilung. Dann hörten sie, wie eine neue Kommittee von 42 Gliedern (mit einem Subkommittee von neun) zusammengetreten sei, von welchem der alte Dr. Ryland, einst Marshman's Lehrer, sich zum Sekretär wählen ließ, hauptsächlich aus Furcht, jüngere Männer möchten die Zügel ergreifen. Darum herrschte doch jetzt ein neuer Ton in den Berathungen und Beschlüssen. Man fühlte sich als eine Gesellschaft wie andere Gesellschaften; den Sendboten wurden Gehalte ausgesetzt und darum Gehorsam von ihnen verlangt. Kaum erinnerte man sich noch, daß Carey im J. 1793, seine Mitarbeiter 1799 in so ganz anderer Weise hinausgezogen waren, nämlich unter dem Einverständniß, daß die Gesellschaft sie nach Kräften unterstütze, bis sie sich selbst zu unterhalten vermögen.

Zuerst wurden nun die Sirampurer nach dem Rechtstitel ihres

Eigenthums gefragt (Oct 1816); sie mußten die Dokumente prüfen, die seit dem Hauskauf nie angeblickt worden waren, und genau darüber berichten; denn Dr. Ryland konnte sich der Einzelheiten nicht mehr entsinnen. Dann wurde ihnen Miss. Pearce zugesendet, mit der Weisung, in Sirampur zu wohnen, ohne daß die älteren Bewohner darum gefragt wurden. Diese erkannten, daß die Zeit gekommen sei, von der ihnen Fuller schon geweissagt hatte, als er schrieb: wenn man einmal Sirampur Gesetze geben will, so hoffe ich, werdet ihr euch unabhängig erklären. Sie erklärten (15. Sept. 1817) ihre Unabhängigkeit von der Kommittee; so nämlich, daß sie jeden auffallenden Schritt vermeiden, das Missionshaus nach wie vor bewohnen wollten, es aber für Eigenthum der Gesellschaft erklärten, falls sie mit Tod abgiengen. Sie hatten bis dahin aus dem Ertrag ihrer Arbeit über 50000 Pfd. St. zur Mission beigetragen, und sich zu einem gemeinschaftlichen Haushalt bequemt, um der Sache möglichst zu dienen. Das Haus hatte 3000 Pfd. St. gekostet; hätten sie gewußt, welchen Mißdeutungen sie sich aussetzten, so hätten sie leicht mit einer ihrer damaligen Jahreseinnahmen eine andere Wohnung kaufen können; doch fürchteten sie sich, durch einen offenen Bruch dem Kredit der Gesellschaft zu schaden.

Dieser wurde aber nicht verhütet. Die Baptistischen Missionare in Kalkutta, voran Carey's Neffe Eustace, sammt Pearce, erklärten sich unumwunden für die Gesellschaft, von der sie nun reichlichen Gehalt bezogen, wie sie ihr vollen Gehorsam zusagten, und forderten das Kleeblatt in Sirampur auf, sich endlich zu demüthigen. Keiner hat das in strengerer Weise gethan als Miss. Adam, der sich nicht schämte, Marshman zum Abschied ehrenrührige Vorwürfe zu machen. Es ist das derselbe Adam, dem zwei Jahre später über seinen Verhandlungen mit Ram Mohan Ray der Glaube an die Gottheit Christi abhanden kam; daher er zum großen Triumph der Missionsfeinde Unitarier wurde, nicht ohne seinen Brüdern noch möglichst viel von rückständigem oder aufgespartem Gehalt abzufordern. Damals antworteten ihm Carey und Ward, sie kennen ihren Kollegen besser nach einem innigen Zusammenleben von fast 20 Jahren, als er mit einer fernen Beobachtung von wenigen Wochen. Mit Entrüstung wiesen sie seine Schmähung des edlen Mannes zurück: „Wir schließen mit dem ernstlichen Wunsche, daß, wenn Sie einmal so lange wie Dr. Marshman in Indien gelebt haben, Ihre Arbeiten so unermüdet

und erfolgreich ausgefallen sein mögen wie die seinen, daß Ihre Opferwilligkeit sich so groß erwiesen haben möge, wie die eines Mannes, der aus harter Anstrengung der Sache Gottes Mittel darreichte, die ihm zu einem großen Vermögen hätten anschwellen können; und daß Sie in Ihren spätern Jahren dieselbe selige Aussicht auf Herrlichkeit und Unsterblichkeit haben mögen, deren sich unser theurer Bruder unzweifelhaft erfreut."

Die Gesellschaft suchte mit wechselvoller Politik den Riß zu heilen. Als Ward (Decemb. 1818) durch Krankheit genöthigt ward, Indien für einige Jahre zu verlassen, fand er sie sehr zertheilt und überall viel Mißtrauen, das die Freigebigkeit der Freunde lähmte, sammt einer Masse nachtheiliger Gerüchte, die kaum widerlegt, in neuer Gestalt wieder auftauchten. Ward wurde nie zu einer Kommitteesitzung eingeladen. Doch war er der erste Missionar, der vom fernen Osten nach England zurückgekehrt war. Daher man sich allenthalben um ihn riß und ihm viele Gelegenheit geschafft wurde, für die Gesellschaft, wie für Sirampur zu reden, und die Sache besonders der weiblichen Erziehung, die Abschaffung der Wittwenverbrennungen und was sonst zum Fortschritt Indiens gehörte, mit Macht zu vertreten. Dadurch trat er denn doch der Gesellschaft wieder näher. Diese hatte im J. 1819 London zu ihrem Centrum gewählt, und sich einen angesehenen Mann, Gutteridge, eine wahre Diplomatennatur, zum Vorstand gesetzt. Durch ihn unterhandelte nun die Kommittee mit Ward, der in die größten Verlegenheiten kam. Denn einerseits fürchtete man sich, bekannt werden zu lassen, daß Sirampur eine getrennte Verwaltung habe; andrerseits war die Gesellschaft entschlossen, lieber auseinander zu gehen als die Unabhängigkeit Sirampur's anzuerkennen. Alle versuchten Lösungen erwiesen sich als unzulänglich; am Tage vor seiner Wiedereinschiffung (1821) erhielt Ward ein Pamphlet, in welchem die Kommittee, natürlich von ihrem Standpunkt aus, den Bruch veröffentlichte. Es war nun nicht mehr Zeit zu einer öffentlichen Erwiederung; müde der Parteistreitigkeiten Englands kehrte Ward nach dem sehnsüchtig geliebten Sirampur zurück, wo ihm nur noch eine kleine Arbeitszeit bevorstand. Als sodann der jüngere Marshman England besuchte, gelang es, eine leidliche Uebereinkunft zu treffen, welche die Sirampurer unabhängig ließ, und die Gebäude der Gesellschaft zusicherte. Allein so viele bittere Worte, die gefallen waren, verhinderten noch über ein Jahrzehend lang die Heilung des Bruchs.

den." Dieser Artikel wurde der Gegenstand heftiger Verhandlungen im obersten Rath; Lord Hastings aber hatte ihn „mit Interesse gelesen" und erlaubte nicht, daß die Missionare deßhalb behelligt würden. Er hätte die Sati's gerne verboten; aber die alten Angloindier waren noch nicht reif für ein solches Wagniß. Unerschrocken fuhr Marshman fort, der Regierung die Abschaffung dieses Greuels ans Herz zu legen. Der einzig richtige Weg dafür bestehe gewiß darin, jede Theilnahme an einem solchen Verbrechen strafbar zu machen (1822). Das war die Art, in der Lord Bentinck acht Jahre später die Unsitte beseitigte. Vorerst aber wurde Marshman dafür von 'einem Ingenieur Bowen als gefährlicher Revolutionär und Sittenverderber gebrandmarkt, in einer Schmähschrift, die nun verschollen ist.

Eine interessante Verhandlung, in welche Marshman gezogen wurde, darf nicht übergangen werden. Seit dem J. 1816 war Ram Möhan Ray als Reformator des Hinduismus aufgetreten; ein edler Brahmane, etwa 36 Jahr alt, schon wohl unterrichtet im Persischen, Arabischen und Sanskrit, als ihn ein Amt unter dem Collector von Rangpur mit Europäern in Berührung brachte. und zu gründlichen Studien in englischer Philosophie und Theologie den Anstoß gab. Er verwarf die gemeine Abgötterei seiner Landsleute und suchte sie zur Anbetung des Einen Gottes zu vereinigen, indem er gegen den „Götzendienst aller Religionen" schrieb und die Sätze der Wedanta-Philosophie einer neuen Weise geistiger Gottesverehrung zu Grunde legte. Schonungslos verhöhnte er den herrschenden Aberglauben, den so viele Europäer zu beschönigen suchten; behandelte dabei die Missionare, welche er in Sirampur gerne besuchte, mit hoher Achtung, und richtete (März 1816) mit dem energischen Dwärakanäth Tagar und andern Jüngern einen öffentlichen Gottesdienst ein. Auszüge aus den Weda's wurden da vorgelesen und der Eine Gott in begeisterten Hymnen gepriesen. Es war der Anfang der Brahmasahkä, die nun einige 100 gebildete und einflußreiche Jünger zählt; haben sie die Kaste nicht aufgegeben, so deuten sie doch ihre Bestimmungen nach Belieben und enthalten sich auch der Speisegemeinschaft mit Europäern nicht, ohne darum von den Orthodoxen gemieden zu werden. Die Missionare sahen dieser Neuerung und der durch sie bewirkten Gährung, wie sich von selbst versteht, mit Aufmerksamkeit zu und hüteten sich, ein Wort drein zu reden. Erst im J. 1821, da Ram Möhan „die Gebote Jesu" veröffentlichte, in welchen er die Moral

beredten Schotten **Mack** als Professor für die Anstalt mit; derselbe hat sich um die Bildung der ihm anvertrauten Jugend ungemeine Verdienste erworben, wie er auch die Arbeiten der älteren Freunde aufs treuste theilte und erleichterte. Dieselben hatten sich aber fast ins Ungemessene ausgedehnt. Wie fanden sie nur auch Zeit z. B. eine **Sparkasse** zu errichten, welcher schon im ersten Jahre 60000 fl. zuströmten! Nach vier Jahren hatte die Kasse so zugenommen, daß die Verwaltung gar zu viel Zeit raubte; so mußte sie aufgegeben werden. Doch war der Erfolg bedeutend genug, um nach einigen Jahren Lord Bentinck zur Stiftung der öffentlichen Sparkassen zu vermögen. — Auch die erste **Dampfmaschine**, welche Indien sah, wurde von den Sirampurern für ihre Papiermühle eingeführt (1820), und die kaum entdeckte Burdwan Steinkohle dabei in Anwendung gebracht. Drei Tage lang studirte Marshman an der wundervollen Maschine, bis sie ihn auch in seinen Träumen verfolgte, und dann war er ihren Anforderungen gewachsen. Daneben vollendete er den Druck der chinesischen Bibel (1822), das erste chinesische Werk, das auf beweglichen Metalllettern gedruckt wurde; während um dieselbe Zeit das N. T. in 20 Sprachen gedruckt war, und in andern 9 Sprachen wenigstens Anfänge der Bibelübersetzung bestanden. Die 19 Pressen aber leitete Ward, der zugleich eine religiöse **Zeitschrift** im Bengalischen herausgab und die dazu fähigen Christen anleitete, Beiträge für dieselbe zu schreiben.

Auch die Arbeiten für die englische Presse waren noch immer in der Zunahme begriffen; Marshman gab nun außer dem monatlichen friend of India noch eine **Vierteljahrsschrift** heraus, in welcher alle indischen Fragen gründlich erörtert wurden (seit Juni 1820). Mit ungewohntem Freimuth wurde da der Einfluß der Presse, die Zulassung europäischer Kolonisten, kurz Alles besprochen, was den Volksgeist aus seinem tausendjährigen Schlaf aufzurütteln geeignet war. Auch die Sati's (Wittwenverbrennungen) wurde mit Vorsicht, doch so eingehend abgehandelt, daß der Artikel sich von selbst zu einer Bitte an die Regierung zuspitzte, dem Unwesen ohne Verzug ein Ende zu machen. „Die Frage darf nicht mehr einschlafen; sie muß von allen Seiten erörtert, wird aber unfehlbar im Interesse der Menschlichkeit entschieden werden. Nimmermehr glauben wir, daß noch ein Vierteljahrhundert darüber hingehen kann; unter einer christlichen und britischen Regierung dürfen nicht noch 25000 hilflose Frauen den Flammen geweiht wer-

den." Dieser Artikel wurde der Gegenstand heftiger Verhandlungen im obersten Rath; Lord Hastings aber hatte ihn „mit Interesse gelesen" und erlaubte nicht, daß die Missionare deßhalb behelligt würden. Er hätte die Sati's gerne verboten; aber die alten Angloindier waren noch nicht reif für ein solches Wagniß. Unerschrocken fuhr Marshman fort, der Regierung die Abschaffung dieses Greuels ans Herz zu legen. Der einzig richtige Weg dafür bestehe gewiß darin, jede Theilnahme an einem solchen Verbrechen strafbar zu machen (1822). Das war die Art, in der Lord Bentinck acht Jahre später die Unsitte beseitigte. Vorerst aber wurde Marshman dafür von einem Ingenieur Bowen als gefährlicher Revolutionär und Sittenverderber gebrandmarkt, in einer Schmähschrift, die nun verschollen ist.

Eine interessante Verhandlung, in welche Marshman gezogen wurde, darf nicht übergangen werden. Seit dem J. 1816 war Ram Möhan Ray als Reformator des Hinduismus aufgetreten; ein edler Brahmane, etwa 36 Jahr alt, schon wohl unterrichtet im Persischen, Arabischen und Sanskrit, als ihn ein Amt unter dem Collector von Rangpur mit Europäern in Berührung brachte. und zu gründlichen Studien in englischer Philosophie und Theologie den Anstoß gab. Er verwarf die gemeine Abgötterei seiner Landsleute und suchte sie zur Anbetung des Einen Gottes zu vereinigen, indem er gegen den „Götzendienst aller Religionen" schrieb und die Sätze der Wedanta-Philosophie einer neuen Weise geistiger Gottesverehrung zu Grunde legte. Schonungslos verhöhnte er den herrschenden Aberglauben, den so viele Europäer zu beschönigen suchten; behandelte dabei die Missionare, welche er in Sirampur gerne besuchte, mit hoher Achtung, und richtete (März 1816) mit dem energischen Dwärakanäth Tagar und andern Jüngern einen öffentlichen Gottesdienst ein. Auszüge aus den Weda's wurden da vorgelesen und der Eine Gott in begeisterten Hymnen gepriesen. Es war der Anfang der Brahmasahkä, die nun einige 100 gebildete und einflußreiche Jünger zählt; haben sie die Kaste nicht aufgegeben, so deuten sie doch ihre Bestimmungen nach Belieben und enthalten sich auch der Speisegemeinschaft mit Europäern nicht, ohne darum von den Orthodoxen gemieden zu werden. Die Missionare sahen dieser Neuerung und der durch sie bewirkten Gährung, wie sich von selbst versteht, mit Aufmerksamkeit zu und hüteten sich, ein Wort drein zu reden. Erst im J. 1821, da Ram Möhan „die Gebote Jesu" veröffentlichte, in welchen er die Moral

des Evangeliums ernstlich anpries, dagegen seine Versöhnungslehre verwarf, fühlte sich Marshman bewogen, gegen ihn aufzutreten und die angegriffene Lehre zu vertheidigen. Es kam dadurch zu einem längeren Federkrieg, der übrigens mit vollkommenem Gleichmuth und der ausgesuchtesten Höflichkeit auf beiden Seiten geführt wurde, und die sonst so gleichgiltige Hauptstadt bedeutend interessirte. Natürlich konnten nur diejenigen, welche Englisch lasen, auf diese Untersuchungen eingehen; aber ein Pamphlet des gelehrten Brahmanen Bradscha Möhan, der die Vielgötterei in kräftiger bengalischer Satyre verhöhnte, wurde als eine wirklich klassische Schrift von Jedermann verschlungen und rief die geschicktesten Vertheidiger der Hindu-Orthodoxie in die Schranken. Bradscha Möhan starb bald darauf, ohne das Christenthum zu kennen, während er Ferguson's Astronomie ins Bengalische übersetzte. Viele Bengalen aber beschäftigten sich nun ernstlich mit religiösen Fragen.

Carey's Erholung war sein botanischer Garten, der allmählig fünf Morgen Landes füllte; er wollte aber auch diese Beschäftigung für Indien nutzbar machen und lud darum Europäer und Hindu's zur Stiftung eines landwirthschaftlichen Vereins ein (April 1820), da eine solche Anstalt nirgends mehr angelegt wäre denn in Indien. Als er am festgesetzten Tage mit Marshman im Saal erschien, stellten sich nur drei Europäer ein; kein einziger Eingeborener hatte es für der Mühe werth gehalten, sich zu betheiligen. Gewöhnt an solche Apathie und unentmuthigt, eröffnete Carey sogleich die Verhandlungen und schlug einen Herrn zum Präsidenten des Vereins vor, der sich alsbald für konstituirt erklärte. So schwach begann diese ungemein nützliche Anstalt, der schon in den nächsten zwei Monaten über 50 Glieder, darunter die reichsten Grundbesitzer, beitraten. Der Verein ehrt noch an seinem Jahresfeste das Andenken seines Stifters, dessen Büste sein Saal ziert; auf die Preisvertheilung folgt ein Festessen, bei welchem Carey's Name gleich nach dem der königl. Familie gefeiert wird.

Carey's geistreiche Gattin, die sogar in der Uebersetzung der h. Schrift dem Doctor ein großer Beistand gewesen war, da sie ihm deutsche und französische Hilfsmittel zugänglich machte, gieng im Mai 1821 zu ihrer Ruhe ein. Er heirathete später noch einmal, indem er sich mit einer ältlichen Dame verband, welche die treue Pflegerin seines Alters wurde. Aber das reiche bewegte Leben der Manneskraft neigte

aber doch der Rest der Summe für wirklich nützliche Schulbildung verwendet; und nun kam sogar der Direktorenhof zu der Einsicht, „daß nicht Hindu-Gelehrsamkeit, sondern eine gesunde Bildung vor Allem zu befördern sei“ (18. Febr. 1824). Adam war es auch, der Carey zum bengalischen Uebersetzer ernannte, damit die lange nur in englischer Sprache vorhandenen Regierungserlasse endlich den Eingebornen zugänglich gemacht würden.

Am 1. Aug. 1823 landete der neue Generalgouverneur, Lord Amherst, in Kalkutta, wo er gleichfalls durch die Verfolgung der Presse sich einen übeln Namen machte; übrigens ein wohlmeinender Mann, der den Missionaren nichts in den Weg legte. Durch den barmanischen Krieg, zu welchem ihn die Eingriffe des stolzen Königs von Awa nöthigten, hat er sogar der Sache des Reiches Gottes — unabsichtlich — einen großen Dienst geleistet. In der Geschichte des britischen Indiens gilt so ziemlich die Regel, daß auf jeden starken Generalgouverneur ein schwacher gefolgt ist, und umgekehrt; während doch unter allen Wechseln kein gewonnener Fortschritt je wieder verloren gieng. Auch unter Amherst wurde die Uhr nicht zurückgestellt, sie stand nur still. —

Bald nach ihm langte der berühmte Dr. Heber als zweiter Bischof in Kalkutta an; ein Mann, der durch seine glänzenden Talente und die ungemeine Herzlichkeit, mit der er Europäern und Eingebornen entgegenkam, in den 2½ Jahren seiner indischen Thätigkeit den Christennamen weithin zu Ehren brachte, und sich eine allgemeine Hochachtung erwarb, die sein schneller Tod (im Bad in Tritschinapalli Apr. 1826) fast zu einer Märtyrerverehrung steigerte. Er fühlte für die Sirampur Brüder eine so warme Zuneigung, daß er sich sogar in eine Verhandlung über ihre abweichenden Ansichten einlassen wollte, überzeugt, wie er war, „daß die Ernte der Heiden bald eingethan werden könnte, wenn die getrennten Kirchen sich vereinigen wollten.“ Doch kam es nicht dazu; der Bischof mußte seine große Rundreise antreten, und die gewünschte Besprechung unterblieb. Wie die Dinge stehen, hätte sie kaum ein greifbares Resultat geliefert. Marshman aber meinte, einen furchtbareren Gegner des Dissents habe er noch nie getroffen; denn die Liebenswürdigkeit des Bischofs habe jeden Andersdenkenden mit Scham erfüllt, wie man nur auch dazu komme, mit einem solchen Manne nicht übereinzustimmen!

Ein schwerer Fall hatte eben Carey an den Rand des Grabes

gebracht; er brauchte volle sechs Monate, ehe er anders als mit Krücken umhergehen konnte. Dann folgte eine beispiellose Ueberschwemmung des Damudaflusses, durch welche tausende von Dörfern weggewaschen und Sirampur völlig unter Wasser gesetzt wurde. Während das College-Gebäude vielen Familien zur Zuflucht diente, schien das Missionshaus beinahe des Wassers Beute werden zu sollen. Wo die Straße an ihm vorbei geführt hatte, rollte nun der Strom mit einer Tiefe von 50 Fuß. — Mit Freuden bemerkten bengalische Spötter, daß der Platz, wo der erste Bekehrte die Taufe empfangen hatte, vor dem Zorn der Göttin völlig verschwunden war. Und Christen meinten auch, als Carey's Haus in den Wellen begraben wurde, der unliebliche Streit mit der Gesellschaft stehe damit in irgend welchem Zusammenhang. Wenn nur das Wasser den Streit begraben hätte!

Vorerst war aller Anschein dazu da. Die Sirampurer waren in peinlicher Verlegenheit: sie hatten 10 Stationen zu erhalten, während der baptistischen Gesellschaft die Sorge für nur sieben oblag. An diese wandten sie sich in ihrer Noth und erhielten (März 1824) eine Gabe von 1000 Pfd. St. Darüber freuten sie sich so sehr, daß sie schon hofften, der unglückliche Zwiespalt sei nun geheilt. Sie vereinfachten die Heidenschulen, indem sie vor Allem die Zukunft ihres College zu sichern bemüht waren, während auch die Mädchenschulen immer größeren Zuwachs gewannen. Und dann trat Marshman (Jan. 1826) die Reise nach England an, wo er hoffte, die engere Verbindung mit der Muttergesellschaft völlig herzustellen.

Dort hatte indessen das Interesse für Sirampur einen bedeutenden Stoß erlitten. Carey's Neffe, Eustace, ein begabter Missionar, war vor Marshman von Kalkutta zurückgekehrt und hatte seiner Erbitterung gegen Sirampur freien Lauf gelassen. Marshman fand die Kommittee bedeutend gegen sich eingenommen; doch konnte er über viele Streitpunkte befriedigenden Aufschluß geben, und die Gesellschaft beschloß nach freundlicher Auseinandersetzung, den zehnten Theil ihres jährlichen Einkommens den Sirampurern zu übergeben, behufs der Unterhaltung der von ihnen geleiteten Missionsstationen. In Begleitung des dänischen Gesandten [reiste Marshman nun nach Kopenhagen, wo er die schmeichelhafteste Aufnahme fand. Der König theilte ihm in der Audienz offen mit, da Sirampur seinen Werth für den Handel verloren habe, sei schon mehrfach von Abtretung des Platzes an die englische Regierung die Rede gewesen; allein in Folge des im J. 1801 den

Missionaren gegebenen Versprechens, sie nach Kräften zu schützen, habe er von einer Maßregel nichts hören wollen, die ihm die Erfüllung seiner Zusage unmöglich machen würde. Der König gieng auf den Wunsch Marshmans, dem Sirampurer College einen Freibrief auszustellen, der es den beiden dänischen Hochschulen in den wichtigsten Rechten gleichstellen würde, in zuvorkommendster Weise ein und übernahm die Kosten desselben auf den Staatsschatz. Auf der weiteren Reise traf Marshman in Holland mit dem jungen Gützlaff zusammen, der mit brünstigem Herzen von China redete und eben eine Biographie Wards in holländischer Sprache vollendet hatte. In Paris sah er dann den Sinologen Remusat, mit dem er von Indien aus in unermüdlicher Korrespondenz gestanden war. Ebenso ermuthigend waren viele Begegnungen mit ausgezeichneten Männern in Großbritanien, das Marshman nun für seine Zwecke bereiste.

Anders giengs in der Kommittee der Gesellschaft, die seit 1819 in Fencourt (London) ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Stundenlang wurde da der alte Marshman bald von diesem, bald von jenem jungen Pastor zu Erklärungen aufgefordert, wie man sie eher einem Betrüger und Schwindler, als einem ehrenwerthen Mitarbeiter abverlangt. Als es sich um Uebernahme der Missions-Stationen auf die Kasse der Gesellschaft handelte, wagte ihn einer höhnisch zu fragen: „wie groß sind denn diese Stationen? würden sie dieses Zimmer, oder unsere Studirstuben, oder unsere Speisekammer ausfüllen?“ Marshman schwieg. Er hätte sagen können, sie enthalten jedenfalls $^3/_5$ aller baptistischen Christen in Indien. Andererseits verlangte er gewiß zuviel, wenn er die Leitung auch der von der Gesellschaft zu übernehmenden Stationen der Gesammtheit der Sirampur Missionare anvertraut wissen wollte. Gerne hätte man sie Carey und ihm selbst übertragen, zwei Männern, deren Absterben doch in Bälde voraus zu sehen war. Daß aber die Sirampurer das anomale Verhältniß auch auf ihre jungen Mitarbeiter und künftigen Nachfolger fortpflanzen wollten, war eine Forderung, welche die Grenzen der Billigkeit überschritt. Die Gesellschaft durfte doch das Mißverhältniß nicht verewigen. Es zeigte sich nach dreitägiger Verhandlung, daß eine friedliche Trennung das Beste sei, nachdem das gegenseitige Zutrauen einmal verschwunden war. So wurde (17. März 1827) den Missionsfreunden angekündigt: es sei nun entschieden, daß die baptistische Missionsgesellschaft und die Missionare in Sirampur zwei getrennte und unabhängige Missionsgemeinschaften bilden.

Wenn nur damit die Sache abgethan gewesen wäre! Aber während die angesehensten Christen aller Kirchen und die Vertreter anderer Missionsgesellschaften, wie der Sekretär der kirchlichen Mission, Josia Pratt, sich beeilten, Sirampur thatsächliche Beweise ihrer unerschütterten Hochachtung zu geben, wurde unter den baptistischen Gemeinden, mit geheimen Waffen noch mehr als durch öffentliche Berichte und Pamphlete, gegen die Rivalen agirt, bis Marshman sich nirgends weniger wohl fühlte als unter seinen Glaubensgenossen. Er hat sich, nach dem Rath des bekannten Denkers J. Foster, am Ende herbeigelassen, eine Reihe von Beschuldigungen, die gegen Sirampur geschleudert worden, zu widerlegen. Als aber der Papierkrieg nur heftiger entbrannte, als man sogar versuchte, ihn von seinen Mitarbeitern zu trennen, als hätte der übermächtige Marshman den stillen Carey nur so ins Schlepptau genommen u. s. w., entrann er (19. Febr. 1829) nach Indien. Seine Freunde konnten eine so „schmähliche Flucht" kaum begreifen; sie wünschten, daß nach britischer Art die Sache standhaft ausgefochten werde. Sie merkten kaum, daß dem alten Manne das Herz entfallen war; er fühlte sich dem ewigen Streiten nicht mehr gewachsen. „Laß uns vergessen," schrieb er an Carey, „was dahinten ist, vergessen, daß irgend jemand uns geschadet hat oder schaden wollte, außer soweit, daß wir ihnen dafür um so mehr Gutes thun; und strecken wir uns nach dem, was vor uns liegt, durch Gottes Gnade Schaaren von Heiden zu Ihm einzuladen!" Es war doch wohl das Beste, was der greise Missionar thun konnte, vor den Parteikämpfen Englands, denen er entwachsen war, das Feld zu räumen, und sich dahin zurückzuziehen, wo allein er sich nun zu Hause fühlen konnte, ins alte, liebe Sirampur.

Dort hatte indessen der unberechenbare Huglyfluß fortgefahren, die Missionsgebäude zu bedrohen. Wie gerne hätte man sie jetzt der Gesellschaft übergeben, denn kostspielige Dämme und Mauern wurden nöthig befunden, und kaum aufgeführt, sanken auch sie in den tückischen Strom. Die Geldnoth wurde oft drückend; Frau Marshman, jetzt nahe an den 60, mußte während der Abwesenheit ihres Gatten in ihrer Anstalt arbeiten, wie nur je in den Tagen ihrer Kraft; der 65jährige Carey nicht weniger: auf 840 Pfd. St. belief sich jetzt sein jährlicher Beitrag zur Mission. Dennoch wurde fortgearbeitet im Glauben. Arakan war britische Provinz geworden, daher versetzte man die Mission von Tschatigam (Tschittagong) nach dem neuen

Hauptort Akyab, wo Miss. Fink bald 50 christliche Familien vom Stamm der Mag ansiedelte. Ein ähnliches Christendorf schien auch für die christlichen Familien in Sirampur selbst wünschenswerth. Es kam zu Stande, unter dem Namen John-nagar, und wurde (April 1826) von Miss. Mack durch einen festlichen Gottesdienst in heller Mondnacht eingeweiht. Mack war es auch, der eine allgemeine Visitation der Stationen vornahm. Es war das letztemal, daß zu diesem Zweck ein Paß von der Regierung eingeholt werden mußte; Amhersts Nachfolger ließ diese altbeliebte Formalität mit manchen andern aussterben.

Wie Mack die einzelnen Stationen traf, können wir nicht des Weiteren erzählen. Doch ist es Zeit, dieselben der Reihe nach aufzuführen.*) Die nächste im Osten war Dschessur, mit einer kleinen Gemeinde, in welche der hochbegabte Miss. Buckingham (1829) neues Leben brachte; um so schmerzlicher wurde sein schneller Tod (1830) empfunden. Buckingham war der Sohn eines englischen Soldaten, und hatte eine so schwache Schulbildung genossen, daß er nicht nur in gemeine Laster verfiel, sondern als sein Gewissen erwachte, als ein Hindu-Pilger in heidnischen Tempeln herumirren konnte, um Sündenvergebung zu suchen. Auf einer Wallfahrt nach Gangasägar traf er mit Ward zusammen, und fand Frieden in Christo. Bald war er in niedrigen Geschäften ein eifriger Missionar und zugleich fleißiger Schüler geworden. Nach Dschessur gesandt, verschmähte er irgend welchen Gehalt und lebte unter unermüdlicher Reisepredigt von ärmlichster Nahrung. Bald nahm Alles einen neuen Aufschwung; aber der Jüngling hatte sich zu viel Entbehrungen zugemuthet. Er erlag 31jährig einem Fieber, tief betrauert von den Europäern der Station, wie von den Eingebornen. In unsern Zeiten ist Tschessur eine der bedeutenderen Baptistengemeinden geworden. In Dakka wurde von de Cruz und Leonard besonders viel für Schulen gethan; aber 1827 gieng der erstere zu seiner Ruhe ein. In Tschatigam arbeitete Johannes (1820—1864) mit großer Treue besonders unter der Bengalischen und Mischlings-Bevölkerung, während Fink die Mags in Akyab bediente, welche ihre Gemeindeangelegenheiten mit einem gegen die bengalische Indolenz sehr günstig abstechenden Eifer betrieben. Später (1839) wurde diese Mission den Amerikanischen Baptisten über-

*) Nach F. A. Cox, History of the Baptist Miss. Society.

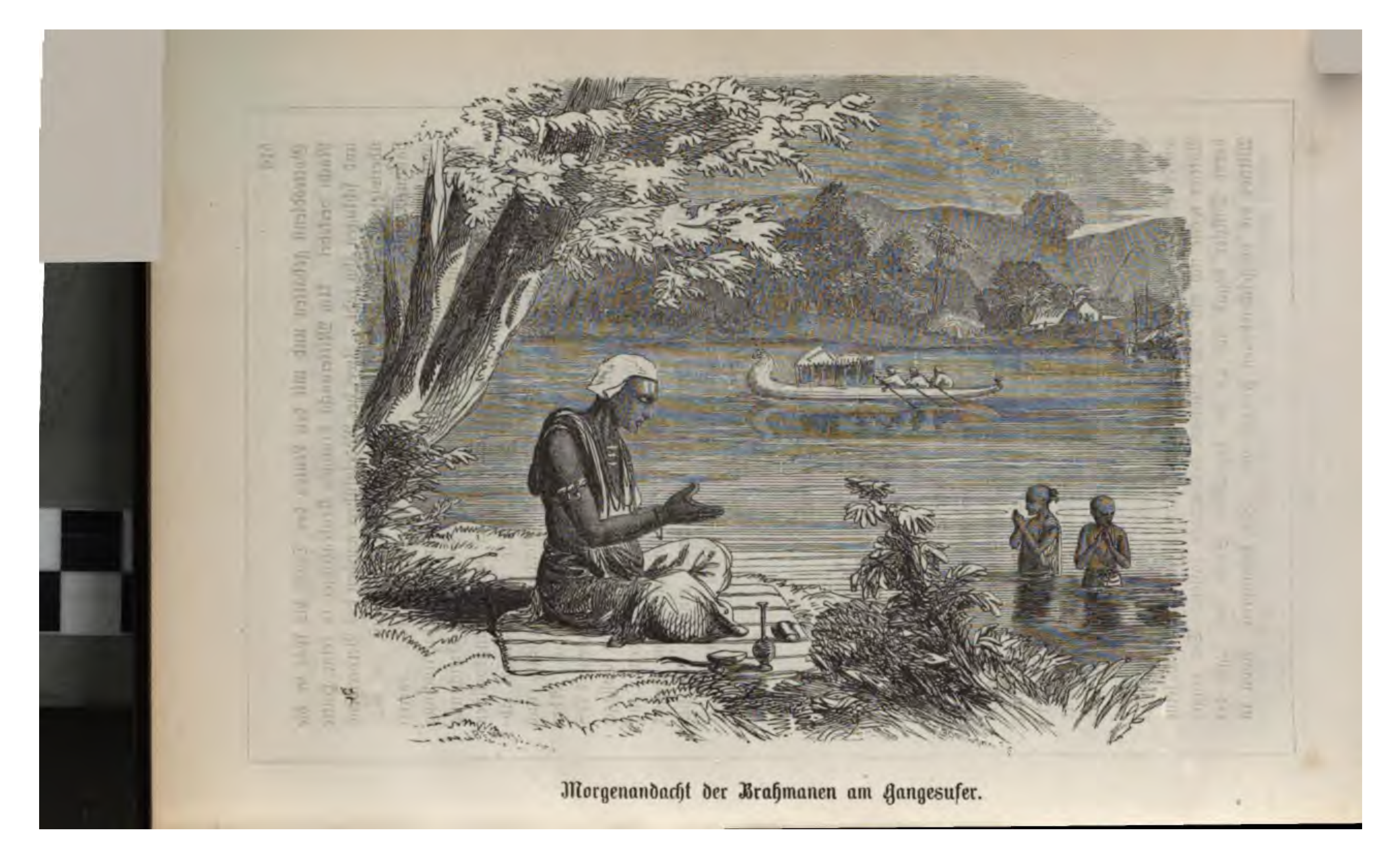
geben. — In dem nördlich von Sirampur gelegenen Dinadschpur war der edle Fernandez nun altersschwach geworden. Die Zahl der Gemeindeglieder sank von 92 (im J. 1827) auf 68 (1829). Sterbend ließ er sich (1831) nach Sirampur rudern und sagte zu Carey: „Da komm ich, Bruder, um mich bei euch zur Ruhe zu legen.“ In Macao gebürtig, war er (1796) durch Carey zur Erkenntniß des Heils gekommen, und hatte sogleich das Haus, das er eben baute, dem Dienste Gottes geweiht. 44 Jahre hindurch hat er darin gepredigt, zwei Kirchen gegründet und mindestens 100 Seelen zum Heiland geführt, alles ohne von der Mission unterstützt zu werden. Sein übriges Vermögen, 1500 Pfd. St., vermachte er der Sirampur Mission. Das nahe Malda gieng auf die Neige. Der harte Boden in Benares wurde von dem treuen Indobriten W. Smith (1816—59) unermüdlich bearbeitetet. Doch blieben hier und in Allahabad, wo Mackintosh predigte (bis 1846), die Erfolge geringfügig. Fattehgarh war die schwächste aller Stationen (unter Richards); sie wurde nun (1826) nach Mathura verlegt. Um Dilhi und seine Umgegend erwarb sich (1818—50) der anspruchlose Reiseprediger Thompson bleibende Verdienste.

Alle diese 10 Stationen mußten von Sirampur aus berathen und geleitet werden, doch genügte solche Ausdehnung des Dienstes dem alten Carey nicht. Asam war von den Barmanen im Frieden abgetreten worden, und Carey hatte die Bibel in diese dem Bengalischen verwandte Sprache übersetzt. Nun sein Freund, der Kommissär der neuen Provinz, D. Scott, durchaus einen Missionar bei sich haben wollte, mußten die bedenklicheren Brüder dem alten Haupte nachgeben, das entschlossen war sich von seinen persönlichen Bedürfnissen soviel abzuziehen, daß die Hälfte des Unterhalts der neuen Station damit bestritten werden konnte. Miss. Rae, der schon einige Jahre in Asam zugebracht hatte, wurde (Dec. 1828) auf den neuen Posten in Gowahatti gestellt. — Im Süden Kalkutta's, um Barripur, hatte eine Gesellschaft von mehr als 30 Eingebornen das Joch der Kaste abgeworfen, und bat um christlichen Unterricht. Ein Glied der Kirche in Kalkutta, Rabeholm, bot sich gerade als Missionar an; er wurde mit dem erprobten Hinduchristen Ram Kischora auf die neue Station gesandt. Die Neubekehrten empfiengen die Beiden mit Freuden, die Heiden aber wurden aufs äußerste erbittert. Eines Sonntags hatte Ram Kischora, ein sanfter ältlicher Mann, unter den Angeregten zweimal

Gottesdienst gehalten und mit den Leuten des Dorfs bis spät in die Nacht verkehrt. Um Mitternacht drangen Keulenträger in seine Hütte und schlugen ihn todt. Zwei der Rädelsführer wurden des Verbrechens überwiesen, entgiengen aber der Strafe durch die Gunst des muhammedanischen Unterrichters. Der edle englische Richter Jarrett wußte jedoch die Uebelgesinnten durch die nachdrückliche Untersuchung einzuschrecken und bot der Mission 1350 Pf. St. für die Errichtung von Schulen in seinem Bezirk. J. Smith, einer der hoffnungsvollsten Studenten des College, wurde zu diesem Zwecke nach Barrisal abgeordnet, der Tschangal gelichtet und ein Christendorf angelegt, und so erstand eine der blühendsten Baptistengemeinden Indiens. Aber diese zwölf Stationen mit der Nebenstation Dumdum kosteten 1528 Pf. St. im Jahr, und dazu kamen die Ausgaben für das College, für die Knaben- und Mädchenschulen in Sirampur, für den Druck von Traktaten u. s. w., — das Jahr 1829 schloß mit einem Deficit von 2300 Pf. St.! Marshman fand auch darin einen — freilich traurigen — Trost: eine üble Nachrede, als hätten die Sirampurer Geld vollauf, war wenigstens nun widerlegt.

16. Lord Bentinck.

Doch verlassen wir die Missionare mit ihren Fortschritten und Verlegenheiten, und wenden uns einen Augenblick dem großen Siege zu, welchen in dieser Zeit die christliche Humanität über alte Vorurtheile errang. Nachdem die Missionare ein Menschenalter hindurch gegen die Sati's angekämpft hatten (siehe S. 347 u. s. w.), wollte Lord Amherst versuchen, die Wittwenverbrennungen einigermaßen durch das Gesetz zu zügeln. Die Amtleute wurden (1826) angewiesen, jede Sati zu verhindern, die sich nicht als unzweifelhaft freiwillig herausstelle. Eingeborne Polizeioffiziere mußten sich nun am Scheiterhaufen aufstellen und den unglücklichen Schlachtopfern hilfreiche Hand bieten, falls die Liebe zum Leben und zu den Kindern, oder auch erst die Wirkung des Feuers sie in ihrem Vorhaben wankend mache. Günstige Erfolge ließen nicht lange auf sich warten. In Dscheffur wurde der Polizei angezeigt, ein alter Mann sei gestorben und seine Wittwe wolle sich mit dem Leichnam verbrennen lassen. Der eingeborne Offizier begab sich an die bezeichnete Stelle und legte der Wittwe die vorgeschriebenen Fragen vor. Sie behauptete, schon in



Morgenandacht der Brahmanen am Gangesufer.

sechs früheren Geburten eine Sati („treue Ehefrau") gewesen zu sein; sie wolle nun ihr seliges Geschick vollenden. Als sie aber den Scheiterhaufen bestieg, erweichten die Thränen ihrer Kinder ihr Herz; sie faßte sie bei der Hand und weigerte sich, sie zu verlassen. Wäre keine Polizei da gewesen, so hätten die Verwandten sie, wie das gewöhnlich der Fall war, auf den Scheiterhaufen geworfen und mit Bambus nieder gehalten, bis das Leben erloschen war, Alles, um der Familienschande zu entgehen, welche auf der Zurücknahme eines Gelübdes ruht. Die Polizei aber geleitete sie nach Hause, und die Verwandten waren um einen Triumph, die Menge um ein Schauspiel betrogen. Bei einer alten Brahmanenfrau hielt es schwerer. Sie wollte sich durch keine Vorstellungen von ihrem Vorhaben abbringen lassen; auch sie mußte schon in der letzten Geburt eine Sati gewesen sein, war sie doch zum Lohn dieser Treue als Brahmanin geboren worden. So bestieg sie denn den Holzstoß und legte sich neben den Leichnam; schwere Scheiter wurden auf sie gehäuft und zwei Schmalzhäfen darüber ausgeleert, um die Flamme rasch zu nähren. Aber kaum hatte das Feuer sie berührt, als sie herabsprang und zu Boden fiel. Ihre Angehörigen warfen sie auf den brennenden Haufen zurück, allein wiederum entrann sie und stürzte sich in den Fluß. Jetzt erst ermannte sich die bestürzte Polizei, die natürlich vor Brahmanen ungebührlichen Respekt besaß, und entriß die Flüchtige den Händen der Verwandten, welche sie eben wieder zum Scheiterhaufen schleppten. Sie wurde ins Spital gebracht, und über die grausamen Priester eine Strafe verhängt. Doch sah man aus diesem Vorfall, daß auf die eingeborne Polizei kein Verlaß sei; und tiefer Blickende meinten, die Regierung sündige dadurch, daß sie Opfer gesetzlich mache, ja sanktionire, welche jeder Polizeidiener nachträglich für freiwillige erklären könne, wie viel Zwang auch angewendet werden mochte. Dann machte die Anwesenheit der Polizei das Schauspiel, wenn es wirklich ausgeführt wurde, nur um so anziehender; von einigen Beamten konnte nachgewiesen werden, daß die Sati's in ihrem Bezirk seit ihrer Legalisirung nur zahlreicher geworden seien. Christliche Beamte fühlten sich im Gewissen verletzt durch die Nöthigung, Erlaubnißscheine für Wittwenopfer auszustellen; einige suchten auch das Gesetz zu umgehen oder zu dehnen, um irgendwie den Greuel zu verhindern, und veranlaßten dadurch Prozesse, in welchen christliche Richter der heidnischen Unsitte gegen die menschlichen Beamten Recht geben mußten. Immer stärker

wurde das allgemeine Gefühl, mit diesem Greuel sei nicht anders zu verfahren, als mit dem Sklavenhandel; nicht durch Beschränkung werde da geholfen, sondern durch absolutes Verbot. Zugleich bemerkte man nun die Abwesenheit aller Aufregung unter den Hindu's in Fällen, da die Sati verhindert wurde; am Ende war auch bei strengerem Verbot nichts zu fürchten, wenn man nur die eigene Schüchternheit zu überwinden wagte.

Auf Lord Amherst folgte (1828) der edle Lord Bentinck, der vor zwanzig Jahren wegen des Welur Gemetzels in Ungnade gefallene Gouverneur von Madras (S. 354). Er hatte sich lange nach dem Posten eines Generalgouverneurs gesehnt, um zu zeigen, wie falsch man ihn beurtheilt hatte. Entschlossen, die weitgehendsten Reformen in der Verwaltung durchzuführen, trat er nun sein Amt an. Was kümmerte er sich um die Presse! Wenn man über ihre Gefährlichkeit klagte, konnte er ein Schnippchen schlagen und bemerken, er wisse keine werthvollere Dienerin, wenn es sich darum handle, Mißbräuche zu offenbaren, welche andere Mächte nur zu verbergen bemüht seien. Alsbald besah er sich die Frage der Sati's. Der edle Poynder hatte in einer Versammlung der Aktieninhaber der Compagnie (Merz 1827) einen Beschluß durchgesetzt, der den Direktorenhof aufforderte, diese Unsitte abzuschaffen, unter möglichster Schonung des Nationalgefühls der Hindu's. Und der Direktorenhof schrieb nach Indien, der Brauch sei ihnen natürlich verhaßt; sie wissen aber, wie verwickelte Bedenken sich an diese Frage hängen, daher sie die unverweilte Abschaffung desselben nicht befürworten können, als welche sicherlich den Verlust Indiens herbeiführen würde, sondern von der Verbreitung nützlicher Kenntnisse sein allmähliches Erlöschen erwarten rc.

Bentinck forderte die ausgezeichnetsten Diener des Staates auf, in aller Stille ihre Gutachten einzusenden. Er fühlte tief seine „ungeheure Verantwortlichkeit in dieser und in jener Welt, wenn er diesen Brauch einen Augenblick länger dulde, als wirklich nöthig sei. Nöthig, nicht für unsere Sicherheit, sondern für das wahre Glück und die dauernde Wohlfahrt der eingebornen Unterthanen." Was wird die Sipahi-Armee dazu sagen? war eine überaus wichtige Frage. Die Antworten fielen sehr verschieden aus; aber von 43 Offizieren, die befragt wurden, behaupteten 28, die Treue der Sipahi's werde durch augenblickliche Abschaffung der Unsitte nicht erschüttert werden. Von den zwölf Civilisten waren neun für absolutes Verbot der Sati's.

Metcalfe und Bayley, innige Freunde Carey's, die beide nun im höchsten Rathe saßen, konnten die vertrauliche Eröffnung machen, daß sie in ihren früheren Distrikten, im N. W. und in Bengalen, sich die Freiheit genommen haben, jede Sati zu verbieten oder irgendwie zu verhindern; es war ihrem Takt gelungen, unbeschrieen durchzukommen. Dasselbe hatte Barwell in einem noch völlig unorganisirten Gebiet mit Glück durchgesetzt. Sir J. Anstruther, der mit englischen Begriffen 1798 als Richter nach der Hauptstadt gekommen war, hatte die Opfer ohne Weiteres verboten, worauf dann freilich in 18 Jahren 130 Wittwen aus der Stadt aufs Gebiet der Compagnie geführt wurden, um verbrannt zu werden. Der König von Audh hatte den Brauch in seinem Reiche aufgehoben; er war nun freilich ein Muhamedaner, allein zwei Mahrattafürsten, der von Tandschaur und der Peschwa, hatten dasselbe gewagt.

Aber die Gegenpartei hatte auch gewichtige Gründe für sich anzuführen. Der Orientalist H. Wilson machte starke Gegenvorstellungen. Und der höchste Richter, Sir C. E. Grey, der mit dem edlen Lord durch gleiche Bestrebungen verbunden war, konnte sich kaum von dem gewichtigen Gesetz des J. 1797 losmachen, das den Hindu's zusagte: „keine Handlung, welche sie in Folge des Kastenbrauchs verüben, dürfe je für ein Verbrechen erklärt werden, wenn auch verwerflich nach englischem Gesetz." Sollte man gar bei den Direktoren anfragen? Dann war die Sache verloren. Der einzige Ausweg, der sich darbot, war dieser: es ließ sich annehmen, das Parlament habe damit nur solche Kastenbräuche sanktioniren wollen, welche dem Gesetz der Natur nicht absolut zuwiderlaufen; und die Sati's gehören einmal zu den widernatürlichen. Wie dem sein mochte, Bentinck hoffte, wenn das Parlament die Sache je besprechen werde, auf freundliche Berücksichtigung seiner außerordentlichen Aufgabe, und erließ am 4. Dec. 1829 die denkwürdige Verordnung, welche die Sati's für ungesetzlich, jeden Theilhaber an solchen für strafwürdig erklärte.

Am Samstag Abend wurde die Akte Carey zum Uebersetzen zugesandt; denn es war beschlossen, den englischen und den bengalischen Text zugleich auszugeben. Wie wallte sein Herz über in Dank und Freude! 25 Jahre waren vergangen, seit er die erste Eingabe über diese Frage — an Lord Wellesley — gemacht hatte; jeder Tag der Verzögerung konnte zwei Wittwen das Leben kosten, daher er diesen ganzen Sonntag weder ruhte noch predigte, sondern bis zum Abend

seine Uebersetzung ins Reine brachte. Und nun floß zum erstenmal der Ganges „blutlos in die See". Ram mohan Ray mit 300 freisinnigen Hindu's der Hauptstadt stattete dem Gouverneur für seine Verordnung den gerührtesten Dank ab. Die reichen Kaufleute, Brahmanen und Zemindare aber waren wüthend gegen die Missionare, welche „seit Lord Hastings' Zeiten die Regierung beeinflußt haben", und protestirten, 800 an der Zahl, gegen den ungerechtfertigten Eingriff in ihre heiligsten Rechte (14. Jan. 1830). Bentinck erklärte ihnen, die Appellation an den König stehe den Bittstellern frei, und er sei gerne bereit, sie zu übersenden. Es bildete sich eine Gesellschaft für Herstellung und Sicherung des gefährdeten Rechts, die Dharma Sabhā, welche von da an ein Jahrzehent hindurch für Wiedereinführung der Sati's eiferte, auch Unterschriften für 1120 Pfd. Sterl. zusammenkriegte, von denen doch die Hälfte unbezahlt blieb. Diese „Rechtsgesellschaft" drohte nun jedem Hindu, der die Zeitungen von Sirampur lese, mit der Acht; die Zeit war aber so weit vorgerückt, daß den letzteren dadurch nicht der geringste Eintrag gethan wurde.

Die Folgen dieser gewagten Maßregel wurden natürlich von Freund und Feind aufs genaueste beobachtet. Sie kamen etwa darauf hinaus: in den ersten vier Monaten hatte die Polizei 25 Versuche von Sati's zu verhindern, was ohne allen Auflauf gelang; innerhalb zwei Jahren wurden noch trotz der Wachsamkeit der Polizei drei Wittwen verbrannt, die Bestrafung der Betheiligten schreckte aber von weiteren Versuchen ab. Nach kaum 20 Jahren konnten Eingeborne behaupten, eine solche Unsitte habe nie wirklich bestanden; die Phrase „gattentreu bis in den Tod" sei figürlich zu verstehen. Die Sipahi's nahmen die Verordnung sehr gleichgültig auf, hatte sie doch weder mit ihrem Sold noch mit ihrer Kaste zu schaffen. Abgesehen von den „fetten Bürgern" Kalkutta's, Leuten, die für die personifizirte Feigheit galten, hatte Niemand ein Wort gegen die Verordnung vorzubringen, welche durch einen Federstrich Bentincks — „die Herrlichkeit Indiens", den vielbesungensten seiner eigenthümlichen Bräuche, für immer vernichtete.

Die Beschwerdeschrift der Dharma Sabhā aufzusetzen, ließ sich kein britischer Advokat willig finden; die Gesellschaft mußte mit einem Notar, Bathie, vorlieb nehmen, der sich dann mit der Appellation nach England einschiffte. Schon an der Mündung des Flusses wurde das Schiff leck und konnte kaum gerettet werden. Zurückgekehrt sagte

Bathie zu seinen Auftraggebern: Während sonst solche Unfälle mit Verlust von Menschenleben verknüpft sind, hat Gott, weil ich die Bittschrift der Rechtsgesellschaft bei mir trug, alle Mitreisenden gnädig verschont. Umgekehrt behaupteten Hindu-Zeitungen, die Bittschrift habe den Unfall veranlaßt; oder gar: die Verdienste des ganzen weiblichen Geschlechts in Indien haben zusammengewirkt, die Bittschrift so weit hinzuhalten. Natürlich kam sie doch vor den Geheimenrath des Königs, in welchem auch der greise Wellesley saß. Sie wurde (23. Juni 1832) gründlich erwogen und schon am zweiten Tage verworfen.

Von den übrigen Reformen des edlen Lords zu reden, ist hier kaum der Ort. Aber Erwähnung verdient, daß er das Gerichtswesen neu organisirte (1831) und zugleich den Eingebornen, ohne Unterschied des Glaubens, den Zutritt zu bedeutenden Aemtern öffnete. Lord Cornwallis hatte ihnen nur schlechtbezahlte Stellen übrig gelassen, so daß ihnen kein Spielraum für Entfaltung ihrer Talente im Staatsdienst gegeben war. Nun wurde es damit anders; tüchtige Bildung bot dem Aermsten Aussicht auf bedeutende Aemter; und sogar die Hindu-Zeitungen lobten es, daß hinfort auch die eingebornen Christen, bisher so niedergehalten, von diesen Vortheilen nicht ausgeschlossen bleiben sollten. Das Sirampur-College fühlte augenblicklich, wie günstig sich die Aussichten der christlichen Jugend gestalteten; nicht jeder Jüngling taugte zum Predigtamt, jetzt aber konnte jeder fleißige Zögling auf eine ehrenhafte Stellung in der Gesellschaft sich vorbereiten. Während nun Dr. Duff (1830—64) den Sinn für englische Bildung in der Jugend Kalkutta's weckte, trat auch die Regierung von dem bisherigen System der Orientalisten entschieden zu der Begünstigung des englischen Unterrichts über (7. März 1835), nachdem 54 Jahre lang die alten Sprachen des Morgenlandes ausschließliche Berücksichtigung genossen hatten. Das Paradies der Pandits und Maulawis gieng nun zu Ende. Hatte man gemeint, ein Brahmane werde sich nie zum Studium der Anatomie hergeben, so bewies der glänzende Erfolg der neuerrichteten Arzneischule (1835), daß man auch hierin einem blinden Vorurtheil gehuldigt hatte.

Auch das Erbrecht der Christen wurde von Bentinck in Betracht gezogen. Während der langen Muhamedanerherrschaft war das Hindugesetz natürlich außer Geltung gekommen, ja fast vergessen; Warren Hastings stellte es 1772 wieder her, ohne daß an die Vorschrift, welche

jeden Abgefallenen vom Erbrechte ausschloß, irgend gedacht wurde. Carey hatte schon länger her die Aenderung dieser unbilligen Satzung verlangt. Ein Hindu hatte ihm gesagt, er glaube an die Schrift und wünsche, von ihm getauft zu werden; aber er habe die Anwartschaft auf ein Erbe im Werth von 40000 Rupies, daher er nicht öffentlich übertreten könne. Natürlich blieb er ungetauft. Bentinck suchte daher zuerst in beiläufiger Weise, durch einen etwas verschleierten Gesetzartikel, das Erbrecht der zum Christenthum Bekehrten herzustellen (1832); und einige Jahre später wurde durch eine besondere Akte festgesetzt, daß kein Religionswechsel den Anspruch auf das Eigenthum der Vorfahren vernichten dürfe.

Ein solcher Reformator, wie Bentinck, verdient es, auch in der Missionsgeschichte erwähnt zu werden, wenn er gleich sich während seiner Regierung sorgfältig von den Missionaren fern hielt. Erst auf seiner Heimreise (März 1835) gab er Sirampur zum Zeichen seiner Achtung einen Beitrag von 50 Pfd. Sterl. Den Missionaren Kalkutta's, die ihm zum Abschied eine Dankadresse überreichten, sagte er offen: ihre Freundlichkeit schmeichle ihm um so mehr, je entschiedener er sich des engern Umgangs mit ihnen enthalten habe; ihre Aufgabe sei Bekehrung, die eines Generalgouverneurs strenge Neutralität. Aber Ehre, dem Ehre gebührt! Es wäre eine unerträgliche Anmaßung, wenn die Mission sich Erfolge zuschreiben wollte, welche es Gott gefiel durch andere Werkzeuge herbeizuführen. Wenn einmal Indien, wirklich verjüngt, in die Reihe der christlichen Völker getreten ist, wird unter Christen kaum gestritten werden, wie viel die Missionare zu solcher Neugeburt beigetragen haben, und wie viel alle jene hochherzigen Herrscher, Richter und Krieger, ja auch Frauen und Ladies, welche England hingesandt hat. In erster Linie derjenigen Wohlthäter Indiens, die ihm mit ganzer Seele und im Aufblick zu Gott gedient haben, wird immer der Name Bentinck glänzen. Kein Generalgouverneur hat mehr gethan, die Scheidewand zwischen den Besiegten und den Siegern niederzureißen; keiner hat so entschieden sich von allen Kriegen ferngehalten, um den friedlichen Fortschritt des ihm anvertrauten Reiches auf jede Weise zu sichern und zu fördern. Darum wetteiferte auch Alles bei seinem Abschied, ihm zu danken und ihn zu ehren; die Dharma Sabhā hat das in ihrer Weise gethan, indem sie beschloß, der Mann, der die Wittwenverbrennungen abgeschafft, verdiene ein für alle mal kein Kompliment.

16. Das Ende der Sirampur-Mission.

Es ist eine für die Natur schmerzliche, aber im Reiche Gottes sehr erklärliche und oft wiederkehrende Thatsache, daß die letzten Jahre der treuften Arbeiter ihre schwersten wurden. Scheint es doch, als solle ihnen am Schluß ihrer Thätigkeit durch Leiden aller Art der letzte Rest von Selbstgefälligkeit ausgebrannt werden, damit sie in Wahrheit sagen können: wir sind unnütze Knechte, ehe sie zu ihrer Ruhe eingehen. Das war das Loos der beiden Sirampurer, als sie dem Ende ihrer Laufbahn nahe rückten. Immer umwölkter wurde ihre Lage. Hatten sie in früheren Schwierigkeiten doch stets die warme Theilnahme ihrer Glaubensgenossen zum Rückhalt gehabt, so wurde ihnen dieser Trost nun immer mehr abgeschnitten. Die alten Freunde starben weg, neue wurden immer seltener. Die Sympathie der religiösen Kreise wandte sich vorzugsweise frischen Unternehmungen zu, welche durch farbigere Berichte dem Zeitgeschmack mehr entsprachen. Und während sich die Verbindlichkeiten noch immer häuften, stockten die bisherigen Erwerbsquellen. Im J. 1830 stürzte das große Handlungshaus Palmer & Cie., das für so fest gegolten hatte, als die ostindische Compagnie selbst; die (seit 1813) in Indien zugelassenen kleinen Kaufleute hatten ihm unvermerkt seine besten Quellen abgegraben, und sein Fall verschlang viele ihm anvertraute Gelder der Mission und der Missionsfreunde. Unter dem Einfluß der übeln Nachreden, die von der Muttergesellschaft in Fencourt ausgiengen, hielten auch die amerikanischen Freunde ihre für Sirampur gesammelten Missionsbeiträge zurück. Eben um diese Zeit aber hatte das von Lord Bentinck für nothwendig befundene neue Sparsystem die Abschaffung der Professoren und Uebersetzer zur Folge, so daß Carey's Gehalt um mehr als die Hälfte verringert wurde. Da knieten die beiden Greise zusammen vor ihrem Gott und baten ihn mit vielen Thränen, die Lästerzungen zum Schweigen zu bringen und die Mittel für seinen Dienst zu beschaffen. Sie sollten 13 Stationen mit 17 europäisch lebenden und 15 eingebornen Predigern erhalten, und statt 1500 Pfd. Sterl., deren sie bedurften, konnten sie höchstens auf eine Einnahme von 900 hoffen; und dann war das College noch nicht bedacht, dessen Einkünfte noch unverhältnißmäßig geringer ausfielen. Doch hatte jetzt endlich ihre gedruckte Rechtfertigung in England eingeschla-

gen, und die Beiträge flossen wieder reichlicher. Aber auch die Mutter-gesellschaft war aufs Neue gegen sie gereizt worden und verwarf ihre Bitten um ein Schiedsgericht, das zwischen den beiden Parteien schlichten sollte. So verließ denn nun Marshman das liebgewordene Missionsgebäude; und eine vom dänischen Gouverneur Hohlenberg aufgesetzte Urkunde gab den übrigen Raum, für den die Missionare 7800 Pfd. Sterl. von ihrem Eigenthum ausgelegt hatten, der Muttergesellschaft zu beliebiger Verfügung zurück, nachdem freilich der Strom ein Viertheil des Landes und drei Häuser verschlungen hatte.

Mitten unter diesen Entmuthigungen konnte doch dies edle Paar auch für reiche Segnungen danken. Die Lücke der verstorbenen Mitarbeiter, Fernandez und Buckingham, auszufüllen, fanden sich nicht nur immer junge Männer, im College gebildet und bereit, in Nothfällen sich aufs Aeußerste zu beschränken, sondern auch ein alter, geehrter Mitarbeiter, Robinson, der nun 25 Jahre ununterbrochen in der bengalischen Mission (S. 395), wie in Sumatra und Java gearbeitet hatte, trat zu ihnen über; und ein schottischer Kandidat, Leechman, zog es gleichfalls vor, die Sorgen der alten Männer zu theilen, statt bei der Gesellschaft ein sicheres Auskommen zu finden. Kaum waren daher die amerikanischen Beiträge wieder flüssig geworden, als Carey wieder über seinen Lieblingstext predigte: Mache den Raum deiner Hütte weit, spare seiner nicht u. s. w. (Jes. 54, 2). Er hatte schon viel an die Khasihügel gedacht, welche durch den Frieden mit Barma die nordöstliche Grenze Bengalens geworden waren. Die Evangelien waren in diese Sprache übersetzt und gedruckt, sodann in Tschera eine Gesundheitsstation für Europäer errichtet worden, welche auch kranke Missionsfrauen von Sirampur besuchten. Ein Zögling des College, Lish, begleitete sie und fieng an, die Kinder im Lesen zu unterrichten. Das wirkte auf das einfache Naturvölklein wie ein neuer Zauber; englische Offiziere ließen sich willig finden, Carey's gewagte Unternehmung zu unterstützen, und eine Schulmission wurde gestiftet (1832), die noch immer — unter der Leitung von Methodisten aus Wales — gesegneten Fortgang hat.

Nun aber brach eine Handelskrisis in Kalkutta aus, der die großen Firmen wie Kartenhäuser erlagen (Jan. 1833). Alle Ersparnisse der Missionsfamilien, die Legate eines Fernandez u. s. w. sanken dahin, und in der allgemeinen Armuth waren nur noch wenige Freunde fähig, wie der bewährte Garrett, für die Mission ihre milde Hand

aufzuthun. Müssen denn Stationen aufgegeben werden? war nun die tägliche, stündliche Frage. Die Opferwilligkeit aller Missionare war aber so groß, daß durch die äußerste Einschränkung die Erhaltung des Bestehenden möglich wurde. Es waren nun 18 Stationen, fast alle von draußen gebildeten Predigern versehen; zwei von diesen hofften sich eine Zeitlang ohne alle Unterstützung durchbringen zu können. Aber Marshmans kräftiger Geist sank endlich unter dem fortwährenden Druck; er sah sich plötzlich aller Widerstandskraft beraubt und vegetirte zwei Monate in einem unbeschreiblichen Trübsinn dahin, bis der Herr endlich die Gebete der vielgeprüften Familie erhörte und ihm „ein neues Lied" in den Mund legte.

Er erholte sich eben zur rechten Zeit, um die letzten Tage seines Kollegen etwas erheitern zu können. Carey hatte nun mit einer schwachen Konstitution 40 Jahre lang des indischen Tages Last und Hitze getragen, ohne nur einmal sein Vaterland wieder zu besuchen. Nachdem er die letzte Revision des bengalischen Testaments vollendet hatte, mußte er widerstrebend sich von den Korrekturbögen trennen und die letzten Monate auf seinem Lager zubringen. Täglich besuchte ihn Marshman, immer bemüht, von heitern Gegenständen zu reden. An solchen war kein Mangel; wie ganz anders hatten sich doch die Aussichten für das Reich Gottes gestaltet. Indischer Minister war jetzt Ch. Grant (später Lord Glenelg); hatte sein Vater vor 25 Jahren mit seinen Einwendungen gegen die Unterstützung des Götzendienstes bei den Direktoren der Compagnie zwar Anklang gefunden, doch so, daß sie sich schließlich dem indischen Minister fügen und den Tempel Dschagannaths unter ihre besondere Obhut nehmen mußten (S. 396), so wagte es jetzt der Sohn, einen schwächlichen Erlaß der Direktoren bei Seite zu setzen und (20. Febr. 1833) den Hindu's rund zu erklären, mit der Neutralität der Regierung müsse Ernst gemacht werden: daher dürfen Regierungsbeamte mit Tempeln und Priestern nichts mehr zu schaffen haben, die Pilgertaxen sollen insgesammt aufhören und alle religiösen Handlungen der Unterthanen von der Einmischung der Regierung befreit werden. Wie viel war doch hiemit gewonnen, wenn auch der Befehl des Ministers nicht alsbald ausgeführt wurde! — Und dann der neue Freibrief der Compagnie mit all seinen Bestimmungen, die Abschaffung der Compagnie als einer Handelsgesellschaft, Indien allen Europäern zugänglich gemacht, der Eintritt in die höchsten Aemter ohne Unterschied der Abkunft oder des Glaubens allen Befähigten eröffnet u. s. w. — welche Hoffnungen knüpften sich nicht an diesen zukunftsschwangern Umschwung! — Den lieben Garten konnte Carey nun freilich nicht mehr sehen, aber täglich stattete ihm der alte Gärtner, ein Bengale, der mit wohl 2000 botanischen Namen vertraut war, Bericht von seinen Pflanzen ab. Wenn Carey halbscherzend bangte, Bruder Marshman werde nach seinem Heimgang die Kühe im Garten weiden lassen,

sorgte dieser sogar in seinem Testament für die Erhaltung desselben. — Oft kam auch Lady Bentinck an das Lager des sterbenden Greisen, und der Bischof von Kalkutta bat ihn geradezu um seinen Segen. Mit großer Ruhe sah Carey dem letzten Stündlein entgegen, das am 9. Juni 1834 ihn fast unbemerkt in eine bessere Welt entrückte.

So entschlief ein Mann voll Taubeneinfalt und Willensstärke, den kein Enthusiasmus, sondern das nüchternste Pflichtgefühl in die Mission trieb und zu außerordentlichen Leistungen in ihr tüchtig machte. Durch die strengste Eintheilung seiner Zeit war es ihm gelungen, seine Kraft zu vervielfältigen, und während er unerschüttert in seinem Heiland ruhte, doch beständig rege zu wirken. Seine Arbeiten für die Uebersetzung der Bibel haben ihm Anspruch auf den Dank vieler Völker erworben. Der größte Sanskritkenner unserer Zeit, H. Wilson, läßt nicht nur seinen Sprachlehren und andern Arbeiten alle Gerechtigkeit widerfahren, sondern schreibt ihm das besondere Verdienst zu, das Bengalische aus einem rohen Dialekt zu einer geregelten und bleibenden Literatursprache erhoben zu haben. Viele gelehrte und andere Gesellschaften haben den großen Todten geehrt. Sein Grabstein aber trägt die Inschrift, die er selbst gewählt: William Carey, geb. 17. Aug. 1761, gest. 9. Juni 1834. Hilflos und elend, sink ich armer Wurm in deine Liebesarme.

Marshman blieb nicht lange von dem Freunde getrennt, nach dessen Ruhe er sich sehnte, während die Mission, die nun auf 18 Haupt- und 15 Nebenstationen mit einem Halbhundert von Arbeitern aller Art herangewachsen war, immer strengere Anforderungen an ihn machte. Er erlebte noch, wie sein Freund Metcalfe, als provisorischer Generalgouverneur, die Presse befreite (3. Aug. 1835), ein Ereigniß, welches auch der nun wöchentlichen Zeitschrift Sirampurs, dem Friend of India, zu gut kam. Dann brachte er ein Spital zu Stande, welches durch die Gunst der dänischen Königin eine bleibende Wohlthat für Sirampur wurde. Bis auf 100 mehrten sich die Zöglinge des College, in welchem, entsprechend dem Zeitbedürfniß, hinfort die englische Sprache das Uebergewicht gewann. Die Rundreisen auf den Stationen wurden von dem unermüdlichen Mack fortgesetzt, der auch die Rechnungen führte. Als dieser aber von schwerer Krankheit genas, zeigte sichs, daß eine Reise nach Europa zu seiner völligen Herstellung so nöthig sei, wie zur Mehrung der Hilfsquellen für die verschuldete Mission (Dec. 1836). Bald nach Macks Abreise wurde für gut befunden, auch Leechman nach England zu senden.

Marshman war also allein gelassen, und zwar mit sinkender Gesundheit. Seine Tochter, die Gattin Havelocks, wohnte damals auf der Bergstation Landor. Dort geschahs in einer Nacht, daß ihr Haus in Flammen stand, ehe sie erwachte; sie sprang hinaus mit dem Kind auf ihrem Arm, und wurde mit Mühe, schwer verletzt, aus dem Feuer gerettet, während das Kindlein unterlag. Drei

Tage lang war Marshman ungewiß, ob die Tochter sich erholen werde; das Ausbleiben der Post trieb ihn beinahe zur Verzweiflung. Unbeschreiblich war sein Dank, als er hörte, es sei Hoffnung für sie da; aber von diesem Tage an hat man kaum mehr ein Lächeln an ihm bemerkt. Der Frühsommer 1837 war der heißeste, den man je erlebt hatte; er brach den Rest seiner Kraft. Im Herbst stellte sich Dysenterie, bald darauf Wassersucht ein. Alle Gedanken verschlang nun der Eine: „Was hat doch Gott für uns gethan! Nie ist wohl eine elendere Kreatur als ich angenommen und selig worden! Die jüngeren Mitarbeiter beschämen mich alle. O ein treuer Heiland, der uns nie verläßt noch versäumt!“ Oft, wenn die Sinne wanderten, betete er in Bengalisch. Am 5. Dec. 1837 schlief er, fast 70jährig, im Frieden ein. Er war ein Mann von ungeheurem Gedächtniß und großem Scharfsinn, fest bis zur Hartnäckigkeit, taktvoll und vorsichtig in seinem ganzen Auftreten, aber weitherzig für Alles was Christo angehört. Sein bester Ruf jedoch bleibt seine Opferwilligkeit; er hat von seiner und seiner Gattin Arbeit wohl 40000 Pf. St. für die Mission gegeben, und dabei ärmlich gelebt, wie er auch ganz arm gestorben ist, zum Staunen seiner Verkläger und Nachredner.

Was die beiden jüngeren Freunde in England trieben, sollte Marshman nicht mehr hören. Es war ihm damit ein letzter tiefer Schmerz erspart. Die Ueberlandpost lag eben noch in ihren Windeln; zwei Monate lang waren die Briefe Macks in Egypten liegen geblieben. Am 6. Dec., als die Familie vom Grab zurückkehrte, trafen die wichtigen Schreiben endlich ein; Mack berichtete, die Freunde der Sirampurer haben fürs Beste gefunden, daß — eine Wiedervereinigung mit der Muttergesellschaft nachgesucht werde, dazu werde man sich auch wohl entschließen müssen. Am Tag nach der Bestattung (7. Dec.) wurden wirklich in Fencourt die Artikel der Wiedervereinigung unterschrieben; so sollte die Sirampur Mission nach zehnjährigem Bestand in Marshman's Grabe beerdigt werden, zwanzig Jahre nach dem Anfang der unlieblichen Entzweiung.

Vom 1. Mai 1838 an, so wars bestimmt, sollten die Stationen, Sirampur ausgenommen, mit allem Zubehör auf die Missionsgesellschaft übergehen; ihr sollten auch die Bücher in Sirampur, kurz Alles übertragen werden, außer dem College, mit dem sie rein nichts zu thun haben wollte, — und den Schulden. Diese wuchsen in Folge des späten Termins der Uebergabe auf volle 3000 Pf. St. an. Mack und Leechman konnten die Hälfte derselben durch Gaben englischer Freunde decken; die andere Hälfte wurde innerhalb zwei Jahren durch die angestrengte Arbeit der Familienangehörigen in Indien getilgt. Marshman's ältester Sohn, John, fuhr fort, der Mission im weiteren Sinne durch seinen Friend of India zu dienen, ein Blatt, das sich immer mehr zu verdientem Ansehen aufschwang; bis er, als eine lebendige Chronik Indiens, im letzten Jahrzehend zum Mitglied des

indischen Raths ernannt wurde. Die hochbegabte liebenswürdige Wittwe gieng, 80jährig, im Merz 1847 zu ihrer Ruhe ein.

Das College aber wurde von Mack und Leechman auf ihre eigene Verantwortlichkeit fortgeführt. Missionsbeiträge durften sie nach der Uebereinkunft nicht mehr sammeln; aber da sie fortfuhren, die in Sirampur erstandene Gemeinde zu bedienen, wurde ihnen von derselben die Unterhaltung der Hochschule ermöglicht, bis (26. Apr. 1846) der wackere, geniale Mack nach 23jährigem Dienst einem Choleraanfall erlag. Sirampur selbst ward 1845 von Christian VIII an die englische Regierung abgetreten, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß das von seinem Vater in Schutz genommene College fortbestehe. Nachdem dann die Bauleute, welchen diese Anstalt überflüssig däuchte, im Lauf der Jahre vom Schauplatz abgetreten waren, hat die baptistische Missionsgesellschaft (1854) auch das College adoptirt und führt es als Predigerseminar für ihre Stationen fort.

In dieser Geschichte der Sirampur Mission liegt ein bedeutungsvolles Stück der neueren Kirchengeschichte vor uns aufgerollt. Wir können nur Gott danken, daß er in einer dunkeln Zeit das arme Indien mit solchen Bahnbrechern bedachte, die ungeschreckt durch die mächtige Opposition der Regierung und der ganzen Zeitströmung, auf den ihnen angewiesenen Kampfplatz traten, und unentmuthigt durch alle Widerwärtigkeiten, welche ihnen Freunde und Feinde sammt den eigenen Fehlern bereiteten, bis zum Ende darauf beharrten. Indien hat viele Wohlthaten durch sie empfangen; nicht die geringste bleibt das Werk der Bibelübersetzung in 30 Sprachen und Dialekten. Man hat diese gewaltigen Arbeiten vielfach als unvollkommene und verfrühte Versuche getadelt oder belächelt; und es muß zugestanden werden, daß jetzt vielleicht keine einzige ihrer Uebersetzungen mehr unkorrigirt und unrevidirt im Gebrauch ist. Aber für vollkommen haben sie selbst ihre Anfänge nie gehalten, darum sind dieselben doch für ihre Nachfolger überaus werthvoll gewesen. Carey, Marshman und Ward sind einmal die Gründer einer bengalischen Literatur, die ersten Zeitungsschreiber Indiens, die ersten Missionare auch, die mit der Kaste völlig zu brechen wagten, die Bahnbrecher endlich in der höheren Bildung von eingebornen Predigern und im Unterricht der Mädchen. Tausende von Christen danken ihnen schon jetzt für ihren treuen Dienst, und hunderttausende werden ihnen danken, wenn die meisten ihrer Gegner und Tadler vergessen sind, so weit sich nicht deren Namen an besser klingende und länger fortlebende angehängt haben. Der Herr aber fahre fort, das Andenken dieser seiner Jünger Vielen in der Gemeine zum Segen zu setzen!

Register.

Berichtigungen.

Seite 252, Zeile 9 v. u. statt waren lies: war.
" 300, " 4 v. u. statt et lies: and.
" 351, " 17 v. u. zu Generalgouverneur füge bei: bis auf Lord Elgin († 1863).
" 400, " 15 v. u. statt giengen lies: gieng.
" 401, " 10 v. o. statt Waiazu lies: Waiapu.
" 436, " 10 v. u. statt Goamatty lies: Goamalty.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. Inhalt: Die Bibel für die Blinden. 1. Ein Werk des Glaubens. 2. Die Taubblinde. 1865.

Die Bibel für die Blinden.

1. Ein Werk des Glaubens.

Schon im Jahr 1857 haben wir ein Bibelblatt unter der gleichen Ueberschrift ausgehen lassen und darin Bericht gegeben über das, was in unsern Tagen durch die erfinderische Liebe der Christen gethan worden ist, um das Loos der Blinden — dieser leider so zahlreichen Klasse unsrer Mitmenschen — zu erleichtern und in ihre traurige Nacht den hellen Schein eines himmlischen Lichtes hineinleuchten zu lassen. Damals konnte berichtet werden, wie man eine eigene Blindenschrift erfunden habe, die man durch Betasten mit den Fingerspitzen lese, und wie bereits einzelne Theile der heiligen Schrift in verschiedenen Sprachen (englisch, französisch, deutsch) in dieser Schrift gedruckt und um einen verhältnißmäßig billigen Preis zu haben seien. Was ist nun in den letzten sieben bis acht Jahren weiter so Großes und Herrliches geschehen! In England ist längst die ganze Bibel für die Blinden gedruckt, und dazu noch eine ganze Reihe anderer nützlicher Bücher. In französischer Sprache ist, namentlich durch den unermüdlichen Eifer des Direktors des Blinden-Asyls in Lausanne, gleichfalls ein großer Theil der heiligen Schrift für Blinde erschienen. Unser liebes Würtemberg aber, das in Werken christlicher Liebe nach allen Seiten hin so reich ist, hat nicht geruht, bis es — wenn auch mit großen Opfern und unter mancherlei

Glaubensproben — für die Blinden des deutschen Vaterlandes die ganze heilige Schrift in nicht weniger als dreiundsechzig Bänden hergestellt und vollendet sah. Wie dies letztgenannte segensreiche Werk allmählig zu Stande kam, das müssen wir kurz erzählen.

Es mögen etwa 25 Jahre sein, daß der damalige, nun längst zu seines Herrn Freude eingegangene Sekretär der Stuttgarter Bibelanstalt, Gundert, einen innern Antrieb in sich verspürte, für die vielen Unglücklichen, die des Augenlichts beraubt sind, etwas zu thun und ihnen wenigstens einen Theil des göttlichen Wortes zugänglich zu machen. Eben damals wurde die neue sinnreiche Erfindung näher bekannt, vermöge deren den Blinden das Lesen mittelst der Fingerspitzen möglich gemacht war. Gundert wußte sich bald eine Anzahl Blindentypen, d. h. solche Buchstabenstöcke zu verschaffen, die man auf dickes Papier (oder dünnen Karton) so einpreßt, daß auf der andern Seite erhabene, leicht greifbare Buchstabenzeichen hervortreten. Mit diesen fieng er in Mußestunden selber das Evangelium Lucä zu setzen an, und als er mit einer Seite fertig war, ließ er es durch eine eigens dafür nöthige Druckerpresse in einer Anzahl von Exemplaren abdrucken. Es war gut gelungen, und so viele Mühe und Anstrengung die Sache auch kosten mochte, der theure Mann fuhr damit fort, bis das ganze Lukas-Evangelium fertig war. Damit war ein schöner und vielversprechender Anfang gemacht. Bald ward es auch in weiteren Kreisen bekannt, daß ein Theil der deutschen heiligen Schrift für Blinde gedruckt und um mäßigen Preis zu haben sei. Viele griffen mit Begierde danach, und da sichs herausstellte, daß das Lesenlernen der Blindenschrift mittelst der Fingerspitzen nicht nur keine Unmöglichkeit, sondern eine verhältnißmäßig leichte und für die Blinden unbeschreiblich erfreuliche Sache sei, so wurde die Nachfrage nach dem merkwürdigen Buche immer größer, und der Wunsch, noch andere Bücher der heiligen Schrift auf gleiche Weise zu besitzen, immer lebhafter. So wurden nach und nach die Psalmen, die Apostelgeschichte und der Römerbrief, sodann die Calwer biblische Geschichte, wie auch eine Fibel (d. h. ein Elementar- oder ABCbüchlein zum Lesenlernen) für Blinde gedruckt.

Freilich stellte sich gleich von Anfang an ein bedenklicher Uebelstand heraus. Während nämlich wir Sehenden z. B. ein hübsch gebundenes Psalmbüchlein oder gar ein Neues Testament um etliche Kreuzer erhalten und dasselbe gut in die Westentasche zu stecken ver-

mögen, umfassen die Psalmen in Blindenschrift nicht weniger als drei starke, große Quartbände und kosten vier Gulden. Das Evangelium Lucä sammt der Fibel ist zwei Bände stark und kostet 2 fl. 42 kr.; die Apostelgeschichte gleichfalls zwei Bände für den gleichen Preis. Das war aber doch für die meisten Blinden, zumal für die Armen und Dürftigen, ein sehr hoher, ja für manche ein fast unerschwinglicher Preis. Was war zu machen? Nun, die wackern Männer, welche an der Spitze der würtembergischen Bibelanstalt standen, setzten ihr Vertrauen auf den lebendigen Gott, deß alles Silber und Gold auf Erden ist, und gaben die einzelnen Bände ihrer kostbaren Blindenbücher entweder (wo die äußerste Noth war) ganz umsonst, oder um sehr ermäßigten Preis her. Und unser großer und reicher Gott hat die lieben Freunde nicht stecken noch zu Schanden werden lassen; vielmehr hat Er ihnen da und dort willige Herzen erweckt, welche durch ihre freiwilligen Gaben und Spenden den Ausfall in der Bibelkasse wieder zu decken bereit waren. Wie aber jede gnädige Durchhülfe, die wir von Oben erfahren, unsern Glauben zu neuen Glaubensthaten ermuthigt und stärkt, so gieng es auch den lieben Bibelfreunden in Stuttgart. Der Herr gab ihnen Muth zu dem großen und kühnen Entschluß, trotz der außerordentlichen Kosten nicht blos das ganze Neue Testament, sondern am Ende sogar die ganze Bibel in Blindenschrift zu drucken. Den nächsten Anstoß aber hiezu gab ein Mann, der durch seine äußere und innere Lebensführung von Gott recht eigentlich dazu erzogen war, ein gesegnetes Werkzeug für die Blinden zu werden.

Ums Jahr 1855 nämlich stellte sich bei den Freunden in Stuttgart ein Herr Köchlin aus Ilzach (bei Mülhausen im Elsaß) zum Besuch ein, — ein Mann, der, selbst dem Erblinden nahe, seit einiger Zeit angefangen hatte, in seiner Heimath eine Anzahl Blinde in einer Anstalt um sich zu versammeln und sie zweckmäßig zu beschäftigen. Namentlich hatte er eine kleine Druckerei mit Blindenschrift eingerichtet, bei welcher nur Blinde als Setzer und Drucker angestellt waren. Wenn nun diese Druckerei gehörig beschäftigt sein sollte, so mußte man entweder guten Absatz für die gelieferten Bücher finden, oder man mußte darauf ausgehen, von auswärts Bestellungen auf Blindenbücher zu bekommen. Die Hoffnung auf solche Bestellungen war es, was Herrn Köchlin nach Stuttgart führte. Die Unterhandlungen mit den dortigen Freunden hatten zunächst den Erfolg, daß im Ver-

trauen auf Gott beschlossen wurde, dem bisherigen Vorrath von Blindenschriften noch einige weitere Theile der heiligen Schrift hinzuzufügen und vorerst die beiden Evangelien Markus und Matthäus in Herrn Köchlins Anstalt drucken zu lassen. Man stellte sich dabei vor, das Setzen und Drucken dieser Schriften werde so lange Zeit brauchen, daß auch die Kosten sich über einen längeren Zeitraum vertheilen und man somit hoffen könne, mittlerweile das Geld schon dafür aufzubringen. Aber siehe, die Bestellung ward so rasch ausgeführt und die beiden Evangelien trafen in so kurzer Zeit fix und fertig im Bibelhaus zu Stuttgart ein, daß die Freunde fast ein Schrecken überkam, und daß von jeder weiteren Bestellung sofort Abstand genommen ward.

Das war nun freilich nicht nach Herrn Köchlins Wunsch und Sinn, und als zwei ganze Jahre lang keine weitern Bestellungen aus Stuttgart kamen, da macht er sich selbst abermals dahin auf den Weg (Febr. 1858), obwohl nun völlig erblindet, aber das Herz voll fröhlichen Glaubensmuthes, voll brennenden Liebeseifers. Und dießmal erschien er nicht sowohl als Geschäftsmann unter Geschäftsleuten, sondern als Bruder unter Brüdern. Denn mit ihm selbst war inzwischen eine tiefgreifende, innerliche Veränderung vorgegangen, — jene selige Umwandlung nämlich, von welcher der Apostel Paulus im Brief an die Epheser (5, 8) redet, wenn er sagt: „Ihr waret weiland Finsterniß, nun aber seid ihr ein Licht in dem Herrn." Und gleichwie eine brennende Kohle auch andere anzündet und in Brand setzt, so sollten die Freunde in Stuttgart durch dieses lieben Mannes Besuch zu neuem Glaubens- und Liebeseifer entzündet werden. Man lernte sich gegenseitig jetzt erst recht kennen. Der Bruder aus dem Elsaß konnte die Brüder in Stuttgart einen Blick in seine innere und äußere Lebensführung thun lassen und dadurch nicht blos ein Band des Vertrauens und der Liebe zwischen sich und ihnen knüpfen, sondern auch — was viel mehr werth war — das Vertrauen auf den lebendigen Gott und den Eifer für Seine heilige Bibelsache neu beleben und stärken. Wir entnehmen den Mittheilungen, die Herr Köchlin im Kreise jener Freunde gemacht hat, hier nur einige wenige Züge.

„Er erzählte uns," heißt es in dem uns vorliegenden Bericht, „wie er selbst lange Zeit als ein geistlich blinder Mensch seines Wegs dahingegangen sei, ohne sich selbst und den Herrn zu kennen, bis es vor einigen Jahren Gott gefallen habe, seine leiblichen Augen nach

und nach erblinden zu lassen und ihn so in eine schwere Dunkelheit hinein- und aus all seiner bisherigen Thätigkeit herauszuführen. Unter dieser Heimsuchung habe er durch Gottes Gnade den Weg des Heils und des Friedens gefunden, und von da an auch innerlich sich getrieben gefühlt, sich der Blinden anzunehmen, für sie ein Asyl zu gründen, und namentlich das Evangelium in Blindenschrift ihnen nahe zu bringen. Er selbst habe, als zuletzt sein Auge für diese Welt gänzlich erlosch, Blindenschrift lesen gelernt, und so sei ihm in seiner Dunkelheit das theure Wort Gottes immer süßer und köstlicher, immer heller und lichter geworden. Daher sein Drang, sein sehnlicher Wunsch, womöglich das ganze Neue Testament den armen Blinden zugänglich zu machen. Er habe mit geringen Mitteln angefangen, die heilige Schrift für Blinde zu drucken, und sei in diesem Werke durch wunderbare Erweisungen göttlicher Durchhülfe gestärkt und ermuntert worden. So sei ihm eine werthvolle Druckmaschine von den Fabrikherren, in deren Etablissement dieselbe bestellt und verfertigt wurde, zu seiner höchsten Ueberraschung in der großartigsten Weise geschenkt worden. Ebenso sei ihm die bedeutende Summe, die er am (französischen) Zoll für die in Stuttgart bestellten Blindentypen zu entrichten gehabt habe, bei Ankunft der Bestellung durch ein Geschenk von unbekannter Hand dargereicht worden. Er besitze nun alle erforderlichen Einrichtungen zur Fortsetzung seines Unternehmens, und namentlich sei er im jetzigen Augenblick durch die Beihülfe eines im Druck von Blindenschrift sehr erfahrenen Verwandten vollkommen in den Stand gesetzt, nach und nach das ganze Neue Testament herzustellen. Nur an Einem fehle es ihm noch — nämlich an Abnehmern für sein Erzeugniß; um diese zu suchen und zu finden, sei er jetzt nach Stuttgart zu uns gekommen. Wir seien eine Bibelgesellschaft, bei uns sei die Verbreitung von Blindenschriften bereits im Gange, wir seien wohl auch im Stande, ein Opfer zu bringen. Wenn wir uns entschließen könnten, eine größere Zahl von Blindenbüchern für unser Lager von ihm zu beziehen, so könne er die Arbeit fortsetzen und ohne Unterbrechung alle Theile des Neuen Testaments vollenden. Gewinn suche er hiebei überall nicht; er überlasse uns alles, was wir beziehen, genau um den Herstellungspreis ..."

„Was sollten wir nun thun?" fährt der Bericht fort. — Nun, die theuern Stuttgarter Freunde thaten, was der Herr sie unzweifelhaft thun hieß. „Wir boten," heißt es weiter, „dem lieben Blindenfreunde die Hand in der fröhlichen Glaubenszuversicht, daß der große

Gott und reiche Herr, der uns bis heute Gnade gegeben, jedes Bibelbedürfniß unsrer Glaubensgenossen im Lande zu befriedigen, uns an dieser Blindenbibel doch nicht werde bankbrüchig werden lassen."

So wurde denn rasch und rüstig ans Werk geschritten. Am Bibelfeste 1859 (24. Aug.) war bereits das ganze Neue Testament in Blindenschrift gedruckt und gebunden, und schmückte die Räume der Bibelanstalt in Stuttgart.

Aber war nun das letzte und höchste Ziel erreicht? Gehört denn nicht auch das Alte Testament, gehört nicht das ganze Wort Gottes von 1. Mose 1 bis zum letzten Kapitel der Offenbarung Johannis, den armen Blinden so gut, als den Sehenden? Und nachdem die theuern Freunde in Würtemberg das schöne und segenbringende Werk im Glauben angefangen haben, warum sollten sie es nicht auch im Glauben zu Ende führen? Freilich, eine Glaubensthat war es; aber das ist ja eben das charakteristische Merkmal der wahren Christen, daß es bei Allem, was sie vornehmen, „aus Glauben in Glauben" geht. Also frisch daran — auch ans Alte Testament! Wenigstens an Einem Orte der deutschen Christenheit soll die ganze Bibel auch für Blinde zu finden sein!

Im September des vorigen Jahres (1864) aber können die Freunde berichten: „Durch die Gnade unsres Gottes und Heilandes ist nun das ganze Werk vollendet, und wir sind nunmehr im Stande und Willens, das Bibelbedürfniß aller deutschen Blinden zu befriedigen." — Unsre lieben Leser werden diese Worte vielleicht ziemlich rasch, flüchtig und leichthin überlesen, und doch ist mit denselben ein Ereigniß angekündigt, wie es in der Geschichte der Bibel wohl seit dem Tage, wo unsre deutsche Lutherbibel zum ersten Mal vollständig die Presse verließ, kaum ein größeres und wichtigeres gegeben hat. Die ganze deutsche Bibel nun auch allen Blinden deutscher Zunge zugänglich gemacht! Welch' eine Welt von Heil und Segen ist damit für eine ebenso zahlreiche, als unglückliche Klasse unsrer Mitmenschen erschlossen und aufgethan! Ja, der Herr hat in unsern Tagen durch den Glauben seiner Knechte Großes gethan; deß werden sich noch viele Geschlechter nach uns dankbarlich freuen.

Damit nun aber dieses kostbare und herrliche Bibelwerk auch wirklich möglichst Vielen zugänglich werde, sind die Stuttgarter Freunde in ihrer Opferbereitwilligkeit noch einen Schritt weiter gegangen. „Wir bieten," sagen sie in ihrer öffentlichen Anzeige, „unsere Blindenbücher

Allen und Jeden, die ihrer bedürfen, um zwei Drittheile des Kostenpreises zum Kaufe an."

Nun, und wer soll denn das dritte Drittheil der Kosten zahlen und tragen? Das werden wir doch nicht den würtembergischen Bibelfreunden allein auf den Hals laden wollen? Frisch daran, mein Freund, laß uns ohne viel Besinnens unser Scherflein dazulegen!

Doch wir können an diesem schönen und heiligen Werk noch auf andere Weise lebendigen und thätigen Antheil nehmen. Sind in deiner Nähe und unter deinen Bekannten nicht vielleicht auch Blinde? Wie wäre es, wenn du an ihnen ein Werk der Barmherzigkeit thätest? Versuch' es einmal: laß dir zunächst eine Fibel kommen und lehre daraus mit Geduld und Liebe deinen blinden Nachbar die Blindenschrift lesen. Glaube mir, die Sache ist nicht so schwierig, als es vielleicht im Anfang scheinen möchte. Du selbst und dein Schüler, ihr werdet bald Freude, süße, überschwengliche Freude daran finden. Und dann, wenn die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, — dann laß dir für deinen blinden Schüler ein einzelnes Evangelium oder eine Epistel in Blindenschrift kommen: o welchen Segen, welches Freudenlicht würdest du damit in die traurige Nacht des Unglücklichen bringen, wenn er nun selbst das Wort Gottes lesen und die langen bangen Stunden der Dunkelheit, in der er lebt, nicht blos verkürzen, sondern himmlisch versüßen könnte!*)

Ach daß etliche, ja viele unter uns zu solchem Liebesdienst bereit wären! Eine herzergreifende Geschichte, die ich hier noch erzählen will, mag vielleicht dem Einen oder Andern hiezu Muth machen. Zuvor aber fügen wir für diejenigen, welche gerne die Preise der Blindenbibel wissen möchten, die Preisliste bei:

---

*) In dem neuesten Jahresbericht der würtembergischen Bibelgesellschaft (1861) macht der Festredner, Oberhelfer-Leibbrand, auf eine in Lausanne (und der französischen Schweiz überhaupt) herrschende, nachahmungswerthe Sitte aufmerksam. Dort besteht nemlich ein Verein von — meist armen — Blinden, von denen jeder wöchentlich einen Kreuzer (oder fünf Centimes) beiträgt (auch vermöglichere Ehrenmitglieder, mit oder ohne Augenlicht, sind beigetreten). Die Blindenanstalt in Lausanne, welche das Geld in Empfang nimmt, loost nun etwa alle vier Wochen etliche Namen der blinden Vereinsglieder aus und überreicht denselben denjenigen Theil der Blindenbibel, den sie für sich gewünscht haben. So erhält nach und nach jedes Vereinsmitglied um geringe Kosten ein Buch, bis die Reihe bei Allen herum ist und wieder in der Reihe vorne angefangen werden kann. Sollte dieß nicht Nachahmung finden?

Theile der heil. Schrift.	Zahl der Bände.	Selbstkosten.		Verkaufspreis.					
		Rheinisch.		Rheinisch.		Preuß. Cr.		Schw. Frs.	
Altes Testament.		fl.	kr.	fl.	kr.	Thlr.	Sgr.	Fr.	Ct.
1 Buch Mose	3	3	36	2	24	1	12	5	15
2 „ Mose	2	2	45	1	50	1	2	4	—
3 „ Mose	2	2	45	1	50	1	2	4	—
4 „ Mose	2	3	38	2	24	1	12	5	15
5 „ Mose	2	2	38	1	45	1	—	3	75
Buch Josua	1	2	3	1	20	—	23	2	90
Buch der Richter und Ruth	2	2	37	1	45	1	—	3	75
1 Samuel	2	3	—	2	—	1	4	4	30
2 Samuel	2	2	36	1	45	1	—	3	75
1 Könige	2	2	50	1	54	1	3	4	15
2 Könige	2	2	45	1	51	1	2	4	—
1 Chronika	2	2	36	1	45	1	—	3	75
2 Chronika	2	3	—	2	—	1	4	4	30
Buch Esra	1	—	57	—	39	—	11	1	40
Buch Nehemia	1	1	17	—	52	—	15	1	85
Buch Esther	1	—	48	—	32	—	9	1	15
Buch Hiob	2	2	36	1	45	1	—	3	75
Psalter (2. Aufl.)	3	4	—	2	40	1	16	5	75
Sprüche Salomo's	1	1	44	1	10	—	20	2	50
Prediger Salomo } Hohelied }	1	1	—	—	39	—	11	1	40
Prophet Jesaja	3	3	36	2	24	1	12	5	15
„ Jeremia und Klaglieder	3	5	30	3	40	2	3	7	85
„ Hesekiel	3	4	30	3	—	1	22	6	40
„ Daniel	1	1	8	—	45	—	13	1	60
Propheten Hosea, Joel, Amos, Obadja, Jona	1	1	40	1	6	—	19	2	35
Propheten Micha, Nahum, Habakuk, Zephanja, Haggai, Sacharja, Maleachi	1	2	—	1	20	—	23	2	90
Das Alte Testament	48	67	35	45	—	25	28	97	—
Neues Testament.									
Evangelium Matthäi (2. Aufl.)	2	2	36	1	45	1	—	3	75
„ Marci (2. Aufl.)	1	1	45	1	12	—	21	2	60
„ Lucä (2. Aufl.)	2	2	42	1	48	1	1	3	85
„ Johannis (2. Aufl.)	2	2	24	1	36	—	28	3	40
Apostelgeschichte (2. Aufl.)	2	2	42	1	48	1	1	3	85
Brief an die Römer (2. Aufl.)	1	1	12	—	48	—	14	1	75
Zwei Briefe an die Korinther	1	1	48	1	12	—	21	2	60
Briefe an die Galater, Epheser, Philipper, Kolosser u. Thessal.	1	1	40	1	6	—	19	2	35
Briefe an Timotheus, Titus, Philemon und 2 Petri	1	1	20	—	54	—	16	2	—
Briefe Joh., Hebr., Jakobi u. Judä	1	1	36	1	6	—	19	2	35
Offenbarung Johannis	1	1	20	—	54	—	16	2	—
Das Neue Testament	15	21	5	14	9	8	6	30	50
Die ganze heilige Schrift	63	88	40	59	9	34	4	127	50
Biblische Geschichten des A. Test.	2	3	12	2	9	1	7	4	60
Fibel (zur Erlernung des Lesens)	1	—	12	—	12	—	$3\frac{1}{2}$	—	45

Und nun noch die herrliche Geschichte, von der ich oben sprach.*)

2. Die Taubblinde.

Eine Dame, welche sich längere Zeit in einem Seebad im südlichen England aufhielt, freute sich nicht nur der neugeschenkten Gesundheit, sondern auch der eigenthümlichen Gelegenheit, die sich ihr darbot, ihre Kräfte alsbald zu einem Liebesdienst zu verwenden. Ich erfuhr, schreibt sie, daß in unserer Nähe eine gewisse Fanny wohne, die zwar auch Augen und Ohren habe, aber weder die einen noch die andern brauchen könne. Nun hatte ich schon früher mich im Lesen der Blindenschrift geübt und wünschte sehr, diesem Mädchen mit meiner Gabe zu dienen. Nicht ohne tiefes Mitleiden hörte ich die Geschichte der Armen erzählen. Fanny W. war das Kind eines ziemlich wohlhabenden Gewerbsmannes. Sie wurde zeitig in die Schule geschickt und hatte eben erst schreiben gelernt, als sie von einem heftigen Fieber befallen wurde. Als dessen Kraft gebrochen war, fand sie sich taub und blind.

Achtzehn Jahre später erzählte sie mir von dem schrecklichen Tage, da sie zuerst ihr Unglück inne wurde; die Erinnerung an jene Zeit der plötzlichen Vereinsamung machte sie noch zittern. Sie war eben aus dem Irrereden und der Fieberhitze erwacht und fand sich wieder bei voller Besinnung; da aber alles ringsum dunkel und stille war, meinte sie, es sei Nacht, und blieb ruhig liegen, bis der Morgen tage. Wie lang erschien ihr jene Nacht, ohne irgend einen Ton, ohne einen Lichtstrahl! Sie wartete und wartete auf das Schlagen der Zimmeruhr; sie hatte doch gewiß schon eine Stunde lang geharrt, aber die Uhr wollte nicht schlagen. Sie harrte und lauschte lange. Endlich war sie des Wartens müde, wollte aufstehen und in ihrer Eltern Zimmer schleichen; denn zu ihrem Entsetzen konnte sie ihre Schwester, die immer neben ihr schlief, nicht im Bett finden. Eben war sie daran, das Bett zu verlassen, da fühlte sie plötzlich eine Hand auf ihrer Schulter, aber kein Wort, kein Laut war dabei zu vernehmen. Der Schrecken über diese geisterhafte Berührung überwältigte sie so, daß sie mit einem gellenden Schrei ohnmächtig aufs Bett zurücksank; als

*) Sie ist genommen aus: „Jugendblätter. Monatsschrift zur Förderung wahrer Bildung. Begründet von Dr. C. G. Barth, fortgesetzt von Dr. H. Gundert. Druck und Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.“ (Vgl. 1864, Oct., Seite 243 ff.)

sie wieder zu sich kam, fand sie sich in den Armen ihrer Mutter. Armes Kind! sie fühlte instinktmäßig, daß es ihre Mutter war; denn sehen konnte sie sie nicht; so schlang sie die Aermchen um ihren Hals und rief: „Mama, bitte, mach ein Licht!" Die Mutter küßte sie, ohne zu antworten. Wieder bat sie: „Bitte, Mama, zünde das Licht an;" wieder bekam sie einen Kuß, aber keine Antwort. Das Kind wurde von immer größerer Angst erfüllt und rief ihre Schwester zu sich: „O Marie, Mama kann sich nicht rühren, sie kann nicht reden; komm, komm!" Die Schwester kam und drückte der Kleinen die Hand, die nun flehentlich bat, man möchte doch ein Licht anzünden. Dießmal küßte sie die arme Mutter, und ihre heißen Thränen fielen auf des Mädchens Wange. Nun stieg ihre Angst auf's Höchste; sie meinte, etwas Furchtbares sei im Haus vorgefallen, und sie dürften deßhalb kein Licht oder Geräusch machen; daß sie selbst taub und blind sei, daran dachte sie nicht von ferne. Sie flüsterte deßhalb nur ganz leise: „Mama, sage mir, was es ist, flüstre mir's ins Ohr." Aber wiederum keine Antwort, kein Laut; sie konnte Niemand sehen, Nichts hören. Da mit einem Mal durchzuckte die schreckliche Ahnung ihre Seele: sie hatte ihr Ohr an der Mutter Lippen gelegt und hörte doch keinen Athemzug. So rief sie in herzzerreißendem Tone: „O Mutter, Mutter, bin ich denn taub?" Die Mutter schloß sie nur noch inniger an ihr Herz. „Wenn ich taub bin, so drücke mir die Hand." Das geschah, und dann blieb Fanny beinahe eine Stunde lang still und regungslos liegen.

Sie hatte nachgedacht; die Erinnerung an ihr langes Kranksein dämmerte in ihr auf, sie stellte sich alle Nöthen der Taubheit vor; daß sie auch blind sei, ahnte sie noch nicht. Endlich bat sie: „O Marie, so zünde doch ein Licht an, es ist so einsam hier, weil ich euch nicht hören kann." Kein Licht erschien, nur noch fester drückte die weinende Mutter das Kind an ihr Herz. „Kann ich denn auch blind sein? O Mutter, bin ich denn blind?" und sie fühlte, wie der Mutter Herz so wild pochte, wie sie krampfhaft schluchzte. „O kann ich denn nicht sehen? Ist Licht im Zimmer? sagt mir's, sagt mir's!" und dann, als ihr wieder einfiel, daß sie nichts vernehmen könne, bat sie: „Nimm meine Hand und drücke sie, wenn ich blind bin." Ungern that es die Mutter; dann legte das schwergeprüfte Kind sein müdes Köpflein an der Mutter Brust und weinte sich in Schlaf.

Armes, armes Kind! Es war ein Glück, daß sie nicht mit einem

Mal ihr ganzes Elend fassen konnte. War sie doch erst sechs Jahre alt. Wir aber, die wir sehen und hören können, dürfen's uns wohl recht vorhalten: welch ein Leben das ist, Nichts zu sehen und Nichts zu hören! Ein lebendig Todtsein vielmehr; und daran hatte sich nun Fanny zu gewöhnen. Mit jedem Tag, mit jeder Stunde schien es ihr schrecklicher; oft überwältigte sie der Gedanke an ihr Unglück mit plötzlichem Schrecken und Entsetzen. Ihr einziger Wunsch war, recht viele Zeit zu verschlafen; und sie konnte nicht begreifen, warum sie täglich zum Aufstehen gezwungen wurde. Ihre arme Mutter war auch nicht im Stande, ihr begreiflich zu machen, daß das ihrer Gesundheit wegen geschehe. Sie konnte ja weder hören, noch Geschriebenes lesen! Wenn wir uns in diese Lage hinein denken, welche Aufforderung zu herzlicher Dankbarkeit für unsere fünf Sinne!

Als ich Fanny zuerst sah, war sie zu einem recht hübschen Mädchen herangewachsen; sie hatte wirklich schöne Augen, und ihre Züge waren keineswegs stumpf und ausdruckslos, wie man sie bei einem Wesen erwarten könnte, das nicht allein von aller geistigen Bildung, sondern auch von den allergewöhnlichsten Kenntnissen und Fähigkeiten vollsinniger Kinder ausgeschlossen geblieben war. Man denke sich doch recht in ihre Lage hinein: Wochen, Monate, Jahre lang — nun bald 18 Jahre lang — hatte sie gelebt, ohne etwas zu sehen oder zu hören, ohne die Anregung zu irgend einem neuen Gedanken.

Sie sagte mir, es sei ihr oft, als wäre sie in eine kalte, dunkle Kiste eingeschlossen und daß sie häufig einer Ohnmacht nahe sei, wenn nicht ihre Schwester oder sonst Jemand ihr zu Hülfe eile und ihre Hand halte. Alles ringsum schien ihr todt, weil sie kein Leben sehen, noch hören, noch riechen konnte, selbst der Geschmack fehlte ihr — nur fühlen konnte sie. So saß sie Jahrelang ohne Trost, ohne Zeitvertreib, ohne Arbeit. Endlich sollte ihr doch ein Sternlein aufgehen. Viele Tage lang hatte sie ihres Vaters Hand nicht mehr in der ihrigen gefühlt und fürchtete nun, es sei ihm etwas zugestoßen, vielleicht sei er gar gestorben. Sie fragte und fragte immer wieder nach ihm, erhielt aber keine Antwort. Da kam ihr zum ersten Mal ein glücklicher Gedanke: sie bat Marie ihr eine Antwort in die Hand zu schreiben, — hatte sie doch als Kind Schreiben und Lesen nothdürftig gelernt. Ihre Schwester schrieb ein Wort, allein so schnell kam Fanny nicht nach, jeder Buchstabe mußte besonders geschrieben werden. Nun giengs besser, und zu ihrer großen Freude erfuhr sie, ihr Vater sei

blos „verreist". Diese neue Art der Mittheilung wurde nun ihre größte Freude; ihre Schwester war geduldig und ließ sich keine Mühe verdrießen. Nach und nach brachten sie eine Art Schnellschrift in Gang, und nun erfuhr das arme Mädchen immer mehr, was um sie herum vorgieng. Doch war dieß immerhin äußerst wenig, denn ihre Schwester war eine Kleidermacherin und arbeitete die meiste Zeit außer dem Hause. Dazu kam, daß die Schrift, trotz aller Abkürzungen, viele Zeit in Anspruch nahm, da jeder Buchstabe besonders geschrieben und dann von Fanny laut gelesen werden mußte, so daß es oft lang dauerte, bis ein größeres Wort, geschweige denn ein ganzer Satz mitgetheilt und recht verstanden war.

Als ich von ihr hörte, verlangte mich sehr, sie lesen zu lehren. Eine Freundin, die bei mir wohnte, wünschte gleichfalls in dieser Sache von Nutzen zu sein; so baten wir Gott um seinen Segen zu unsern Bemühungen, und ließen Fanny durch ihre Schwester zu uns bringen. Wenn ich jetzt auf jene Stunde zurückblicke, kann ich nur loben und rühmen, wie treu der ist, welcher uns zugerufen hat: Bittet, so wird euch gegeben. Wir flehten Ihn an um Kraft, um Gnade, um Weisheit, das arme Mädchen zu unterrichten, und Er hat uns Alles reichlich geschenkt, weit über unser Bitten und Hoffen.

Marie führte Fanny herein und setzte sie auf einen Sessel. Ich trat zu ihr und ergriff ihre Hand. Sofort fühlte sie, daß es eine andre Person sei, betastete meinen Puls und Handgelenk, und schüttelte den Kopf zum Zeichen, daß sie mich nicht kenne. Ihre Schwester schrieb nun in ihre Hand: „Fremde Dame." Ich hatte ihr zugesehen und schrieb auch etwas; allein sie verstand meine Schrift nicht und sagte: „Bitte, schreibe das ABC nach einander." Ich that es und sie korrigirte mich, indem sie mir ihre eigenthümlichen Abkürzungen zeigte, z. B. statt A schrieb sie nur den kurzen Strich in der Mitte, statt T nur einen senkrechten Strich, ein Punkt genügte für das i und eine Berührung ihrer Schulter hieß „du". Trotz diesen Abkürzungen währte es lang, bis ein Satz geschrieben war. Fanny wiederholte laut jeden Buchstaben, dann jedes Wort; dabei war sie aber sehr geduldig, und zeigte sich heiter und gewandt, nachdem die erste Schüchternheit des Fremdthuns überwunden war. Sie fragte nach meinem Namen, ich schrieb ihn, und sie wiederholte ihn ziemlich richtig, obschon es ein schwerer ist. Nun wurde ich ausgefragt, wie alt ich sei, wie viele Geschwister ich habe, ob meine Eltern da seien u. s. f. Als ich

ihr sagte, meine beiden Eltern seien gestorben, traten ihr Thränen in die Augen und voll Mitleids rief sie wieder und wieder aus: „Armes Ding! Armes Ding!" Ich fand in ihr ein überaus liebevolles Herz; leicht konnte sie ihren eignen großen Jammer vergessen und über einer Waise weinen. Als sie vollends erfuhr, daß ich eine blinde Schwester habe, stieg ihr Interesse auf's Höchste; sie wollte schnell alles über sie erfahren. So brachten wir den ersten Abend miteinander zu. Sie konnte es kaum erwarten, bis sie wieder kommen durfte. Gleich befühlte sie meine Hand und rief meinen Namen aus. Als sie meiner Freundin Hand maß, sagte sie nur: „kleine Dame, kleine Dame," und bezeichnete sie von da an stets mit diesem Namen.

Die arme Fanny! Wir hatten an sie gedacht, von ihr gesprochen und für sie gebetet; aber wie sollten wir sie nun unterrichten, sie, die 18 Jahre lang nichts gelernt, und nur dürftig mit einer vielbeschäftigten Person verkehrt hatte! Je näher wir Fanny kennen lernten, desto mehr staunten wir — sowohl über ihre Unwissenheit als auch über ihre Kenntnisse. Viele unserer einfachsten Worte, die wir oft gerade ihrer Verständlichkeit halber gewählt hatten, waren ihr völlig fremd, während sie manche ungewöhnliche, gesuchte Worte gut verstand. Da ihr besonders wenig Nebenwörter zu Gebot standen, hielt es oft schwer, sich ihr verständlich zu machen. Von allen ihren fünf Sinnen hatte sie nur noch einen: das Gefühl, dieses jedoch sehr ausgebildet. Ihre Stimme hatte durch die Taubheit wesentlich gelitten; manchmal war sie tief und leise, dann wieder plötzlich schrillend hoch; aber immer klang sie heiter und zufrieden. Auf meine Frage, ob sie gerne lesen lernen möchte, antwortete sie: sie fürchte, das werde sie nicht vermögen. Sowie sie aber hörte, meine Schwester habe es auch gelernt, war sie mit Freuden bereit. „Allein," sagte ich, „wir müssen zuvor um Gottes Hilfe beten." Sie schüttelte den Kopf zum Zeichen, daß sie mich nicht verstehe, und hielt mir die Hand hin. Ich schrieb es also nochmals auf ihre Hand, allein es half nichts; das arme Mädchen hatte nie beten gelernt und wußte rein nicht, was das heißen solle. Wir konnten es kaum begreifen. Sie hatte zwar als kleines Kind eine Schule besucht; allein es war eine, in welcher von Gebet und Bibellesen nie die Rede war, und ihre Eltern waren ungläubige Weltleute. Die sanfte, liebreiche, geduldige Schwester war gleichfalls unwissend in allem, was sich auf Religion bezog; wirklich unwissender, als das Jüngste in unsrer Kleinkinderschule!

Mit möglichst wenig Worten sagte ich der armen Fanny, es gebe einen lebendigen Gott, der sie geschaffen habe und von dem sie sich Alles erbeten müsse. Daß es einen Gott gebe, davon war sie bald völlig überzeugt und glaubte an ihn. Nun sprach d. h. buchstabirte ich von seiner Liebe zu den Sündern, von seinem Sohn und dessen Opfer, und wie wir durch den Glauben an ihn von unsern Sünden los werden können. Zuletzt schrieb ich ein kurzes Gebet in ihre Hand und ermahnte sie, es recht oft zu wiederholen: „Herr Jesus, mach mich zu deinem Kind, sei mein Freund und hilf mir dein Wort lesen und verstehen.“ Jeden Abend schrieb ich irgend einen einfachen, kurzen Spruch in ihre Hand, den sie mir am nächsten Tag wieder hersagte; und zum Lesenlehren wählten wir immer einen solchen Spruch, den sie schon auswendig gelernt hatte.

Ehe wir ernstlich anfiengen, schien es uns fast ein hoffnungsloses, fruchtloses Bemühen, sie die Buchstaben in der Blindenbibel zu lehren. Allein es stellte sich ganz anders heraus. Ich legte ihren Finger auf ein G und schrieb ihr zugleich den Buchstaben auf ihre Art in die Hand, dann mußte sie im Buch ein anderes G finden; darauf kam ein O, und nach und nach zwei T. Sodann mußte sie die vier Buchstaben zusammen lesen, und als sie herausfand, daß das Gott heiße, schrie sie vor lauter Wonne über den gemachten Fund laut auf. So machte sie voran mit viel Anstrengung und großer Geduld, bis sie einen Spruch um den andern und zuletzt die ganze Bibel lesen konnte. Nun hatte das leere Herz Nahrung gefunden, und dem müden, bisher so unthätigen Geiste fehlte es nimmer an Arbeit. Ja, der Herr hatte unser und ihr Gebet erhört, er war in der That ihr Freund geworden. Und lang ehe wir sie über den heiligen Geist und sein Wirken belehren konnten, hatte er selbst in ihrem Herzen Sein Werk begonnen und brachte liebliche Früchte hervor: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Sanftmuth und Demuth.

Ihre Eltern bemerkten bald die große Veränderung, so wenig sie auch den wahren Grund erkannten; sie wunderten sich nicht wenig, daß ihre Tochter „so geduldig, so liebevoll und so bekümmert um den Himmel“ geworden sei.

Sie konnte freilich wenig Neues in's Herz aufnehmen; was sie aber einmal aufgefaßt hatte, das hielt sie wunderbar fest. So giengs mit ihren Bibelsprüchen; so auch mit Personen. Als Fanny einmal bei mir war, besuchte mich Dr. M., der sie in jenem Fieber vor

18 Jahren behandelt hatte, ohne daß sie seither je mit ihm zusammengetroffen wäre. Er gab ihr die Hand, sie befühlte sie und rief ganz erstaunt aus: „Ei was, Dr. M.!"

Durch Befühlung meines Pulses entdeckte sie einmal, daß ich nicht ganz wohl war; sie fühlte und fühlte, schüttelte traurig ihren Kopf und sprach: „Ziemlich unwohl, du brauchst den Doktor." Was man ihr sagte, glaubte sie sofort wie ein kleines Kind. So wußte sie gewiß, der Heiland sei ihr immer nah, und oft unterhielt sie sich laut mit Ihm ohne alle Scheu. Sie konnte nun die Einsamkeit nicht nur leicht ertragen, sondern fühlte sich nicht mehr allein. Mit der Bibel auf den Knien las sie einen Vers und redete dann mit Gott darüber, ob jemand zugegen war oder nicht.

Als ich eines Morgens zu ihr kam, las sie gerade im 15. Kapitel Johannis: „Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete." Da blickte sie freundlich auf, als ob der Herr neben ihr stehe, und sagte: „O das höre ich gerne von dir! Du hast mir vorher nur gesagt, du seist mein Freund, der Sünderfreund; ich wußte nicht, daß du mich als deinen Freund ansiehst." Dann betete sie: „Lehre mich thun, was du gebietest."

Solche Gebete konnten nicht unerhört bleiben. Der Herr hielt sein Versprechen treulich und that an ihr Wunder seiner Gnade. Er hatte sich ihr geoffenbart, und nun zog er sie sichtlich nach in die himmlische Wohnung, wo er alle Dunkelheit in Licht verklärt.

Wir verließen das Seebad und erhielten mehrere Briefe von Marie, welche Fanny theilweise diktirt d. h. vorgezeichnet hatte; sie waren voll von Ausdrücken der Liebe und des Dankes gegen uns, aber noch vielmehr gegen den Herrn, der uns zu ihr gesendet habe. Ueberhaupt hielt sie sich immer gern an ihren Heiland allein und sah über die Menschen hinweg. Sein Verdienst, Seine Gerechtigkeit gieng ihr über Alles.

Ihre Krankheit war kurz, der Tod kam unerwartet schnell. Kaum hatten wir einen rührenden, liebevollen Brief von Marie bekommen; kurz darauf folgte die Nachricht von Fanny's seligem Heimgang. Wie die belebende Kraft der jungen Frühlingssonne die kalten todten Fluren zu neuem Leben und frischem Wachsthum hervorruft aus Frost und Winternacht, so war die Sonne der Gerechtigkeit in ihr verschlossenes Herz eingedrungen und hatte ein neues, frohes Leben erweckt und die Früchte des Geistes auf's schnellste gereift.

So lange sie noch lesen konnte, hatte sie beständig ihre Bibel vor sich und brachte beinahe den ganzen Tag damit zu, daß sie mit ihrem Heiland redete und sein Wort las. Marie erzählt mir, ihre Schwester sei überglücklich gewesen. Wenn Jemand zu ihr kam, bat sie: „O bitte, hör einmal!" und las dann einen ihrer Lieblingssprüche. Ihre Bibel wurde mir zurückgegeben. Ein theures Andenken! Reichliche Spuren zeigen die Stellen, die sie besonders oft gelesen, über die sie viel gebetet hatte.

Als sie nicht mehr im Stande war das Buch zu halten, unterhielt sie sich desto fleißiger mit ihrem Herrn, dessen Nähe ihr beständiger Trost blieb. Sie betete viel für ihre Eltern und Marie, und glaubte gewiß, daß der Herr sie zu sich ziehen werde. So konnte sie oft wiederholen: „Hat er denn nicht gesagt: wenn ihr in mir bleibet und mein Wort in euch, so werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es soll euch werden." An dieser Verheißung klammerte sie sich fest an.

Fanny ist nun zu ihrer Ruhe eingegangen. Die blinden Augen sehen, die tauben Ohren hören. Sie ist bei ihrem Herrn, und sieht Den von Angesicht zu Angesicht, der hier schon ihre einzige Wonne war. Und auch wir haben des Herrn Güte und Treue erfahren dürfen. Er hält sein Wort und seine Verheißung: „Die Blinden will ich auf dem Weg leiten, den sie nicht wissen; ich will sie führen auf den Steigen, die sie nicht kennen; ich will die Finsterniß vor ihnen zu Licht machen, und das Höckerichte zur Ebene. Solches will ich ihnen thun und sie nicht verlassen." Jes. 42, 16.

Redactor: Dr. A. Ostertag.
Druck von C. Schulze, in Commission bei C. Detloff in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cent. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. 1865.

Das schwedische Dienstmädchen.

Vor nicht langer Zeit lebte in Stockholm, der Hauptstadt Schwedens, eine Familie Namens Möllersvärd. Sie bestand aus drei Gliedern, — dem Vater, einem Sohn und einer Tochter; die Mutter war schon längst gestorben. Der Vater war Oberst in der schwedischen Armee, ein alter tapferer Degen, der in der großen Völkerschlacht bei Leipzig Anno 1813 gegen Napoleon mitgefochten und dort schwere Wunden davongetragen hatte. Dem kirchlichen Bekenntniß nach war er Lutheraner, aber von einem wahren Leben aus Gott, von Bekehrung und Wiedergeburt, wußte er nichts. Dem Sohn, einem lebenslustigen und nach Ungebundenheit dürstenden Jüngling, ward es in den Schranken des Vaterhauses zu enge, und da ihn ein unklarer Drang hinaus ins Weite trieb, entschloß er sich, Seemann zu werden. Er nahm Dienste auf einem Schiff, das nach Amerika segelte, und kehrte der Heimath für etliche Jahre den Rücken. So blieben Vater und Tochter allein zu Hause.

Bald nach des Bruders Abreise wurde Hilda — so hieß die zurückbleibende Schwester — zu Freunden eingeladen, welche einige Meilen von der Hauptstadt entfernt auf einem angenehmen adeligen Landsitz wohnten. Sie nahm die Einladung mit Vergnügen an, und bald sah sie sich in Mitten einer heitern, lebensfrohen und genußliebenden Gesellschaft und umgeben von den Reizen eines behaglichen

Landlebens. Alles wetteiferte, ihr den Aufenthalt so angenehm und genußreich als möglich zu machen; ja es ward beschlossen, auf einen der nächstfolgenden Sonntage zu ihren Ehren einen Familienball zu veranstalten, zu welchem die vornehmen Bewohner der benachbarten Landgüter eingeladen werden sollten. Denn leider ist in Schweden, wie in den meisten übrigen Ländern des europäischen Festlandes, der Sonntag nicht nach Gottes Ordnung und Willen ein Tag stiller Einkehr zu Gott, sondern vor allen andern Tagen ein Tag weltlicher Zerstreuung und unersättlicher Genußsucht. In den Städten sind es die Theater, die Concerte und Bälle, die Gastmähler und andere Lustbarkeiten, wozu die Leute am Sonntag sich drängen; auf dem Lande aber sucht man durch häusliche Festlichkeiten und Zerstreuungen den Tag zu entheiligen, so gut es eben gehen mag.

Der bestimmte Sonntag kam heran. Vormittags gieng man pflichtgemäß zur nächstgelegenen Kirche, aber gleich nach der Heimkehr von dort machten sich die Damen des Hauses daran, den Ballstaat für den Abend zurecht zu machen. Das Kleid, in welchem Hilda erscheinen wollte, bedurfte einiger kleinen Aenderungen, und eines der Dienstmädchen des Hauses erhielt die Anweisung, dem Fräulein dabei mit ihrer kunstfertigen Hand zu Diensten zu stehen. Marie, das Dienstmädchen, die Tochter einer entschieden christlichen Bauernfamilie und selbst ein wahrhaft frommes und bekehrtes Wesen, gehorchte nur widerstrebend einer Zumuthung, die mit ihrer Ueberzeugung von der Heiligkeit des Sonntags in so peinlichem Widerspruch stand. Auf ihrem Angesicht malte sich eine tiefe Wehmuth und Trauer, während sie schweigend an dem Ballkleide nähte. „Ach, das dumme Ding da," sagte eine der jungen Damen, die dabei standen, — „sie hält es für Unrecht, am Sonntag auf einen Ball zu gehen. Sie sieht uns für arge Sünderinnen an: — nicht wahr, Marie?" Dabei warf sie dem armen Mädchen einen spöttischen Blick zu.

So unmittelbar und geradezu zur Rede gestellt, durfte Marie nicht schweigen. Sie erwiederte mit Bescheidenheit, aber doch mit festem Ton: „Ja, ich läugne es nicht, daß ich es nicht begreifen kann, wie Leute, die doch Christen sein wollen, überhaupt auf Bälle und ins Theater gehen können." Dieses Wort rief natürlich von Seiten der jungen Damen eine lebhafte Vertheidigung der „unschuldigen Vergnügungen", wie sie es nannten, hervor, und so entspann sich ein längeres, immer wärmer werdendes Hin- und Herreden über das,

was denn das wahre Christenthum sei, und was für Forderungen dasselbe an uns stelle. Marie wurde immer kühner in dem Bekenntniß ihres himmlischen Herrn und Meisters; sie gieng immer direkter den jungen Fräulein zu Leibe und richtete sich an ihr Herz und Gewissen, indem sie die Nothwendigkeit einer gründlichen Wiedergeburt und einer völligen und unbedingten Hingabe an Gott immer stärker betonte. Sie wies dabei wiederholt auf das ernste Wort des Heilands hin, das er zu Nikodemus sprach: „Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen."

„Was verstehst du denn unter Wiedergeburt?" fragte endlich Hilda, welche bis dahin meist still zugehört hatte.

„Wiedergeboren werden," erwiederte das Dienstmädchen, „darunter verstehe ich das, daß das Leben Christi in eine Seele wahrhaft und bleibend gepflanzt werde." — Das waren freilich räthselhafte Worte für Hilda.

Mittlerweile war das Kleid fertig geworden und mußte anprobirt werden. Das Gespräch ward abgebrochen, und Marie zog sich zurück, um ihren andern Aufgaben nachzugehen. Die eingeladenen Freunde stellten sich allmählig ein, und zur bestimmten Stunde begann der Ball. Die geräumigen Gemächer des Hauses wurden der Schauplatz aufregender Lust und lärmender Vergnügung. Aber in dieser belebten und freudetrunkenen Gesellschaft befand sich Ein trauriges, niedergeschlagenes Herz. Es war Hilda, die in ihrem Gewissen von den Worten des armen Dienstmädchens getroffen und beunruhigt war. Sie trug eine Wunde in sich, die sie schmerzte, und mitten im Lärm und Geräusch des Ballsaales suchte ihre Seele nach Heilung, nach Licht, nach Frieden.

Es ist in Schweden eine traurige Erscheinung, daß viele lutherische Geistliche keinen Anstand nehmen, selbst an Sonntag Abenden solchen weltlichen Lustbarkeiten beizuwohnen, wie eben jetzt eine auf dem Landgut von Hilda's Freunden stattfand. Sie scheinen überzeugt zu sein, daß sie ihrer Pflicht völlig Genüge gethan haben, wenn sie am Vormittag mit dem Gottesdienst zu Ende sind. Auch dießmal waren drei Geistliche unter den eingeladenen und anwesenden Gästen. Sobald Hilda sie wahrnahm, war sie entschlossen, trotz des unpassenden Orts und der ungelegenen Zeit, sich um geistlichen Rath an dieselben zu wenden. Bald bot sich auch eine geschickte Gelegenheit dar. „Herr Pastor," so wandte sie sich an den ältesten unter den Dreien, einen

ehrwürdig aussehenden alten Herrn mit wallenden silbergrauen Haaren, „wollen Sie mir eine Frage erlauben?" — „Warum nicht, mein Kind," erwiederte dieser, „und ich will sie gerne beantworten, so gut ich es vermag." — „Bitte, mein Herr," fuhr Hilda fast etwas verlegen fort, „was versteht man unter Wiedergeboren werden?" — Der alte Herr war wie vom Himmel gefallen. „Mein liebes Kind," erwiederte er nach einer Pause, „das ist nicht der Ort, um über solche Dinge zu reden. Ein ander Mal will ich gerne mit Ihnen darüber sprechen." — „Nein, Herr Pastor," sagte Hilda bewegt, „Sie müssen es mir jetzt sagen." — „Nun," entgegnete Jener, „wenn Sie es so haben wollen, so muß ich wohl gehorchen. Wiedergeboren werden heißt — ein besserer Mensch werden. Wenn Jemand sehr gottlos gewesen ist, und nun sein Leben bessert und die sündlichen Wege, auf denen er bisher gegangen, verläßt, so kann man von ihm sagen: er ist wiedergeboren." — Hilda dankte dem alten Herrn für seine Auskunft, aber — befriedigt war sie durch diese Antwort nicht.

Im Lauf des Abends fand Hilda Gelegenheit, mit einem andern unter den anwesenden Pastoren anzuknüpfen, und in der Hoffnung, von ihm eine Antwort zu erhalten, die ihr mehr Licht gebe und besser auf ihren Zustand passe, fragte sie wiederum: „Was versteht man unter Wiedergeboren werden?" Der geistliche Herr suchte der befremdlichen Frage auszuweichen, so gut und so lange er konnte; aber Hilda nöthigte ihn zu einer Erklärung. Da meinte der Pastor endlich: die Wiedergeburt geschehe bei und in der Taufe, indem jeder, der getauft sei, auch wiedergeboren sei und das Leben aus Gott in seiner Seele habe. In dieser Erklärung lag für Hilda ein Etwas, das sie als göttliche Wahrheit durchfühlte und gelten lassen zu müssen glaubte, zumal da hiemit angedeutet war, daß die Wiedergeburt ein Werk Gottes in der Menschenseele, und nicht ein Thun des Menschen sei; allein sie wußte ja doch, daß sie selbst, ungeachtet sie die Wohlthat der Taufe empfangen, gleichwohl bis dahin kein göttliches Leben in sich getragen und nicht als wahre Christin nach dem Willen Gottes gewandelt habe.

Der dritte anwesende Geistliche war ein junger Mann, geckenhaft in seinen Manieren, leichtfertig in Rede und Benehmen, und offenbar bei einem Walzer oder einer Quadrille mehr in seinem Element, als bei einer erbaulichen Predigt oder beim Trösten und Unterweisen einer

bekümmerten Seele. Dieß gab unsrer jungen Freundin wenig Muth, mit ihrer ernsten Frage sich auch noch an ihn zu wenden; doch war er ja ein ordinirter Geistlicher, und vielleicht vermochte er ihre Zweifel zu lösen. Seine Antwort aber war so leichtfertig und verrieth so viel Unwissenheit, daß Hilda mit Ekel sich von ihm wandte.

Sobald die Gäste das Haus wieder verlassen hatten, zog sie sich auf ihr Zimmer zurück. Freilich kam in jener Nacht wenig Schlaf in ihre Augen. Am folgenden Morgen nahm sie die Bibel zur Hand und fieng darin zu lesen und zu suchen an, wie sie es zuvor nie gethan. Dabei schämte sie sich nicht, bei dem armen Dienstmädchen, der frommen Marie, Rath zu suchen und von ihr sich über den Weg des Heils belehren zu lassen. Von ihr ermuntert suchte Hilda vor Allem im Gebet beim Herrn selbst die rechte Erleuchtung. So vergieng die Woche, die sie noch bei ihren Freunden auf dem Lande blieb, und dann kehrte sie nach Stockholm zu ihrem Vater zurück.

Die tiefen Eindrücke, welche sie auf so unerwartete und merkwürdige Weise durch die Worte eines armen Dienstmädchens empfangen hatte, verschwanden mit ihrer Rückkehr in die gewohnten Verhältnisse keineswegs; im Gegentheil nahm ihr Sehnen und Ringen nach Licht, und ihr ernstes Verlangen nach eigener persönlicher Erfahrung der Wiedergeburt von Tag zu Tag zu, und dadurch bewährte sich das in ihrem Herzen begonnene Werk wahrhaftig als ein Werk Gottes. Allmählig ward es auch heller und lichter in ihrer Seele. Sie erkannte sich selbst als eine schuldbeladene, befleckte, verlorene Sünderin; aber sie konnte auch Christum Jesum als ihren alleinigen und allgenugsamen Heiland ergreifen und die in seinem Blut angebotene Gnade im Glauben sich zueignen. Sie lernte sich freuen, daß Er auch ihr von Gott gemacht sei „zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung“, und wußte bald aus eigener seliger Erfahrung, was es heiße: wiedergeboren sein.

Und siehe, bald sollte sie, die neu Bekehrte, auch das Werkzeug werden zur Bekehrung ihres betagten Vaters. Wenige Monate nemlich nach jenem für ihr Leben so entscheidenden Besuch bei ihren Freunden auf dem Lande, veranstalteten die Offiziere des Regiments ihres Vaters einen Ball, zu welchem der Adel der Hauptstadt geladen werden sollte. Oberst Möllersvärd theilte dieß seiner Tochter mit und schloß mit der Bemerkung: „Natürlich, liebes Kind, wirst du auch daran Theil nehmen.“ Diese Worte fielen wie ein Donnerschlag auf ihr Herz

und Gewissen. Sie schlang ihre Arme um ihres Vaters Hals und bat ihn unter Thränen, ihr zu gestatten, daß sie von einer Lustbarkeit, die allen Reiz für sie verloren habe, wegbleiben dürfe. „Ich werde Dir, theurer Vater," rief sie, „in allen Dingen, die nicht sündlich sind, freudig gehorchen, wie es einer pflichttreuen, liebenden Tochter geziemt; aber meine Bibel und mein Gewissen sagt mir, daß es nicht recht ist, solchen weltlichen Lustbarkeiten beizuwohnen."

Der alte Oberst konnte sich die Sache gar nicht erklären. Er hielt es für eine Schwärmerei, für einen Eigensinn seiner Tochter, und erwiederte mit dem strengen festen Ton eines Mannes, der des Befehlens gewohnt ist: „Du mußt, du wirst gehen. Ich befehle es dir. Du redest da von der Bibel, und gemäß der Bibel heiße ich dich gehorchen. Die Bibel sagt: 'Ihr Kinder, gehorchet euern Eltern in allen Dingen;' und darnach hast du dich zu halten. Auch ich lese meine Bibel und bin ein guter Christ; aber dergleichen Skrupel sind mir niemals gekommen. Das sind Vorurtheile, Schwärmereien, — weg damit! Sei kein thörichtes Kind. Mache dich bereit, daß du mit mir den Ball besuchest."

„Papa," erwiederte Hilda ernst, „die Bibel sagt, daß ein fauler Baum nicht gute Früchte bringen kann. Wir sind von Natur grundverdorben, und von uns selbst untüchtig, etwas Gutes auch nur zu denken oder geistliche Dinge geistlich zu richten. Erst wenn wir wiedergeboren sind, erkennen wir die Dinge in ihrem wahren Licht."

Aber alle ihre Einwendungen und Bitten blieben für jetzt erfolglos. Ihr Vater bestand darauf, daß sie ihn auf den Ball begleite. Hilda ergab sich in das Unabwendliche und gieng mit einem schweren, tiefbekümmerten Herzen mit.

In früheren Tagen hatte sie an nichts größere Freude gefunden, als an den Vergnügungen der eiteln und vornehmen Welt; nun aber hatte sie gelernt, höhere und reinere Freuden zu suchen. Wie großen Kontrast bildete nun der glänzende Ballsaal und was da vorgieng, mit dem, was Hilda's Herz und Gemüth erfüllte. Und wie dankbar war sie, als die Stunde zur Heimkehr schlug! Wie eilte sie auf ihr Zimmer und schüttete ihr Herz vor Gott in einem Strom von Thränen aus. Sie ahnte nicht, wie wunderbar der Herr an diesem Abend insgeheim noch an einer andern Seele gearbeitet.

Kaum war Hilda zu Bette gegangen und hatte ihre verweinten Augen geschlossen, so klopfte es leise an ihrer Thüre; zugleich hörte

sie draußen vor derselben Jemand laut schluchzen. Auf ihre Frage, wer da sei, antwortete zu ihrem nicht geringen Erstaunen die Stimme ihres Vaters: „Ich bin's, mein Kind. Thu' mir auf. Wahrlich, ich bin ein fauler Baum, und habe noch nie irgend eine gute Frucht getragen." Hilda erhob sich eilig, warf sich rasch in ihre Kleider und öffnete die Thüre. Da fiel ihr der alte Mann laut weinend um den Hals, klagte sich bitterlich an, daß er sie zum Ball genöthigt habe, und bat flehentlich um ihre Vergebung. Dann sagte er ihr, wie die Bibelstelle, die sie ihm vorgehalten, ihm wie ein Pfeil mit Widerhaken in die Seele gedrungen, wie er von seiner Sündhaftigkeit und Schuld vor Gott überzeugt worden, und wie er fühle, daß er einen Heiland nöthig habe. Zuletzt bat er sie, mit ihm zu beten. Ach, was war das für eine Scene, wie nun Vater und Tochter ihre Kniee beugten und mit einander unter tausend Thränen um Gnade flehten! Das war ein Anblick, an dem die Engel Gottes sich weiden mochten.

Drei Tage lang schloß der alte, tief erschütterte Vater sich in sein Zimmer ein und verharrte in Gebet und im Bibellesen. Nur Hilda hatte freien Zutritt. Die Stunde der Erhörung kam. Der alte Soldat ward ein neuer Mensch. Bald leuchtete die Freude über dem in Christo gewonnenen Heil auf allen seinen Zügen. Und wie es bei jenem Weibe im Evangelium gieng, die den verlorenen Groschen wiedergefunden, und die nun hingieng und forderte alle ihre Nachbarn und Freunde zur Mitfreude auf, so gieng es auch bei unsrem Oberst. Als er zum ersten Mal wieder nach der Kaserne wanderte, steckte er eine Anzahl christlicher Traktate, die er sich zu verschaffen gewußt, zu sich und vertheilte sie mit eigener Hand unter seine Soldaten. Offiziere und Gemeine sahen einander mit Erstaunen an. Er kam Allen wie ein Wunder vor. Bald fehlte es freilich nicht an Schmach, aber er achtete deß nicht. Manche verdankten ihm die erste Anregung zu ihrer eigenen Bekehrung.

Von jener Zeit an war das Evangelium die Richtschnur, wornach Alles im Hauswesen des Oberst eingerichtet ward. Ein Geist des Friedens hatte das Regiment in den Herzen und in Allem, was man vornahm. Bücher, die zur Erbauung und zur Förderung des geistlichen Lebens dienen konnten, wurden angeschafft und gelesen. Die Bibel aber war und blieb das Hauptbuch, das man gemeinschaftlich und jeder für sich am liebsten las. Hausandachten wurden Morgens und Abends eingeführt, und es war rührend, den alten wackern Oberst

in kindlicher Einfalt vor seinen Hausgenossen die Knie beugen und sein Herz in brünstigen Gebeten ausschütten zu sehen. Bald fanden sich auch gleichgesinnte Freunde, mit denen man herzliche Verbindungen schloß. Jede Gelegenheit zum Gutesthun ward benützt, und da die Liebe erfinderisch macht, so gab es solcher Gelegenheiten genug. Kurz, der liebe Oberst und seine Tochter waren wie zwei edle Bäume, gepflanzet an Wasserbächen, die ihre guten Früchte trugen zum Preis der herrlichen Gnade Gottes.

So standen die Dinge in Oberst Möllersvärds Haus, als der lang abwesende Sohn, der als Seemann mittlerweile viele Meere durchschifft hatte, nach der Heimath zurückkehrte. Die Veränderung, die im Elternhause vorgegangen war, mußte ihm natürlich sofort auffallen. Als er vor Jahren Abschied nahm, war sein Vater so ans Fluchen und Schwören gewöhnt, daß er kaum einen Satz ohne den Mißbrauch des Namens Gottes aussprechen konnte; jetzt kam kein unschönes Wort über seine Lippen. Seine Schwester hatte er als eitle, genußsüchtige, ganz in die Vergnügungen der Welt verstrickte Weltdame verlassen; jetzt fand er sie ganz umgewandelt als fröhliche, wahrhaft glückliche Jüngerin zu den Füßen Jesu sitzen. Das Haus war in allen Stücken ein anderes geworden, als wie er es verlassen hatte. Er forschte nach, wie denn das zugegangen sei, und auf alle seine Fragen mußte er die Antwort hören: sein Vater und seine Schwester seien eben bekehrt worden. Da sagte er zu sich selbst: „Ist das Bekehrung? Ich meinte immer, die Bekehrung mache die Leute gewissermaßen verrückt und geisteskrank. Wenn aber das, was ich bei meinem Vater und meiner Schwester sehe, Bekehrung ist, so ist das freilich ganz etwas Anderes, als was ich mir darunter vorstellte." — Diese Betrachtungen wurden für ihn unter der Wirkung des heiligen Geistes die Brücke, die ihn selbst zu einer gründlichen Herzensumwandlung führte. Er ließ sich gerne und mit steigendem Interesse in Gespräche mit Vater und Schwester ein über das Wesen der wahren Religion. Nach und nach erkannte er, wie ihm selbst die Vergebung der Sünden und die Wiedergeburt Noth thue, und endlich fand er bei Jesus, was sein Vater und seine Schwester bei Ihm gefunden hatten, — den Frieden Gottes und ein neues Herz. Und so tief gieng bei ihm die gesegnete Umwandlung, daß er sich entschloß, das Seemannsleben aufzugeben und jetzt noch zu dem heiligen Amt, das die Versöhnung predigt, sich vorzubereiten. Er ward einer

der treuesten und gesegnetsten Prediger Schwedens, und war gewürdigt, viele Seelen zu der himmlischen Lebensquelle zu führen, aus der sie ewige Genesung schöpften.

Diese ganze Kette göttlicher Segenswirkungen gieng von jenem ersten Ring aus, — jenem treuen Zeugniß und Bekenntniß der schwedischen Dienstmagd am Tage des Familienballs. Wer von uns kann sagen, was für gesegnete Folgen ein einziges treues, furchtloses Bekenntniß des Namens Jesu für hundert Andere haben kann? Wie wichtig und ernst ist deßhalb das Wort des Herrn: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will Ich wieder bekennen vor meinem himmlischen Vater!“ Und wiederum: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen.“

Die folgende Geschichte wird uns dieß in einem bedeutsamen Bilde noch deutlicher vor die Augen stellen.

Die Lampe der Seemannswittwe,
und was ein Freund darüber zu sagen hat.

Die Nordwestküste Schottlands ist mit unzähligen größeren und kleineren Inseln, wie mit einem Kranz umgeben. Viele derselben sind von Fischern und Seeleuten bewohnt, welche Jahr aus Jahr ein auf dem Meer ein mühseliges und gefährliches Leben führen. Andere dieser Eilande haben auch etwas fruchtbares Ackerland, das den Bewohnern neben dem Fischfang mehr oder weniger reichlichen Lebensunterhalt gewährt. Auf den größeren unter ihnen giebt es wohlhabende Städtchen und Dörfer mit einer rührigen, kernhaften und an Sitteneinfalt gewöhnten Bevölkerung; die kleinsten dieser Inseln aber sind meist nur starre, kahle Felsen, von der Meeresbranbung beständig umrauscht und völlig unbewohnt. Jedenfalls ist diese Meeresgegend für die Seefahrer überaus gefährlich, und an den Klippen und Felsen werden alljährlich, wenn Stürme jählings sich erheben, hunderte von großen und kleinen Schiffen zerschmettert.

Kehren wir heute auf einer der kleinern Inseln ein. Rona — so heißt ihr Name — liegt nicht sehr weit vom Festland entfernt, und auch etliche der größeren Inseln sind von ihr aus nicht schwer zu

erreichen. Die einzige menschliche Wohnung aber auf ihr ist ein stattliches Bauernhaus, umgeben von einigen elenden Hütten für die Knechte. Dasselbe liegt hart am obern Ende eines weit ins Land reichenden, langen und schmalen Meereinschnitts, der rings von Felsen umkränzt ist und nur einen beengten Ausblick auf die offene See freiläßt. Man kann sich kaum einen wilderen und doch zugleich reizenderen Ort auf Erden denken, als diesen einsamen Bauernhof am dunkeln felsumgürteten Wasserspiegel. Hier lebte vor einer Reihe von Jahren ein wohlhäbiger kräftiger Schotte, der die ganze kleine Insel in Pacht genommen, und theils als Bauer sein Feld bewirthschaftete, theils als Seemann auf dem Meer einen kleinen Handel trieb. Er besaß ein eigenes kleines Fahrzeug, auf dem er beständig bald nach dem Festland, bald nach den größeren Inseln fuhr, um seine Feldfrüchte zu verkaufen. Seine Frau stand mit emsiger Hand dem Hauswesen vor. Kaum ward irgendwo ein glücklicheres Paar gefunden, als Archibald Macfarlane (das war sein Name) und seine wackere Hausfrau. Er war freundlich gegen Jedermann, offenen und warmen Herzens, und ehrenhaft durch und durch; das Beste aber an ihm war, daß er ein gottesfürchtiger Mann, ja ein wahrer Christ war, der seine Lust am Worte Gottes hatte, mit seinem Gott und Herrn alles im Gebet durchsprach und in seinem Hause regelmäßige Andacht hielt. Natürlich geschah es höchst selten, daß ein Geistlicher seinen Fuß auf diese einsame, schwer zugängliche Insel setzte, zumal während der langen Wintermonate mit ihren oft wiederkehrenden Stürmen. Dagegen ließ es Archibald sich nicht nehmen, an den Sonntagen fast bei allem Wetter auf seinem kleinen Fahrzeug nach der größeren Insel Skye hinüberzufahren und dort die Kirche des Städtchens Portree zu besuchen. Nur seine liebe Hausfrau mußte zuweilen daheim bleiben, wenn der Wind und Regen gar zu stark war oder die Schlossen und das Schneegestöber gar zu wild ins Gesicht trieben. War aber die Witterung auch nur erträglich gut, so konnte man Sonntags schon am frühen Morgen Archibalds Schifflein, mit der guten Hausfrau an Bord, aus dem Hafen von Rona, d. h. aus dem Meereseinschnitt, an welchem der Bauernhof lag, herauskommen und nach der „großen Insel“, wie man Skye einfach zu nennen pflegte, steuern sehen. Für die guten einfachen Leute war das Städtchen Portree eine ansehnliche „Hauptstadt“, und die Insel selbst kam ihnen vor wie ein großes Königreich, im Vergleich zu der winzig kleinen Welt, in der sie auf Rona sich bewegten.

Für unsern Archibald waren die Sonntage auf Skye immer wahre Festtage. Ob seine brave Hausfrau Margareth schon damals einen ebenso geöffneten Sinn für die göttlichen Dinge hatte, wie ihr Mann, ist fast zu bezweifeln. Sie hatte wohl ihren Mann herzlich lieb, begleitete ihn gerne nach dem Hause Gottes, und schien auch an seinen Gesprächen über geistliche Dinge Gefallen zu haben; aber doch nahmen die Angelegenheiten ihres Bauernguts und die Haushaltung ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß Alles, was darüber hinausgieng, ihr mehr als Nebensache oder als Luxus erschien. Sie kannte das Evangelium, und der Same der göttlichen Wahrheit lag im Acker ihres Herzens verborgen; aber er war in Gefahr, erstickt oder zertreten zu werden. Siehe, da machte der Herr in seiner großen Barmherzigkeit sich auf, diesen Samen ins Leben zu rufen und zu befruchten, — freilich mit den Thränen der Trübsal.

Archibald pflegte, wie oben erwähnt, einen kleinen Handel zu treiben nicht blos mit dem Städtchen Portree auf der Insel Skye, sondern auch mit vielen andern Orten an den Küsten des schottischen Festlands, sowie mit den zahlreichen Eilanden, die dort zerstreut liegen. Da geschah es denn nicht selten, daß er für mehrere Tage von Hause abwesend war, sei es, daß ihn Geschäfte irgendwo auswärts zurückhielten, oder sei es, daß er durch widrige Winde an der Heimkehr verhindert ward. Wenn nun Margareth seine Rückkunft noch in der Nacht erwartete, so war es ihre Gewohnheit, eine hellbrennende Lampe in dasjenige Fenster zu stellen, das gerade gegen das Meer zu schaute, damit, wenn auch die Nacht noch so finster sein mochte, ihr Mann den schmalen Eingang in den Hafen leicht zu erkennen und sein Schifflein sicher in denselben zu lenken vermochte.

„Lebe wohl, Frau, — auf Wiedersehen!" sagte Archibald eines Tages zu Margareth, indem er ihr die Hand zum Abschied reichte und eben im Begriff war, in das kleine Boot zu steigen, das ihn in das weiter draußen vor Anker liegende größere Fahrzeug hinüber rudern sollte. „Mag sein, daß ich morgen wieder zurück bin," setzte er hinzu, „oder mag sein, daß ich eine Woche oder länger aus bin; ich weiß aber, liebes Weib, du wirst mich jeden Abend erwarten, mag ich nun morgen oder später heimkommen."

Margareth verstand, was das bedeuten sollte, versprach es gerne, die Lampe jeden Abend bereit zu halten, und hatte natürlich auch im Sinne, es treulich zu halten. Noch lange sah sie mit bewegtem

Herzen den weißen Segeln des Fahrzeugs nach, das von einem frischen Winde getrieben rasch den langgestreckten Meeresarm hinab fuhr, der offenen See zu. Der Herbst war bereits hereingebrochen; und obgleich das Wetter noch immer schön war und vielleicht noch Wochen lang so bleiben konnte, so war es doch nicht unwahrscheinlich, daß einmal plötzlich ein Windstoß oder Sturm sich erhebe, wie es in dieser Jahreszeit so häufig geschieht, und was den zahlreichen kleinen Fahrzeugen, welche in jenen Gewässern hin und her kreuzen, immer so gefährlich ist. Margareth hatte gehofft, ihr Mann werde am folgenden Abend heimkehren, und stellte deshalb mit einbrechender Nacht die Lampe ins Fenster; aber Archibald kam nicht. Auch den folgenden Tag blieb er aus. Als sie am dritten Tag nach dem Oelkrug sah, fand sie, daß er leer sei. „Mein Mann wird gewißlich vor Abend kommen," sagte sie zu sich selbst, um sich zu beruhigen. Doch suchte sie alle Winkel des Hauses und Hofes aus, um zu sehen, ob nicht noch irgendwo Oel vorräthig wäre; aber es fand sich keines. Sie hatte es recht schmählich versäumt, für Vorrath zu sorgen. Ehe die Nacht einbrach, erhob sich ein heftiger Wind, der allmählig zum Sturm anwuchs. Die dunkelschwarzen Wolken jagten einander über den Himmel, und kein Sternlein war am ganzen weiten Horizont zu erblicken. „Archibald wird sicherlich für heute Nacht ruhig irgendwo im sichern Hafen bleiben," sagte Margareth zu sich selbst, „so wäre die Lampe nicht einmal etwas nütze, wenn ich auch Oel hätte."

Der Wind legte sich ein wenig während des vierten Tags, aber in der darauf folgenden Nacht stürmte es wieder so arg als je. „Er kommt heute Nacht ganz gewiß nicht," sagte Margareth wieder, obgleich ihr Herz sehr unruhig in ihr war und das Gewissen sie schlug. Traurig und beklommen sah sie in die finstere wilde Nacht hinaus, bis sie von Müdigkeit übernommen in unruhigen Schlaf versank. Mehr als einmal fuhr sie auf, wenn das Haus von den Windstößen erbebte, wenn der Sturm in den nahen Fichten heulte und die aufgeregten Meereswogen laut tobend an das Felsenufer schlugen.

„Ach Herr, mein Gott," konnte sie da wohl ausrufen, „gieb doch, daß mein Archibald jetzt nicht auf dem Meere sich befindet!" und ein unbestimmtes Grauen durchrieselte ihre Glieder. „Und wenn er doch auf dem Wasser wäre! Ach, daß ich doch besser für Oel gesorgt hätte und die Lampe im Fenster stände!"

Sie hatte keine Ruhe mehr auf dem Lager; hastig stand sie auf,

zündete alle Kerzen an, die sie aufzubringen vermochte, und stellte sie ans Fenster. Sie flackerten unruhig im Zugwind, etliche löschten aus, und der bald anbrechende Tag zeigte, daß sie nichts mehr nützen.

Der fünfte Tag brach an und mit ihm der neue Kampf zwischen Furcht und Hoffnung. Da kam die gute alte Hanna, die treue Dienstmagd, eilend herein und sagte: „Meisterin, es schwimmt dort etwas wie Schiffstrümmer auf dem Wasser.“ Margareth sah hinaus. Es war der Mast oder die große Segelstange eines Schiffes. Sogleich wurden zwei Knechte hinausbeordert, um genauer zu erfahren, ob sich noch andere Schiffstrümmer im Wasser fänden. Margareth stand inzwischen am Ufer, ängstlich das schwimmende Holz beobachtend, wie es langsam dem Strande immer näher und näher getrieben ward. Ihr Herz zitterte bis auf den Grund. Oft hatte sie Segelstangen, Maste und andere Ueberreste gescheiterter Schiffe auf diesem Wasser umhertreiben sehen; wohl hatte sie dann herzliches Mitleiden mit den Unglücklichen, von deren Mißgeschick diese Schiffstrümmer Zeugniß gaben, im Uebrigen aber pflegte sie in dem herantreibenden Holz nichts als eine willkommene Zugabe für die Feuerung im Winter zu sehen. Warum erschienen ihr heute diese Schiffstrümmer so ganz anders als sonst? Ach, sie hatte ihre heiligste Pflicht versäumt, — sie hatte versäumt, für hinreichenden Oelvorrath im Hause zu sorgen, und doch hieng davon vielleicht das Leben, die Rettung des Theuersten ab, was sie auf Erden besaß! Die alte Hanna kam auch heraus an den Strand zu ihrer geängstigten Meisterin. Der Wind blies ihnen noch immer wild und heftig ins Gesicht. Die Segelstange wurde bis hart an die Uferfelsen herangetrieben. Die beiden Frauen zogen sie vollends aufs Land. Möglicherweise hatte sie zu Archibalds Schiff gehört. Margareth betete im Herzen, Gott möge in Gnaden ihrer schonen.

„Ach, Meisterin, was ist das dort?“ rief Hanna, indem sie auf ein schwarzseidenes Tuch deutete, das an das eine Ende der Stange festgebunden war. Margareth untersuchte dasselbe mit zitternden Händen und mit erbleichenden Wangen. Es konnte kein Zweifel übrig sein: das Tuch hatte ihrem Manne gehört. Mittlerweile kamen die Knechte auf dem Boot zurück und bestätigten die bangen Besorgnisse der Hausfrau durch andere Schiffsreste, die sie auf dem Wasser gefunden. Sie brachten ein aufgefischtes kleines Fäßchen, das unzweifelhaft zu Archibalds Schiffsladung gehört hatte, sammt etlichen

Planken oder Brettern, die man auch unschwer als Theile des vermißten Fahrzeugs erkannte. Auf einer Felsklippe draußen im Meer sah man das Wrack eines zertrümmerten Schiffes liegen, aber von irgend einem lebendigen Wesen war keine Spur zu entdecken. Die Gewißheit wurde immer unabweisbarer, daß Archibald Macfarlane mit seinen wenigen Schiffsknechten während des Sturms sein Grab in der Tiefe des Meeres gefunden. Margareth hoffte wohl noch immer wider Hoffnung. Der Sturm ließ nach, von dem Wrack waren die letzten Spuren verschwunden; aber ein Tag nach dem andern vergieng und Archibald erschien nicht. Endlich nach längeren Nachforschungen erfuhr man, daß er, als der Sturm eine Weile sich legte, diesen Augenblick benützt habe und getrost unter Segel gegangen sei, indem er erklärte, die brennende Lampe am Fenster seiner Wohnung sei ihm wie ein kleiner Leuchtthurm, mittelst dessen er den Hafen von Rona bei Nacht so gut wie am Tage zu gewinnen im Stande sei. Bei dieser Nachricht brach Margareth unter unaussprechlichem Leid und bittern Gewissensbissen zusammen. Lange, lange konnte kein Trost bei ihr haften, bis sie ihn da fand, wo allein wahrer Trost zu finden ist, — am Kreuze Jesu.

„Ich habe schwer gesündigt," sprach sie, „und dieses bittere, schwere Leid durch eigene Schuld über mich gebracht. Ungeschehen kann ich meine Sünde nicht machen, obwohl mein Heiland mich innerlich durch seinen Geist versichert, daß Er mir sie vergeben hat. Die Züchtigung aber, die Er mir für dieses Leben auferlegt hat, ist gerecht, und ich will sie in Demuth tragen. Doch kann ich vielleicht Andere vor dem Loose bewahren, das meinen innig geliebten Mann durch meine Schuld betroffen. Von heute an soll, so lange mir noch zu leben vergönnt ist, jede Nacht die brennende Lampe im Fenster stehen, und an Oel soll es mir mein Lebenlang nicht wieder gebrechen."

Die schwer heimgesuchte Wittwe hielt ihr Gelübde. Jede Nacht, mochte der Mond scheinen oder nicht, vom Einbruch der Dämmerung an bis zum hellen Morgen, konnten die Seefahrer auf das hellbrennende Licht zählen, das vom Fenster der Wittwe über den langen Meerbusen in immer gleichem Glanze herabstrahlt, und manche sturmgepeitschte Fischerbarke, manches von jähen Windstößen ergriffene Schiff, das seinen Lauf nach jenem ruhig leuchtenden und den sichern Weg zeigenden Lichte gerichtet, ist vom Schiffbruch gerettet worden und

fand eine sichere Bergungsstätte in dem geschützten Meereseinschnitt unter Macfarlane's Wohnung. Ja, so wohlbekannt wurde nach und nach die brennende Lampe der Seemanswittwe auf Rona, und so groß waren die Vortheile, welche die Seefahrer in jenen Gewässern daraus schöpften, daß der Vorstand der weltbekannten Schiffsassekuranzgesellschaft Lloyd unsrer wackeren Margareth ein Zeichen dankbarer Anerkennung bestimmte, nemlich eine neue künstliche Lampe mit Reflektor, sammt einer jährlichen Summe, um die Lampe stets in gutem Stand zu erhalten.

Wir haben diese Geschichte einem christlichen Freunde nacherzählt, der selbst jenen Hafen von Rona besucht, den Schein der Lampe munter durch die Nacht leuchten gesehen und aus Margarethens Munde die einzelnen Thatsachen gehört hat. „Ich wurde," sagt er in seiner Erzählung weiter, „auf dem Bauernhofe freundlich bewillkommt, brachte einige unvergeßliche Stunden dort zu, und es wurde Abend, ehe wir wieder die Anker lichteten. Als wir mit einbrechender Nacht den Meerbusen hinunter segelten, leuchtete plötzlich der Schimmer der Lampe klar und helle zu uns herüber, und so lange wir noch vor dem Eingang des Hafens uns bewegten, glänzte das Licht über die sanft bewegten Wellen vom fernen Fenster herüber.

„Oft hab' ich seitdem der armen Wittwe von Rona und ihrer Lampe gedacht und aus ihrer rührenden Geschichte mir eine ernste Lehre gezogen. Findest du, mein lieber Leser, nicht vielleicht irgend eine Aehnlichkeit zwischen Margarethens Erfahrung und deiner eigenen? Denke einmal darüber nach, — blick' einmal um dich her. Du bist vielleicht ein Vater, eine Mutter in Mitten eines Kreises von Kindern: — hältst du auch die Lampe des göttlichen Wortes, diese helle Leuchte unseres Fußes und das Licht auf unserm Lebensweg, stets brennend in deinem Hause? Dein Sohn, deine Tochter müssen vielleicht in die verführerische, klippenreiche Welt hinaus, sie sind umgeben von tausend Gefahren für Leib und Seele, sie schiffen auf einem von Stürmen und Klippen überall bedrohten Meere: — leuchtet ihnen auch wirklich aus einem Fenster des Elternhauses auf allen ihren Wegen das rettende Licht des Evangeliums nach, das ihnen die sichere Straße, den rettenden Bergungsort jederzeit und unfehlbar zeigt? Oder hast du's versäumt, die Lampe ins Fenster zu

stellen, — versäumt, sie stets mit Oel zu versorgen? Hat vielleicht aus deiner Schuld eine Seele, — eine dir sonst nah verbundene, theure Seele — am Glauben Schiffbruch gelitten und ist an den Klippen der Versuchung zerschellt, — verloren gegangen?

„Und du Hausherr, oder du Hausfrau, wie sorgst du für die Seelen deiner Hausgenossen, deines Gesindes? Brennt die Lampe der Wahrheit in deinem Hause, und leuchtet sie auch in der Stunde der Finsterniß rettend und zurechtleitend aus einem deiner Fenster den irrenden Seelen nach? — Oder wir Alle, die wir wahre Christen sein wollen, lassen wir unser Licht leuchten denen, die um uns sind? Gilt nicht auch uns das Wort des Apostels: 'Ermahnet euch unter einander, und erbauet einer den andern.' 1 Theff. 5, 11. Und: 'Ermahnet einander alle Tage, so lange es heute heißt.' Ebr. 3, 13.

„Giebt es aber ein seligeres Ding, als einer Menschenseele vom Tode zum Leben, vom Unfrieden zum Frieden, vom ewigen Verderben zur ewigen Seligkeit zu verhelfen? Kannst du dir etwas Herrlicheres denken? Umgekehrt aber, was für ein nagender Wurm müßte es für uns sein, wenn wir uns sagen müßten: 'Die und die Seele hättest du durch ein treues Wort der Ermahnung, durch eine liebreiche Hinweisung auf Jesum, den Sünderheiland, retten können, aber du hast es versäumt, und bist Schuld an ihrem Verderben.' Spricht nicht der Heilige in Israel: 'Wenn ich dem Gottlosen sage: Du mußt des Todes sterben, und du warnst ihn nicht, und sagst es ihm nicht, damit sich der Gottlose vor seinem gottlosen Wesen hüte, auf daß er lebendig bleibe; so wird derselbige Gottlose in seiner Sünde sterben; aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern.' Ezech. 3, 18."

„Nun wohlan," so schließt der Freund, der uns die obige Geschichte erzählt hat, „hätte jene arme Seemannswittwe es nicht versäumt, ihre Lampe ins Fenster zu stellen, so hätte sie ohne Zweifel dem das Leben gerettet, der ihr Theuerstes auf Erden war. Aber durch ihre nachmalige Treue und Wachsamkeit hat sie wohl hundert Andern das Leben gerettet. Vielleicht hast auch Du bisher Vieles versäumt; aber siehe, noch sind Hunderte um dich her, denen du ein Retter und Führer zum Leben sein kannst. Rede zu ihnen offen, furchtlos, in herzlicher Liebe; zeige ihnen ihre Gefahr; sage ihnen von Jesu Liebe zu den Sündern; schäme dich nicht, Christum zu bekennen. Denke an die Lampe der Seemannswittwe!"

Redactor: Dr. A. Ostertag. — Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 Kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3. — 1865.

Selim Effendi,
der türkische Missionar.

---

1. Die Wirksamkeit der Bibel zur Bekehrung eines Muhamedaners.

Wenn die Muhamedaner bis in unsre Zeit im Allgemeinen für die christliche Mission unzugänglicher gewesen sind als die Heiden, so werden wir das nicht bloß den strengen Gesetzen zuschreiben dürfen, welche den Uebertritt zum Christenthum mit dem Tode bestraften, sondern der Muhamedaner glaubt auf einer höheren Stufe der Religion zu stehen als die Christen. Es ist ja seine Religion später entstanden als die christliche; Abraham, Moses, Jesus gelten ihm als Propheten, als Gesandte des Einen wahren Gottes; Muhamed hat die jüdische und die christliche Religion gekannt, wenn auch nur oberflächlich, aber ihm ist erst die Religion geoffenbart worden, welche die Völker, so wie sie sind, vollkommen befriedigt. Und ist nicht die Verbreitung des Muhamedanismus über ehemals christliche Länder ein göttliches Zeugniß für denselben? — In diese Anschauung des Muhamedaners müssen wir uns hineindenken, um seine Geringschätzung des Christenthums einigermaßen zu verstehen. Aber noch ein zweiter, sehr wichtiger Punkt kommt dazu. Die Christen,

welche der Muhamedaner im Morgenlande kennen lernt, sind großentheils so in Aberglauben und Bilderdienst versunken und stellen auch in ihrem Wandel so selten das Bild eines wahren Christen dar, daß wir es ihm nicht verargen können, wenn er sich mit seinem Islam über diese „Götzendiener" erhaben glaubt.

Sollen wir nun etwa an aller Mission unter den Muhamedanern verzweifeln? — Das sei ferne! Wie würden sonst die Verheißungen Gottes erfüllt, und wie könnten wir dann Christum als den einzigen Weg zur Seligkeit anpreisen? — Durch welche Mittel werden wir nun aber die Muhamedaner für das Christenthum gewinnen können? — Wenn es einmal im Morgenlande bessere Christen gibt, so ist viel gewonnen; — die evangelischen Armenier haben in dieser Beziehung schon viel gewirkt; — aber die Hauptsache ist und bleibt die Wirksamkeit der Bibel. Mag die Vergleichung zwischen dem Leben der Christen und der Muhamedaner an einem Orte, wo sie zusammen wohnen, noch so sehr zu Gunsten der letzteren ausfallen, die Vergleichung zwischen den Quellen ihrer Religion, zwischen der Bibel und dem Koran, wird ein von der Sünde geängstigtes, nach Wahrheit und Frieden suchendes Gewissen keinen Augenblick zweifelhaft lassen, wohin es sich wenden soll. Mögen Tausende von Christen die Quelle ihrer Religion, die Bibel, gering schätzen, nicht daran trinken und lieber in ihrer natürlichen Unreinigkeit dahingehen, diese Quelle bleibt dennoch rein und heilkräftig für alle gewissenhafte Menschen, die in ihrer eigenen Gerechtigkeit keine Ruhe finden. Gegenüber dieser Macht der Wahrheit, welche an den Herzen sich bezeugt, müssen bei ernstlich suchenden Seelen selbst die von den Vätern ererbten Vorurtheile schwinden, und so wird bei der Mission unter den Muhamedanern die Wirksamkeit der Bibel eine noch mehr hervorragende Stelle einnehmen, als bei der Heidenmission. Dafür wird der nachstehende Lebenslauf eines gewissenhaften Muhamedaners, des kürzlich heimgegangenen türkischen Missionars Selim Effendi, oder wie er nach seiner Bekehrung sich nannte, Eduard Williams, zum Belege dienen.

Selim Effendi war geboren in Amasia, einer Stadt in Kleinasien. Sein Vater gehörte zum Stande der Janitscharen, jener gefürchteten Kriegerkaste, welche so lange Zeit die Türkei beherrschte und den Fanatismus der Muhamedaner gegen alles europäische Wesen wach erhielt. Der Sohn sollte dem Beruf des Vaters folgen und

war von Kindheit auf in die Liste des Regiments eingeschrieben. Als aber im Jahr 1826 die Janitscharen aufgelöst wurden, bekleidete der junge Mann nach einander mehrere Civilämter in Kleinasien und an verschiedenen Orten der europäischen Türkei. Damals war er so gewissenhaft in der Erfüllung der muhamedanischen Religionsvorschriften, daß er für eine Uebertretung sich selbst besondere Strafen auflegte. So hatte er einmal im Monat Ramadan, in welchem man von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang weder Speise noch Trank zu sich nehmen soll, sein Fasten gebrochen; aber dafür legte er sich freiwillig zwei Fastenmonate auf.

Mit seiner Frömmigkeit gieng Hand in Hand ein edler Rechtssinn. Von der Regierung beauftragt, die Steuern von einer Stadt im Innern des Landes einzuziehen, brachte er in einem Monat 40,000 Piaster zusammen, während seine Vorgänger nie mehr als die ärmliche Summe von 750 Piastern in ihren Rechnungen aufgeführt hatten. Der ungeheure Unterschied fiel der Regierung so auf, daß sie einen Akt willkürlicher Bedrückung fürchtete und einen Untersuchungskommissär an Ort und Stelle schickte. Aber wie ganz anders war das Resultat dieser Erkundigungen! Die Einwohner antworteten auf die Frage des Kommissärs, daß sie sich über gar keine Ueberforderung beklagen können, daß sie vielmehr niemals einen milderen, billigeren Steuereinnehmer gehabt haben, und daß sie täglich für ihn beten.

Doch weder diese strenge Rechtlichkeit, noch die genaue Befolgung der Vorschriften des Koran befriedigten Selim Effendi's religiöse Bedürfnisse. Ohne daß er wußte warum, war, wie er später sagte, sein Gewissen nie ganz ruhig. Um diesen inneren Anfechtungen zu entfliehen, gieng er mehrmals in armenische oder griechische Kirchen, aber er verließ sie wieder, weniger erbaut als angewidert von dem Anblick der Bilder und von der abgöttischen Verehrung, welche man ihnen erwies.

Nachdem er einige Jahre auf diese Weise zugebracht hatte, verheirathete er sich. Sodann verließ er, dem Drang seines Gewissens folgend, den in der Türkei so schlüpfrigen Staatsdienst. Er wurde Kaufmann und wählte Salonikí (Thessalonich) zu seinem Wohnort. Als er einmal von da auf einer Geschäftsreise nach Konstantinopel kam, fand er dort in dem Hause eines Pascha ein Buch über das evangelische Christenthum. Dieses Buch erregte seine Neugierde so sehr, daß er, als man ihm dasselbe nicht leihen wollte, es wegstahl.

Niemand hatte es bemerkt, aber einige Jahre später klagte er sich selbst dieser Veruntreuung an, brachte das Buch zurück und bat um Verzeihung, die ihm auch gewährt wurde.

Im Jahr 1848 wurde ein frommer Armenier, welcher in Saloniki im Dienste der amerikanischen Missionsgesellschaft unter den Juden arbeitete, mit Selim Effendi bekannt und rieth ihm das neue Testament zu lesen. Er that es und wurde gewaltig davon ergriffen. Um sich diesem Studium hingeben zu können ohne von andern Muhamedanern darüber ertappt und angezeigt zu werden, traf er noch besondere Vorsichtsmaßregeln. Da von den Armeniern in der Türkei manche das Türkische besser verstehen als ihre Muttersprache, aber das Lesen der türkischen Schrift sehr mühsam ist, so hat die Bibelgesellschaft eine Ausgabe der h. Schrift in türkischer Sprache mit armenischen Buchstaben veranstaltet. Unser Selim Effendi lernte nun die armenischen Buchstaben, kaufte sich eine armenisch-türkische Bibel, und keiner seiner Religionsgenossen merkte, in was für einem Buch er so fleißig las. Immer mehr fühlte er sich angezogen, aber es erwachten auch neue, schwere Kämpfe in seinem Innern. Was ihm hauptsächlich anstößig schien, das war die Lehre von Christo als dem im Fleisch geoffenbarten Gott. Oftmals, wenn er sie fand, konnte er im Zorn das Buch in eine Ecke werfen. Seine Frau, welche damals noch Muhamedanerin war, aber später eine ausgezeichnete Christin wurde, wies ihn sanftmüthig zurecht wegen dieser Aufregung. „Warum wirfst du das Buch weg?" sagte sie. „Wenn es dir nicht gefällt, so gieb es lieber dem zurück, von welchem du es hast." Bis zu seinem Tod hat Selim Effendi dieses Buch sorgfältig aufbewahrt, zum Andenken an seine damaligen Kämpfe und an die große Weisheit, mit welcher seine Frau ihn zu besänftigen suchte.

Im Jahr 1849 kam Missionar Schauffler von Konstantinopel nach Saloniki, um zwei Missionsfamilien dort bei ihrer Niederlassung behülflich zu sein. Man hatte ihm von dem Türken gesagt, welcher die Wahrheit suche, und er war begierig ihn kennen zu lernen. Selim Effendi kam ihm zuvor, aber es schien mehr Neugierde ihn hergetrieben zu haben, als ein ernstliches Verlangen nach Belehrung. Nach dem gewöhnlichen Austausch der Höflichkeitsformeln bei der Begrüßung und einigen Fragen über gleichgültige Dinge, fragte Schauffler den Türken, ob es wahr sei, daß er das neue Testament regelmäßig lese. Als er das bejahte, wollte der Missionar weiter wissen, welchen Ein-

druck dieses Buch auf den Muhamedaner mache, namentlich ob er es nur für ein gutes, oder ob er es für ein von Gott eingegebenes Buch halte. — „Ja gewiß," sagte Selim, „ich nehme es an als Gottes Wort." — „Aber was denken Sie denn von Jesu Christo?" fuhr der Missionar fort. „Glauben Sie, daß er Gottes Sohn ist? erkennen Sie ihn an als Gott?" — Bei dieser so ganz unumwunden hingestellten Frage zitterte der Türke; doch antwortete er mit einem deutlichen Ja und nahm vom Missionar Abschied mit allen Höflichkeitsformeln, welche die Orientalen nie versäumen.

Oft nachher, besonders wenn er seinen Landsleuten das Evangelium predigte, hat Selim Effendi von diesem Augenblick erzählt und von dem Gespräch, welches für sein ganzes Leben entscheidend wirkte. „Als ich aus dem Hause trat," erzählte er, „war ich ganz verwirrt und wie betäubt von der Antwort, die ich dem Missionar gegeben. Ich mußte mich fragen: wie konnte ich sagen, daß Jesus für mich Gott sei, während ich es doch nicht glaube, und gerade dieß die einzige Lehre des neuen Testamentes ist, welche ich verwerfe? Und doch, wenn ich geantwortet hätte, ich glaube es nicht, so hätte ich gelogen, denn das ist der Punkt, welcher in diesem Augenblick meinen Geist am meisten beschäftigt und beunruhigt. Aber wie hat dieser Franke so richtig treffen und seinen Finger auf den wundesten Fleck setzen können? Jedenfalls ist es der Mühe werth, daß ich die Sache ernstlicher als jemals prüfe, und ich habe nur Eines zu thun: nach Hause zu gehen, den Beistand von oben zu erflehen, das Buch von neuem besonders nach diesem Gesichtspunkt zu studiren, gewissenhaft, im Aufblick zu Gott, zu untersuchen, ob es diese Lehre enthält oder nicht, und wenn es dieselbe enthält, mit einem muthigen Entschluß sie entweder anzunehmen oder zu verwerfen. Und das that ich. So bin ich geworden, was ich bin. Gott brachte mich nach seiner Gnade darüber zur Klarheit, daß Christus sein Sohn war, daß das Wort Fleisch geworden ist; und erst von da an fand ich Frieden, Gnade und Leben; da kam ich in den Besitz des Heils, zu dessen Erwerbung ich euch jetzt einlade."

Selim Effendi war nicht der Mann, welcher seine Ueberzeugung geheim halten konnte. So wurde seine Umwandlung bekannt, sie schadete seinen Geschäften und erweckte eine so gewaltige Feindschaft gegen ihn, daß er Saloniki verlassen mußte. Im Frühjahr 1852 ließ er sich mit seiner Frau, einer Schwester derselben und zwei Söhnlein in Konstantinopel nieder. Während er noch bemüht war, die Mittel

zur Existenz dieser Familie zu beschaffen, was ihm durch längeres Unwohlsein erschwert wurde, kam der muhamedanische Fastenmonat heran. Selim Effendi konnte Gewissens halber ebenso wenig ihn beobachten, als so manchen Türken sich gleichstellen, die sich den Schein geben, als ob sie fasteten, während sie essen wie gewöhnlich. Diese Vernachlässigung des Gebots wurde von seinen Nachbarn bemerkt und allem Anscheine nach den Behörden angezeigt; denn eines Tags trat ein Pascha, den er von früher her kannte, bei ihm ein, um ihm einen Besuch zu machen. Dieser Mann sprach kein Wort von Religion, er gab ihm aber zu verstehen, wenn er es wünsche, so könne Selim eine Anstellung in der europäischen Türkei bekommen, und seine Söhne Aufnahme in einer Militärschule finden. Selim durchschaute bald den schlauen Plan. Man wollte seine Kinder von ihm trennen, um sie ganz unter muhamedanischen Einfluß zu stellen, und ihn selbst an einen Ort schicken, wo ihm nur die Wahl blieb, entweder zum Islam zurückzukehren, oder als ein Abtrünniger aus der Welt geschafft zu werden, ohne daß sich jemand seiner annehmen könnte. Er lehnte also die Anerbietungen des Paschas ab; aber sie wurden auf anderem Wege wieder an ihn gebracht, und bald darauf erhielt er geradezu den Befehl, sich zur Abreise nach der europäischen Türkei zu rüsten und seine Söhne in die Militärschule zu schicken.

Was war nun zu thun? Der neue Christ berieth sich darüber mit seinen neuen Freunden, und es wurde beschlossen, daß die ganze Familie sich nach Malta flüchten sollte. Bei der Ausführung dieses Plans zeigte sich, wie der Herr auch die Anschläge der Feinde zum Besten der Seinigen wenden kann. Die türkischen Behörden hatten in dem Stadttheil, wo Selim wohnte, ausdrücklich den Befehl bekannt gemacht, welchen sie demselben gegeben hatten. Es war das geschehen, um sich seines Gehorsams desto besser zu versichern. Nun fiel es gar nicht auf, als er sich zur Abreise rüstete. Am Hafendamm stieg die Familie in ein Boot, aber dasselbe brachte sie nicht, wie die Leute erwarteten, auf ein türkisches, sondern auf ein englisches Schiff.

Unglücklicher Weise mußte dieses Dampfboot in Smyrna anlegen. Mit Erstaunen vernahm dort die Polizei, daß eine ganze türkische Familie an Bord sei, auf dem Weg nach einem fränkischen Hafen, und zwar ohne Paß. Sogleich wird befohlen, das Schiff unter Quarantaine zu stellen, und ein Offizier vom Pascha abgesandt, um die Sache zu untersuchen. Durch das Gitter, hinter welchem die

Passagiere sich befinden, erkennt ihn Selim Effendi als einen alten Freund, dem er einmal aus dem Gefängniß geholfen hatte, so lang er noch von der Regierung angestellt war. „Bist du hier?" ruft der Offizier; — „aber wie kommt es, daß du keinen Paß hast und deswegen hier zurückgehalten wirst? Wo gehst du denn hin?" — Bei dieser Frage weiß der Flüchtling nicht zu antworten; aber in seiner Verwirrung entschlüpft ihm das Wort: „guter Weg," das für die Muhamedaner eine Pilgerfahrt nach Mekka bezeichnet. Der Offizier versteht es so oder will es so verstehen, und indem er den Reisenden an den Dienst erinnert, welchen dieser ihm einst geleistet, verspricht er seinerseits, ihn aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Er nimmt ihn mit seiner ganzen Familie in sein Haus auf, beherbergt ihn gastfreundlich zwei oder drei Tage lang, bis die Sache im Reinen ist; dann geleitet er die Flüchtlinge wieder an Bord, ohne daß er oder sonst jemand weiter fragt, wohin das Boot fahre.

Bei seiner Ankunft in Malta war Selim schmerzlich überrascht, da er sich in einem römisch-katholischen Lande befand. „Was habe ich hier zu thun?" rief er aus beim Anblick der Kreuze und der Marienbilder, auf welche sein Auge fiel. Doch bald faßte er sich und sagte: „Aber Jesus ist hier, und wenn Er hier ist, warum sollte ich nicht auch hier sein?" Er hatte überdieß ein Empfehlungsschreiben von Missionar Schauffler an Herrn Lowndes, den Direktor des evangelischen Seminars. Dieser Bruder und andere evangelische Christen auf der Insel bereiteten dem Flüchtling die freundlichste Aufnahme; seine Söhne wurden sogleich im Seminar untergebracht, und da die Reise seine Geldmittel erschöpft hatte, vereinigten sich einige Freunde zu einer wöchentlichen Unterstützung von einem Pfund Sterling (25 Franken oder 12 fl.) für ihn.

Während ihres zweijährigen Aufenthalts in Malta lernte die ganze Familie englisch sprechen. Aber noch andere, wichtigere Fortschritte gab es in ihrer Mitte. Selims Frau war schon lange dem Herzen nach eine Christin; die Seele ihrer Schwester öffnete sich gleichfalls den Einflüssen der Gnade, und die wohlbegründeten Ueberzeugungen des Familienhauptes wurden durch weiteres Nachdenken und stillen Gebetsumgang mit dem Herrn noch mehr befestigt. Alle drei empfingen mit einander die h. Taufe, und etwas später auch die Söhne.

Die ökonomische Lage der Familie war drückend bei den hohen

Preisen der Lebensmittel auf Malta, und Selim konnte bei seiner bis ins Unkluge gehenden Mildthätigkeit den Bitten der Bettler, von denen Malta wimmelt, selten widerstehen. Zwar schickte die evangelische Gemeinde von Konstantinopel auf die warme Fürsprache von Herrn Lowndes ihm einige Unterstützung, aber es blieb der ganzen Familie Gelegenheit genug, Zeugniß davon abzulegen, wie reich sie der Herr an Geduld und Glauben gemacht hatte.

---

2. Die Wirksamkeit der Bibel zur Predigt unter den Muhamedanern.

So war Selim Effendi ein Christ geworden. Das Licht, welches ihm aufgegangen war durch die Bibel, suchte er nun auch weiter zu verbreiten. Aber sein Heimathland war damals für ihn verschlossen, und es diente gewiß zur Förderung seines eigenen geistlichen Lebens, daß ihm in Malta noch eine Zeit der inneren Sammlung zu Theil wurde, wo das Samenkorn tiefe Wurzeln fassen konnte. Indessen fand er doch schon auf seinem Pathmos eine Gelegenheit, das Evangelium seinen Landsleuten zu verkündigen. Er hörte eines Tags, daß im Hospital von Malta ein armer, kranker Türke liege, der sich keinem Menschen verständlich machen könne. Er eilte zu ihm und brachte ihm die Tröstungen des Evangeliums. Dem ersten Besuch folgten andere, welche ganz dem Gebet und ernsten Unterredungen gewidmet waren. Aergerlich über sein Kommen, jedoch ohne daß sie es wagten, ihm den Eintritt in den Saal zu verbieten, thaten die Vorsteher des Hospitals und einige bigotte Kranke alles, was sie konnten, um seine Arbeit zu hindern; aber es gelang ihnen nicht, die Geduld des liebevollen Trösters zu ermüden. Er setzte seine Besuche fort, bis der Türke starb und im Angesicht des Todes sein volles Vertrauen auf Christum aussprach, während Selim Effendi an seinem Bette knieend seine Seele in inbrünstigem Gebet in die Hände Gottes befahl. Schon diese einzige Erfahrung, äußerte Selim später, hätte genügt, um seine Führung nach Malta als eine göttliche zu rechtfertigen.

Durch den Krimkrieg war inzwischen die türkische Regierung genöthigt worden, ihren Unterthanen Religionsfreiheit zu gewähren; deshalb verließ Selim Effendi im Jahr 1855 Malta, um mit seiner Familie nach Konstantinopel zurückzukehren. Er ließ sich in Bebek,

einem Dorf in der Nähe der Stadt nieder, wo die amerikanische Missionsgesellschaft damals eine Erziehungsanstalt hatte. Er wurde nun gewöhnlich Eduard Williams genannt, welchen Namen er bei seiner Taufe angenommen hatte. Amerikanische Mildthätigkeit hatte in Bebek ein Waschhaus für die Bedürfnisse eines Militärspitals errichtet. Daselbst fand Williams zunächst eine Anstellung als Oberaufseher und benützte schon dieses geringe Amt, um an den Seelen zu arbeiten. Er ließ die Frauen des Dorfs, welche hier Arbeit fanden, in sein Zimmer kommen, um mit ihnen zu beten und in der Bibel zu lesen; er ermahnte sie bei der gemeinsamen Arbeit zum Frieden und lud sie ein, die Lehren des Evangeliums anzunehmen. Sonntags und Einmal in der Woche hielt er eine Erbauungsstunde mit seiner Familie und mehreren eingeborenen Christen, die in seinen Worten eine reiche geistliche Nahrung fanden.

Nach Beendigung des Kriegs und nach dem Abzug der englischen Truppen trat Williams in die Dienste der amerikanischen Mission, welche so eben beschlossen hatte, unmittelbarer als bisher an der Evangelisation der Türken zu arbeiten. Man verschaffte ihm zu diesem Zweck im Jahr 1856 das Diplom eines Licentiaten der Theologie nach einem sehr strengen Examen. Missionar Schauffler schreibt über dasselbe: „Der Candidat entfaltete dabei eine Schriftkenntniß und eine christliche Lebenserfahrung, über welche die Examinatoren erstaunten. Nicht Eine Frage wurde an ihn gerichtet, deren Sinn er nicht vollkommen verstand, und nicht Eine Antwort gieng über seine Lippen, die nicht vollkommen richtig und so vollständig war, als man es nur wünschen konnte.“

Durch die Vermittlung einiger amerikanischer Christen erhielt Williams ein eigenes Wohnhaus in Bebek. Er bezog dasselbe gegen das Ende des Jahres 1858 und erhielt nun in dieser bescheidenen Wohnung viele Besuche von Muhamedanern jeglichen Standes, bis zum Range des Pascha hinauf.

Die bemerkenswertheste Gabe, welche der neue Missionar besaß, war die, daß er jede Art von Unterhaltung auf die erhabensten religiösen Gegenstände hinlenken konnte, und zwar ohne Künstelei, ohne Phrasen, und ohne daß er jemanden beleidigte. Das einfachste Ereigniß, die gewöhnlichste Bemerkung, alles diente ihm als Uebergang, und er wußte denselben mit seltenem Glück zu machen. Auf den Dampfbooten, welche die Meerenge kreuzen, in den türkischen Kaffeehäusern,

auf den öffentlichen Plätzen, auf den Brücken, — wo er sich befand, wußte er die Leute anzureden und sie oft so zu fesseln, daß sie nachher von selbst kamen um die angefangene Unterredung fortzusetzen. Er predigte damals regelmäßig an zwei oder drei Orten den Armeniern, wobei gewöhnlich auch einige Türken, die von ihm gehört hatten, sich in der Stille unter seine Zuhörer setzten.

Unter den Armeniern herrschte indessen gegen Williams als einen Türken ein thörichtes Vorurtheil, das sich am Ende so steigerte, daß er diese Gottesdienste aufgab. Er entschädigte sich dadurch, daß er seine sonstige Thätigkeit verdoppelte. „Ich predige," sagte er damals zu Schauffler, „überall und die ganze Woche hindurch auf den Schiffen, in den Straßen, Morgens, Abends und oft tief in die Nacht hinein." Viele Türken kamen überdieß in sein Haus, namentlich am Sonntag, weil sie an diesem Tage sicher waren ihn anzutreffen. Dieß gab Veranlassung zur Einrichtung eines förmlichen türkischen Gottesdienstes in seinem Hause. Die Zahl der Zuhörer wuchs. Nicht nur Türken, auch Perser und Araber stellten sich ein, und bald baten sie auch den Missionar Schauffler um eine Abendversammlung, worin er ihnen die alttestamentlichen messianischen Weissagungen und den Zusammenhang des alten und neuen Bundes erklären sollte. Diejenigen, welche aus der Stadt zu diesen Abendversammlungen kamen, mußten für die Nacht in gastfreien Häusern untergebracht werden. Auch hierin stand das Haus von Williams oben an.

Nun folgte ein Schritt, der uns bei Williams einigermaßen befremden muß, den wir aber bei näherer Betrachtung seiner Anschauungen und Verhältnisse werden erklären können, nämlich sein Austritt aus der amerikanischen und sein Uebertritt zur anglikanischen Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums. In der amerikanischen Missionsgesellschaft, für welche Williams bis jetzt arbeitete, sind die Grundsätze der Independenten oder Congregationalisten maßgebend, d. h. jede christliche Gemeinde soll von den andern unabhängig nach dem Wort Gottes ihren Gottesdienst einrichten, ihre Lehrer und Diener wählen und Kirchenzucht ausüben. Die Abgeordneten von verschiedenen Gemeinden können zwar zu Konferenzen zusammentreten, aber bindende Kraft haben ihre Beschlüsse nicht. Auch alle in Formeln gefaßte Glaubensbekenntnisse werden verworfen; nur die Versicherung, daß man an das Evangelium Jesu Christi glaube und die heilige Schrift zur Glaubensregel mache, ist das Band, welches diese Gemeinden

zusammenhält. Das entspricht nun den Anschauungen der Orientalen ganz und gar nicht; denn in der Türkei bildet jede Kirchengemeinschaft gleichsam einen Staat im Staate; da ist man an Unterwerfung unter Behörden, an sichtbare Oberhäupter gewöhnt. So mußte vielleicht Williams manchmal von seinen Landsleuten die Einwendung hören, seine Kirche habe ja gar keine Organisation, keine Autorität, kein Glaubensbekenntniß; man wisse nicht, an was man sich halten solle, wenn der Eine dieß, der Andere etwas anderes lehre. Er meinte, es gehe deswegen langsamer mit der Bekehrung seines Volkes, weil die Art und Weise der Amerikaner demselben zu fremdartig sei, und die englische Kirche mit ihrer bischöflichen Verfassung, ihrer festen Liturgie und ihrem Glaubensbekenntniß werde den Bedürfnissen seiner Landsleute eher entsprechen. So trat er denn zur englischen Kirche über und wurde ein Arbeiter derjenigen Gesellschaft, welche am meisten den hochkirchlichen Charakter trägt, der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums. Er schrieb darüber an Schauffler: „Indem ich diesen Schritt thue, habe ich dem Gedanken nachgegeben, daß die Grundsätze der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums besser der Sache entsprechen, welcher ich mich hingegeben habe. Aber Sie dürfen versichert sein, daß ich, wenn ich auch aufhöre Ihr unmittelbarer Mitarbeiter zu sein, doch niemals die große Liebe vergessen werde, welche mir von den christlichen Gemeinden und von allen den theuren Freunden erwiesen wurde, unter denen Sie die erste Stelle einnehmen. Ich werde mich im Gegentheil innig verbunden fühlen mit Ihnen und Ihren trefflichen Mitarbeitern durch die Bande der hochachtenden Liebe, welche die himmlische, herrliche Auszeichnung aller wahren Glieder der Kirche Christi auf Erden ist."

Nun erhielt Williams die Ordination nach dem Ritus der englischen Kirche. Aber man hat allen Grund anzunehmen, daß er später bedauerte, seine erste Stellung verlassen zu haben. Er scheint die Eigenthümlichkeit der hochkirchlichen Partei vor seinem Uebertritt mehr vom Hörensagen, durch begeisterte Lobredner derselben, als aus eigener Anschauung gekannt, und somit diesen Schritt etwas unüberlegt gethan zu haben. Allein er war so fest gegründet in der h. Schrift, daß er seine evangelische Freiheit auch in der neuen Stellung bewahrte und sich unerschrocken gegen alles aussprach, was ihm als ein neues Joch erschien. Er gebrauchte die englische Liturgie bei den öffentlichen Gottesdiensten, aber in den besonderen Versammlungen betete er aus dem

dem Herzen. Kreuze und Lichter und die Hinneigung seiner neuen Amtsbrüder zu einigen römischen Lehren wollten ihm nicht gefallen. „Es ist nur ein verkapptes, etwas gemildertes Papstthum,“ äußerte er sich darüber; „aber ein Stück römischen Sauerteigs nach dem andern wird ihm noch beigemischt werden. Wie kann ich mit gutem Gewissen die Muhamedaner in eine Kirche einladen, die sie früher oder später dem abgöttischen Rom in die Arme führen wird! Wenn sie das wollen, können sie es sogleich hier bei den katholischen Priestern haben, ohne den Umweg durch die bischöfliche Kirche zu machen.“ Auch gegen die Lehre, daß die Wiedergeburt mit der Taufe geschehen sei, äußerte er sich sehr freimüthig bei der Taufe einer jungen Türkin, die später seinen dritten Sohn heirathete: „Taufe ist nicht Wiedergeburt. Wenn dem so wäre, so hätte Paulus nicht Gott danken dürfen, daß er in Korinth so wenige Leute getauft habe; er hätte nicht sagen können, er sei gesandt zu predigen und nicht zu taufen. Nein, Paulus wollte gewiß, daß alle Menschen wiedergeboren werden, aber wenn er geglaubt hätte, es genüge dazu eine Besprengung mit Wasser, so wäre er in Korinth und in der ganzen Welt herumgezogen und hätte alle, rechts und links, getauft, welche dazu willig gewesen wären.“

Uebrigens müssen wir anerkennen, daß Williams von den Vorstehern der englischen Mission, in welche er nun eingetreten war, nie genöthigt wurde, Formen zu beobachten, welche gegen seine Ueberzeugung stritten. Er blieb auch wirklich in brüderlicher Liebe mit den amerikanischen Missionaren verbunden, und diese selbst riethen ihm davon ab, in ihre Gemeinschaft zurückzukehren, weil ein solcher Wechsel häufig denen, die draußen stehen, zum Aergerniß dient.

Bei den im Jahr 1864 gegen die evangelischen Christen ausgebrochenen Verfolgungen, war es Williams, auf den die ersten Schläge fielen. Diese Verfolgungen sind der deutlichste Beweis dafür, daß durch seine Predigten wirklich ein Feuer angezündet worden ist. Er selbst wurde von der Polizei verhaftet, durch die Straßen geschleppt, mit Schmähungen überhäuft und für einige Stunden in ein finsteres Loch gesperrt. Vor der Obrigkeit bekannte er seinen Glauben so freimüthig, wie man es von einem solchen Manne erwarten konnte, und zeigte sich bereit, dieses Bekenntniß mit Aufopferung seines Lebens zu besiegeln. Durch die Vermittlung der englischen Gesandtschaft wurde er noch an demselben Tage befreit, aber die erlittenen Mißhandlungen ließen ihre Folgen zurück, und er hat sich vielleicht nie ganz davon

erholt. Während die Gerichtsdiener ihn in das Gefängniß schleppten und ohne Mitleid schlugen, damit er schneller gehen sollte, erkannten ihn einige Vorübergehende, und aus der Mitte der Gruppe hörte man eine Stimme in türkischer Sprache rufen: „Fasse Muth, Selim Effendi! Selig bist du, daß du gewürdigt bist um Christi willen zu leiden!“ Der wüthende Türke aber, in dessen Händen er sich befand, rief aus: „O wir haben nicht genug Galgen, um alle diese Ungläubigen zu hängen!“

Eine Folge dieser Unruhen, welche unsrem Williams schwerer fiel, als seine persönlichen Leiden, war die Beeinträchtigung seines Werkes. Erschreckt durch diese Gewaltmaßregeln, welche weniger gegen die Missionare, als gegen ihre Zuhörer angewendet wurden, zogen sich viele Türken, die ihn bisher gerne gehört und besucht hatten, zurück, und er selbst mußte im Interesse der Sache eine Vorsicht gebrauchen, welche er sonst als Unglauben betrachtet hätte. Doch hörte er niemals auf, freimüthig für das Evangelium thätig zu sein und zu predigen, und die Zahl der Türken, mit welchen er bis zu seinem Tode verkehrte, mag sich jeden Monat auf etwa hundert Personen belaufen haben, von denen manche es noch wagten, trotz der sorgfältigen Ueberwachung, die Versammlungen in seinem Hause zu besuchen.

In der Nacht auf den 2. April dieses Jahres (1865) wurde Williams von der Krankheit befallen, welche seinem Leben ein Ende machen sollte. Den Tag zuvor hatte er noch seiner Familie und einem kleinen Häuflein seiner ehemaligen Glaubensgenossen gepredigt und mit den Worten geschlossen: „Es ist vielleicht das letztemal, daß ich zu euch rede. Höret doch, ich bitte euch, das Wort des wahren Gottes, so lang ihr es noch hören könnet, und bedenket, daß wir vielleicht bald nicht mehr auf dieser Welt sind!“ Er schien eine Ahnung von seinem nahen Ende zu haben; aber da dieser Mann immer im Angesichte der Ewigkeit lebte und oft seine Sehnsucht aussprach, abzuscheiden und daheim zu sein bei dem Herrn, so legten seine Freunde kein besonderes Gewicht darauf. Was christliche Liebe und ärztliche Kunst für ihn thun konnte, das geschah. Die Krankheit war sehr schmerzhaft; einige glaubten, er sei vergiftet worden, aber es liegt kein Grund vor zu diesem Verdacht. Am Abend vor seinem Heimgang schien das Fieber etwas nachzulassen, aber am Morgen des 15. Aprils verschied er plötzlich. Abends hatte Missionar Schauffler noch mit ihm gebetet und über die Barmherzigkeit des Herrn geredet. Die letzten Worte, welche der Kranke dabei noch

sprach, waren folgende: „Gott sei tausendmal gepriesen für diese Trübsal! Ja Er sei gepriesen! Ich kann jetzt mit Hiob sagen: Ich habe Dich mit meinen Ohren gehört, und mein Auge siehet Dich auch nun." (Hiob 42, 5.)

Auf einem der amerikanischen Mission gehörigen Hügel, welcher hinausschaut auf die Meerenge von Konstantinopel, wurde Williams von einem Geistlichen der englischen Kirche zur Erde bestattet. Viele englische, amerikanische, deutsche, armenische, griechische und türkische Freunde waren zugegen. Leider wurden die Gebete nur in englischer Sprache gehalten und deßhalb von der Mehrzahl der Anwesenden nicht verstanden. Die Wittwe trug ihren Verlust ganz gegen die orientalische Sitte mit stiller Ergebung in den Willen des Herrn. „Wie kann ich Gott genug danken," sagte sie zu Schauffler, „daß Er uns aus der Finsterniß des Islam erlöst hat! Unter seiner trostlosen Lehre müßte ich jetzt verzweifeln, aber in dem süßen Licht des Evangeliums weiß ich, wohin mein Mann gegangen ist. Ich weiß, daß ich über ein Kleines ihm dahin folgen werde, und unterdessen stützt die Gnade mein sinkendes Haupt und erfreut mein trauerndes Herz."

So hat das Samenkorn des göttlichen Wortes auch in der muhamedanischen Welt eine Frucht gebracht für die Ewigkeit; und wenn nun die Erstlingsfrucht gesammelt worden ist in die himmlischen Scheunen, so bleibt doch noch ein Same zurück, der nicht gänzlich zertreten werden und zu Grunde gehen kann; denn wenn auch die Christen schwach und mit mancherlei ärgerlichen Dingen behaftet sind, so wird doch die Bibel selbst ihre Wirkung thun.

Der Eindruck der schwarzen Christen auf ein weißes Weltkind.

Im Frühjahr 1858 bekamen die Missionare der Pariser Gesellschaft auf der Station Thaba-Bossiu im Basuto-Lande in Südafrika einen Besuch von der Tochter eines Gutsbesitzers aus dem benachbarten Oranje-Freistaat. Ihr Vater war ein Nachkomme jener französischen réfugiés, welche bei der Aufhebung des Edicts von Nantes die Verbannung aus dem Vaterland einem Abfall von ihrem evangelischen Glauben vorzogen. Die Familie hatte sich in Südafrika ein schönes

Vermögen erworben; die Tochter, welche damals mit der Frau eines andern Missionars nach Thaba-Bossiu kam, war 18 Jahre alt, ein blühendes Mädchen, und sie sollte in wenigen Monaten den Sohn eines reichen Kolonisten im Kapland heirathen. Sie war sonst liebenswürdig und fröhlich, aber sie theilte die Vorurtheile ihrer Landsleute gegen die Schwarzen. Sie war allerdings nicht bösartig gegen dieselben, aber sie betrachtete sie als geringere Wesen, die höchstens dazu brauchbar seien, die Küche zu besorgen oder Schafe zu hüten. Einen guten Religionsunterricht hatte sie genossen, aber ihr Herz hieng noch ganz an der Welt, und die Aussicht auf eine Heirath, welche für sie eine Menge von weltlichen Genüssen mit sich brachte, machte sie beinahe närrisch vor Freude. Ihre Einbildungskraft wiegte sich in den schönsten Träumen. Als sie vor der Missionsfamilie ihre lachenden Aussichten in die Zukunft entwickelte, bemühte sich die Frau eines Missionars, ihr begreiflich zu machen, daß eine schöne Stellung in der Welt nicht immer vom Glück begleitet sei, und daß man, um hienieden wahrhaft glücklich zu sein, der Welt und ihrer Eitelkeit entsagen und sich ganz an Gott hingeben müsse.

Es war gerade damals eine große Erweckung auf der Station Thaba-Bossiu; der Gottesdienst war am Sonntag von 4—500 Personen besucht, und das Werk des Herrn gieng mit merkwürdiger Kraft vorwärts. Das war eine neue Erscheinung für unsre junge Tochter. Diese Schwarzen, welche sie für ganz stumpf und somit für unfähig gehalten hatte, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, — diese Schwarzen sah sie in der Kirche versammelt, und als der Text angegeben wurde, in ihren neuen Testamenten das bezeichnete Kapitel suchen; sie hörte dieselben ganz ordentlich singen zum Lob des Herrn. Zwischen den zwei Gottesdiensten und vor der Sonntagsschule sah sie eine Menge von Leuten auf dem Rasen sitzen und das Wort Gottes lesen. Das alles machte auf sie einen so tiefen Eindruck, daß sie am Ende überwunden zu den Füßen Christi sich legen mußte. Eines Tags wollte sie sich in der Sonntagsschule mit einer Gruppe von heidnischen Frauen beschäftigen, gegen welche sie schon nicht mehr den Widerwillen hatte, wie früher. Je mehr ihr Herz sich dem Einfluß des heiligen Geistes öffnete, desto besser schien sie zu begreifen, daß es unter diesen schwarzen, bei ihren Landsleuten so wenig beliebten Schafen Herzen gebe, welche in Wahrheit Gott lieben, nachdem sie die Wirkungen seiner Gnade erfahren haben. Nun erschien ihr die

Zukunft in einem ganz andern Lichte. Sie erinnerte sich mit Beschämung, daß in ihres Vaters Hause viele Dienstboten gewesen, für deren Unterricht und Erziehung sie niemals etwas gethan hatte, und sie faßte den Entschluß, nach ihrer Verheirathung sich der Schwarzen anzunehmen, welche in ihrem Hause dienen; ihr eigenes Leben hätte dann auch einen ernsten und nützlichen Zweck.

Nach einem Aufenthalt von 10 Tagen in Thaba-Bossiu kehrte sie mit ihrer Begleiterin zurück nach Bethulia. Stark durchnäßt von Regengüssen, welche sie auf dem Rückweg überfielen, kam sie mit einem leichten Unwohlsein zu Hause an. Ueberdieß bemerkte man, daß das heitere, possenhafte Mädchen auf Einmal so ernst geworden war. Ihr Verhalten gegen die Dienstboten im väterlichen Hause war ein ganz anderes als früher; sie schien dieselben zu lieben und erzeigte ihnen alle Aufmerksamkeit, welche nur eine christliche Herrschaft gegen ihre Knechte erzeigen kann. Sie zog sich oft auf ihr Zimmer zurück und schloß die Thüre, ohne daß man wußte, warum. Eines Tags waren ihre Eltern darüber unruhig und kamen auf den Gedanken, durch das Schlüsselloch zu sehen, damit sie erfahren, warum die Tochter die Einsamkeit suche. Da sahen sie dieselbe auf den Knieen, vor einer offenen Bibel, wie sie in inbrünstigem Gebet die Bedürfnisse ihres nach Wahrheit und Frieden suchenden Herzens darlegte.

Auf das Unwohlsein, von welchem sie bei ihrer Rückkehr befallen wurde, folgte bald ein Nervenfieber. Je mehr ihr leibliches Leben erlosch, desto schöner entwickelte sich, das geistliche unter dem Einfluß der göttlichen Gnade. Sie bezeugte ihren Glauben, indem sie nicht mehr auf ein irdisches Glück, sondern auf die himmlische Herrlichkeit sich freute, sie tröstete ihre geliebten Eltern und wurde dann bald heimgerufen zum Herrn, gerechtfertigt durch ihren Glauben, noch ehe sie für das Reich Gottes wirken konnte, was sie sich vorgenommen hatte.

Redactor: Dr. A. Ostertag. — Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4. Inhalt: Die Verbrecherwelt im Lichte der Bibel. 1. Die Macht der Sünde und der Gnade. 2. Ein Gaunerleben. 3. Jugendliche Verbrecher und die Weihnacht. 1865.

Die Verbrecherwelt im Lichte der Bibel.

(Mitgetheilt von Freundeshand.)

Beim Lesen des Wortes: „Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen" (Matth. 25, 36), welches der Herr am jüngsten Tag zu denen sprechen wird, die zu seiner Rechten gestellt sind, denken wir gewöhnlich nur an unschuldig Gefangene; und in der That wird der Herr auch solche zunächst im Auge haben bei diesem Worte. Denn wie oft sind die Apostel und die ersten Christen während der Verfolgungszeiten unschuldig gefangen gewesen, und wie oft sind solche Zeiten wiedergekehrt in der Geschichte der Kirche Christi, in welchen Kinder Gottes im Gefängniß schmachten mußten! Jeden Liebesdienst, den man einem solchen Bruder des himmlischen Königs erweist, will Er so ansehen, als würde er Ihm selbst erwiesen. So wird auch in der christlichen Kirche seit alten Zeiten darum gebetet, daß Gott „alle unschuldig Gefangenen los und ledig lassen" möchte.

Aber wie steht es mit den schuldig Gefangenen? Sind diese von der christlichen Fürbitte und Theilnahme ganz ausgeschlossen? Oder ist der Gedanke gar zu kühn, daß selbst aus dieser verworfensten Menschenklasse noch Brüder des Herrn gewonnen werden könnten? Ist nicht der Schächer am Kreuze der Erstling derselben? — Aber es

könnte allerdings scheinen, die Christenheit habe ihre Pflichten für die Verbrecherwelt großentheils vergessen; denn trotzdem daß in neuerer Zeit von Seiten der inneren Mission für die Gefängnisse vieles geschehen ist, mahnt doch der Zustand derselben im Ganzen noch immer an eine große Verschuldung. Es kommt noch zu wenig erbarmende Liebe den Gefangenen entgegen. Freilich wer da meint, wenn er mit solcher Liebe ausgerüstet ein Gefängniß betrete, so werden sich ihm sogleich manche Herzen aufthun, es werden die Gefangenen, namentlich wo Einzelhaft stattfindet, in ihrer Einsamkeit mit Freuden das Evangelium aus seinem Munde vernehmen, der wird sich bitter getäuscht fühlen. Das menschliche Herz ist bald trotzig, bald verzagt, hinter den Gefängnißmauern wie in der Freiheit. Am schlimmsten steht es in Zuchthäusern, wo die Gefangenen mit einander verkehren und einander in aller Bosheit unterrichten können. Da wird jeder aufkeimende gute Same sogleich von der ganzen Rotte zertreten. Aber auch wenn die Gefangenen von einander abgesondert sind und evangelische, erweckliche Predigten hören und von treuen Seelsorgern besucht und berathen werden, dürfen wir keinen schnellen Erfolg erwarten. Mögen Einzelne sich angezogen fühlen durch das Wort Gottes und den Heiland aller Sünder suchen, so lang sie in Verwahrung sind, — draußen in der Welt, wenn sie aus dem Gefängniß entlassen sind, müssen sie erst ihre Probe bestehen. Da ist der arme entlassene Strafgefangene wie ein verscheuchtes Reh; Jedermann betrachtet ihn mit Mißtrauen; eine Bitterkeit gegen die Menschen setzt sich in seinem Gemüthe fest, wenn er nicht schon tief gegründet ist in der Liebe Christi, und bald fällt er wieder in die alten Sünden, trotziger als zuvor. Verbittert und unzugänglich kehrt er in das Gefängniß zurück. Das ist leider das Loos von Tausenden.

Doch das Wort Gottes ist wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt. Auch die Verbrecherwelt ist nicht unüberwindlich für dasselbe. Sind es nur wenige, welche wie ein Brand aus dem Feuer noch gerettet werden, so ist doch Freude im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, und wir sollten Eine unsterbliche Seele nicht hoch schätzen, weil wir größere Resultate erwarten von unserer geringen Liebesthätigkeit? — Das Wort Gottes ist der einzige Schlüssel zu den Herzen der Verbrecher; in der Bibel werden alle Sünden in das rechte Licht gestellt, so daß sich der Verbrecher nicht entschuldigen, aber auch nicht über Härte beklagen kann. Wenn irgendwo ein Verbrecher

noch auf den rechten Weg gekommen ist, so ist es durch das Wort Gottes geschehen. Namentlich unter denen, die zum Tode verurtheilt worden sind, hat zuweilen einer im Angesicht des Todes noch die hier dargereichte rettende Hand des Herrn ergriffen. Aber auf glänzende Resultate müssen wir, wie überhaupt im Reiche Christi, so namentlich bei der Arbeit unter den Verbrechern, verzichten. Wir können deßhalb auch im Nachfolgenden nicht lauter Siegesbotschaften von der Wirksamkeit der Bibel berichten. Wir müssen die Dinge nehmen, wie sie sind, und auf Hoffnung säen. Die Kraft des Wortes Gottes wird gewiß auch in diesen dunkelsten Regionen der menschlichen Gesellschaft offenbar werden, wenn einmal Alles ans Licht kommt. An uns liegt es zunächst, daß wir dieses Schwert des Geistes recht handhaben lernen, und mit der Liebe, mit welcher Christus uns geliebet hat, auch den verworfensten und verkommensten Menschen entgegen gehen. Dazu mögen uns die nachfolgenden Erzählungen eines preußischen Gefängnißpredigers ermuntern, welche wir der Evangelischen Kirchenzeitung (August 1865) verdanken, und welche wir uns erlauben, hier wieder mitzutheilen, da sie im Interesse der Sache eine weitere Verbreitung verdienen.

---

1. Die Macht der Sünde und der Gnade.

Unser Berichterstatter erzählt: „Im freundlichen Stübchen des Geistlichen, fast dem einzigen Raume des Gefängnisses, in welchem heller Sonnenschein ungehinderten Zutritt hat, und wo der Gefangene seine äußere Lage vergessen kann, sitzen zwei Männer im eifrigen, freundlichen Gespräch. Es ist kein Streit, keine Erörterung, auch keine Belehrung, die hier stattfindet, sondern eine Unterredung über etwas zwischen ihnen Feststehendes, unerschütterlich Gegründetes.

„'Es ist doch wunderbar, Herr Prediger, wie die evangelische Lehre in allen Streitpunkten der katholischen gegenüber Recht hat und diese doch nicht überwindet. Die Katholiken stützen sich auf die heilige Schrift und auf menschliche Erfindungen, und, wo das beides nicht zusammenstimmt, muß Gottes Wort menschlichen Werken weichen. Die Evangelischen gründen sich aber nur auf die Bibel.' — So spricht ein noch junger Mann im stärksten westphälischen Dialekte, von kraftvoll untersetztem Gliederbau, aber sehr gebeugter Haltung. Sein Kopf ist fast kahl; durch den starren rothen Schnurrbart ziehen sich einzelne graue Haare, und seine Gesichtsfarbe ist bleich. Aber seine hellblauen

Augen blicken frisch und scharf und dabei kindlich-vertrauensvoll um sich, ja oft mit raschem, freudigem Aufblitzen, wenn ihm ein Gedanke kommt, so daß man bald erkennt: in diesem schon halb gebrochenen Leibe wohnt ein gesunder, tüchtiger und kräftiger Geist, der nicht fern ist von der Quelle unvergänglicher Kraft, unverwelklichen Lebens. — 'Ich will mich nur auf Gottes Wort verlassen und in der Schrift suchen, wie Er uns ausdrücklich geboten hat. Unsre Geistlichen verbieten es uns.' Denn der Mann ist selbst Katholik. — 'Meinen Trost habe ich darin gefunden, nachdem ich anfänglich so tief erschrocken war. So oft ich jetzt traurig werde und weinen möchte, schlage ich auf und lese drei Zeugnisse der Barmherzigkeit, meine drei Lieblingsstellen im Worte Gottes. Wenn auch von Kains Stirne das Zeichen des Fluches nicht getilgt wurde, weil er nicht vermochte, seine That zu bereuen, so steht doch geschrieben: Ob deine Sünde blutroth wäre, soll sie doch schneeweiß werden. Und wenn der unglückliche Judas in der fruchtlosen Qual der Verzweiflung verdarb, so hat doch Petrus Gnade gefunden, weil er aufrichtige Buße that. Und wenn jener Schächer den Tod des Verbrechers mit Recht sterben mußte, so hat der Heiland doch sein Seufzen gehört und in Seligkeit verwandelt, da er sprach: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein. Er hält Sein Wort, ob auch die ganze Welt lügt. Er wird ihn nicht in die Hölle geschleudert haben und auch nicht in ein Fegfeuer. Er hat gesagt: heute und mit mir. Darum glaube ich auch an kein Fegfeuer; denn wo wir auch mit Ihm sind, müssen wir selig sein. Darum, wenn meine Stunde kommt will ich mir mit aller Kraft der Seele das Bild des gekreuzigten Erlösers vor die Augen stellen und alles andere um mich her vergessen und zu ihm seufzen: Erbarme dich mein! dann — denke ich — kann Er mich doch nicht verstoßen. Wenn das mein letzter, einziger Gedanke ist, kann ich doch nicht verloren gehen.' — Und wie er jetzt die grobe, schwere Hand erhebt, um flüchtig über das bleiche, aber freudig-feste Gesicht zu fahren, rasselt eine klirrende Kette zur Erde; denn der Mann ist auch ein Mörder und harret mit Sehnsucht auf die Vollstreckung seines Urtheils.

„Joseph S. stammt aus dem Münsterlande, und wenn er von seiner Jugendzeit erzählt, und seine Augen hell aufleuchten, und ein Freudenschein über sein Gesicht fliegt in Erinnerung vergangener Tage und ohne jedes weichliche Schmerzgefühl über unwiederbringlich Ver-

lorenes, da bekommt man einen Begriff von der gedrungenen Tüchtigkeit jenes altsächsischen Menschenschlages der Westphalen, die echtes Schrot und Korn bewahrt haben seit den Tagen Karls des Großen, die so treu und fest in ihrem schweren, kalten Boden, ihrer feuchten, dicken Nebelluft, ihren uralten Sitten und ihrem angestammten Glauben wurzeln. Die Tugenden, wie die Laster, nehmen hier etwas Eckiges und eigensinnig Starres an. Zähes Festhalten am Alten ist der Grundzug dieses Volkes. Evangelische und Katholiken wohnen neben und zwischen einander in kalter Zurückhaltung, aber doch mit gegenseitiger Achtung vor dem längst Bestehenden; denn 'es ist nun einmal so'. — Josephs Geburtsdorf liegt in streng-katholischer Gegend. Lebendig schildert er, wie die Mütter ihre Kinder auf den Arm nahmen, und die größeren Kinder hinter Ecken und Zäunen hervorlugten, und sein eigenes Entsetzen, als lutherische Marktleute durch's Dorf giengen, und die Enttäuschung, als diese aussahen wie andere Menschen. —

„Joseph war und blieb ein religiös angeregter Knabe. Mit selbstvergessender Andacht lauschte er den Predigten der Kapuziner, der Lieblinge des Volkes. — Trotz aller andächtigen Hingebung und kindlichen Frömmigkeit trat der Knabe aber bald aus dem quietistisch-bigotten Wesen seiner Landsleute heraus. Seine naive Spekulation führte ihn zu seltsamen Resultaten. Während uns die heilige Schrift sagt, daß es schwer sei, daß ein Reicher in das Himmelreich komme, entdeckte Joseph bald, daß die Armen nicht selig werden könnten, weil sie ja kein Geld hätten, Seelenmessen für sich zu bestellen. Seine Bedenken suchte sein Beichtvater zu zerstreuen, welche meinten, bei den Armen sei es anders als bei den Reichen; denn von niemand sei etwas zu verlangen, was er nicht habe. So sehr diese Wahrheit dem jungen Verstande einleuchtete, so wenig befriedigte ihn doch die Lösung im Allgemeinen, und wie er zum Jüngling heranwuchs, wurden auch die Fragen lauter und deutlicher.

„Er hatte inzwischen das Handwerk seines Vaters erlernt und war Hutmachergesell geworden. Es kam die Zeit der Militärpflicht. Ein Abschied, schmerzlich und erschütternd, — der erste Abschied! — und nach wenigen Wochen marschirte er als Rekrut eines Garderegiments durch die Straßen der fernen, fernen Residenz, der großen, bösen Stadt, wo lauter Ketzer wohnten, von der man sich so gar kein Bild machen konnte. Welcher Kontrast! Der Friede des from-

men Vaterhauses im Heimatsdorfe und das wilde Soldatenleben in einer Weltstadt. Aber Joseph war brav; alle Versuchung zu böser Lust hielt er sich mannhaft vom Leibe. — Hier erbarmten sich seiner auch zum erstenmale 'wohlmeinende' Freunde und suchten ihm über 'Pfaffentrug und Priesterherrschaft' die Augen zu öffnen. Allein Joseph verfuhr nicht mit der gewöhnlichen maßlosen Raschheit der Jugend, die, wenn sie von einer Seite her den Schimmer einer neuen Entdeckung zu sehen glaubt, sofort alle Schranken niederwirft, alle Gränzen überspringt, von jedem Heiligthum den Vorhang wegzureißen strebt und dann kindisch=freche Zerstörungswuth Eifer für die Wahrheit nennt. Er machte nicht den so häufig durch einseitige Erziehung herbeigeführten Sprung vom Kinderglauben zum Unglauben. Ein positives Element stellte sich dem Strom als heilsames Bollwerk entgegen. Er dachte gering von vielen Geistlichen seiner Kirche, aber er sagte sich, das ungöttliche Eheverbot müsse ja zu Fall bringen. Er durchschaute viele Mißbräuche und Irrlehren der Kirche, aber er warf die Schuld nicht auf das Christenthum. Mehrmals in der Woche gieng er zum evangelischen Gottesdienst; ja sein jetzt höchst eifriges religiöses Interesse veranlaßte ihn, auch die Versammlungen der Irvingianer, Methodisten und Baptisten zu besuchen. Die Lehren der Letzteren nahmen ihn eine Zeitlang gefangen, und noch in späterer Zeit beschäftigte er sich viel mit der Frage über die Kindertaufe. — Bald hatte er in den meisten Kirchen der Residenz Predigten gehört und seine Lieblinge erwählt. 'Am liebsten,' versicherte er, 'hörte ich aber immer da draußen in der schönen Kirche am Thor den Pater St. (hier nannte er einen bekannten evangelischen Pastor, dem er hartnäckig diesen Titel beilegte). Das ist ein tüchtiger Prediger.' — Bei ihm versäumte er keine Predigt.

„Unter musterhafter Führung vergiengen die drei Militärjahre. Joseph hatte das Soldatenleben lieb gewonnen, diente fort und wurde bald Unteroffizier. Sein straffes, zuverlässiges Wesen und der entschiedene Ernst, den er im Dienste bewies, und mit welchem er im Umgang mit den Kameraden allem gottlosen und liederlichen Wesen entgegentrat, erwarben ihm Vertrauen und Achtung. Nach menschlichem Ermessen gieng er auf geradem Weg einer guten Zukunft entgegen; denn der respektable Garde=Unteroffizier gieng nach wie vor getreulich zur Kirche und hielt seinen Wandel rein. Aber das äußerliche Wesen und Treiben in seinem Stande fieng doch nachgerade an,

sich geltend zu machen. Persönliche Eitelkeit nahm ihn stark gefangen. Er bildete sich nicht wenig darauf ein, so brav, solid und fromm zu sein. Auf der Wache in Strafanstalten und Gefängnissen fragte er sich: Wie kann nur ein Mensch so tief sinken? Sind diese Eingesperrten wohl noch Menschen und nicht vielmehr gleich wilden Thieren zu achten?

„In manchem Augenblick durchschauerte ihn freilich noch ein Gefühl von der sichtbar wirkenden Nähe Gottes, und er erkannte die gewaltige, rächende Richterhand, wie in den Tagen seiner Kindheit. Die Vaterhand hatte er noch nicht gesehen.

„Das Regiment exercirte vor dem Thore auf einem großen Anger. Da zog ein Wetter herauf, und gerade als der Oberst vor der stillstehenden Front hielt, stürzte ein jäher Regenschauer vom Himmel, daß unwillkürlich eine Bewegung durch die Reihen lief. Mit einem fürchterlichen Fluche donnerte der Offizier die Leute an: 'Wenn ich 'Stillgestanden' kommandirt habe, gibt es nicht Gott noch Teufel mehr! Was scheert euch das von oben? Erst komme ich!' — und damit spornte er sein Pferd an und wollte die Reihe hinuntergallopiren, aber beim ersten Satz glitt der Gaul mit den Vorderfüßen in der Nässe aus, und der Reiter schoß über den Hals, überschlug sich und lag regungslos. Offiziere sprangen zu und richteten ihn auf. Er war unverletzt, aber ganz blaß. — 'Kinder,' rief er viel sanfter als vorher, 'der da oben hat auch mitzureden. Na, das gieng noch gnädig ab. Herr Major von K., übernehmen Sie das Kommando!' — Und langsam ritt er nach der Stadt. Joseph erzählte mehrmals diesen Auftritt mit vieler Bewegung und pries den Eindruck, den es auf die Soldaten, namentlich auf ihn machte. Groß mag derselbe bei ihm gewesen sein, aber gewiß nicht tief. Die Religion war ihm damals Liebhaberei, nicht Herzenssache; darum konnte sie ihn auch nicht vor dem Fall bewahren.

„Dem Hauptlaster des Soldatenstandes in großen Städten hatte er bis dahin tapfer widerstanden. Eitelkeit verführte ihn jetzt zum Besuch öffentlicher Tanzlokale, wo die verführerischen Lockungen zur Sinnenlust gleißen und glänzen, und junge und alte Wüstlinge sich unter dem Auswurfe des weiblichen Geschlechts umhertummeln, einander in der Sünde bestärkend und verstockend. — Ein Mädchen, welches er eine Zeit lang seine Braut genannt hatte, ohne daß sie wohl beide an ein anderes Band dachten, als das des gemeinsamen Sinnengenusses, steigerte den wüsten Rausch seiner Leidenschaften. Die

Geburt eines Kindes, welches er mit Scham und Selbstverachtung das seine nennen mußte, hätte eine Warnung, ja seine Rettung werden können. Sein selbstgerechtes Wesen war gebrochen. In der Kirche konnte er nun nicht mehr selbstgefällig um sich schauen. Wie er früher die Augen der Leute auf sich gerichtet meinte wegen seiner ehrbaren Frömmigkeit, glaubte er nun ein verdammendes Urtheil in den Mienen aller Kirchgänger zu lesen, in den Worten der Predigt zu hören. Weil er nicht als bußfertiger Sünder sich unter Gottes Wort demüthigen konnte, nicht als Mühseliger und Beladener nach Erquickung suchte, fühlte er nur den Hammer, der an sein Herz schlug, und fieng an, die heilige Stätte zu meiden.

„Das für ihn bedeutende Kostgeld, welches er der Mutter seines Kindes zahlen mußte, und das sie mit rücksichtsloser Pünktlichkeit von ihm eintrieb, war eine Mahnung zur Sparsamkeit und geordnetem Wesen. Aber es war zu spät für ihn, mit der Kraft des 'guten Vorsatzes' die wilde Lust wieder zu fesseln. Er vermochte nicht, sich zu mäßigen, setzte seine wüsten Vergnügungen fort und versank bald in drückende Geldverlegenheit.

„Er saß eines Tages allein im Zimmer einer befreundeten Familie. In der Kommode lag eine Tasche mit Geld — ein schneller Entschluß! — nach wenigen Minuten war er auf dem Heimwege, unter seiner Uniform gestohlenes Gut! und halb besinnungslos vor Aufregung. Der Abend kam; seine innere Angst nahm zu. Was war aus ihm geworden! 'Du — ein Dieb, ein Dieb!' klang es unaufhörlich in seinen Ohren. Verworrene Gedanken kreuzten sich: Zurückgehen, das Geld wiederbringen? Er wagte es nicht. Zu seinem Kaplan laufen, seine Sünde gestehen, bitten, das Geschehene gut zu machen? Er hatte kein Vertrauen zu ihm. Einem der evangelischen Prediger sich anvertrauen, die er sonst gehört hatte? Er vermochte es nicht. Jedenfalls konnte er den schrecklichen Beweis seiner Schande nicht in seinem Spinde behalten. Er warf ihn draußen auf dem Gange der Kaserne unter einen Schrank. Mehrere Tage vergiengen in unthätiger Pein. Eines Morgens, als der Tag graute, sprang er von Todesangst getrieben aus dem Bette, das versteckte Gut zu holen, wozu? wußte er selbst nicht. Er eilte hin — da zog eben der zum Ausfegen kommandirte Soldat die Tasche unter dem Schranke hervor und brachte sie dem Unteroffizier du jour. Niedergeschmettert in stumpfer Hoffnungslosigkeit schlich der Unglückliche auf seine Stube.

„Die Bestohlenen kannten seine bedrängte Lage, warfen Verdacht auf ihn — die That kam ans Licht. Er wurde degratirt und zu einer Festungsstrafe verurtheilt. Die Zeit gieng um; endlich war er entlassen, aber 'Ehre verloren, alles verloren!' lautete sein Katechismus. — Er kehrte nach der Residenz zurück und arbeitete als Hutmachergeselle. Zu einer Umwandlung des Herzens hatte seine Strafe ihm nicht gedient. Nur einen tiefen, verborgenen Stachel hatte sie hinterlassen. Er fühlte sich als bestrafter Mensch gebunden und gebrandmarkt durch die Verachtung der Welt, zweifach gebunden durch die Schuld der fort und fort lebenden und noch erstarkenden Sünde. Er fühlte sich unbeschreiblich elend. Da machte er einen Versuch, gewaltsam alle Fesseln zu sprengen. Er kehrte nach Westphalen, in die Heimat zurück. Dort meinte er, werde alles gut; aber er vergaß, daß er sich selber nicht entlaufen konnte. Er wollte fleißig arbeiten und 'brav' werden. Aber hülflos rang er mit den alten Versuchungen. Dazu kamen die Briefe, die ihm die verlassene Genossin seines Sündenlebens schrieb, bald bittend und klagend, bald drohend, wenn er ihr nicht Geld schicke, wolle sie in der Zeitung seine Schande veröffentlichen. Er kämpfte und litt, aber nicht recht und nicht um Gerechtigkeit. Geistlichen Trost vermochte er nicht zu finden, — er war ein schlechter Katholik und kein Evangelischer. Seine Seele wurde matt; er gab nach und nahm zum zweiten Mal Abschied von Hause, um nie wiederzukehren.

„Mit lange zurückgedrängter Wuth stürzte er sich nun in die alten Genüsse und fiel bald tiefer als je zuvor in die Schlingen des Verderbens. Während er früher nur mit jener Einen Person zu thun gehabt hatte, lebte er nun in der tiefsten Erniedrigung der Sinnenlust. Nicht mehr fähig, sich an geordnete Handwerksweise zu binden, plagte er sich bei der schwersten Taglöhnerarbeit, um gewaltsam Geld herbeizuschaffen. Dann wurde es in wüster Unzucht verpraßt, bis die unbefriedigte Begierde nach mehr schrie und ihn wieder zur Mühe zwang. In die Kirche wagte er sich schon längst nicht mehr. — 'Die Unzucht hatte mein Herz verbrannt,' sagte er später einmal. 'Alle Sünden dieser großen Stadt stammen daher. Wer der Unzucht lebt, der scheut kein Mittel zum Zwecke, der lügt und stiehlt. Die liederlichen Dirnen stehlen alle, und was die Diebe gewonnen, wird wieder in Unzucht durchgebracht. Fast alle Morde, von denen ich weiß, hängen damit zusammen. Wenn ich König wäre, ich ließe alle Dirnen, die von

dieser Sünde leben, umbringen. Sie sind das Gift der jungen Leute, hoch und gering. Und wer einmal bis zu einem gewissen Punkte da hineingekommen ist, kann doch nimmermehr heraus. Er hat die Kraft verloren und ist hart geworden; sein Herz ist verbrannt.'

„Eine unbedeutende Schuld für Wohnung und Nahrung quälte den unglücklichen Joseph. Durch Arbeit konnte er nicht gleich helfen; borgen wollte ihm niemand; er mußte auf irgend eine Weise Geld haben. Nur Geld! das stand mit scharfen Zügen vor ihm fest.

„Der Bruder des von ihm verführten Mädchens, Hausdiener und Portier in einer städtischen Fabrik, pflegte ihn als Schwager zu behandeln. Er nahm auch jetzt den Heimatlosen auf, dem die rückstandige Miethe die Wohnung verschloß, und erlaubte ihm, die Nacht bei ihm zuzubringen. In einer Kiste hatte er sein Geld liegen. Das wußte Joseph. Auf ein Darlehen war aber nicht zu rechnen. Vielmehr hielt der Mann selber strenge darauf, daß seine Schwester ihren Sündenlohn pünktlich ausgezahlt erhielt.

„Während er sich sorglos zum Schlafen niederlegte, brachte Joseph die Nacht auf einem Stuhle sitzend zu. Seine Gedanken und Blicke lenkten sich fortwährend nach dem Orte, wo das wenige Geld lag, das für ihn in diesem Augenblick einen so unerschwinglich hohen Werth hatte. Seine unruhigen Träume und Phantasien verwirrten und bestärkten ihn dergestalt, daß bald die schreckliche Vorstellung seine ganze Seele in Besitz nahm, er müsse das Geld haben. Aber so verzweifelt war bereits der innere Zustand des Verblendeten, daß der Gedanke an Diebstahl keinen Augenblick bei ihm Platz griff. Die Nothwendigkeit, den Schlummernden zu tödten und dann zu berauben, stand felsenfest. Aber wie? Er spähte im Zimmer umher und fand das Rasiermesser. Schnell ergriff er es, trat leise an's Bett und wollte es dem Schlafenden an die Kehle setzen. Aber da durchfuhr ihn der Gedanke, wie gräßlich es sein müsse, wenn der Unglückliche dabei auffahren und die Augen öffnen werde. Zitternd trat er wieder zurück. Aber aufs Neue kamen die wilden Gedanken; im Ohre hörte er das Sausen und Dröhnen des aufgeregten Blutes, und wie eine fremde Macht zog es den innerlich Widerstrebenden zu seinem Opfer hin. Er erhob das Messer und ließ es wieder sinken; er wollte und konnte doch nicht die That vollenden. Stunden vergiengen in dem gräßlichen Kampfe. Endlich warf er das Messer fort; in ihm schrie es: 'Nein, du kannst es nicht!' — Eine schwere Last wälzte sich von seiner Brust.

Aufathmend blickte er um sich. Da trat der Mond aus den Wolken hervor; es war hell im Zimmer und aus einer Ecke blitzte ein Strahl. Dort stand die Axt mit langem Stiel. Scharf und plötzlich, als würde es ihm in's Ohr geflüstert, fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: 'Nicht mit dem Messer, nimm die Axt! Da brauchst du nicht nahe heran und fühlst nicht in der Hand den entsetzlichen Widerstand.' Es stieß und riß ihn vorwärts. Nicht mehr still und geräuschlos, — mit wildem Satze sprang er auf, ergriff das Beil, wandte sich gegen das Bett und ohne irgend einen andern Gedanken zu hegen, als den Wunsch, recht zu treffen, schmetterte er die Waffe auf den Kopf des Schlafenden. Ein dumpfes Krachen, — dann die alte Stille. Die Axt fiel auf den Boden, der Mörder sank auf einen Stuhl und verlor die Besinnung. Wieder vergiengen fast zwei Stunden. Da klingelten draußen die Arbeiter, um in der Fabrik das Tagwerk zu beginnen. Der Thäter fuhr aus wirren Fieberträumen empor. Er mußte hinzu und, dicht über den Leichnam gebeugt, den Harrenden den Schlüssel zum Fenster hinausreichen. Wieder sank er betäubt zusammen. Die Leute meinten, es sei der Portier und giengen ruhig durch den Hausflur in das Hintergebäude. Jetzt endlich richtete er sich mit Mühe auf. Es war fast hell. Mit abgewandten Augen, daß kein Blick sein Opfer streife, gieng er zur Kiste, nahm das Geld und verließ leise das Haus.

„Gleich darauf ward der Mord entdeckt und noch an demselben Tage Joseph verhaftet. Wie ein schrecklich Träumender war er umhergewankt. Er gestand sofort sein Verbrechen und ergab sich willig in Alles.

„In der ersten Zeit war er zu sehr gebeugt und gebrochen, als daß er einen andern Gedanken hätte fassen können, als: 'O wäre nur erst alles vorbei!' Aber während der unbarmherzig langen Zeit bis zur Verhandlung des Prozesses und dann wieder bis zur Bestätigung des Urtheils richtete sich seine starke Natur wieder auf und begann den gewaltigen Kampf. Es war nicht die Liebe zum Leben, die in ihm mächtig war, sondern der Schmerz über sein 'Unglück', der ihn zu Zeiten Tage, ja fast Wochen lang weinen machte. Sterben mußte und wollte er, aber daß 'alles so kommen mußte, war doch zu schrecklich.' In der Einsamkeit des Gefängnisses, unter geistlicher Obhut fieng indessen seine Seele an, von den schrecklichen Verheerungen der Unzucht zu genesen. Gleich beim Beginne seiner Haft hatte er sich an den evangelischen Geistlichen gewandt; er erhielt später

die Erlaubniß, an allen evangelischen Gottesdiensten Theil zu nehmen und brachte wöchentlich mehrere Stunden im Gespräch mit dem Geistlichen zu. Der katholische Geistliche, der die Anstalt wöchentlich nur ein Mal besucht, ließ sich mit ihm nicht näher ein. Das treue Suchen nach Trost, das beständige Lesen und Forschen in der Schrift blieb nicht fruchtlos. Der Gefangene hörte auf, sein Unglück zu beweinen, bejammerte desto tiefer seine Thorheit und Verblendung, aber erkannte auch bald die ganze Schwere seiner Schuld, sowie seine Losreißung von Gott als den Grund seines Falls. In der Tiefe seiner Buße gieng ihm aber auch die gewisse Erkenntniß der Gnade und Erbarmung Gottes auf. Er konnte danken, daß sein gütiger Herr ihn hieher geführt habe, um ihn zu sich zu ziehen, und gedachte mit Schaudern der Möglichkeit, daß er inmitten seines Sündenlebens hätte sterben können. Er stand auf durchaus evangelischem Grund und hatte die katholischen Irrthümer innerlich völlig überwunden durch selbständiges Suchen im Worte Gottes. Auf Verlangen des evangelischen Geistlichen theilte er dem Kaplan alle seine Zweifel mit, erfuhr aber von ihm keine Belehrung, sondern nur heftigen Tadel und strenges Verbot aller Grübeleien, ohne daß dadurch ein näherer Verkehr angeknüpft wurde. Das langersehnte Todesurtheil vernahm er mit großer Fassung, bat um den Beistand des evangelischen Geistlichen und brachte die letzte Nacht in erbaulichen Gesprächen und in fester Zuversicht seines Heiles mit ihm zu. Am Morgen begleitete ihn der Kaplan zum Schaffot, betete mit ihm und nahm mit einem Kuß von ihm Abschied. Soll man es dem zum Tode Verurtheilten zum Vorwurf machen, daß er nicht noch zur evangelischen Kirche übertrat? — Ich möchte es ihm eher zum Verdienst anrechnen, daß er in seiner Lage nicht das Hauptgewicht auf den Namen des Bekenntnisses legte, sondern damit zufrieden war, daß er seines Glaubens leben und sterben durfte. Er starb mit sicherer Ruhe und Mannhaftigkeit. — Sein Leben gab ein furchtbar erschütterndes Beispiel zu dem Worte Jak. 1, 15: 'Wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret sie den Tod;' aber sein Sterben predigte die köstliche Gewißheit: 'Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.'"

---

2. Ein Gaunerleben.

Wir wollen nun von unsrem Berichterstatter ein zweites Beispiel hören, das uns wieder eine ganz andere Seite der Verbrecherwelt vor Augen stellt. Er erzählt:

„In einer kleinen Isolierzelle liegt auf dem Bette ein zum Skelett abgezehrter Mann. Magerkeit und Gesichtsfarbe deuten auf einen schwer Leidenden, aber aus den kleinen schwarzen Augen blitzt Rastlosigkeit und Gewecktheit, wie sie bei einem dem Tode nahen Kranken unerklärlich sind. Das Schloß der Thüre rasselt, und sofort schließt der Kranke die Augen. Der Geistliche tritt ein und steht am Bette. Da liegt der Leidende bleich und regungslos, einer Leiche ähnlich. Der Prediger scheint durch den Anblick keineswegs erschreckt. Er nennt den Namen des Patienten — keine Antwort. Lauter und lauter muß er rufen, bis er endlich die volle Kraft seiner Lungen dicht am Ohr des Schlummernden versucht. Mit gut gespieltem Entsetzen fährt dieser endlich in die Höhe, sammelt mit Ostentation seine Gedanken und beginnt sogleich eine fieberhaft aufgeregte Unterhaltung in jenem gepreßten, theatralischen Flüsterton, den man fast so weit hört, als die laute Stimme. Seine innere Erregtheit ist so groß, daß er eine Stunde lang eifrig fortspricht, ohne daß man ihm eine Spur von Erschöpfung anmerkt.

„'O der Unmensch, der Doctor! Hier liege ich nun und vergehe. Warum schickt er mich nicht ins Krankenhaus?' — Der Einwurf, daß die seltsame Art der Krankheit die ärztliche Wissenschaft gänzlich zu Schanden mache, indem ohne irgend eine Spur inneren oder äußeren Leidens der Kranke der Auflösung nahe zu sein behaupte, wird geschickt überhört. —

„'Warum darf ich armer Mensch nicht in Ruhe den letzten Athemzug thun? Ich bin ja nicht im Stande, mich ohne Hülfe zu bewegen. Glaubt man, ich werde entfliehen?' — Der Geistliche hält es nicht für unwahrscheinlich, daß seine Uebersiedlung aus dem Gefängniß in das öffentliche Krankenhaus eine sofortige Genesung und Abreise zur Folge haben könnte. —

„'Also auch Sie mißtrauen mir? O, die Menschen sind zu grausam. Was habe ich nicht schon gelitten. Wann werde ich endlich erlöst sein!' — Jedes ernst mahnende Wort des Predigers ertränkt er in einer Fluth zustimmender Ergießungen und Betheurungen, um

dann auf immer neuem Umwege wieder auf die grausamen Peiniger des Menschengeschlechts, Juristen und Polizisten, zu kommen. Hören wir seine Erzählung — ein wüstes Gemisch von Prahlerei, Lüge und sentimentaler Wahrheit. Sie giebt ein treues Bild standes- und gewerbsmäßigen Gaunerthums.

„'O Herr Prediger, verdammen Sie mich nicht wegen meiner Flucht aus dem Zuchthause. Ich konnte es nicht länger ertragen. Sie vermögen sich nicht vorzustellen, wie es in H. zugeht. Ich kenne alle Strafanstalten unsrer Provinz, aber solche Gräuel geschehen nur in H. In S. und B. verstehen sie auch keinen Spaß; aber wenn man geprügelt wurde, und das Blut kam aus Mund und Nase, so wurde innegehalten. Doch in H. hieß es nur: Einen Eimer Wasser über den Kopf und vorwärts! — Ich frage Sie, ist das menschlich? heißt das christlich?' —

„'Ich war zu 15 Jahren Zuchthaus verurtheilt und hatte kaum zwei Jahre abgemacht. Da beschloß ich bei mir, zu entfliehen. Ich wurde krank und kam auf das Lazaret; ich wußte es dahin zu bringen, daß man mich isolirte. Da habe ich nun acht Monate gelegen und nur das Allernothwendigste genossen, damit ich abzehrte und immer für krank galt. Jeden Mittag von 12—1 Uhr gieng der Aufseher zum Essen, und ich war eine Stunde ohne andere Aufsicht, als wenn einmal ein Beamter die Runde machte. So stand ich denn jeden Mittag leise auf, flocht das Drahtgitter vom Fenster auseinander, um zu den Eisenstäben dahinter zu gelangen, und arbeitete an den Traillen eine halbe Stunde mit einer Feile, die ich mir durch einen Gefangenen verschafft hatte. Die Lücke verstrich ich mit zerkautem Brod. Inmitten der besten Arbeit mußte ich immer aufhören, damit ich Zeit hatte, das Drahtgitter wieder in Ordnung zu bringen, ehe der Aufseher zurückkam. Wenn ich fertig war, schlich ich auf mein Lager, durchnäßt von kaltem Schweiß, bis zum Tode erschöpft von der Angst und Aufregung, daß ich entdeckt werden könnte, und sank in einen Schlaf der Ermattung. Meine Vorsicht — Gott sei Dank! verhinderte die Entdeckung. Aber es war eine fürchterliche Zeit, und ich betete früh und spät, Gott wolle mich doch beschützen, daß ich mein Werk vollende und davonkäme. Endlich war ich fertig und beschloß die Flucht. In dunkler Nacht, voll Sturm und Regen, erhob ich mich, schnitt meine Decke und alles Bettzeug in Streifen und knüpfte daraus ein Seil. Zwar mußte ich mir selbst sagen, daß ich

daran nimmermehr zur Erde gelangen könne, denn meine Zelle lag drei Stockwerke hoch, aber der Drang nach Freiheit stieß mich vorwärts, ich mochte wollen oder nicht. Ich brach die Eisenstangen heraus, knüpfte mein Tau an und zwängte mich durch die Fensteröffnung. — Wie dankte ich Gott, daß ich so elend und abgemagert war! Einen Augenblick hielt ich an und blickte in die schwarze, gähnende Tiefe. Aber ich durfte nicht zaudern. Ein heißes, inbrünstiges Gebet, und ich war draußen. O es war schauerlich, in der dunkeln Nacht schwankend am Thurm zu hängen, geschaukelt vom Wind! Kaum fühlte ich das Furchtbare meiner Lage, da — riß das Seil. Vor Schrecken verlor ich die Besinnung. Ich fühlte einen dumpfen, furchtbaren Schlag, der durch meinen ganzen Körper dröhnte. Heiß spritzte es mir aus Nase, Mund und Ohren, und an mir schritt vorüber eine dunkle Gestalt so nah, daß sie mich fast berührte. Ein Flintenlauf blitzte, es war die Schildwache, die im heulenden Regensturm weder hörte noch sah. Dann wurde vor mir alles schwarz; es sauste in meinem Kopfe, und ich versank wieder in Betäubung. Allmählich kam ich zur Besinnung. Ich lebte wirklich noch. Dort oben aus jenem Fenster war ich herabgestürzt. Meine ohnmächtigen, schwachen Glieder hatten keinen Widerstand geleistet. Nichts war zerbrochen, aber alles lahm, verrenkt und kraftlos. Ich fühlte mich wie zerstampft und lag wie ein zertretener Wurm. Dennoch dankte ich Gott von Grund meines Herzens und schöpfte frischen Muth. Endlich raffte ich mich gewaltsam auf und kroch auf Händen und Füßen nach einer Ecke des Hofes, gewaltsam die fürchterlichen Schmerzen verbeißend. Noch blieb mir eine 24 Fuß hohe Umfassungsmauer zu übersteigen. Wie wollte ich da hinüber? Ich sah keinen Ausweg, aber Gott hatte mich nicht vergessen! — Wie ich nach einem vorläufigen Versteck mich umsehe, komme ich an die Düngergrube an der Mauer. Da steht eine Leiter von den Arbeitsleuten, welche die Ausräumung besorgt hatten, vergessen. Ich stieg unter unsäglichen Qualen hinauf. Die Leiter nachzuziehen und auf der andern Seite niederzulassen, vermochte ich nicht. Ich mußte springen. An Gefahr und Tod durfte ich nicht denken. Ich schloß die Augen und stürzte mich hinab auf den vom Regen durchweichten Grund. Die Erschütterung war so heftig, daß ich wiederum betäubt liegen blieb. — Als ich die Augen aufschlug, war es Morgen. Ich schleppte mich vorwärts und kam an dem Tag einige Stunden weit. Mitleidige Leute, die mich für einen

kranken, verkommenen Handwerksburschen hielten, gaben mir Essen, Almosen und Nachtlager. Ich bin überzeugt, sie haben oft geahnt, wer ich war, aber sie schwiegen. Mein Aussehen war zu jammervoll, sie hatten ein Herz. Das hat diese Brut hier aber nicht. Sie lassen mich hier liegen und verfaulen. Alles, was ich gethan, was ich gelitten habe, ist nun vergeblich gewesen, — alles, alles vergebens! — Nach drei Wochen kam ich hier an, und nach einigen Tagen wurde ich hier verhaftet. Ich sollte bei einem Uhrmacher gestohlen haben, ich, der ich mich doch nicht bewegen kann. O wäre ich erst todt! — Denken Sie nicht, Herr Prediger, ich 'sei schlecht und gottlos. Ich kenne Gottes Wort und glaube, daß ein gerechter Richter über uns wacht und alles Böse bestraft.'" —

„So sprach dieser Mensch in wahrhaft scheußlicher Naivität und fühlte sich in seinem Geiste vollkommen gerecht. Die Begriffe Schuld und Strafe bezeichneten bei ihm nur das Verhältniß zweier feindlicher, gleichberechtigter Mächte. Für ihn gab es nur zwei Heere, die mit allen erlaubten und unerlaubten Waffen gegen einander kämpften, — auf der Eine Seite Polizei und Justiz, — auf der andern die Welt 'der Unglücklichen', wie er sie gerne nannte, dazwischen die 'ehrlichen Leute' als neutrales Gebiet, resp. streitiger Besitz und willkommene Beute für beide. Er fühlte sich vollkommen als Glied eines Standes, als Soldat einer Partei, und hatte die feste Ueberzeugung, daß dem Feinde gegenüber alles erlaubt sei. Denke man sich das Kind einer Verbrecherfamilie, das die Eltern nur mit Flüchen von Gericht und Polizei, mit Hohn von christlichem Glauben und Gottes Wort, dagegen von Diebstahl, Raub und Unzucht als von seinem Lebensberufe reden hört, das ohne Unterricht aufwächst, das nur von den Feinden der Ordnung, nur nach begangenem Unrecht und glücklich vollbrachter Sünde Gutes empfängt, während die Vertreter des Rechts einzig als böse, feindselige Wesen in seiner Phantasie auftreten, die bald den tobenden Vater, bald die schreiende Mutter von den Kindern reißen — denke man sich ein solches! Kind, und man wird begreiflich finden, daß es solche Männer gibt, wie wir eben einen geschildert haben."

Von einer Bekehrung dieses Mannes kann uns der Gefängnißprediger nichts erzählen. Er kann nur berichten, daß derselbe bei seiner Abführung in eine Strafanstalt gelobt habe, er wolle alles daran setzen, wieder zu entkommen, und gelte es einen Mord. Wenn diese überall hindurch schlüpfenden Gauner auch ganz besonders schwer

im Wort Gottes gefangen genommen werden können, so ist es um so mehr die Pflicht der Christenheit, die Brutlöcher dieses Schlangengeschlechtes zu verstopfen oder wenigstens darüber zu wachen, daß keine neuen entstehen. Es ist unumgänglich nöthig, daß in den Städten neben der Thätigkeit des geistlichen Amtes noch die freie Thätigkeit der christlichen Liebe das Wort Gottes als das einzige Heilmittel diesen Unglücklichen anpreise, welche von Kindheit auf in einer Feindschaft gegen alles göttliche und menschliche Recht dahingehen. Da wo das Verderben noch nicht zu weit um sich gegriffen hat, läßt sich wohl am ehesten noch etwas leisten, und vor allem sollten die Kinder des Verbrechergeschlechtes aus dieser Atmosphäre entfernt werden. Wie weit schon ein Kind auf dem Wege des Verbrechens kommen kann, dafür hören wir aus dem Munde unsres Berichterstatters noch ein merkwürdiges Beispiel.

---

3. Jugendliche Verbrecher und die Weihnacht.

„In unsrem Gefängniß gibt es einen kleinen Knaben von angenehmem Aeußern und gefälligem, bescheidenem Wesen. In der Schule der Anstalt zeichnet er sich durch Fleiß, rege Aufmerksamkeit und selbständiges Nachdenken aus. Der Lehrer ist stets wohl zufrieden mit ihm. Kein Beamter hat über ihn je zu klagen. Wenn der Prediger am Montag oder Dienstag kommt, um über die Predigt vom Sonntag zu sprechen, weiß er mit erstaunlicher Genauigkeit Auskunft zu geben. Aber so oft seine Strafzeit verflossen ist, vergehen nur wenige Tage, und er befindet sich wiederum in Untersuchung.

„Als er zum erstenmal die Stadtvogtei betrat, war er 11 Jahre alt, jetzt hat er das fünfzehnte Jahr noch nicht vollendet und ist zum *neunten* Male wegen Diebstahl in Strafe. *Seine Mutter ist eine brave, fromme Frau* in bescheidenen Verhältnissen, und seine Geschwister sind wohlgerathen.

„Als er das letztemal entlassen wurde, vermahnte ihn der Lehrer und fragte ihn, was er nun zu thun gedächte. Der Knabe antwortete bescheiden und freundlich, er werde *wieder stehlen gehen*. Alle Vorhaltungen gleichwie die Ausmalung einer schlimmen Zukunft waren vergeblich, und auf die ernstliche Mahnung, wenn ihn das Verbrecherelend nicht schrecke, doch nicht so frech gegen Gottes Gebote zu sündigen, sondern Ihn lieb zu haben, der so viel Liebe erweist, und

namentlich zu bedenken, was nach seinem Tode werden solle, meinte er leise und schüchtern, an so etwas glaube er nicht, das alles könne man nicht wissen. Der Lehrer klagte es mir, und ich ließ ihn kommen. Freundlich, wie ich immer gegen ihn gewesen war, fragte ich nach seinen Vorsätzen für die Zukunft. Er sah mich bedenklich von der Seite an und schwieg. Ich drang in ihn, er wurde blaß und fieng an zu zittern, aber sagte kein Wort. Da ich sanft blieb und ihn nicht erschreckte, flüsterte er endlich: 'Ich fürchte mich.' Ich versicherte ihn, es solle ihm nichts geschehen, er möge nur offen sein und sagen, was er zu sagen sich fürchte. Kaum hörbar brachte er hervor: 'Ich will so bleiben, ich habe noch nie gearbeitet und will nicht arbeiten.' Und dabei sah er so kindlich besorgt aus seinen großen, offenen Augen, daß der furchtbare Kontrast zwischen seinem Aussehen und seinen Worten einen wahrhaft erschütternden Eindruck machte.

„Als er sah, daß die Gefahr vorüber war, athmete er auf und war seit der Zeit zutraulicher, versprach sogar, zu mir zu kommen. Sein Entschluß schien aber derselbe geblieben zu sein; alles Reden war vergeblich.

„Seine Mutter holte ihn ab, und als sie auf dem Heimweg noch einmal die ganze Länge des Gefängnißgebäudes am Flusse erblickte, sagte die Mutter weinend: 'O mein armes Kind, sieh, in dem schrecklichen Hause warst du schon so oft. Ich wollte doch lieber sterben, als nur eine Nacht darin zubringen.' Der Junge antwortete heiter, aber ohne Frechheit: 'Ja, Mutter, die Naturen sind verschieden. Mir thut das nichts.' — Voll Entsetzen theilte die Mutter mir diese Aeußerung mit, und nach wenigen Tagen war der Sohn wieder in Untersuchungshaft.

„Ich empfieng ihn freundlich, wie ich ihn entlassen hatte, veranlaßte aber, daß er allein gelegt wurde. Bei häufigen Besuchen fand ich ihn stets heiter und allmählich immer offener. Er erzählte, wie 'schlechte Jungen' ihn beim Spielen auf den Plätzen der Stadt dazu verführt hätten, den Händlerinnen Obst zu nehmen, und wie er dann zu Marktdiebstählen verführt worden sei. Bei seiner ersten Haft lag er mit vielen Jungen in einer gemeinsamen Zelle, und 'was der eine nicht wußte, das wußte der andere,' und seitdem war's vorbei. 'Ich wurde mit einigen zusammen entlassen, wir giengen mit einander stehlen und wurden wieder arretirt. Seit der Zeit sind wir immer zusammen geblieben.' Er erklärte endlich, wenn er wieder hinaus

käme, einen ernstlichen Versuch machen zu wollen, ob es nicht besser mit ihm werden könne.

„Was kann man hoffen? Wie tief hat sich die Sünde bei diesem armen Kinde eingenistet! Und doch darf man nicht verzweifeln, daß auch bei ihm eine Umkehr möglich sei; denn ein schwacher Hoffnungsschimmer leuchtet immer noch aus der Tiefe dieser Versunkenheit. Bei diesem kleinen Meisterdiebe findet sich — seltsamer Widerspruch! — eine verhältnißmäßig große Wahrheitsliebe, eine Spur kindlicher Offenheit. Gott erbarme sich sein!“ —

Wenn der Sohn einer braven, frommen Mutter so weit kommen kann, was soll dann aus den armen Geschöpfen werden, die ganz in der Verbrecherwelt aufgewachsen sind? — Unser Gefängnißprediger nennt das Feld der jugendlichen Gefangenenpflege eine trostlose Wüstenei. Doch wir wollen ihn zum Schluß auch zu dem Lichtstrahl begleiten, der jedes Jahr in die dunkle Nacht des Gefängnisses hineinleuchtet.

„Es ist Weihnachten! Schon seit einigen Tagen herrscht ein reges, geheimnißvolles Wesen auf der Knabenstation, eine erhöhte Stimmung macht sich bemerkbar, und Zucht und Ordnung sind leichter zu handhaben, denn je. Unter der Leitung des geschickten und freundlichen Aufsehers werden aus buntem Papier Netze, Ketten und anderer Zierrath gefertigt und verschwinden dann spurlos. — Der Weihnachtstag ist da. Nach dem Vormittagsgottesdienst versammeln sich sämmtliche Oberbeamte in der Schule, und unter dem Beistand vieler Hände ist in kurzer Zeit alles zur Bescheerung bereit. Vor jedes Knaben bestimmtem Platze ist ein Haufen von Aepfeln, Nüssen, Wecken, Kuchen und anderen Herrlichkeiten aufgethürmt, nebst Bildern und Büchern, wie die Gefängnißordnung es gestattet. Wenn die Vorhänge niedergelassen sind und der prächtige Weihnachtsbaum in vollem Glanz der Kerzen strahlt, wird die Thüre geöffnet und die draußen harrende Schaar eingelassen. Sie treten ein, jugendliche Verbrecher in Gefängnißtracht, schon wohlerfahren und geübt in manchen Lastern, aber jetzt — vertrauensvolle, bescheidene, freudige Kinder. Jeder steht vor seinen Gaben; der Geistliche spricht einige Worte von der Freude, die allem Volk wiederfahren ist.

„Wie verschieden spiegelt sich der Glanz der Weihnachtslichter in den jugendlichen Augen wieder! Der Eine blickt mit fröhlicher Begehrlichkeit auf die süßen Gaben nieder; ein andrer schielt schon rechts und links auf seiner Nachbarn Antheil und beginnt einen mißgünstigen

Vergleich zu ziehen; ein dritter unterdrückt mit Mühe die Thränen und sieht in trauriger Erinnerung in den hellen Glanz. Plötzlich erhebt einer seine Stimme zu einem lauten, bitterlichen Weinen und hier und da stimmen andere ein, während die Aermsten und Elendesten, die nichts haben, wornach sie sich sehnen, denen die Erinnerung keine verlorenen Freuden zeigt, hülflos und unbehaglich um sich schauen.

„Von der letzten Weihnachtsbescheerung her schwebt mir noch das Bild eines kleinen, blassen Knaben von 10 Jahren vor. Seit seinem Eintritt in das Zimmer hatte er die Augen nicht von dem Lichterbaum gewandt; die Anwesenden, die Gaben, die Worte des Geistlichen — nichts zog ihn an; mit gefalteten Händen stand er und blickte in die Helligkeit, immerfort langsam den Kopf schüttelnd, während stille Thränen über sein bleiches Gesicht strömten. Ich habe schon in vieles Elend hinabgeblickt und manchen erschütternden Nothschrei unsres armen Volkes gehört, aber keiner ist mir so durchs Herz gegangen, als die stillen Thränen des Kindes unter dem Weihnachtsbaum. —

„Die Schaar der 30—40 strafgefangenen Knaben hat den Raum verlassen, und es kommen die kleinen Häuflein der noch in Untersuchung befindlichen Kinder an die Reihe, zuletzt auch die Mädchen. Die Scenen wechseln mehrmals ab, während der festliche Tannenbaum ruhig und feierlich fortbrennt und seinen Schein den armen Verirrten leuchten läßt, sie zu locken in das Vaterhaus. — Wenn die letzten mit ihrer Habe in die Zellen zurückgekehrt sind, werden die übriggebliebenen Vorräthe gemustert und den Geistlichen überliefert zur Vertheilung an die 'Isolirten'. — Es ruht ein eigener Segen auf diesen Weihnachtsbesuchen bei den in einsamer Zelle Sitzenden. Bei vielen rührt sich wieder das verlorene und seit Jahren versteinte Kinderherz. Die starre Verschlossenheit, die dem Hammer des göttlichen Gesetzes und der versöhnlichen Bitte des Evangeliums unerschütterlich entgegentrat, zerbricht und zerschmilzt oft vor der kindlichen Liebesgabe und widerstrebt der suchenden Gnade nicht mehr. Die Verkündigung an alles Volk geht nicht mehr über die Ausgestoßenen hinweg, und manche, die sich von Gott und Welt vergessen wähnten, beginnen für möglich zu halten, daß auch ihnen die Engelsbotschaft gilt: Euch ist heute der Heiland geboren!"

Redactor: Dr. A. Ostertag. — Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

